# NEUE DIDASKALIA: UNTERHALTUNGSBLATT. 1872



# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“



Nr. 1. Mittwoch, 2. Januar 1872.

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Meine theure Mutter, die das Geheimniß unserer Liebe kennt. Was sie meinen Bitten nicht gewährt, wird sie vielleicht dem innigen Flehen der bedrängten Unschuld nicht versagen.“

Fräulein von Lusac beugte sich über die Hand der erschrockenen Frau, küßte sie und sank dann vor ihr auf die Knie nieder.

„O, Madame,“ flehte sie, rathen Sie, helfen Sie. Hector den ich so unaussprechlich liebe, sagte mir, daß Sie es vermögen.“

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, stehen Sie auf,“ versetzte Hector's Mutter. „Diese Aufregung, diese Thränen — was ist geschehen? Hat Ihr Vater entdeckt, daß mein Sohn es gewagt, seine Wünsche zu seiner Tochter zu erheben?“

„Nein, nein, das ist es nicht,“ rief die junge Dame, auf den Knieen liegen bleibend. „O, viel Schlimmeres, Madame, ängstigt und quält mich. Ich sah Hector in drei Tagen nicht. Sein Geschäft hielt ihn von uns fern. Gestern nun kam ein Besuch von Paris. Es ist der Herzog von Vivonnes, Offizier in der königlichen Armee, der Sohn eines alten Freundes meines Vaters. Derselbe hatte mir früher schon oft seinen Namen genannt und ihn als einen liebenswürdigen jungen Cavalier geschildert. Aber ich achtete nicht darauf. Ich ahnte nicht, was der Herr Marquis mit dieser Schilderung beabsichtigte. Diesen Morgen aber erfuhr ich es mit Schrecken. Der Herzog ist zu uns gekommen, um meine Hand zu begehren, da sein Vater aus alter Freundschaft für den meinigen diese Verbindung wünscht. Gestern Abend theilte mir mein Vater die Bewerbung des Herzogs mit, und äußerte zugleich, daß er in dieser Heirath das Glück meiner Zukunft sähe. Mein Herz bebte zusammen, doch meine Lippen blieben stumm. Daß ich blaß wurde und Thränen mir in die Augen traten, hielt der Marquis für jungfräuliche Schaam und verließ mich mit der Ueberzeugung, daß diese Ehe mir keinen Widerwillen einflöße. Ich weinte die ganze Nacht hindurch. Welche Antwort sollte ich dem Herrn Marquis geben, bevor ich Hector gesprochen? Dieser Gedanke quälte mich bis zum Morgengrauen. Da faßte ich einen raschen Entschluß. Ich schützte einen Spaziergang im Park vor und eilte hierher, um Hector meine Angst zu klagen. Er sah mich, wie ich durch den Garten kam und ging mir entgegen. Von ihm erfuhr ich, daß es vielleicht in Ihrer Macht steht, mich vor dieser Heirath zu schützen. Er sprach von einem Geheimniß, dessen Enthüllung ihn befähigen würde, mit seinem Nebenbuhler in die Schranken zu treten. O, Madame, wenn er sich nicht täuscht, so flehe ich Sie mit Thränen an, es ihm und mir jetzt zu entschleiern. Sehen Sie auf meine Verzweiflung, auf den Schmerz Ihres geliebten Sohnes und zögern Sie nicht mit der Hülfe, die Gott zu unserm Heile in Ihre Hand gelegt hat!“

Die unglückliche Frau sah die Bittenden mit einer Miene stummer Verzweiflung an. Dann sank sie in ihren Stuhl zurück, bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und ein heißer Thränenstrom floß über ihre blassen Wangen herab.

Während Madame Bonnard sich so ihrem lauten Schmerze überließ, hatte Hector die Geliebte aufgehoben.

Stumm standen Beide eine Zeitlang da.

„Geduld,“ flüsterte der junge Mann Hortense zu. „Laß' die Mutter sich erst ausweinen, dann wollen wir versuchen, ihr ein entscheidendes Wort abzugewinnen.

Das Mädchen nickte zufrieden.

Doch dieser Vorsatz, den Beide gefaßt, kam nicht zur Ausführung.

Madame Bonnard trocknete ihre Thränen,

erhob sich von ihrem Sitze, und bat mit gefalteten Händen:

„Wollt Ihr mich nicht tödten, so bedrängt mich jetzt nicht weiter! Der Himmel hatte mir eine schwere Krankheit zugeschickt und meine Genesung schreitet nur langsam vorwärts. Das Weh, das mich jetzt durchzuckt, die Aufregung, in der ich mich befinde, kann einen Rückfall bringen. Ich scheue den Tod nicht. Wenn ich aber in dieser Stunde noch nicht zu sterben wünsche, ist es nur, um Dich mein theurer Sohn, vor dem Vorwurf zu bewahren, mein plötzliches Ende wäre Dein Werk."

Diese Worte erschütterten den jungen Mann. Er drückte die Hand der Mutter an seine Lippen.

„Ja, ja," rief er, „ich will jetzt schweigen. Dein Leben gilt mir noch mehr als das meine. Aber Hortense entsagen, das kann ich nicht. Mein Herz würde brechen, wüßte ich sie jemals in den Armen eines Andern."

„Wie das meine," seufzte das junge Mädchen.

„Dazu wird es nicht kommen, Ihr theuren Kinder," versetzte Hector's Mutter, welche die Hand nachsinnend an die Stirn gelegt.

„Und wie willst Du uns davor schützen?" fragte der Jüngling.

„Reden Sie, reden Sie, Madame," rief Hortense mit traurigem Tone.

„Hört meinen mütterlichen Rath," sagte Madame Bonnard. „Eure Liebe muß vor der Hand ein Geheimniß bleiben. Du, Hector mußt nach Paris zurückreisen und dort Deine als Advokat begonnene ehrenvolle Laufbahn fortsetzen. Wie ich Deine Fähigkeiten kenne, wird es Dir in dieser Zeit, wo Frankreich mehr als je tüchtiger Männer bedarf, um fördernd in die Staatsmaschine einzugreifen, gewiß gelingen, einen Rang zu erkämpfen, der Dich mit dem Adel auf gleiche Stufe stellt."

„Und wenn sich diese Hoffnung auch erfüllt," unterbrach Hector die Mutter, „wird das den Marquis von Lusac abhalten, seine Tochter mit dem Herzog von Vivonnes zu vermählen."

„Der Marquis ist mir als ein edler, mildgesinnter Mann gerühmt worden," fuhr Madame Bonnard fort. „Er wird nicht darauf bestehen, wenn das Fräulein ihm ehrerbietig, aber fest erklärt, daß sie ihre Hand niemals ohne ihr Herz verschenken würde und der Herzog nicht der Mann sei, der ihre Liebe zu erringen vermöge."

„Und wenn Du Dich dennoch irrtest, Mutter", bemerkte Hector, wenn Hortense's Vater Gehorsam von ihr verlangte?"

„So bleibe sie standhaft. Wir leben gottlob nicht mehr in einem Zeitalter, wo die Macht der Väter so weit geht, ihre Töchter gegen ihren fest ausgesprochenen Willen zu verheirathen. Es ist möglich, daß sie einige Zeit unter dem Unwillen des Vaters zu leiden hat. Aber ihre Bitten, ihre Thränen werden sein Herz erweichen und der Friede wird wieder im Schlosse Lusac einkehren. Hofft dann Alles von der Zukunft, Ihr guten Kinder. Euch erscheint sie düster, mir aber hell und freudenreich. Gott hat Eure jungen Herzen zusammengeführt. In meine Hand hat er es gelegt, daß dies Band, das wahre, reine Liebe geschlossen, nicht wieder getrennt werde. Befolgt Ihr meinen Rath, so wird sich Alles zum Guten wenden. Das sind für jetzt die letzten Worte in dieser Angelegenheit. Bedrängt mich nicht länger. Es würde vergebens sein. Verlaßt mich jetzt, denn ich fühle, daß meine Kräfte durch diese peinliche Scene erschöpft sind."

Dieser Bitte mußte gehorsamt werden.

Hortense nahm stumm von Madame Bonnard Abschied, und Hector begleitete sie bis nach einem Muttergottesbilde, das, ein paar hundert Schritte von dem Hause seiner Mutter entfernt, auf dem Wege stand, der nach Schloß Lusac führte.

Dort, da keine Zeugen in der Nähe waren, sanken die Liebenden einander in die Arme, und die Schwüre der Treue, die sie schon an dem Morgen ausgetauscht, wo sie sich gegenseitig ihre Neigung gestanden, wurden erneuert.

„Und wann werde ich Dich wiedersehen, Hector?" fragte Hortense die Hand zum Abschiede reichend.

„In wenigen Tagen," erwiederte Hector. „Ich gab Deinem Vater das Versprechen, ihm die Akten mitzubringen, die ich jetzt, um sein Recht in dem von ihm geführten Prozeß zu beweisen, ausarbeite. Ich werde es nicht an Fleiß fehlen lassen, ihm Wort zu halten, und die Sehnsucht, bald wieder in Deiner Nähe

zu sein, wird meine Anstrengung noch verdoppeln."

„O, komme, bald, recht bald." bat das junge Mädchen, und fügte hinzu: „Mein Muth, die Werbung des Herzogs zurückzuweisen, wird stärker sein, wenn ich Dich auf Lusac weiß."

Noch ein Kuß, dann schieden sie von einander. Aber mehr als einmal blieb Hortense auf dem Wege stehen, sah sich um und winkte dem Erwählten ihres Herzens, der ihr nachblickte, mit dem Taschentuche Abschiedsgrüße zu.

Hector ging nach Hause zurück.

(Forts. folgt.)

## Das Gespenst.

**Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.**

von C. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

„Ich erbitte Nichts weiter, als daß Sie mit diesem Soldaten reden, daß Sie ihn verhindern, zu schießen. Nehmen Sie dies Tuch, es mahnt Sie an ein Versprechen!"

Holm nahm das Tuch, es war mit ihrem Blute benetzt; er hatte ihr gesagt, sie könne Alles von ihm fordern, wenn sie ihm dieses Tuch bringe. Er schritt auf den Posten zu und befahl ihm, in's Schloß zu gehen und dem Premierlieutenant Senden zu melden, er ließe ihn bitten, hierher zu kommen, er habe Wichtiges zu entdecken.

Als der Posten sich entfernt, schaute Holm sich um. Zwei Gestalten schlüpften aus der geöffneten Thüre des Kellers dem Gitter des Schloßgartens zu, sie waren in schwarze Mäntel gehüllt, sie verschwanden in der Dunkelheit. Sein Herz bebte in banger, zitternder Erwartung. Er hatte die Flucht begünstigt, er bebte, daß er umsonst Flora dies Opfer gebracht, jeden Augenblick konnte das Krachen eines Schusses verrathen, daß die Flüchtigen entdeckt seien.

Alles blieb ruhig. Er eilte hin, zu sehen, wo Flora weile. Da stand sie — angelehnt an die Thüre des Eiskellers, regungslos lauschend. „Haben Sie Dank," flüsterte sie, „es ist gelungen!"

„Noch können sie nicht aus dem Garten sein."

„Sie sind schon draußen. Das Gitter hat dort lose Stäbe; nun helfe ihnen Gott weiter. Herr Graf, Sie haben mir einen Dienst erwiesen, den ich Ihnen nie vergessen werde. Glauben Sie mir, daß nur eine heilige Pflicht mich veranlassen konnte, von Ihnen zu erbitten, daß Sie um meinetwillen Ihre Pflicht verletzen. Es galt, die Ehre und das Leben meines Vaters zu retten, der unschuldig gefangen und angeklagt ist. Aber glauben Sie nicht, daß ich Ihre Güte angenommen hätte, wenn ich nicht selbst ein schweres Opfer gebracht hätte. Ich habe für das Versprechen, daß mein Oheim auf einen Ueberfall des Schlosses verzichtet, meine Freiheit verkauft. Sagen Sie Ihrem Vorgesetzten, daß Ihre That vielleicht sein Leben und das Ihrer Soldaten gerettet, denn Beides war in Gefahr. Jetzt haben Sie Nichts mehr zu fürchten, mein Vater duldet keinen Verrath und mein Oheim ist durch sein Wort gebunden, jeden Anschlag zu unterlassen."

Holm beachtete ihre Worte kaum, ihm klang nur das Wort durch die Seele: ich habe meine Freiheit verkauft! Er bebte, daß er den Sinn dieser Worte errathe, und er zitterte, eine Frage zu thun. —

Das Hinzutreten Senden's machte auch die Fortsetzung des Gesprächs unmöglich, aber Holm ergriff die Gelegenheit, Flora wissen zu lassen, warum er ihrer Bitte nicht widerstanden. „Ich melde mich als Arrestant," sagte er, „ich habe den Oheim und Vetter dieser Dame entfliehen lassen, weil ich Verwandte Derjenigen nicht verhaften mochte, der ich Herz und Hand bieten würde, wenn ich hoffen könnte, Erhörung zu finden. Fräulein von Brin-Hilaire bürgt dafür, daß uns kein verrätherischer Anschlag hier im Schlosse bedrohen soll."

„Ich wünsche Dir Glück," versetzte Senden, „daß Du Gefangener einer so schönen Dame bist; die Bürgschaft der Braut eines Offiziers gilt mir für alle ihre Verwandte."

„Der Braut — Sie irren Sich," rief Flora, alle ihre Kräfte zusammenraffend — „nein, der Mann, dem ich meine Hand versprochen, dankt dem Grafen Holm das Leben und die Freiheit!"

Senden starrte Holm fragend an, der junge Mann stand da, wie vom Blitze getroffen, aber das Krachen von Flintenschüssen auf der oberen Terrasse unterbrach jede Erörterung. Die

Officiere zogen die Degen, die Wache trat heraus, und Holm hatte nur ein Wort, einen Blick der Verachtung für Flora!

(Fortsetzung folgt.)

## Die neuen Maße und Gewichte in Versen.

Längenmaß.

Das Meter, oder deutsch: der Stab,
Mißt Länge, Breite, Höhe ab;
An Größe zu vergleichen mit
Dem großen, starken Mannesschritt.
In Zehntel, wenn man es zerstückt,
Das Dezimeter man erblickt;
Es gleicht (auch dieses sei bekannt)
Der Breite einer Manneshand.
Und fingernagelbreit erscheint,
Was man mit Centimeter meint,
Auch Neuzoll dieses Theilchen heißt
Ein Hundertel des Metres weist.
Doch nadelbreit nur zeiget sich
Das Millimeter oder Strich;
In tausend Theile winzig klein
Theilt es des Meters Länge ein.
Aufs Dekameter (Kette) geh'n
Vom ganzen Meter ihrer zehn,
Das tausend Meter aneinand'
Ein Kilometer wird's genannt.

Flächenmaß.

Ein Viereck, gleich an jeder Seit',
Und auch ein Meter lang und breit,
Ein Meter also im Quadrat,
Man Flächenmaßes Einheit hat.
Einhundert solcher stellen dar
Die Ruthe im Quadrat, das Ar.
Ein Hektar mißt der Wald, das Feld,
So hundert Aren Fläche hält. —
Das Meter im Quadrat erträgt
Auch, daß man es zertheilt, zerlegt,
Zehn Streifen nach der Länge schneid',
Theil jeden zehnmal nach der Breit',
So werden hundert Theile d'raus,
Sieht jeder wie ein Viereck aus;
Den nenne Centimeter dann,
Nur setz das Wort „Quadrat" voran.
Und willst du kleinre Theile noch,
So theile fort — mit Hundert doch,
Denn Hundert ist hier Währungszahl
Das merke ein für allemal.

Hohlmaß.

Der Liter (deutsch die Kanne) mißt
Die Körner und was flüssig ist;
Beim halben Liter kommt nun auch
Der Name Schoppen in Gebrauch.
Das Liter, erst getheilt mit zehn,
Giebt Deziliter — wirst's versteh'n;
Und auch getheilt mit Hundert dann
Man's Centiliter nennen kann.
Das Milliliter theilt es ein
In tausend Theile nett und klein.
An fünfzig Liter wenn man nimmt,
So ist's ein Scheffel ganz bestimmt.
Die hundert Liter geben baß
Das Hektoliter oder Faß.

Gewichtmaß.

Des Maßes Einheit im Gewicht
Ist nur das Gramm und anders nicht.
Mit zehn getheilt heißt's Decigramm.
Mit hundert nenn' 's ein Centigramm,
Und theilst du es mit tausend gar,
So stellt es Milligramme dar!
Zum Neuloth oder Dekagramm
Nimm zehn der Gramme du zusamm',
Und tausend Gramme wiegen rund
Ein Kilogramm, das sind zwei Pfund!
Einhundert Pfunde sind bekannt
Als Centner schon im ganzen Land,
Und zwanzig Centnern lege du
Den kurzen Namen „Tonne" zu.

Der Maße Grund.

Ein Mittagskreis durchzieht Paris,
Der ward gemessen und er wies
Als vierzigmillionsten Part
Das Meter in bekannter Art.
Vom Meter nun (auch deutsch den Stab)
Leit alle andern Maße ab.
Nach sicher richtigem Befund.
Ist er der Maße fester Grund.
Ein Dezimeter in Kubik
Giebt dir genau ein Würfelstück
Deß Inhalt so viel Wasser faßt
Als du im Liter vor dir hast!
Und was an Wasser füllen kann
Den Centimeterwürfel dann,
Das zeigt (wenn man genau es wägt)
Was eines Gramms Gewicht beträgt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.
Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."
Nr. 2. Sonntag, 7. Januar 1872.

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Schon nahe der Thüre begegnete sein Blick dem Unglücklichen, den er wenige Tage zuvor im Walde getroffen, und dem seine Mutter, ohne daß sie ihn gesehen, auf die Bitte des Sohnes durch Madeleine ein Obdach bei einem greisen Dorfbewohner verschafft hatte, der ihr, seiner Wohlthäterin, gern den Wunsch erfüllte, den Fremden in seiner ärmlichen Behausung aufzunehmen.

Dieser Mann, der sich Niclot nannte, schritt langsam daher, unverständliche Worte murmelnd und zuweilen mit wildem Blicke seinen Wanderstab emporhebend, als sähe er einen Feind vor sich und sei im Begriffe, denselben zu Boden zu schlagen.

Hector blieb stehen und sah seinem wunderlichen Treiben eine kurze Zeit zu. Wider dessen Willen flößte ihm dieser Mann, dessen Antlitz und Rede Spuren des Wahnsinns verriethen, Interesse ein. Er beschloß, ihn anzureden und rief laut seinen Namen.

Der Bettler blickte nach ihm hin.

„Sie riefen mich, Herr?" fragte er.

„Ja, Alter. Ich wollte die Frage an Euch richten, ob Ihr jetzt Eure Kräfte ganz wiedergefunden habt. Als ich Euch droben am Felsen traf, befandet Ihr Euch in einem erbärmlichen Zustande."

Der Bettler nickte.

„Ja, Herr, ich war dem Tode nahe. Ihnen danke ich mein Leben, Nahrung und ein Asyl, wo ich mein Haupt hinbetten kann."

„Das Letztere dankt Ihr nicht mir, sondern meiner Mutter," sagte Hector. „Also Ihr befindet Euch jetzt besser?"

„Ja, Herr, ja," versetzte der Mann. „Ich habe nichts mehr vom Leben zu hoffen und möchte hier meine Tage beschließen. Aber die Träume, die bößen Träume, die in meinem Gehirn glühen. die leiden das nicht. Die treiben mich wieder fort."

„Welche Träume?" fragte der Jüngling. „Könnt Ihr sie mir nicht erzählen?"

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Ich könnte wohl, Aber sie sind zu grauenvoll. Sie würden Ihre junge Seele mit Entsetzen erfüllen. Haben sie mich doch fast wahnsinnig gemacht. Aber ganz, lieber Herr, bin ich es noch nicht. Ich habe noch so viel von meinen Sinnen übrig behalten, daß ich Sie wiedererkennen würde, die ich nun schon viele Jahre suche. Ja, ja, ich würde es, obgleich sie nicht mehr so schön sein kann, wie damals, als ich sie an der Seite des Ungeheuers stehen sah, der meine armen Eltern erbarmungslos hinschlachten ließ, weil sie Thränen über die Ermordung des guten Königs vergossen hatten. Ihn, den Mörder hat Gott gerichtet. Sie werde ich richten. O, träte sie mir jetzt entgegen. Mit einem Schlage würde ich der Schlange den Kopf zerschmettern und hochaufjauchzen, wenn sie verröchelnd im Tode mir zu Füßen sich krümmte."

Er hob seinen Stock drohend empor und ein wilder Blick begleitete diese Bewegung.

Hector's Neugier wurde durch diese seltsamen Worte erregt.

Ihm näher tretend, fragte er:

„Und wer ist dies Geschöpf, das Ihr so fürchterlich haßt?"

Der Bettler stierte ihn an.

„Das kann ich Ihnen nicht verrathen, Herr."

„Und warum nicht?"

„Sie könnten mit der Verruchten zusammentreffen und ihr mittheilen, daß ich Sie suche. Sie würde mir dann entfliehen und sich vor meiner Rache verbergen. Nein, nein, ich werde ihren Namen nicht eher aussprechen, bis sie in meine Hände fällt, nicht eher, Herr, nicht eher. Aber lassen wir das. Mein Blut kocht und meine Sinne verwirren sich, wenn

ich an sie denke. Gewähren Sie mir jetzt eine Bitte, Herr Bonnard."

„Sprecht sie aus. Mit einem Unglücklichen habe ich stets Mitleid."

„Erlauben Sie mir, Madame Bonnard, Ihre Mutter, zu sehen."

„Ihr wollt ihr wohl danken, Freund?"

„Ja mein Herz sehnt sich darnach. Sie hat dem alten Bettler ein Obdach verschafft, ihn bis jetzt ernährt —"

„Und wird das ferner thun," fiel Hector ein.

„Das weiß ich, lieber junger Herr. Der alte Mann, bei dem ich wohne, nennt sie die Wohlthäterin aller Armen und Elenden im ganzen Orte."

„Meine Mutter soll Euch später vor sich lassen, wenn sie erst vollkommen genesen ist," sagte Hector. „Uebrigens verlangt sie von Niemandem Dank für die von ihr gespendete Hülfe. Geht mit Gott, Alter, und wenn es Euch möglich ist, unterdrückt jeden Rachegedanken in Eurer Seele. Es ist unedel, sich zu rächen. Glaubt mir, die Rache trägt den Fluch mit sich, daß der Pfeil, den sie abschießt, von dem Feinde zurückprallt und den Schützen selbst oft tödtlich verwundet."

Der Bettler schüttelte die weißen Locken.

„Sie würden nicht so sprechen, Herr Bonnard, hätten Sie gelitten, was ich habe erleiden müssen."

Mit diesen Worten wankte er hinweg, der Hütte zu, die er bewohnte.

Der junge Mann aber trat in's Haus, begab sich auf sein Zimmer und nahm die erwähnten Prozeßakten vor. Je eher er seine Arbeit vollendete, je eher konnte er sich nach Schloß Lusac begeben und durch seine Gegenwart den Muth der Geliebten stärken, die Hand des Herzogs von Vivonnes ganz entschieden zurückzuweisen.

Drittes Kapitel.

## Die Nebenbuhler.

Volle acht Tage waren verflossen.

In dieser Zeit hatte der Marquis von Lusac seinen Wunsch, Hortense möge die Gemahlin des Herzogs von Vivonnes werden, nicht gegen seine Tochter mehr erwähnt.

Der alte Herr wollte dem stattlichen Cavalier Zeit lassen, erst ihr Herz zu gewinnen, bevor er mit seiner Werbung offen herausträte.

Armand von Vivonnes hatte denn auch jede Gelegenheit benutzt, sich dem schönen reichen Mädchen in der galanten Weise eines Cavaliers, der seine Erziehung am Hofe des Königs erhalten, zu nähern. Aber er war zu stolz, ihr seine Neigung zu gestehen, ehe ein huldvolles Lächeln oder ein ermunternder Blick ihrerseits ihm die Gewißheit gab, daß seine Gefühle erwidert wurden.

Was er wünschte und hoffte, war aber bis dahin ausgeblieben.

Hortense, fest entschlossen, den ihr von Madame Bonnard gegebenen Rath zu befolgen, hatte die Huldigungen, die Armand ihr weihte, mit einer Gleichgültigkeit aufgenommen, die einem weniger eiteln Bewerber schnell die Ueberzeugung gegeben haben würde, daß alle seine Bemühungen, ihr zu gefallen, umsonst verschwendet waren.

Der Herzog von Vivonnes aber täuschte sich selbst über die Kälte, mit der Hortense ihn empfing und wieder entließ.

War er doch im Punkte der Liebe längst kein Neuling mehr.

Die ersten Damen des königlichen Hofes hatten ihm zahlreiche Beweise ihrer Gunst gegeben und es hatte nur von ihm abgehangen, in Paris eine vielleicht noch glänzendere Parthie zu schließen, als Hortense von Lusac war, und nur der Wunsch seines Vaters hatte ihn dazu vermocht, seine künftige Gemahlin in der Provinz zu suchen.

(Forts. folgt.)

## Das Gespenst.

**Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.**

von C. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Das Schießen im Walde war so lebhaft, daß Senden eine Sektion hinaussandte, die beiden Doppelposten zu verstärken. Holm folgte mit dem Soutien, während Senden die Besetzung des Dorfes anordnete. Das Schießen verstummte nach wenigen Minuten. Eine Bande Franctireurs hatte sich der oberen Terrasse, auf der gestern kein Posten gestanden, unvorsichtig genähert und sich zurückgezogen,

als Holm mit der Verstärkung nahte.

Eine Stunde später und der Lieutenant Wilhelmi schickte von der Bahnstation einen Gefangenen nach dem Schlosse. Er ließ melden, daß er Patrouillen ausgeschickt, als er das Schießen auf dem Schloßberge gehört, eine Bande Franctireurs habe sich ostwärts abgezogen, der Gefangene sei von seinen Patrouillen ergriffen worden.

Senden ließ den Gefangenen vorführen. Derselbe war verwundet, aber er schaute trotzig drein; die Züge dieses Antlitzes schienen Holm nicht fremd. „Sie wollten das Schloß überfallen?" forschte Senden; „Sie hatten Einverständnisse hier, Sie wurden erwartet?"

„Ich gebe keine Rechenschaft über die Pläne meiner Genossen," versetzte der Franctireur. „Wir greifen den Feind an, wo wir ihn finden."

„Sie werden Sich vor Allem darüber auszuweisen haben, ob Sie zu einer regelrechten Truppe gehören. Doch Sie sind verwundet, man rufe den Arzt."

Der Gefangene ward in ein Zimmer gebracht, wo man einen Soldaten gebettet, der soeben verwundet worden. Der Arzt verband ihn und erklärte, die Wunde sei schwer, der Gefangene bedürfe der Pflege, nicht der Bewachung.

Senden befahl, daß für ihn Sorge getragen und eine Zofe des Schlosses zur Pflege bestellt werde. Wenige Minuten später und Flora drängte sich in's Krankenzimmer, ein Angstschrei entglitt ihrer Brust: „Mein Bruder!"

„Aha!" sagte Senden zu Holm, als er erfahren, wer der Gefangene sei, „das Einverständniß mit den Schloßbewohnern liegt jetzt klar am Tage, den Oheim hier verborgen, den Bruder draußen, — Du hast ein paar gefährliche Bursche entwischen lassen!"

Holm schüttelte den Kopf, er ging in's Krankenzimmer, nach einer halben Stunde kehrte er zurück. Sein Antlitz war bleich. „Ich hatte ihr doch Unrecht gethan," sagte er, „der Anschlag war verabredet, sie hat ihn vereitelt und ihren Oheim zur Flucht veranlaßt. Zitternd für des Vaters Leben und Ehre hat sie ihre Hand zum Preis dafür geboten, daß der Oheim auf seinen Plan verzichtet; sie hat mir Alles gestanden, prüfe selbst, und Du wirst dem alten Marquis vergönnen, mit ihr den Kranken zu pflegen!"

Mit überwallendem Gefühl schilderte Holm jetzt dem Freunde, wie Flora ihm ihr ganzes Herz ausgeschüttet und zu ihm gesprochen, wie zu einem Bruder. Ja, sie hatte ihm gestanden, daß er ihr theuer geworden und daß sein Blick der Verachtung sie tief geschmerzt. Sie hatte ihm die Lage ihres Vaters dem Oheim gegenüber enthüllt, den Zwist der Beiden geschildert, um darzuthun, wie ihr Vater abhängig gewesen, und warum sie das schwerste Opfer nicht gescheut, die Ehre, das Leben des Vaters zu retten. „Es ist klar," schloß Holm, „daß ein Anschlag verabredet gewesen für diese Nacht und daß der Bruder des Marquis jenen vom Bruder Flora's geführten Trupp auf verborgenem Wege in's Schloß führen wollte. Durch seine Flucht beweist er, daß er den Anschlag aufgegeben, und Das danken wir Flora. Wäre sie nicht dem Oheim entgegengetreten, hätte sie seine Flucht nicht möglich zu machen gesucht, wir hätten uns heute arglos zur Ruhe begeben und wären in der Nacht überfallen worden. Sie hat mir angegeben, wo die geheimen Ausgänge des Schlosses sind, ich habe die Posten darauf instruirt, dieselben im Auge zu haben, aber ich glaube fast, wir können ihr vertrauen."

„Und die geheimen Schlupfwinkel des Schlosses? Wer bürgt uns dafür, daß Niemand dort schon versteckt, daß Flora selber nicht getäuscht wird?"

„Sie hat mir gezeigt, wie man die geheimen Thüren zu den Gallerieen findet. Immer da, wo, wie hier, im Getäfel eine Rosette am Kreuz der Linien ist, und zwar die dritte vom Ofen rechts. Hier also!" — rief Holm und drückte an einer Rosette. Eine Thüre sprang auf und mit nicht geringer Bestürzung erkannte Senden, wie drohend die Gefahr gewesen: ein Gang führte hinter der Wand seines Schlafzimmers fort, er hätte bei einem Ueberfall nicht Zeit gehabt, zum Revolver zu greifen!

Eine Woche ist seit den im vorigen Kapitel geschilderten Ereignissen vergangen. Die Sicherheit der Etappenstraße ist nicht gestört worden, allen eingegangenen Nachrichten zufolge haben sich die Franctireursbanden völlig aus dieser Gegend fortgezogen, dagegen hat die Feldpost die Kunde von harten Kämpfen in der Nähe

von Belfort gebracht, wo die Werder'sche Heldenschaar den wüthenden Anprall eines übermächtigen Feindes ruhmvoll zurückgewiesen.

Ein inniges Verhältniß, gegründet auf gegenseitige Achtung, herrscht zwischen Einquartierung und Wirth auf Brin-le-Duc. Die Sorgfalt, welche von Seiten des preußischen Arztes dem verwundeten Sohne des Hauses gespendet wird, trägt nicht wenig dazu bei, das letzte Vorurtheil schwinden zu lassen, das die Familie des Marquis gegen die so arg verleumdeten Feinde gehegt, und bei näherer Bekanntschaft, bei der steten Berührung haben der Marquis, Senden und Holm einander achten und schätzen gelernt. Die schonende Art, mit welcher die Offiziere die Tagesereignisse berühren, die Gründe der Niederlage Frankreichs erörtern, überzeugt den Marquis besser von der Überlegenheit der Gegner Frankreichs, als die Aufzählung der Siege; er lernt begreifen, wie ein großartiges Lügensystem bisher die Erfolge des Siegers geschmälert, daß man in des Gegners Reihen Frankreich nicht mehr fürchtete, sondern die Verblendung, mit der es den Widerstand fortsetzte, bemitleidete.

Holm und Flora wichen einander aus; Beide fühlten, daß der Marschbefehl für das Detachement das Beste, wenn auch das Härteste wäre, das sie jetzt noch treffen könnte. Heute aber sucht Holm sie auf. Er ist seltsam bewegt. Er hat Briefe aus der Heimath erhalten. Kurz nach dem Eintreffen in Brin-le-Duc hatte Holm an seine Mutter geschrieben und dringlich um Nachricht gebeten; die Antwort erfolgte jetzt. „Ich glaube," schrieb die Mutter, „daß es kein Zufall, sondern höhere Fügung ist, welche Dich in das Schloß des Marquis von Brin-Hilaire geführt, als Sieger in das Haus des Besiegten. Des Herren Wege sind wunderbar; unter den Abertausenden, welche Frankreich besetzen, mußt Du gerade das Schloß eines Mannes erobern, der bei Deinem Anblick fühlen wird, wie die Geißel, die über sein Vaterland geschwungen wird, auch von ihm verdient worden, daß die zürnende Gerechtigkeit früher oder später Jeden ereilt!

„Ich ersehe aus der Unruhe, welche sich in Deinen Zeilen wiederspiegelt, daß Deine träumerische Natur, die stets zu Ahnungen geneigt gewesen, auch jetzt in wunderbarer Weise das Gefühl gespannter Erwartung verräth. Ich sende Dir die Papiere, welche Dein Vater mit der Bestimmung hinterlassen, daß Du erst nach Erlangung der Volljährigkeit Kenntniß davon nimmst; er traf diese Anordnung aus besonderer Rücksicht für Deine leicht erregbare Natur und ahnte wohl nicht, daß Du diese Siegel in dem eroberten Schlosse Brin-Hilaire öffnen solltest!

„Ich brauche Dir wohl nicht vorzustellen, mein Sohn, daß es ein Fingerzeig des Himmels ist, der Dich an das Wort des Herren: Die Rache ist mein, ich will vergelten! erinnern soll, wenn die Fügung Dich in diesem Augenblicke als Sieger dem Gedemüthigten gegenüberstellt, und daß es Dir unter solchen Verhältnissen leichter werden wird, dem Beispiele christlicher Denkungsweise Deines Vaters zu folgen, als der Leidenschaft Gehör zu geben. Vergiß nicht, daß mein Herz an Dir hängt, daß Du die Stütze meines Alters bist und daß Dein Leben dem Vaterlande gehört. Ich habe Dich mit unsäglichem Schmerz, aber doch auch mit freudigem Stolze in den Kampf ziehen sehen, ich würde nur Bitteres empfinden, wenn Du Dein Leben auf das Spiel setzen könntest in einem Duell. Wäre der Marquis fähig, Dich zu einem Zweikampf zu reizen, so ist er noch verächtlicher, als ich ihn mir denke, und zu erbärmlich, als daß es Dir ziemte, Dein Blut gegen das seine zu wagen; bereut er aber, was er gethan, so lasse das Vergangene ruhen und sage ihm, das Dein Vater sterbend allen seinen Feinden als Christ vergeben und daß ich mich bemühe, Geschehenes zu vergessen."

Der ganze Brief verrieth, daß er im Kampf verschiedener Gefühle geschrieben, in Sorge und Angst und in dem Bemühen, alten Groll niederzukämpfen. Mit brennender Neugier durchflog Holm die Papiere, deren Inhalt ihm das Geheimniß enthüllen sollte, und da wir sie hier, des Raumes wegen, nicht mittheilen können, geben wir den Auszug der Thatsachen in kurzen Zügen.

(Fortsetzung folgt.)

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

// Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 3. Freitag, 12. Januar 1872.

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Nach jeder Unterredung mit Hortense sagte er zu sich selbst:

„Wenn meine Erfahrung mich nicht täuscht, so versteht sich die hübsche Kleine nicht minder auf die Kunst der Koketterie, als unsere Damen in Paris. Sie behandelt mich scheinbar mit Kälte, um meine Gluth nur noch stärker anzufachen, und ich kann nicht läugnen, daß es ihr gelingt. Sie war mir ziemlich gleichgültig, als ich hierher kam. Ich gedachte blos eine konventionelle Ehe zu schließen. Wäre sie mir, wie viele andere Frauen bereitwilligst entgegen gekommen, nun, da wäre ich mit ihr zum Altar getreten, wie ich zu einem Balle zu gehen gewohnt bin, ohne daß mein Puls einen schnelleren Takt angenommen hätte. Jetzt tobt er in ihrer Nähe und ich muß an mich halten, um ihr nicht zu Füßen zu sinken, und wie ein girrender Seladon um ihre Gunst zu flehen. Nun das Spiel zwischen uns Beiden kann nicht allzulange mehr währen. Der Moment wird erscheinen, wo sie die Maske der Gleichgültigkeit fallen läßt — sie müßte ja sonst kein Weib sein — und mir ihre Verstellung, um Vergebung bittend, eingesteht."

Mit solchen Gedanken tröstete sich der Herzog, ohne zu ahnen, daß Hortense ihre Liebe schon längst einem andern Manne geschenkt, der, wenn er auch nur dem Bürgerstande angehörte und kein Wappenschild besaß, doch ihren Augen bei Weitem liebenswerther erschien, als der schöne Cavalier, dessen Ahnen bis zu Ludwig dem Frommen hinaufreichten.

Es war in der Nachmittagsstunde. Hortense hatte sich gleich nach dem Diner in ihre Zimmer begeben und ihren Vater mit seinem alten Freunde, dem Chevalier de Cavois und dem Herzog von Vivonnes allein gelassen.

Der junge Cavalier hatte sich in einem reich vergoldeten Armstuhl nahe am Fenster niedergelassen und eine Cigarre angezündet.

Er schien sichtlich verstimmt, denn Hortense hatte ihm während der Mahlzeit nicht einen Blick gegönnt und sich dann mit einer kalten Verbeugung zurückgezogen. Er machte seinem Unmuthe dadurch Luft, daß er große Dampfwolken vor sich hinblies und öfters zwischen den Zähnen: „der Henker hole alle Koketten!" murmelte.

Der Marquis von Lusac, ein Greis, dem der Schnee des Alters schon auf dem Haupte lag, saß mit seinem Jugendfreunde, dem Chevalier auf dem Divan.

Ein Diener hatte kurz nach dem Essen Zeitungen gebracht, die aus der Hauptstadt kamen.

Beide alten Herren lasen eifrig darin. Die Lektüre schien ihnen aber kein Vergnügen zu gewähren, denn nach einem kurzen Schweigen hob der Chevalier an:

„Es steht nicht gut in Paris, alter Freund, Die Nachrichten nehmen von Tag zu Tag einen bedrohlicheren Charakter an. Die Ultras in der Kammer wagen es, die Hand an die geheiligten Rechte der Nation zu legen und der König ist leider zu sehr geneigt, ihrem Rathe nachzugeben. Das kann nie und nimmer zu einem guten Ende führen."

Der Marquis lächelte.

„Sie erschreckt das Andenken an das rothe Gespenst, Chevalier," versetzte er. „Ich glaube an keine Revolution in den nächsten zwanzig Jahren mehr. Der Kaiser, der aus ihrem Schooße hervorgegangen, hat der Hydra die Köpfe abgeschnitten und die Franzosen an Gehorsam gewöhnt. Frankreich hat genug unter der Revolution und ihren Folgen gelitten. Es wird nicht auf's Neue den Wahnsinn begehen den geheiligten Thron der Majestät umzustürzen, um der Despotie von Volkstribunen zu verfallen, deren Wahlspruch der Mord und die Zerstörung des Eigenthums ist."

Er wandte sich dem Herzog zu.

„Glauben Sie nicht auch, Herr Herzog?“

Armand nahm die Cigarre aus dem Munde.

„Ah bah!“ sagte er mit einem Zuge der Verachtung in seinen Mienen. „Was da auch kommen möge, das Heer bleibt dem Könige treu, dem auch mein Degen, mein Blut gehört. Wagt die Canaille sich auf's Neue zu erheben, so macht man wenig Umstände und kartätscht die Schreier nieder. Hat uns der nichtswürdige Corse doch selbst gelehrt, wie man den Pöbel zu Paaren treibt. Das ist das einzige Gut, was ich von ihm zu sagen weiß.“

„Wenn es aber dies Mal nicht der Pöbel,“ versetzte der Chevalier, „wenn es die edelsten Geister der Nation wären, welche die strenge Erfüllung der Charte forderten?“

Armand erhob sich vom Stuhle.

„Die Charte ist dem seligen Könige, Ludwig dem Achtzehnten, abgedrungen worden,“ sagte er, die dunkeln Brauen zornig zusammenziehend.

„Und Carl der Zehnte hat sie beschworen,“ erwiederte der Chevalier, der zu derjenigen Parthei des Adels gehörte, die aus der blutigen Vergangenheit die Lehre geschöpft hatte, daß Jeder, der sich dem Wagen entgegenstemmt, auf dem der Genius der Zeit fährt, in die Gefahr geräth, von seinen Rädern zermalmt zu werden.

Der Herzog lächelte höhnisch:

„Nun, der König hält ja seinen Schwur auch. Es sind ja die Vertreter des Volks selbst, die eine Abänderung der Charte bezwecken. Was die Majorität in der Kammer beschließt, dem hat das Land sich zu beugen.“

„Die Majorität ist nicht die Nation,“ sagte der Chevalier.

„Das Volk selbst hat sie gewählt, Herr Chevalier,“ rief Armand heftig.

„Durch Umtriebe, durch Bestechungen von Seiten des zurückgekehrten emigrirten Adels, Herr Herzog, die ich verabscheue. Ohne diese würde Frankreich eine andere Kammer, ein anderes Ministerium besitzen, das den drohenden Geist, der sich nicht blos in Paris, sondern auch in den Provinzen regt, durch freie und gerechte Institutionen zu beruhigen wüßte.“

Der Marquis, der im Grunde seines Herzens mit seinem alten Freunde gleicher Meinung war, war bis jetzt ein stummer Zeuge bei dieser unerquicklichen Scene geblieben. Gern würde er dem Chevalier beigestimmt haben, hätte er nicht gefürchtet, den Mann zu verletzen, der sein Schwiegersohn werden sollte. Das Beste dünkte ihn, die Herren von der Politik abzubringen und ein anderes Thema zur Unterhaltung vorzuschlagen. Was konnte wohl geeigneter sein, die einander widerstrebenden Gemüther zu beruhigen, als das Gespräch auf die beabsichtigte Heirath zu leiten. Aber noch ehe er damit beginnen konnte, trat ein Diener ein und meldete den Herrn Advokaten Bonnard, der dem Herrn Marquis wichtige Mittheilungen zu machen habe.

Dieser Zwischenfall kam dem alten Herrn erwünscht, und er befahl dem Diener, Herrn Bonnard eintreten zu lassen.

Hector, der bereits durch den ihn meldenden Diener von der Anwesenheit des Herzogs von Vivonnes unterrichtet war, warf beim Eintreten rasch einen Blick auf den von dem Vater begünstigten Bewerber und verbeugte sich dann ehrerbietig

„Verzeihung, Herr Marquis,“ sagte er. „Ich wähnte Sie nur in der Gesellschaft des Herrn Chevaliers zu finden, sonst hätte ich wohl nicht gestört.“

Der Marquis deutete auf Armand.

„Dieser Herr ist für mich kein Fremder. Der Herzog von Vivonnes, mein künftiger Schwiegersohn, weiß, daß Sie einen Prozeß für mich führen.“

Er wandte sich Armand zu.

„Herr Herzog, ich stelle Ihnen Herr Bonnard vor. Ich schätze diesen jungen Mann und hoffe, er werde bei persöhnlicher Bekanntschaft auch Ihr Wohlwollen gewinnen.“

Der stolze Cavalier, der sich wieder gesetzt hatte, erwiderte die Verbeugung des Advokaten nur mit einem leichten Kopfnicken, und griff dann zu einer der Zeitungen, die vor ihm auf dem Tische lagen.

Hector's Miene zeigte, daß er sich von dem hochmüthigen Wesen des Herzogs verletzt fühlte. Er drehte sich rasch um und sagte zu dem Marquis:

„Ich bringe Ihnen die versprochenen Akten. Ob die Vertheidigungsschrift, die ich in Ihrem Interesse entworfen habe, meinem guten Willen entspricht, mögen der Herr Marquis selbst beurtheilen.“

Er nahm nach diesen Worten ein Convolut Papiere, das er unter dem Arm trug, und überreichte es dem alten Herrn.

Der Marquis sprach seinen Dank aus, bat den Advokaten Platz zu nehmen und beschäftigte sich dann eine kurze Zeit mit den auf dem Tisch ausgebreiteten Papieren.

(Forts. folgt.)

## Das Gespenst.

**Eine Erzählung aus dem letzten Kriege. von C. H. v. Dedenroth.**

(Fortsetzung.)

Der Marquis Emil von Brin-Hilaire hatte auf einer Reise durch Deutschland längere Zeit in W. gelebt und, von glühender Leidenschaft für die schöne Tochter des Barons Kroff ergriffen, sich um die Hand derselben beworben. Seine Neigung ward nicht erwiedert, aber die junge Dame hatte auch keine Ursache zu besonderem Widerwillen, und er konnte sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß die glänzende Stellung, welche er seiner Gemahlin als reicher und vornehmer Herr bieten könne, schließlich bestechend auf die Entschlüsse Anna's wirken werde, als ein böser Zufall, oder wie er glaubte, ein tückischer Streich, den Widerwillen Anna's gegen seine Person erweckte. Bei einem Souper wurde stark gezecht, der Marquis war übler Laune, Anna hatte beim vorhergehenden Tanze einem Grafen Holm vor ihm den Vorzug gegeben, er wollte die üble Stimmung im Wein ertränken und dadurch, daß er nicht wieder im Ballsaal erschien, Anna zeigen, daß sie ihn verletzt habe. Der Wein stieg ihm zu Kopf, er erfuhr am andern Tage, daß seine Freunde ihn nach Hause gebracht und daß Anna am Arme des Grafen Holm den Speisesaal durchschritten habe, als er sich in sinnlosem Zustande befunden.

Da sich unter den Personen, mit denen er getrunken, nähere Bekannte des Grafen Holm befunden und ihm gesagt wurde, daß der Graf sich schon früher um Anna's Hand beworben, hielt er die Sache für abgekartet, glaubte, daß man ihm absichtlich zugetrunken, damit Holm ihn Anna in einem Zustande zeigen könne, der sie mit unüberwindlicher Abneigung gegen ihn erfüllen müsse.

Der Graf Holm war ohne Vermögen, in abhängiger Stellung als Beamter, also ein Rival, den der Marquis seiner ganzen Denkungsweise nach kaum beachtet hatte. Die ruhige Würde dieses Mannes in bescheidener Haltung, sein Ernst, seine Abneigung gegen seichte Gespräche über Themata, in denen der Marquis exzellirte, die ausgesprochene Feindseligkeit desselben gegen alles Französische, sei es Mode oder Färbung der Literatur 2c., alles Das hatte ihm den Mann zuwider gemacht; jetzt haßte er ihn mit aller Gluth seines leidenschaftlichen Temperaments, und als noch dazu sein Besuch im Kroff'schen Hause heute nicht angenommen wurde, suchte er die Gelegenheit, sich an Holm zu rächen. Er that Dies in so brutaler Weise, die Art seiner Herausforderung verrieth so deutlich die Absicht, ein Duell ernstester Art zu provoziren, daß — mochte er nun siegen oder fallen — der Stab über ihn gebrochen, sein Verweilen in den besseren Kreisen von W. unmöglich geworden war.

Das Duell fand statt, Holm wurde schwer verwundet. Der Marquis mußte flüchten, um schwerer Strafe zu entgehen.

Brin-Hilaire versuchte brieflich gegen Anna seine Handlungsweise zu entschuldigen, aber ihr Vater sandte die Briefe uneröffnet mit dem Bemerken zurück, er sehe die Beziehungen mit ihm als abgebrochen an.

Brin-Hilaire schäumte vor Wuth, er that sich den Schwur, Rache zu suchen, so lange er athme. Er erfuhr, daß Holm nach seiner Genesung der Gatte Anna's geworden. Noch durfte er es nicht wagen, nach Deutschland zu reisen, er war in contumaciam zu langer, schwerer Haft verurtheilt, sein Gegner hätte leichtes Spiel mit ihm gehabt; aber die Macht des Goldes in seinen Händen konnte ihm Mittel bieten, aus der Ferne den Feind zu treffen. Durch Agenten bestach er einen Kassenbeamten Holm's, seiner Rache zu dienen, langsam reifte der Plan, aber sicher führte er zum Ziele. Eines Tages verbreiteten sich in der Kreisstadt, in welcher Holm lebte, Gerüchte, daß man in der Residenz seit längerer Zeit schon argwöhnisch auf Holm geworden, daß die Regierung eine unvermuthete Revision der Bücher befohlen, daß der Kassirer Holm's entflohen. Die Gerüchte bestätigten sich sehr bald. Holm ward vom Amte suspendirt,

bis die Untersuchung, welche eingeleitet worden, geschlossen. Man erfuhr, daß Holm eine strafbare Nachlässigkeit, zu blindes Vertrauen auf den Kassirer, vorgeworfen werde, aber plötzlich wurden auch Stimmen laut, welche den bisher allgemein geachteten Mann des Verbrechens fähig hielten und sich dahin äußerten, daß ein Bürgerlicher in seiner Stellung wohl schon verhaftet worden wäre.

Wenn die Untersuchung nun auch Vieles ergab, was auf eine gegen Holm gespielte Intrigue schließen lassen konnte, und dazu gehörte besonders der Umstand, daß der Kassirer jedenfalls nur mit Hilfe auswärtiger Personen seine Flucht bewerkstelligt, so mußten doch aus Mangel an Beweisen für die Unschuld Holm's die ausgestreuten Gerüchte über ihn um so vernichtender wirken und sein Verbleiben im Amte unmöglich machen. Er wurde in eine entfernte Provinz versetzt und zur Deckung der Defekte verurtheilt. Sein geringes Vermögen schwand hiedurch dahin; in der neuen Heimath hatte er die schwere Aufgabe, die Zweifel an seiner Ehrenhaftigkeit zu ersticken.

Holm hatte das Glück, daß Jedermann, der ihn nur oberflächlich kennen lernte, die Ueberzeugung gewann, ihm müsse Unrecht geschehen sein. Er machte so sehr den Eindruck eines rechtschaffenen Charakters, die Ergebung, mit der er sein Unglück trug, die Bescheidenheit, mit der er sich in der neuen Stellung zeigte, wirkten so günstig, daß man ihm bald Sympathieen entgegentrug und nach Verlauf einiger Jahre seine Stellung wieder eine durchweg geachtete in der Gesellschaft war. Auch die Regierung schien anzuerkennen, daß ihn das damalige Urtheil zu hart getroffen, denn sie schlug den Rest des noch von ihm zu deckenden Defizits nieder.

Der Besuch des regierenden Fürsten in A. gab Veranlassung zu einer Festlichkeit mit Maskenaufzügen, welche die Bürgerschaft veranstaltete und bei der die Beamten nicht fehlen durften. Auch Holm war auf dem Feste, aber Anna war zu Hause geblieben, weil sie überhaupt keine größeren Gesellschaften besuchte, einmal wegen der beschränkten Vermögensverhältnisse, dann aber auch, weil sie mit ihrem Gatten seit der Krisis, die ihn betroffen, sehr zurückgezogen lebte.

Als jene Krisis den heiteren Himmel ihres Glückes umdüstert, hatte sie in traurig schweren Tagen ihrem Gatten einen Sohn geschenkt; heute war es ihr wieder, als ob etwas Schweres bevorstehe. Der Gedanke, daß von der Art, wie der Fürst Holm begegnen werde, die zukünftige gesellschaftliche Stellung ihres Gatten, seine äußere Ehre abermals abhängig gemacht sei, konnte wohl eine Frau erregen, welche Zeugin des furchtbaren Kampfes gewesen, mit dem der Vater ihrer Kinder dem Mißgeschick die Stirne geboten und Unsägliches ertragen, um keinen Akt der Verzweiflung zu begehen.

Es war neun Uhr Abends, da wurde ihr Jemand gemeldet, der eine Botschaft von ihrem Gatten persönlich zu überbringen habe. In bebender Erwartung ließ sie den Fremden eintreten, und der Marquis von Brin-Hilaire stand vor ihr. „Keinen Schrei," sagte er, „keinen Ruf oder Ihr Gatte ist von Neuem entehrt. Ich besitze die Macht, ihn zu verderben. In Ihrer Hand, Madame, liegt sein Schicksal, hören Sie mich an, und er ist gerettet."

Wir gehen kurz über die nun folgende Szene hinweg. Sobald die Gräfin Holm mit Entsetzen erkannte, daß die satanische Bosheit dieses Mannes sie nur von einem Hilferuf abgehalten, damit auch ihre Ehre in seiner Hand sei und die Dienerschaft bekunden könne, er habe eine halbe Stunde bei ihr verweilt — nachdem sie mit Grauen hören mußte, wie er ihr die Wahl stellte, dem Gatten die Treue zu brechen, oder ihn und sich der Schande preisgegeben zu sehen, als er ihr auseinandergesetzt, wie ein Wort von ihm genüge, seine Drohungen ausgeführt zu sehen, wie die Zeitungen schon am andern Morgen Gerüchte verbreiten würden, die dem Rufe ihres Gatten den Todesstoß geben müßten —: da flüchtete die geängstigte Frau vor der Umarmung des Elenden an das Bett ihres Sohnes, riß ihn aus den Kissen und beschwor den Teufel, um dieses Kindes willen Erbarmen zu haben mit ihr, die Mutter flüchtete sich in ihr Heiligthum und Brin-Hilaire wagte es nicht, sie anzutasten, das Kind war ihr Schild. Fort. folgt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

## Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nr. 4. Sonntag, 14. Januar 1872.

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ah, vortrefflich, ganz vortrefflich,“ murmelte er während des Lesens.

Dann winkte er dem Chevalier zu sich, der indessen leise ein paar freundliche Worte an Hector gerichtet.

„Lesen Sie doch einmal diese Stelle,“ sagte er. „Sie ist ein wahres Meisterstück von schriftlicher Beredtsamkeit und stellt mein Recht in das klarste Licht.“

Der Chevalier las und wandte sich dann um.

„Herr Bonnard, ich mache Ihrem Geiste mein Kompliment,“ sagte er. „Beim Himmel, solche Tüchtigkeit bei einem noch so jungen Advokaten ist selten. Fahren Sie so fort, dann prophezeihe ich Ihnen eine ruhmvolle Zukunft. Ich sagte es ja schon oft, aus der talentvollen Jugend muß einst Frankreichs Glück hervorgehen. Wir Alte sind bereits abgenutzt und können wenig mehr zum Heile unsers Vaterlands beitragen. Ohne Rang und Geburt werden Sie dennoch über Viele hinwegfliegen, die sich jener Vorzüge rühmen und gegenwärtig die Geschichte Frankreichs leiter nicht zum Vortheil der Nation lenken.“

Dies offen ausgesprochene Lob machte den jungen Mann erröthen.

„Sie beschämen mich, Herr Chevalier,“ versetzte er. „Noch verdiene ich Ihre Lobsprüche nicht. Ich stehe ja erst am Anfange der von mir betretenen Bahn und habe mich bis jetzt noch nicht meinem Vaterlande nützlich machen können. Aber ich werde nicht zurückbleiben und mit allen Kräften, die mir Gott verliehen, an dem Kampfe theilnehmen, den in nächster Zeit die edelsten Geister Frankreichs beginnen werden, und in der Kammer die Gebrechen unsers staatlichen Organismus aufzudecken und dem Lande die ihm listig gestohlene Freiheit des Denkens und Handelns wieder zu verschaffen.“

Ein höhnisches Gelächter, das der Herzog von Vivonnes ausstieß, verhinderte Hector, seine politische Meinung weiter zu entwickeln.

Diesem Gelächter folgten aus Armand's Munde die Worte:

„Wenn Sie sich nur nicht täuschen, junger Mann. Der ganze alte Adel Frankreichs steht auf der Seite der Regierung und wird sich nicht so leicht die Macht entreißen lassen, die ihm von Gott und Rechtswegen seit Jahrhunderten gehört. Mag es auch in der Tiefe, in den untersten Schichten des von ehrgeizigen Patronen aufgeregten Volkes wirbeln. Das faule Wasser wird sich im Sande verlaufen, bleibt der Damm fest, den wir dagegen aufgebaut haben.“

Das Antlitz des jungen Advokaten erglühte in edlem Unwillen.

Sich rasch von seinem Stuhle erhebend, entgegnete er:

Dieser Damm wird vor dem Geiste unseres Jahrhunderts zusammenstürzen, Herr Herzog. Die Erde, aus der er aufgeschichtet, ist zu locker, als daß sie widerstehen könnte, wenn die aus der ihnen von finstern Priestern und dem überstolzen Adel aufgezwängte Knechtschaft erwachende Nation dagegen anstürmt. Wohl dem, der dann nicht unter seinen Trümmern begraben wird.“

„Und das wagen Sie mir in's Gesicht zu sagen, Herr Advokat?“ rief Armand heftig, indem er vom Stuhle aufstand und mit vor Zorn funkelnden Augen auf Hector zutrat.

„Sie haben meine Meinung herausgefordert, Herr Herzog,“ sagte er, sich zur Ruhe zwingend. „Aus welchem Grunde sollte ich sie nicht offen aussprechen?“

„Ich erwartete nicht, die Sprache eines Revolutionairs zu hören,“ versetzte der Cavalier.

„Diesen Namen verdient nur der,“ entgegnete Hector, „welcher der Freiheit in dem Sinne

huldigt, wie die blutige Männer des vorigen Jahrhunderts. Ich weise ihn entschieden von mir ab. Nicht auf Blut und Trümmern wollen die erleuchteten Söhne des Landes ein neues Frankreich auferbauen, nicht mit dem Schwerte in der Hand fordern sie ihre Rechte von der Regierung, die in den schlimmsten Händen ruht. Nur mit der Waffe des Geistes, dem geflügelten Worte, bekämpfen sie den schnöden Mißbrauch, den man mit unsern vom Könige beschwornen Institutionen treibt, und ich werde mich diesen edlen Männern anschließen, so wahr mir Gott helfe."

„Und Sie, Herr Marquis, dulden, daß dieser Mann in meiner Gegenwart solche Sprache führt?" sagte der Herzog, sich seinem künftigen Schwiegervater zuwendend.

Der Marquis befand sich augenscheinlich in nicht geringer Verlegenheit.

Der junge Mann hatte ihm in seinem Prozesse wichtige Dienste geleistet, zudem fühlte er auch ein persönliches Wohlwollen für ihn. Wie hätte er denselben hart anlassen und ihm seine kühne Rede scharf verweisen sollen? Andererseits aber hatte er auf das künftige verwandschaftliche Verhältniß zwischen ihm und dem Herzoge Rücksicht zu nehmen. Indem er darüber nachsann, welche Worte er wählen könne, um den Advokaten einen freundschaftlichen, mild klingenden Verweis wegen seiner allzufreien Ansichten zu geben, hatte der besonnene Chevalier schon das geeignete Mittel gefunden, die Fortsetzung des Streits zu verhindern.

Hector's Hand ergreifend, sagte er:

„Um Gotteswillen, jetzt nichts mehr von Politik. Sie stiftet oft zwischen den besten Freunden Hader an und sollte niemals anderswo auf's Tapet gebracht werden, als da, wo Jeder seine Meinung mit Erfolg verfechten kann. Und das kann doch nur in der Kammer geschehen. Sprechen wir von Privatangelegenheiten, junger Freund. Ihre Mutter war lange krank, doch befindet sie sich jetzt, wie Sie kürzlich uns mittheilten, auf dem Wege zur Genesung."

„Gott sei Dank, dem ist so," versetzte Hector. „Sie kann schon wieder das Haus verlassen und sich in unserm kleinen Garten ergehen. Der Arzt hofft, sie in wenigen Tagen ganz hergestellt zu sehen."

„Um so besser," sagte der Chevalier. „Dann wird mein Wunsch erfüllt werden, die Bekanntschaft dieser Dame zu machen, welche der Welt einen so wackern Sohn geschenkt hat. Wann glauben Sie, daß ich Madame Bonnard meine Aufwartung machen kann?"

Hector sah verlegen vor sich hin.

„Verzeihen Sie, Herr Chevalier," versetzte er, „wenn ich gezwungen bin, Ihren uns ehrenden Besuch abzulehnen."

Chevalier von Cavois sah ihn verwundert an.

„Und was zwingt Sie dazu, Herr Advokat?"

„Die trübe Stimmung meiner Mutter. Eine tiefe Melancholie hat sich seit Jahren ihres Gemüths bemächtigt. Außer den Armen des Ortes kommt Niemand zu ihr und auch diesen gestattet sie nur, ihr dann zu nahen, wenn sie sich im Garten befindet."

„Also eine Art Menschenfeindin."

„Das gewiß nicht, Herr Chevalier. Die Mutter trägt ein warmfühlendes Herz für die ganze Menschheit in der Brust, aber sie flieht die einzelnen Glieder derselben."

„Wie geht das zu?" fragte der Chevalier.

„Ihre Vergangenheit ist eine sehr düstere," erwiderte Hector. „Was sie einst in den Tagen der Revolution erduldet — der Verlust meines Vaters, der wie so viele andere Anhänger des unglücklichen Ludwigs des Sechszehnten ein Opfer der Guillotine wurde, das Alles zusammengenommen hat ihren Geist in eine melancholische Stimmung versetzt, die selbst die zärtliche Liebe ihres Sohnes nicht zu verbannen vermochte. Ich bitte Sie also, Herr Chevalier, von dem Vorhaben, meiner Mutter Ihren Besuch zu schenken, abzustehen, wiewohl ich die Ehre, die Sie uns erzeigen wollen, zu schätzen weiß."

Hierauf trat der Advokat auf den Tisch zu, an dem der Marquis saß.

„Wann beliebt es Ihnen, Herr Marquis," fragte er, „mit mir die Akten durchzusehen, die ich Ihnen gebracht habe? Es wären noch manche Punkte darin näher zu erörtern. Auch haben Sie mir vielleicht noch einige Bemerkungen bezüglich der Vertheidigungsschrift zu machen."

„Ich denke," versetzte der alte Herr, „wir begeben uns heute Abend an dies Geschäft. Ich will die Akten zuvor noch allein durchgehen. Ich lade Sie ein, heute Nacht unser

Gast zu sein, wenn nicht irgend eine dringliche Nothwendigkeit Ihre Gegenwart zu Hause erfordert."

Hector, dem plötzlich der Gedanke kam, er würde vielleicht Gelegenheit finden, seine geliebte Hortense auf einige Minuten zu sehen und zu sprechen, verbeugte sich.

„Ich nehme die gütige Einladung an, Herr Marquis. Ich will jetzt nicht weiter stören. Sie erlauben mir wohl einen Spaziergang in Ihrem Park. Ich habe in den letzten Tagen anhaltend am Schreibtische gesessen. Die Waldluft würde mir wohlthun."

„Ganz nach Belieben, Herr Bonnard. Sobald die Sterne aufgehen, erwarte ich Sie auf meinem Zimmer."

„Ich werde mich pünktlich einstellen, Herr Marquis."

Hector stand im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als der Chevalier von Savois rasch aufstand und ihm zurief:

„Wenn Sie meine Gesellschaft nicht verschmähen, möchte ich Sie begleiten. Ich plaudere gern mit Personen von Geist und Gemüth, wenn sie auch dem Bürgerstande angehören."

Hector, dem die Schätzung, die dieser Herr seinem Charakter erwies, wohlthat, wies dessen Begleitung nicht zurück und Beide verließen das Zimmer.

(Forts. folgt.)

## Das Gespenst.

**Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.**
**von E. H. v. Dedenroth.**

(Fortsetzung.)

Da stand er und sah vor sich, in Angst und Schrecken zitternd, das Weib, das er geliebt, das er noch liebte, und es war ihm, als ob sie ihr Kind erziehen werde zum Rächer seiner Eltern, als ob ein Fluch hier gesäet werde, der ihn treffen müsse hier auf Erden und im Jenseits. Er sah die kummergefurchten Züge, die Thränen Anna's, sah die fast ärmliche Einrichtung, und das Unglück, das er bereitet, schrie ihm entgegen. Er entfloh aus dem Gemach, aus dem Hause, aus der Stadt. Nie wieder hörte Graf Holm von ihm, keine seiner Drohungen ward vollzogen, aber Holm konnte ihn auch nicht verfolgen und zur Rechenschaft ziehen für das freche Attentat auf die Ehre seines Hauses, er mußte die tückischen Waffen des Marquis fürchten, er mußte der gerechten Rache die Ergebung und Geduld vorziehen, er hatte für seine Familie zu sorgen.

Es entging den Eltern nicht, daß seit diesem Tage Eduard leicht zum Erschrecken neigte, aber natürlich schwiegen sie über den Vorfall auch in der Folge zu dem Sohne. In diesem hatte der Anblick des fremden Mannes, die Angst der Mutter einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Das Bild haftete in seiner Seele, wenn auch die Erklärung fehlte, während die Erinnerung an die näheren Umstände, die das kindliche Begriffsvermögen nicht einmal genügend erfaßt, völlig schwand. Erst heute war es Eduard beim Lesen der Papiere des Vaters, als ob eine dunkle Erinnerung plötzlich Gestalt gewinne, und nun war es ihm auch erklärt, warum er so oft in seinen Träumen immer dasselbe Bild auftauchen gesehen. Jetzt wußte er auch, daß es kein Trugbild der Phantasie gewesen, das er auf dem Lloyddampfer, das er bei Mars-la-Tour geschaut. Zwei Mal war er dem Manne begegnet, der an dem friedlichen Glück seiner Eltern gefrevelt, und dieser hatte auch ihn erkannt. Dort hatte er die Begegnung mit ihm gesucht, bei Mars-la-Tour aber den Revolver sinken lassen, wie er denn auch hier im Schlosse ihn aus den Krallen Omar's gerettet.

Die Szene auf dem Dampfer war wohl genügend gewesen, Eduard's Phantasie auf das Lebhafteste zu beschäftigen und den Einfluß seiner Ahnungen zu bestärken. Er hatte sich lebhaft mit dem Entwurf zu einem Bilde: Ueberfall eines Handelsschiffes durch griechische Seeräuber, beschäftigt, die Trachten der Südländer, die Ausrüstung des Schiffes dazu studirt, und während der Seereise träumte er sich in sein Bild hinein, suchte nicht nur unter den Matrosen und Reisenden charakteristische Köpfe für sein Gemälde, sondern malte sich auch in Gedanken die Situation aus: die Männer zur verzweifelten Gegenwehr gerüstet, dort händeringende, betende Frauen, zum Theil erst aus den Kajüten hervorstürzend, nicht ahnend, was sie bedrohe, dort die entertenden Piraten, wilde Gestalten, phantastisch gekleidet.

Gegen Abend, als er, am Bord des Schiffes sitzend, über die Beleuchtung nachdachte, die

er seinem Bilde geben könne, sah er einen Passagier, den er bis dahin nicht auf dem Schiffe bemerkt, mit dem Kapitän sprechen. Nur ein Theil des Profils war ihm zugewandt.

„Wir bekommen Sturm," sagte der Kapitän.

„Um so besser," versetzte der Fremde, "ich habe lange das Heulen der Bora nicht gehört."

Es lag Etwas in dem Tone dieser leichtfertigen Antwort, was Eduard's Aufmerksamkeit fesselte, es klang wie Hohn und Spott aus dieser Stimme. Da wandte der Fremde das Antlitz so, daß Eduard dasselbe sehen konnte, und ein Grauen durchrieselte diesen: das waren bekannte Züge, so unheimlich düster hatte er sich den Kapitän der Piraten gedacht, er wußte nicht, woher seine Phantasie das Bild genommen, nun hatte er es lebendig vor Augen. Aber nur einen Moment. Der Fremde stieg die Kajütentreppe hinab, zwei Matrosen stießen Eduard ziemlich unsanft bei Seite; „Bord frei!" donnerte das Kommando von der Kommandotreppe; „fort vom Deck;" rief ihm der Bootsmann zu, und er erreichte den Salon, ohne zu wissen wie, halb fortgestoßen, halb die enge Wendeltreppe hinabtaumelnd.

War es der Traum, der ihn gebannt, war es der erste Vorbote der Seekrankheit, genug, er befand sich in einem Zustande, in welchem das Unterscheidungsvermögen aufhört, und der Alles durcheinander wirft, was der Traum vor die Seele jagt und was die Sinne mechanisch wahrnehmen.

Er hörte ein Toben und Krachen, Aechzen und Stöhnen, Heulen und Pfeifen, es war ihm, als schwebe er auf und nieder, bald emporgezogen, bald herabgerissen. Und wenn er das Auge aufzuschlagen versuchte, starrte ihn ein Antlitz an, dasselbe, das er in seinen Träumen, dasselbe, das er auf dem Deck gesehen.

Wie lange er so dagelegen, wußte er nicht. Als ihm endlich die Besinnung wiederkehrte, sah er sich in einer Kajüte gebettet, die Stirne war ihm mit einem Tuche umwunden, und er fühlte einen stechenden Schmerz im Kopfe. Die Camerière des Schiffes trat ein, von ihr erfuhr er, daß man in der Nacht einen heftigen Sturm gehabt, er habe sich zu spät nach der Kajüte begeben, bei einer heftigen Bewegung des Schiffes sei er umgeschlagen, mit dem Kopfe gegen eine scharfe Kante; er könne sich glücklich schätzen, daß er so davongekommen. Das Schiff hatte unterdessen die Station erreicht, bis zu welcher er ein Billet genommen, Boote harrten an Bord, die aussteigenden Reisenden in Empfang zu nehmen, Eduard eilte, sein Gepäck zusammenzuraffen und das Schiff zu verlassen.

Der Umstand, daß der Marquis Brin-Hilaire ihn auf der Stelle bei der Begegnung im Schlosse erkannt, scheuchte die geheimnißvolle Wolke hinweg, aus deren Schleier die Erinnerung an die Vision auf dem Dampfer und bei Mars la-Tour bis dahin unerklärlich emporgetaucht war. Der Marquis war in leibhaftiger Gestalt auf dem Dampfer gewesen, ihm war Eduard vielleicht durch die Aehnlichkeit mit seiner Mutter aufgefallen, der Marquis hatte sich des Kranken angenommen, als er dessen Namen erfahren, und er vermieden, ihm wieder zu begegnen, als die Besinnung Eduard's zurückgekehrt. Es gab der Gründe viele, die ihn veranlaßt haben konnten, eine Erkennungsszene zu vermeiden, denn er konnte ja nicht wissen, daß Eduard's Eltern dem Sohne die Erlebnisse früherer Tage verschwiegen. Er mußte aus dem Ausdruck des Schreckens, mit dem Eduard ihn angestarrt, schließen, daß der junge Mann, in ihm den Elenden erkannt, der selbst verbrecherische Mittel nicht gescheut, sich für eine Beleidigung der Eitelkeit zu rächen.

Hatte der Marquis sich aber auf dem Schiffe davon überzeugt, daß er den Sohn Anna Helm's vor sich habe, so war der Ausdruck der Ueberraschung des Schreckens erklärt, mit dem er ihn bei Mars-la-Tour wiedererkannt, und hatte er dort nicht auf den Sohn Anna Holm's schießen mögen, so leitete ihn dasselbe Gefühl, welches ihn hier auf dem Schlosse bewogen, Omar von einem Morde abzuhalten.

(Fortsetzung folgt.)

## Manichfaltiges.

**Frankenthal**, 8. Jan. In einem hiesigen Metzgerladen verlangte eine Frau vom Lande um 4 kr. Wurst. Auf die Bemerkung des Metzgers, daß sie 100 Gramm bekomme, erwiderte die erstaunte Bäuerin: „Ei Du lieber Gott, so viel bringe ich ja nicht in meinen Korb!"

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 5.** Mittwoch, 17. Januar **1872.**

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Aus dem Schlosse führte eine Hinterpforte sie direkt in den Park, der mit hohen mächtigen Eichen und Buchen besetzt, Schatten gegen die glühenden Strahlen bot, welche die Sonne an diesem Tage ausgoß.

Kaum zwanzig Schritte vom Schlosse wandte Hector sich um.

Auf der hintern Seite des alterthümlichen Gebäudes lagen die Zimmer, die Hortense bewohnte. Vielleicht stand sie am Fenster, und er konnte ihr, ohne daß es dem Chevalier auffiel, einen Gruß zunicken.

Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht.

Eine junge Dame in hellfarbiger Toilette betrat eben den Balkon oben, der nach dem Parke hinausging.

Er erkannte Hortense und sie ihn.

Hector hatte den Chevalier ein paar Schritte vorausgehen lassen.

Schnell warf er mit der Hand einen Gruß hinauf.

Derselbe wurde von dem jungen Mädchen erwidert.

Sie legte die Rechte auf's Herz. Diese Bewegung sollte andeuten: Ich bleibe standhaft und treu, was da auch kommen möge.

Dann blickte sie seitwärts, denn sie sah, daß Hector's Begleiter sich umdrehte, und dem Anscheine nach die Frage an ihn richtete, weshalb er ihm von der Seite gewichen sei.

Lassen wir den Advokaten und den Chevalier ihre Gesinnungen und Meinungen, die im Ganzen mit einander harmoniren, über die damals herrschenden Zustände Frankreichs auf ihrem Spaziergange austauschen und begeben wir uns in das Zimmer zurück, wo der Marquis und der Herzog von Vivonnes weilten.

Kaum befanden sich diese Herren allein einander gegenüber, als Armand nicht ohne Heftigkeit seinem künftigen Schwiegervater vorwarf, daß er gegen die frechen Reden des jungen Advokaten eine ihn, den Herzog, in Erstaunen setzende Nachsicht bewiesen habe.

„Wäre ich hier nicht als Gast anwesend," sagte er, ich würde diesem Herrn die Thüre gewiesen und ihm verboten haben, jemals wieder seinen Fuß über diese Schwelle zu setzen."

Der Marquis zuckte die Achseln.

„Der junge Mann," sagte er, „mag in seinem Grolle gegen die Regierung und die gegenwärtigen Mitglieder der Kammer zu weit gehen. Aber in der Hauptsache, daß Vieles im Staate einer Aenderung bedarf, wenn wir nicht einer unheilvollen Zukunft entgegengehen wollen, kann ich ihm doch nicht Unrecht geben. Zudem verlangt es mein Vortheil, daß ich ihn schone und auch der Ihrige, Herr Herzog."

Armand blickte erstaunt.

„Wie so der meinige, Herr Marquis? Haben Sie Güte, mir das näher zu erklären."

„Sehr gern, Herr Herzog," versetzte der alte Herr lächelnd. „Gewinne ich durch den Beistand des geschickten Advokaten meinen Prozeß, so wird Hortense Ihnen eine Mitgift zubringen, die sich um eine Million vermehrt hat. Und daß ich meine Gegner in diesem Prozesse besiegen werde, daran zweifle ich keinen Augenblick mehr, seit ich einen Blick in die vor mir liegende Schrift gethan habe."

Die dunkeln Brauen des stolzen Cavaliers zogen sich zusammen.

Indem er finster vor sich hinblickte, sagte er:

„Sie sprechen von der Mitgift des Fräuleins, Herr Marquis, als wenn die Ehe zwischen ihr und mir schon in den nächsten Tagen geschlossen werden sollte."

„Nun, wenn auch nicht so schnell, doch gewiß in einigen Monaten," versetzte der Marquis. „Ich wünsche erst das meinem Prozeß entscheidende Urtheil des Gerichts in Paris abzuwarten, damit ich dem Ehrentage meiner geliebten Tochter in Ruhe beiwohnen kann. So

lange werden Sie Ihre liebende Ungeduld wohl bezähmen müssen, lieber Armand. Benutzen Sie diese Frist, um meinem Töchterchen die Schüchternheit abzugewöhnen, welche sie noch immer abhält, die Gefühle der Zuneigung, die sie für den glänzenden Freier hegt, auch in Worten zu verkörpern."

„Und wenn wir uns nun Beide täuschten Herr Marquis," rief Armand. „Wenn die schöne Hortense meine Gefühle nicht theilte?"

„Wie kommen Sie zu dieser Frage, Herr Herzog?„ entgegnete der Greis. „Hat mein Kind Ihnen Beweise gegeben, daß die Verbindung mit Ihnen ihr Widerwillen einflößt."

„Nicht mit Worten, Herr Marquis. Aber ihr Benehmen gegen mich ist so kalt. Kein wohlwollendes Lächeln spiegelt sich in ihrem Antlitze, wenn ich in meiner Unterhaltung mit ihr die verbindlichsten Worte an sie richte."

„Jungfräuliche Schüchternheit, junger Freund, nichts Anderes. Das Herz des guten Kindes ist ja noch frei. Wie sollte ein Mann von Ihren Vorzügen ihr nicht wünschenswerth sein? Ich bin überzeugt, daß sie insgeheim nicht weniger für Sie schwärmt, als —"

„Aber ich möchte Gewißheit haben, Herr Marquis, ob es Schüchternheit, Kokettrie oder ein anderer Grund ist, der sie meiner Gegenwart ausweichen läßt. Liebe ich Hortense auch noch so glühend, ich werde ihr doch nicht eher ein Geständniß machen, als bis ich weiß, daß mir ihr Herz gehört. Die Schmach einer Zurückweisung würde mich rasend machen."

Der alte Herr überlegte einige Augenblicke, dann versetzte er:

„Die Gewißheit soll Ihnen noch heute werden, mein junger Freund. Sie werden dann sehen, daß ich recht gehabt habe. Lassen Sie mich jetzt allein. Ich werde sogleich mit Hortense reden. Dem Vater wird sie beichten. Kehren Sie nach einer Stunde wieder in dies Zimmer zurück. Dann hoffe ich meine Hände segnend über ein glückliches Paar zu breiten."

„Gut, es sei, Herr Marquis Aber keine Ueberredung, keinen Zwang. Mein Stolz verträgt es nicht, die Hand des Fräuleins ohne ihr Herz anzunehmen. Also nach einer Stunde?"

„Ja, Herr Herzog."

Armand entfernte sich und begab sich auf die Zimmer, die der Marquis dem vornehmen Gaste eingeräumt hatte.

Herr von Lusac klingelte.

Ein Diener in reich gallonirter Livree erschien.

„Geh' zu meiner Tochter, Bertrand," sagte der Greis. „Ich habe in einer wichtigen Angelegenheit mit ihr zu reden Sage ihr, daß sie keinen Augenblick zögern solle".

„Sehr wohl Herr Marquis."

Bertrand verließ das Zimmer, suchte seine junge Herrin auf, und theilte ihr den Wunsch des Vaters, dessen eigene Worte gebrauchend, mit.

Hortense fuhr zusammen. Die Ahnung kam ihr, daß ihr Vater sie wegen der ihr verhaßten Heirath mit Armand von Vivonnes sprechen und zur Entscheidung drängen wolle. Aber sie bekämpfte die sie ergreifende Aengstlichkeit.

„Hector ist ja hier," sagte sie zu sich selbst. „Ich habe ihn gesehen, den Gruß seiner zärtlichen Liebe empfangen. Ich werde an ihn denken und dem Vater ehrfurchtsvoll, aber fest erwidern, daß eine Verbindung mit dem Herzog das Unglück meines Lebens ist und ich ihm niemals meine Hand reichen würde."

Mit diesem Vorsatze, der sich bei ihr, während sie den Corridor durchschritt, immer mehr befestigte, begab sie sich nach dem Zimmer ihres Vaters.

Schon als Hortense in die Thüre trat, bemerkte sie den ungewöhnlichen Ernst in den Mienen des alten Herrn.

Ein leises Zittern ergriff sie. Doch versuchte sie mit festen Schritten näher zu treten.

„Sie haben mir befohlen, mein Vater, sogleich zu erscheinen," sagte sie. „Ich eilte hierher mit der Erwartung, mit einem Lächeln, wie sonst von Ihnen empfangen zu werden. Aber, wie ich sehe, habe ich mich getäuscht."

Der Marquis deutete auf einen Stuhl.

„Setze Dich mir gegenüber, Hortense."

Das Mädchen gehorchte, das Auge nicht von seinem Antlitze abwendend.

Ihr Vater nahm auf dem Divan Platz.

„Ich bin mit Dir unzufrieden, mein Kind." begann er. „Du weißt, wie zärtlich ich Dich liebe. Deshalb solltest Du meine Wünsche berücksichtigen. Der Herzog von Vivonnes hat sich bei mir über Dich beklagt.

„Dazu gab ich ihm keinen Anlaß, mein Vater," erwiderte die junge Dame.

„Du verhehlst mir die Wahrheit, Hortense. Du zeigst Dich kalt, abstoßend gegen seine Huldigungen. Er kann unmöglich glauben, dies Benehmen sei der wahre Ausdruck Deiner Gefühle gegen ihn. Er beschuldigt Dich der Koketterie."

Das Antlitz des jungen Mädchens erröthete vor Unwillen.

„Ich weise diese Beschuldigung zurück, mein Vater. Sie haben mich in der Stille des Klosters erziehen lassen. Dort lernt man solche schnöde Künste nicht. Der Herzog muß mich nicht nach den vornehmen Damen am Hofe des Königs beurtheilen."

Der Marquis schüttelte den Kopf.

„Wenn es demnach keine Koketterie ist, Hortense, was treibt Dich sonst dazu, Armand, den ich Dir zum Gatten bestimmt habe und dem Du ohne Zweifel längst im Stillen Dein Herz geschenkt hast, Deine Neigung zu verheimlichen?"

Hortense blickte den Marquis ruhig an.

„Ich habe Nichts zu verheimlichen, mein Vater. „Ich liebe diesen Herrn nicht."

Der feste Ton, mit dem sie diese Worte sprach, setzte Herrn von Lusac in Erstaunen.

(Forts. folgt.)

## Das Gespenst.

**Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.**

**von E. H. v. Dedenroth.**

(Fortsetzung.)

Der Marquis hatte Holm in jenem Moment um ein Gespräch unter vier Augen gebeten; dieser hatte es versagt, da er nicht ahnen konnte, welche Beziehungen zwischen ihnen obwalteten; aber wenn auch das ganze Benehmen dieses Mannes darthat, daß er wohl seine frühere Handlungsweise bereue, so konnte Eduard doch nicht einem milderen Urtheil über ihn Raum geben, denn dieser Mann hatte zu derselben Zeit, wo er Reue über Gewaltthätigkeit aus seiner Jugendzeit empfinden mußte, hart und grausam das Herz seiner Nichte gebrochen. Wie er das Lebensglück der Eltern Holm's vergiftet, so wollte er auch Flora zwingen, sich ihm zu fügen und ihre Hand Jemand zu reichen, den sie verachtete.

Flora saß an dem Krankenbette ihres Bruders. Noch war derselbe nicht in dem Zustande, daß sie ein Thema, das ihn erregte, mit ihm verhandeln konnte, aber wenn sie ihm auch das besondere Interesse verschwieg, welches sie neugierig auf sein Urtheil über Omar machte, so waren doch die Auslassungen desselben schon genügend, sie mit Angst vor der Zukunft zu erfüllen. Flora war sich der ganzen Tragweite des Versprechens, das sie ihrem Oheim gegeben, bewußt, es handelte sich für sie auch nicht mehr darum, ob sie Omar's Frau werden könne, sondern ob sie den Versuch machen sollte, in eine erträgliche Stellung zu ihrem künftigen Gatten zu kommen. War in Omar ein edler Grund, wie der Oheim behauptete, so konnte ihr Leben sich erträglich gestalten, fehlte ihm dieser, so war sie eine an einer Bestie verkaufte Sklavin.

Der Bruder schilderte Omar mit der Bewunderung, die man dem Ungewöhnlichen so gern zollt, wenn man in bedrohter Lage auf Außerordentliches angewiesen ist; er pries das wilde Ungestüm, die Verschlagenheit, die Kühnheit des Asiaten, aber Flora bemerkte wohl, daß er in gleicher Weise den Panther gelobt hätte, der sein Opfer in Stücke zerreißt, und das Lächeln ihres Bruders, wenn sie fragte, ob Omar auch als Mensch edle Eigenschaften zeige, seine Bemerkung, Omar gehöre, wie auch die algierischen Truppen, nur im Verzweiflungkampfe auf französischen Boden, war schon genug, ihr Herz mit Grauen zu erfüllen.

Sie erröthete, als Holm eintrat und sie flüsternd um ein kurzes Gehör unter vier Augen bat.

„Mein Fräulein," sagte Holm, als sie ihm in's Nebengemach gefolgt, „ich habe Briefe aus der Heimath erhalten, deren Inhalt das Räthsel löst, welches über die Beziehungen Ihres Oheims zu mir obgewaltet. Ich weiß es jetzt, weßhalb er seinen Sohn verhinderte, mich zu erwürgen. Die Papiere enthüllen eine Handlungsweise Ihres Oheims in früherer Zeit, deren er sich jetzt wohl schämt, die er wohl bereut. Ich glaube, daß ihm die Vergangenheit wie ein Fluch auf der Seele lasten muß, daß er gewiß jedes Opfer bringen würde, ein Wort der Vergebung zu erhalten. Wohlan, mein Fräulein, lassen Sie ihn wissen, sobald Sie ihn sehen oder ihm Botschaft senden

können, daß ein Mann, der Schweres an ihm zu rächen hat, vergessen und vergeben will, wenn er dafür Ihnen Ihr Wort zurückgibt. Verstehen Sie mich recht! Wenden Sie Ihr Antlitz nicht ab! Ich habe auf das Glück meines Lebens verzichtet, ich weiß, daß der schönste Traum mir zerronnen für immer, aber meine Hoffnung geht auch nur dahin, Sie von einer Ihnen drohenden Zukunft zu erlösen, Sie frei zu machen von dem Versprechen, das man Ihrer Angst um den Vater abgerungen. Ich lege in Ihre Hände dies versiegelte Packet, fordern Sie von Ihrem Oheim als Preis dafür Ihre Freiheit und stellen Sie es mir zurück, wenn er die Forderung zurückweist. Es steht in Ihrem Belieben, dasselbe vorher zu eröffnen." —

Das Gespräch ward plötzlich durch ein Hornsignal unterbrochen, dem ein Jubelschrei folgte. Holm riß das Fenster auf, um zu hören, was es gebe. Er sah einen Feldpostbeamten, umringt von Soldaten, welche die Mützen in die Luft schleuderten und laut jubelten. „Waffenstillstand!" rief man ihm herauf. „Der Friede ist gesichert! Frankreich unterwirft sich den Bedingungen Bismarck's, Paris hat kapitulirt!"

War auch Schmerzliches in dieser Nachricht für das Ohr der patriotischen Französin, so überwog doch das frohe Gefühl, daß nun endlich dem Schrecken des Krieges ein Ende geworden — Flora folgte Holm hinab in den Hof, wo Dorf- und Schloßbewohner sich unter die Soldaten gemischt, das Nähere über die wichtige Neuigkeit zu hören.

Dem Leser sind die großen Ereignisse noch zu frisch im Gedächtniß, als daß wir sie hier zu erörtern brauchten. Der Feldpostbeamte brachte aber auch andere Nachrichten und Briefe. „Noch einen Schurkenstreich," sagte er „haben, die Franctireurs zu guter Letzt verübt, aber darunter leidet jetzt Paris am meisten. Sie haben die Eisenbahnbrücke bei Toul in die Luft gesprengt, und das Infamste ist, daß man die Leichen der überfallenen, ermordeten Landwehrleute verstümmelt hat; es sind gewiß afrikanische Bestien dabei gewesen. Der Kaiser hat befohlen, daß die Provinz zehn Millionen Francs Strafe zahlen soll."

Flora wechselte mit Holm einen Blick, der mehr sagte, als Worte vermögen, und die Blässe ihrer Wangen verrieth, daß sie den Argwohn Holm's theilte, daß sie zitterte, die Namen Derer zu hören, welche die Schandthat begangen.

Holm fand unter den Briefen, welche ihm der Beamte für die Offiziere des Detachements übergab, einen solchen an sich, der das Zeichen der in Bar-le-Duc stationirten Feldpost trug. Er öffnete ihn, durchflog die Zeilen und in fieberhafter Erregung, mit zitternder Hand zog er Flora bei Seite.

„Sie werden das Päckchen nicht gebrauchen," flüsterte er, „mich ruft ein Sterbender."

Sie starrte ihn an, sie las in seinem Antlitz das Aufflammen eines Hoffnungsstrahles, der in ihrer Brust seltsam zündete — er reichte ihr das Blatt — sie las. Thränen entströmten ihren Augen, und ihm ward ein Blick, in dem der Abglanz von tausend Gefühlen zitterte.

„Der Waffenstillstand ist da," sagte er, „ich werde Urlaub bekommen, Sie, Ihr Vater, Ihre Mutter können hinausfahren, der Ort liegt ja nur wenige Stunden von hier."

Flora enteilte, dem Vater die Nachricht zu bringen. Wir geben dem Leser statt jeder Erklärung den Brief. „Herr Graf," so lautete derselbe, „angesichts meines gewissen Todes bitte ich Sie, aus den Händen eines Mannes, der sich schwer an den Ihrigen versündigt, Papiere entgegenzunehmen, welche darthun, daß die Ehre Ihres Vaters frevelhaft von mir aus Rache kompromittirt worden. Ich habe meine Handlungsweise in langen Jahren schwer bereut, aber ich mochte mich nicht selber brandmarken, Ihrem Vater gerecht zu werden. Ich bin schwer bestraft für meine Sünden, am eigenem Fleisch und Blut habe ich Schmach und Schande erfahren. Sagen Sie meinem Bruder, meiner Nichte, daß Omar nicht mehr lebt; als Befehlshaber der Franctireurs habe ich den eigenen Sohn niederschießen müssen, weil er unsere Waffen entehrte, Verwundete verstümmelte und mit kannibalischer Wuth Wehrlose zu Tode marterte.

(Schluß folgt.)

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

## Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 6. Freitag, 19. Januar 1872.

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ich kann das nicht glauben," rief er ärgerlich.

„Und doch ist es so, mein Vater," versetzte Hortense.

„Dieser schöne, liebenswürdige Cavalier sollte nicht Dein Herz gewonnen haben?"

„Er hat es nicht, und wird es nie, das schwöre ich Ihnen."

„Thörichtes Mädchen, Deine Gründe?"

„Ich habe keinen andern Grund, mein Vater, als daß ich gegen den Herzog einen instinktiven Widerwillen fühle."

„Du bist eine Närrin und bildest Dir Dinge ein, die nur in Deiner Phantasie existiren. Genug, Deine Verbindung mit Armand ist fest beschlossen. Ich gab ihm mein Wort und kann nicht zurücktreten."

„So wird es der Herzog," versetzte das Mädchen rasch, indem sie sich von ihrem Sitze erhob. „Besitzt er den Charakter eines wahren Edelmannes, dann wird er meine Hand nicht erzwingen wollen, und daß ich Nichts für ihn fühle, werde ich ihm offen in's Antlitz sagen, wenn er mich, was er bis jetzt noch nicht klar ausgesprochen, zur Gattin begehrt."

Der Marquis war indessen auch aufgestanden.

Seine Tochter war bis zu dieser Stunde ein gehorsames, zärtliches Kind gewesen, und nun auf einmal diese Veränderung ihres ganzen Wesens. Wie hätte der alte Mann, der keine Ahnung von ihrer Liebe zu Hector Bonnard hatte, ihre Widersetzlichkeit für etwas Anderes als eine bloße Caprice halten können?

Er schritt ein paar Mal hastig im Zimmer auf und nieder.

Sein Blut wallte heftig. Er mußte erst wieder Ruhe zu gewinnen suchen, ehe er seiner Tochter seinen, wie er sich im Augenblicke des Zornes selbst einredete, unwiderruflichen Entschluß kund thun konnte.

Hortense hatte den Vater beobachtet.

Der Kampf ist schwer, dachte sie. Aber ich hoffe ihn zu bestehen. In dieser Minute fühle ich erst recht, wie stark die Liebe macht.

Plötzlich blieb der Marquis vor ihr stehen.

„Ich lasse Dir die Wahl," sagte er. „Entweder Du reichst dem Herzog von Vivonnes Deine Hand, oder Du wirst in der einsamen Zelle des Klosters Deinen Eigensinn zu bereuen haben."

Die Augen der jungen Dame füllten sich mit Thränen.

„Sie sind sehr hart, mein Vater," versetzte sie. „Sie drohen, ihr junges, blühendes Kind lebendig in's Grab versenken zu lassen, denn ein solches ist das Kloster, weil sie den ungeliebten Mann ausschlägt. So spricht Ihr Mund. Doch Ihr Herz fühlt anders. Wie zornig Sie mich auch in diesem Augenblicke ansehen, dieser Zorn wird sich legen, wenn ich nicht mehr an Ihrer Seite weile, Ihnen nicht mehr den Morgenkuß bringe und gute Nacht zulächle. Nur wenige Tage werden vergehen, so lassen Sie mich zurückholen, denn ohne mich würde Ihr Dasein doch nur ein leeres und freudenloses sein. Ja, ja, Sie fühlen das auch. Ich weine nicht mehr allein. Auch in Ihrem Auge blitzt eine Thräne. Sie verstoßen mich nicht. Wir bleiben zusammen, bis ich mir selbst einen Gatten wähle, den ich zu lieben vermag, wie meine theure selige Mutter Sie geliebt hat."

Sie stürzte auf den Marquis zu, umschlang ihn mit beiden Armen, drückte ihren Kopf fest an seine Brust und blickte innig zu ihm auf.

Der alte Herr wußte selbst nicht, wie er dazu kam, die Umarmung seiner Tochter zu erwidern. Aber fast eben so fest, wie sie ihn, hielt er sie umschlungen.

„Böses Kind," murmelte er, „böses Kind,

das seinem zärtlichen Vater solchen Kummer macht."

„Dafür werde ich Sie in Zukunft desto glücklicher machen, theurer Vater," rief Hortense. Aber keinen Herzog von Vivonnes und kein Kloster."

Sie drückte noch einen Kuß auf seine Wange und verschwand dann aus dem Zimmer.

Der Marquis blieb nun eine Zeitlang allein. Traurige Gedanken erfüllten die Seele des alten Herrn. Das Bild seiner in noch jugendlichem Alter entschlafenen Gattin, die ihn, obgleich dreißig Jahre älter als sie, doch zärtlich geliebt hatte, trat im Geiste vor ihn hin.

Die letzten Worte, die sie sterbend an ihn gerichtet, waren die Bitte gewesen, das mutterlose Kind mit derselben Innigkeit zu umfassen, wie Diejenige, die es unter Schmerzen geboren und mit unendlicher Liebe über die Kleine gewacht; sie zu schützen vor jeder rauhen Berührung, die im Leben an sie herantreten könnte und den Pfad ihrer Zukunft mit den Blumen der Freude zu bestreuen.

Dann hatte sie den Gatten und Hortense gesegnet und war in das Reich des ewigen Friedens hinübergegangen.

Dieses letzten Wunsches aber hätte es kaum bedurft. Der Marquis hatte das Kind schon bei Lebzeiten seiner Gattin vergöttert, wie hätte er nach ihrem Tode es weniger thun sollen, da es sein einziger Trost auf Erden geblieben war?

Und nun nachdem Hortense zur blühenden Jungfrau emporgewachsen und ihre verstorbene Mutter in Gestalt und Wesen bis zur größten Aehnlichkeit widerspiegelte, wollte er sie von seinem Herzen losreißen und in ein Kloster sperren, weil sie dem ungeliebten Manne als Gattin zu folgen sich geweigert hatte.

„Nein, nein, ich kann ihre Widersetzlichkeit nicht so hart bestrafen," murmelte er. „Der qualvolle Gedanke, daß mein einziges Kind sein Leben hinter dunkeln Mauern verweinte, würde mich so unglücklich machen, daß ich mir jeden Tag den Tod herbeiwünschte. Der Herzog von Vivonnes will ja auch selbst von keinem Zwang wissen. Ich will ihm mittheilen, was Hortense mir erklärt. Das soll schon in den nächsten Tagen geschehen. Dann wird er abreisen und der alte Frieden wieder unter meinem Dache weilen."

Als die Dämmerung der Nacht gewichen war und auf den silbernen Armleuchter große Wachskerzen im Zimmer des Marquis brannten, stellte sich Hector bei ihm ein.

Die Akten des Prozesses wurden vorgenommen. Der junge Advokat las dieselben Herrn von Lusac laut vor, und letzterer zeigte durch ein wohlgefälliges Kopfnicken an, daß er mit der Arbeit seines Rechtsanwalts vollkommen zufrieden sei.

Nach Beendigung der Lektüre reichte der Marquis Hector die Hand.

„Der Zufall hat mich in Ihnen einen wahren Schatz finden lassen," sagte er. Rechnen Sie aber auch für den tüchtigen Beistand, den Sie mir in dieser wichtigen Sache gewähren, auf meine unbegrenzte Dankbarkeit. Ich besitze einflußreiche Freunde in der Nähe des Königs. Ich gebe Ihnen Empfehlungsschreiben an dieselben mit, die Ihnen in Zukunft von großem Nutzen sein werden. O, ich hoffe es noch zu erleben, Sie in der Kammer als Minister präsidiren zu sehen. Ein Mann von Ihren Talenten, von Ihrer Thatkraft, kann, wenn ihm die Ausdauer nicht fehlt, zu den höchsten Stellen im Staate gelangen."

Hector ergriff die Hand seines Gönners und drückte sie an die Lippen.

„Ja, Herr Marquis," versetzte er, an Hortense denkend, „ich strebe einem hohen Ziele nach, und wenn Sie mir Ihr Wohlwollen bewahren, hoffe ich, es früher oder später zu erreichen."

Gleich darauf trat ein Diener mit der Meldung ein, die Abendtafel sei angerichtet.

„Folgen Sie mir, Herr Bonnard," sagte der Marquis. „Bei Tische plaudern wir noch ein Weiteres über meinen Prozeß zusammen."

Beide begaben sich in den Speisesaal des Schlosses, wo servirt war.

Sie trafen dort den Herzog von Vivonnes und den Chevalier von Savois.

Wenige Minuten später erschien auch Hortense. Sie war blaß, und man konnte es ihren Augen ansehen, daß sie geweint hatte.

Die kleine Gesellschaft setzte sich zu Tische.

Hortense mußte, wie bei den früheren Mahlzeiten, an der Seite des Herzogs Platz nehmen. Hector Bonnard ward die Ehre, neben Herrn von Lusac zu sitzen und der Chevalier nahm dessen andere Seite ein.

r Armand schien verdrießlich und blieb schweigsam. Ebenso Hortense, da sie von dem ihr verhaßten Freier nicht angeredet wurde. Desto mehr aber wendete sie ihre Aufmerksamkeit dem Gespräche zu, das ihr Vater mit ihrem Geliebten führte. Sie sah die freundlichen Blicke, die derselbe auf Hector richtete, sie hörte, daß er ihn, obgleich der Herzog zugegen, mehr als einmal mit Lobsprüchen wegen seiner Vertheidigungsschrift überhäufte. Sie faßte das als eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft zusammen — daß der Vater Ernst mit dem Kloster machen würde, glaubte sie nicht — und neue Hoffnung erblühte in ihrem jungen Herzen. Ihre blassen Wangen begannen sich zu röthen, ihre Augen blitzten, wie in den Tagen, wo noch kein Kummer ihre Seele getrübt hatte. Das unvorsichtige Mädchen ahnte nicht, daß sie von dem Herzoge, wiewohl er beständig auf seinen Teller zu blicken schien, insgeheim beobachtet wurde.

Es durchzuckte die Seele des stolzen Cavaliers wie ein Blitz der Gedanke: Sie verschmäht Dich, weil sie einen Andern liebt und dieser Andere ist der plebejische Advokat, der mir diesen Morgen so keck zu trotzen wagte.

Er erhob sich rasch vom Stuhle.

„Ich muß um Verzeihung bitten,“ sagte er mit einem Tone, der vor Aufregung zitterte, „daß ich vor dem Dessert die Tafel verlasse. Ein heftiger Kopfschmerz, der schon heute Morgen seinen Anfang nahm, zwingt mich, Ruhe auf meinem Zimmer zu suchen.“

Die Blässe, die in seinen Zügen herrschte, ließ Herrn von Lusac glauben, daß dies Uebel kein vorgebliches sei. Er wünschte Armand eine ruhige Nacht und sprach die Hoffnung aus, ihn am nächsten Morgen, von der Migraine befreit, wiederzusehen.

Nach einer Viertelstunde endigte das Souper.

Hector verabschiedete sich von seinen beiden Gönnern, verbeugte sich respektvoll vor der Geliebten und begab sich auf das ihm angewiesene Zimmer.

Als die Schloßuhr die elfte Stunde verkündete, waren alle Bewohner des Schlosses, mit Ausnahme des Herzogs von Vivonnes, zur Ruhe gegangen.

Dieser schritt in seinem Wohngemache bis lange nach Mitternacht heftig auf und nieder. Es stürmte gar gewaltig in der Brust des stolzen Mannes. Wieder und wieder stieß er die Worte heraus:

„Nein, nein, ich täusche mich nicht! Sie liebt den elenden Burschen, den ich nicht werth halte, die Stelle meines letzten Dieners zu bekleiden. Und ich habe mich weggeworfen und um ihre Gunst gebettelt, wie noch bei keiner Dame, selbst nicht am Hofe. Höll' und Teufel! der Verrath soll ihr und ihrem Liebhaber nicht ungestraft hingehen. Habe ich nur erst klare Beweise — und ich werde sie mir zu verschaffen wissen, dann schleudere ich ihr meine ganze Verachtung in's Antlitz, und den Herrn Advokaten züchtige ich wie einen Hund, der meine Schwelle zu besudeln wagte.“

(Forts. folgt.)

---

## Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.
von E. H. v. Dedenroth.

(Schluß.)

„Ich weiß, welches Opfer Flora gebracht, ich weiß, daß sie weder Omar noch mich beweinen wird, ich scheide aus der Welt, ohne daß Jemand um mich klagt. Selbst Diejenigen, welche mich einst geliebt, werden aufathmen, wie von einer Last befreit, wenn ich von hinnen gegangen.

„Es sind mir in kurzer Zeit viele Erfahrungen geworden, Vieles ist mir sehr nahe gegangen und jetzt, da ich den Tod erwarte, fühle ich das Bedürfniß, etwas Versöhnendes zu thun.

„Eduard, ich habe Ihre Eltern beraubt, verschmähen Sie nicht, einen Ersatz aus meinen Händen anzunehmen. Ich würde glücklich sein, könnte ich dem Sohne Anna's den Namen geben, den seine Mutter zu tragen verschmähte aber ich wage es nicht, Ihnen Das anzubieten. Ich sehne mich darnach, Sie zu sprechen, Ihnen mein Testament zu übergeben, welches mein Bruder, so wie ich ihn kenne, gewiß respektiren wird. Wenn ich recht ahne, findet sich vielleicht ein Ausweg, der Ihnen ein Abrechnen mit meinem Bruder erspart.

„Ich diktire dies Schreiben meinem ältesten Neffen. Er kennt meine Absichten und billigt sie. Er wird an meiner Stelle reden, wenn Sie zu spät kommen, um mir ein Wort der Verzeihung zu sagen, ehe ich von dieser Erde scheide.“ —

„Die Geschichte ist sehr seltsam," sagte Senden, als Holm ihn um Urlaub bat. „Es kann einer Falle sein, in die man Dich lockt. Der Franctireurskapitän muß wissen, daß mit Dir zugleich Derjenige erscheint, der die Pflicht hat, ihn, wenn er noch transportfähig, jedenfalls aber seine Mitschuldigen, zu verhaften, und er schreibt, als handle es sich nur um die Erledigung einer Privatangelegenheit. Ist der älteste Sohn des Marquis bei der Touler Affaire betheiligt, so ist er sehr naiv, wenn er wenige Meilen von hier ein Testament zu vollstrecken gedenkt; der Waffenstillstand schützt keine Mörder!"

„Die Bestimmung lautet: Franctireursbanden werden sofort aufgelöst," entgegnete Holm, „hiernach sind sie gewissermaßen als Truppe betrachtet und pardonnirt. Der Brief ist übrigens aus T., und ich glaube nicht, daß der Marquis gewagt hätte, von dort einen Boten zur preußischen Feldpost nach Bar-le-Duc zu senden, wenn er Etwas zu fürchten hätte. Wenn ein Theil seiner Leute die Touler Brücke gesprengt, so geht aus seinem Schreiben hervor, daß er die dabei vorgefallenen Gräuel mißbilligt und bestraft hat, also nicht wohl dafür verantwortlich gemacht werden kann. Ueberdem ist es eine Privatnachricht, die ich Dir anvertraut."

„Schon gut," unterbrach ihn Senden lächelnd, „ich will schweigen, aber den Urlaub verweigere ich. Die Familie des Marquis mag nach T. fahren, Du wirst den Wagen eskortiren und ein Dutzend Leute mitnehmen, um in T. Hafer und Vieh zu requiriren; lasse also den großen Leiterwagen anspannen."

Holm drückte die Hand des Freundes, der ihm auf diese Weise für alle Fälle einen sicheren Schutz mitgab, Senden aber verbat sich jeden Dank.

„Sollte demnächst eine Verlobung stattfinden," sagte er, „so lade ich mich dazu ein."

Wir brechen unsere Erzählung hier ab. Die Hoffnung des Marquis Emil, Eduard noch die Hand zu drücken, war ihm nicht erfüllt worden; er war verschieden, ehe der Besuch aus Brin-le-Duc in T. eintraf. Eine Kugel, welche er von den eigenen Leuten erhalten, als er ihnen in Entrüstung über die
bei Toul verübten Gräuel Schmähwor
Antlitz schleuderte, hatte ihm die Brust
bohrt. Sein Neffe hatte ihn nach T. ge
nachdem auch er die Abzeichen der Franc
abgelegt. Er erzählte Holm, daß sein
die Sprengung der Brücke angeordnet
er geglaubt, Bourbaki habe siegreich di
schen Linien durchbrochen; weitere S
ungen der Bahnen seien beabsichtigt ge
um den Deutschen vor Paris alle V
ungen abzuschneiden. Der Marquis h
doch, als er die Nachricht von der Nie
Bourbaki's erhalten, sich mit ihm aufg
den Anschlag, mit dessen Ausführung
betraut gewesen, noch zu verhindern,
habe diesen dabei getroffen, wie er mit
licher Bestialität einen Verwundeten ge
Der Oheim," schloß der junge Mann,
Omar nieder, ohne ein Wort zu sp
nur war sein Antlitz todtenbleich und e
wohl darauf selber den Tod, denn er
durch seine Schmähworte die abzi
Franctireurs zur Wuth und drohte, s
Preußen zu überliefern.

Holm sprach bei der Leiche Dessen, d
im Leben ein Schreckgespenst gewesen, e
les Gebet. In den Papieren des
fand er beglaubigte Dokumente über d
Brin-Hilaire gegen seinen Vater gesch
Intrigue, derart geordnet, daß er sie n
heimathlichen Gericht zu übersenden br
um die Ehre seines dahingegangenen
von dem Flecken zu befreien, den dam
Verdacht auf sie geworfen.

Emil Brin-Hilaire hatte in seinem
Willen angeordnet, daß Eduard Gra
die Rente erbe, welche sein Bruder bis
gezahlt, oder ein entsprechendes Kapita
kein anderes Arrangement getroffen
welches ihm das durch Verschulden des M
verlorene Erbe seines Vaters in Gesta
„Mitgift" ersetze.

Flora ward Gräfin Holm, und zw
bloß — um den Willen des Todten zu

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 7.** Mittwoch, 24. Januar **1872.**

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Erst gegen Morgen warf der Herzog sich auf's Lager, doch ob er die Augen auch schloß, die Wuth, die sein Herz verzehrte, hielt den Schlaf von ihm fern.

Die Sonne hatte sich kaum erhoben, als er schon völlig angekleidet war. Er setzte sich an den in seinem Zimmer befindlichen Schreibtisch und warf ein paar Zeilen auf's Papier, die seinem Vater seine baldige Rückkehr nach Paris verkündigen sollten.

Gegen acht Uhr klingelte er seinem Kammerdiener Jean und befahl ihm, die Chokolade zu bringen.

Dieser vollzog den Befehl seines Herrn und wollte sich dann wieder entfernen.

„Halt," sagte der Herzog. „Bleibe, Jean, ich habe mit Dir zu reden."

Der Diener blieb stehen und wartete gebückt auf das, was sein Herr mittheilen wollte.

„Kennst Du das Kammermädchen des Fräulein von Lusac?" fragte Armand.

Jean verbeugte sich mit verschmitztem Lächeln.

„Ja, gnädiger Herr, sehr genau, ich habe mir sogar mit Ihro Gnaden Erlaubniß die Freiheit genommen, ihr ein Wenig den Hof zu machen, und darf mir schmeicheln, daß die hübsche Antoinette mich nicht ungern sieht."

„Um so besser, Schlingel," sagte der Herzog. „Da kannst Du mir einen guten Dienst leisten."

„Und der wäre, Herr Herzog?"

„Du versprichst dem Mädchen, sie zu heirathen und nach Paris mit zu nehmen, sagst ihr, daß ich Euch eine brillante Aussteuer geben würde, wenn sie sich dazu entschließt, mir alle jene Briefe zu verschaffen, die das Fräulein in den letzten Monaten empfangen hat. Hier sind fünfundzwanzig Louisd'or, das Handgeld meines Versprechens. Für Nachschlüssel, das Pult des Fräuleins zu öffnen, wirst Du schon Sorge tragen. Bedenke, Jean, daß ich Dir bis jetzt immer ein gnädiger Herr war und auch für Deine Zukunft sorgen werde. Stirbt mein alter Intendant in Paris, erhältst Du seine Stelle, darauf mein herzogliches Wort."

Der Diener rieb sich vergnügt die Hände.

„Ich frage nicht, was der Herzog mit den Briefen des Fräuleins von Lusac beginnen wollen," versetzte er. „Das ist Etwas, was mich nicht kümmert, aber ich schaffe sie, oder der gnädige Herr sollen mich einen Dummkopf schelten. Ich kann Antoinette um den Finger wickeln. Uebrigens wird es sie auch anspornen, künftig Frau Intendantin zu heißen. Auf der Stelle suche ich die allerliebste Kleine auf, die bis zum Sterben in mich verliebt ist."

Jean küßte seinem Herrn die Hand und begab sich dann schnell hinweg. Das Kammermädchen des Fräuleins war schon im Vorzimmer ihrer jungen Herrin beschäftigt. Er traf sie allein. Eine kurze Unterredung, von Liebkosungen begleitet, nebst den von dem Herzoge empfangenen Goldstücken, die er Antoinette in die Hand drückte, veranlaßte sie, die sich sehnte, unter die Haube zu kommen, den Wünschen ihres Liebhabers nachzugeben. Sie versprach, wenn Jean ihr Schlüssel zu dem Schreibtische besorgen wolle, die darin enthaltenen Briefe und Papiere dem Herzoge auf eine kurze Zeit zu überliefern. Das konnte aber nur vor der Mittagsmahlzeit geschehen, wo Hortense gewöhnlich einen Spaziergang im Park antrat, der die Dauer einer Stunde nur selten überschritt.

Der Verrath glückte. Schon nach zwei Tagen, nachdem Hector Bonnard das Schloß wieder verlassen und im Hause seiner Mutter weilte, stürzte Jean triumphirend in das Zimmer des Herzogs und stellte ein Kästchen von Mahagoniholz, das geöffnet war, vor ihn auf den Tisch. „Hier ist, was Sie wünschten, gnädiger Herr. Das Kästchen ist ganz mit Papieren gefüllt. Aber zögern Sie nicht,

dieselben rasch zu durchstöbern. Nach einer Stunde muß das Kästchen wieder im Boudoir des Fräuleins sein, sonst könnte meiner Schönen das Unglück passiren, mit Schimpf und Schande aus dem Schlosse gejagt zu werden."

Armand schickte den Diener fort. Mit fieberuder Hast entfaltete er jeden Brief, prüfte jedes Papier. Aber die Briefe waren alle unschuldiger Natur, dem jungen Mädchen von ihren Gespielinnen zugesandt, die mit ihr im Kloster erzogen worden, und die losen Papiere enthielten nur harmlose Reflektionen und Bemerkungen, die Hortense vor Zeiten, um müssige Stunden auszufüllen, darauf hingeworfen hatte.

Der Herzog wüthete.

„Nichts, nichts," rief er, „was mir Aufschluß giebt. Und doch bleibe ich dabei, daß Hortense mit dem Advokaten ein Einverständniß hat. Die Blicke, die sie ihm gestern Abend zuwarf, sind nicht zu mißdeuten. Ich muß das Geheimniß durchdringen und sollte ich noch viele Wochen hier verweilen. Was heute nicht geschah, kann morgen geschehen. Antoinette ist eine schlaue Verbündete. Sie wird Jean von jedem Schritte, den ihre Herrin bezüglich des Advokaten thut, sogleich unterrichten und ich werde das Ziel erreichen, das meinem Stolze, meinem Hasse Genugthuung verschaffen wird."

Jean wurde zurückgerufen und ihm befohlen, das Kästchen Antoinette wieder zu übergeben.

Als Hortense nach einer Stunde von ihrem Morgenspaziergange zurückkehrte, ahnte sie nicht, daß freche Hände es gewagt hatten, einen diebischen Eingriff in ihr Boudoir zu thun.

## Viertes Kapitel.

## Weitere Intriguen.

Nach der im vorigen Kapitel erzählten Unterredung zwischen dem Marquis und seiner Tochter, in welcher sie ihm das Bekenntniß abgelegt, dem Herzoge von Vivonnes niemals zum Altar folgen zu wollen, sehnte Hortense sich darnach, ihrem Geliebten den Ausgang dieses Zwiegespräches persöhnlich mitzutheilen.

Wie aber war das anzufangen, da es ihr Gefahr bringen konnte, das Schloß und dessen nächste Umgebung zu verlassen und nach dem Städtchen zu gehen, wo Hector im Hause seiner Mutter zu finden war?

Hatte sie doch am letzten Tage bemerkt, daß der Herzog sie scharf beobachtete und daß sein Kammerdiener, wenn sie einen Spaziergang im Park unternahm, ihr von Weitem nachschlich. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihre Liebe zu dem jungen Bonnard schon jetzt entdeckt werden könnte, was jedenfalls ihren Vater, mit welcher Rührung er sie auch entlassen, zu größerer Strenge gegen sie bewegen würde.

Trotz alledem faßte sie den Vorsatz, ein Stelldichein zwischen ihr und Hector zu ermöglichen.

Aber dazu bedurfte sie einer Beihülfe, von der kein Verrath zu befürchten war.

An einen der Diener im Schlosse durfte sie sich nicht wenden, ohne dessen Neugier zu erregen, weshalb die Tochter ihres Herrn dem Advokaten Bonnard heimlich einen Brief zustellen lassen wollte. Es blieb daher nur ihr Kammermädchen, Antoinette, übrig.

Diese war seit drei Jahren in ihren Diensten. Sie hatte dieselbe oft und reich beschenkt, und Antoinette sie dagegen einer nie endender Anhänglichkeit versichert.

Sie beschloß, dieselbe zur Vertrauten zu machen, wenn auch nicht ihr das Geheimniß ihres Herzens gänzlich zu offenbaren.

Ein paar Zeilen waren schnell geschrieben.

Hector wurde in dem kurzen Schreiben gebeten, den folgenden Tag in der eilften Stunde des Morgens sich auf Umwegen in den Schloßpark zu begeben und sie dort dicht bei einer Eremitage zu erwarten, die, eine Viertelstunde von dem Schlosse entfernt, den Spaziergängern einen Ruhepunkt bot.

Daß ihr Geliebter diesen Platz kannte, wußte sie. Er hatte bei seiner oftmaligen Anwesenheit im Schlosse schon viele Male den Park besucht und in ihrer Gegenwart gegen ihren Vater dieser zwischen hohen Buchen stehenden Einsiedlerhütte erwähnt.

Sie verschloß das Billet mit einer Oblate und klingelte dem Kammermädchen.

Antoinette erschien mit gewohnter Schnelligkeit und fragte nach ihrem Befehle.

Hortense ließ sich herab, vertraulich ihre Hand zu fassen.

„Nicht wahr, Du bist mir aufrichtig ergeben, Antoinette?“ fragte sie sanft.
Das Mädchen erröthete.
(Forts. folgt.)

## Eine Schlittschuhgeschichte.

(Aus der Wochenschrift der Gabelsb. Stenographen-Vereine in Franken.)

Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen war in meiner Jugend das Schlittschuhlaufen und ich hatte es darin zu einer großen Fertigkeit gebracht. Eines Abends war ich zu meinem Freunde geladen, dessen Schloß ungefähr 3 — 4 Stunden von meiner Wohnung entfernt war. Zwischen uns lag ein See, über dessen stundenlangem Becken der Winter die schönste Krystallbrücke geschlagen hatte. Um einen Umweg zu ersparen, nahm ich meine Schlittschuhe, um direkt zu meinem Freunde zu gelangen. Da begegnete mir ein großes Abenteuer. Meine Bahn führte mich Anfangs dem Ufer entlang, so daß ich das Land dicht an der Seite hatte. Auf einmal erscholl ein Getön von dem Lande her, ein Schnauben, ein Keuchen, ein kurzes, heftiges Blasen, welches schnell in ein gellend lang gezogenes Heulen überging und näher und näher kam. Gleichzeitig warf der Mond, welcher schräg über den See schien, zwei Riesenschatten vor meine Füße — entsetzlich anzuschauen. Es waren zwei lang gestreckte in wilden Sprüngen sich bewegende Thierleiber — Es waren zwei Wölfe.

Das Blut in den Adern gerann mir, mein Haar sträubte sich, meine Sinne wirbelten. Ich war allein in der nächtlichen Winteröde, allein und unbewaffnet. Nichts besaß ich zu meiner Rettung, als die zwei Streifchen von Stahl unter meinen Füßen. In demselben Augenblicke erschienen die Wölfe, da, wo das Ufer etwa zu einer Höhe von zehn Fuß sich erhoben, unmittelbar über meinem Haupte. Blitzschnell lenkte ich in die Breite des Sees hinein. Da sauste es über mir, ein Schwung, ein Sprung, und die Wölfe mir nach! — Eine entsetzliche Jagd begann. Ich raffte die Kräfte meines Körpers zusammen, ich gewann und verlor in jeder Minute ein größeres oder kleineres Stück Vorsprung. In demselben Augenblicke sagte mir das Gebell meiner Feinde, daß sie mir dicht auf den Fersen seien. Ich hörte beständig ihre tiefen Athemzüge hinter mir, ich glaubte sogar, die Wärme ihres Hauches an meinen Waden zu fühlen. Jede Muskel meines Körpers war auf das Aeußerste angespannt. In meinem Gehirn begann es zu schwindeln; die Hetzjagd war unerträglich. Die Töne meiner Verfolger waren graußenerregend, und schon fingen meine Kräfte zu sinken an. Schon hielt ich Fleisch und Blut meinen Feinden verfallen. Da plötzlich brachte mich eine unwillkürliche Bewegung aus meiner Richtung. Die Wölfe, dicht hinter mir, waren außer Stande, anzuhalten oder zu wenden. Sie glitten aus, fielen und rutschten noch eine Strecke weiter. Ihre Zungen hingen weit aus dem Rachen hervor. Ihre weißen Gebisse funkelten, ihre zottigen Brüste waren mit Schaumflecken bedeckt, und als sie vorüberschnellten und hinstürzten, stimmten sie ein Wuthgeheul an, indeß ihre blutunterlaufenen Augen mit Mörderblick mich anlechzten. Mir aber zündete dieser Zwischenfall ein unerwartetes Hoffnungslicht an. Ich beschloß von dem Umstande, wie ungeschickt zu plötzlichen Wendungen der Bau dieser Thiere sei, Alles zu gewinnen. Ich beschloß, statt meiner Kräfte meine Kunst in Anspruch zu nehmen, das Manöver der fortwährenden Ausbiegungen hatte an die Stelle des Gradlinigen zu treten.

Sofort brachte ich dieses Manöver in Anwendung. Die Wölfe, sobald sie ihrer Füße wieder Herr waren, wendeten sich von Neuem gegen mich. Bereits waren sie mir dicht am Rücken, als ich einen Bogen beschrieb und sie vorbeirennen ließ. Ein wildes Geheul begrüßte meine List, und flugs glitten sie, vom Schwunge hinausgetrieben, abermals auf ihre Sitztheile nieder — ein Bild thierischer Ohnmacht und Hilflosigkeit! Von diesem Augenblicke an genoß ich eine Art von Erholung. Der fürchterliche Ernst meiner Lage nahm den Charakter des Spielens an. Unter beständigen Seitenbewegungen äffte ich die Thiere; mit beständigem Wuthgeheul, das mich zuletzt ergötzte, feierten sie meine Schlittschuhkunst. Es war eine Scene voll diabolischen Humors, es war eine tragischkomische Posse. Die Bestien wurden immer müder, ich immer lustiger, leichter. Endlich erglänzten die Lichter des Schlosses. Mit mannhaften Bässen schlugen die

Hofhunde an. Die Wölfe aber ließen Zunge und Schwanz hängen und humpelten in die Flucht. Als Sieger zog ich in's Schloß ein.

---

## III. Pfälz. Industrie-Ausstellung.

Kaiserslautern, den 19. Januar 1872.

Zur Unterstützung des Centralcomite's wurden schon im Jahre 1870 in den Bezirksamts-Hauptorten Specialcomites gebildet, mit der Aufgabe, in den betr. Bezirken die Gewerbtreibenden, welche für die Ausstellung Geeignetes produziren, zu ermitteln, sie zur Beschickung der Ausstellung zu animiren und ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Als das Centralcomite nach der durch den Krieg veranlaßten Unterbrechung im November v. J. die Arbeiten zur Durchführung der pfälzischen Provinzial-Ausstellung wieder aufnahm, wandte es sich unterm 1. Dezember mittelst Circular an die Specialcomites mit dem Ersuchen, aufs Neue unterstützende Hand zu bieten, insbesondere die Vertheilung der gegen Ende des verflossenen Jahres ihnen zugesandten Programme und Anmeldetabellen sich angelegen sein zu lassen. Leider hatten sich inzwischen zwei Specialcomites aufgelöst und mußten — erst in jüngster Zeit — neue gebildet werden; von einigen erwartet das Centralcomite bis jetzt noch Zuschrift. — Im Nachstehenden veröffentlicht man nun die Comites unter Angabe der Herren Vorstände, soweit sie dem Centralcomite bekannt gegeben wurden, und ersucht wiederholt diejenigen Gewerbtreibenden, welche die Ausstellung zu beschicken gedenken, sich von ihnen Programm und Anmeldeformularien einhändigen zu lassen. Dabei spricht das Centralcomite die Hoffnung aus, daß es **kein Industrieller von Bedeutung unterlassen werde, sich mit seinen Erzeugnissen an der Ausstellung im Sommer d. J. zu betheiligen,** und daß es jedem Einzelnen **Ehrensache** sein wird, zu einer würdigen Repräsentation der pfälzischen Industrie sein Möglichstes beizutragen, umsomehr, da die Bekanntmachung der Ausstellung auch in mehreren auswärtigen Zeitungen erfolgt ist und zu erwarten steht, daß viele Fremde dieselbe besuchen, und es kann für die Pfalz nur ehrend und in vielfachen Beziehungen vortheilhaft sein, wenn jene einen guten Eindruck von der Ausstellung erhalten. Das Centralcomite glaubt aber auch darauf zählen zu dürfen, daß sich nicht blos die Gewerbtreibenden, sondern auch in anderen Berufskreisen Stehende der Sache warm annehmen und angesichts der hohen Protektion und der Unterstützung von Seite der kgl. Regierung der Pfalz und des kgl. Staatsministeriums dazu beitragen, die III. Pfälzische Industrie-Ausstellung zu einer **in allen Beziehungen gelungenen zu gestalten.**

Die Spezialcomites und deren Vorstände:

1. Das Specialcomite in Bergzabern — Vorstand Herr Lehrer Hammell — nebst einem Zweigcomite in Annweiler, unter der Vorstandschaft der Herren Strohhutfabrikanten Eugen Cordier und Carl Albonn;
2. Germersheim — der kgl. Bezirksamtmann H. v. Mörs;
3. Frankenthal — Herr Fabrikant Albert;
4. Homburg — (Der derzeitige Vorstand dem Centralcomite noch nicht bekannt gegeben.)
5. Kirchheimbolanden — deßgleichen;
6. Kusel — Herr W. v. Günther;
7. Landau — der kgl. Bezirksamtmann Freiherr von Harold;
8. Neustadt a. H. — der kgl. Bezirksamtmann Herr Zenetti;
9. Pirmasens — (der derzeitige Vorstand dem Centralcomite noch nicht bekannt gegeben).
10. Speyer — der kgl. Rector Dr. Keller;
11. Zweibrücken — Herr Plüschfabrikant Escales.

An die Herren Vorstände oder Mitglieder dieser Specialcomites wollen sich die Aussteller wegen der Programme und Anmeldetabellen wenden und mit der Ausfüllung der letzteren nicht säumen, da dieselben gemäß § 3 des Programmes spätestens bis 1. März durch die Vorstände der Specialcomites den Centralcomite einzusenden sind.

Auch direkt vom Centralcomite können dieselben bezogen werden und zwar von Herrn Kaufmann Theodor Jacob.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 8.** Sonntag, 28. Januar **1872.**

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Es fiel ihr ein, wie sehr sie sich insgeheim schon gegen ihre gütige Herrin vergangen. Es war das Gewissen, das ihr so das Blut in die Wangen trieb.

Aber sie faßte sich schnell und antwortete mit einem ziemlich laut klingenden „Ja."

Hortense fuhr fort:

„So wirst Du mein Vertrauen auch nicht mißbrauchen, gutes Kind."

„O gewiß nicht, gnädiges Fräulein," erwiederte Antoinette.

Hortense zeigte ihr das Schreiben.

„Sieh' diesen Brief. Er ist an den Advokaten, Herrn Bonnard. Du weißt, wo dieser Herr wohnt."

Antoinette nickte:

„Da unten am Eingange des Städtchens bei seiner Mutter. Ich hörte es von Bertrand, dem Kammerdiener des Herrn Marquis."

„Gut, liebes Mädchen. So nimm' dies Billet und trage es dorthin. Aber Du darfst keiner Seele hier im Schlosse mittheilen, daß ich Dich schicke."

„O, ich verstehe zu schweigen," betheuerte das falsche Geschöpf.

„Du übergibst es," sprach die junge Dame weiter, „Herrn Bonnard selbst."

„Soll geschehen, Fräulein," versetzte das Mädchen.

„Herr Bonnard wird Dir mündlich Antwort sagen. Sie wird lauten. „Ja," oder „Nein!" Diese Antwort bringst Du mir, so schnell Du kannst, zurück."

„Meine Füße werden Flügel bekommen, wenn es gilt, meinem lieben gnädigen Fräulein einen Dienst zu leisten."

„Es freut mich, daß Du so denkst. Aber Du sollst mir heut' nicht unbelohnt dienen."

Hortense nahm aus ihrem Schmuckkästchen eine kleine Perlenschnur, die sie während ihres Aufenthaltes im Kloster getragen hatte. Der Schmuck war nicht geradezu kostbar, aber doch ein paar hundert Francs werth.

Sie legte ihn dem Mädchen selbst um den Hals, und nickte ihr dann lächelnd zu.

„Der Schmuck steht Dir gut, Antoinette. So oft Du ihn umlegst, magst Du Dich daran erinnern, wie lieb ich Dich habe."

Antoinette erröthete noch stärker als zuvor. Aber sie beugte sich rasch nieder, um diese Gluth zu verbergen, küßte die Hand der gütigen Herrin und stammelte so etwas von ewiger Dankbarkeit. Dann versprach sie noch einmal, den geheimnißvollen Auftrag schnell und pünktlich auszuführen, steckte den Brief in ihr Busentuch und ließ Hortense allein.

Ich kann ruhig sein, dachte die junge Dame, Antoinette ist treu und wird Diejenige nicht verrathen, welche sie mehr als Freundin, denn als Dienerin, behandelt hat. Wenn der Himmel mir günstig, werde ich meinen geliebten Hector morgen sehen und an seiner Brust die traurigen Stunden vergessen, die ich in diesen Tagen auf meinem Zimmer verlebt habe.

Als die Zofe draußen auf dem Corridor war, griff sie mit der Hand nach dem Herzen. So heftig, wie in diesem Augenblicke, hatte es selbst nicht in der Stunde geschlagen, wo sie ihrem Liebhaber Jean Gelegenheit gegeben, das Kästchen, in dem das Fräulein ihre Papiere aufbewahrte, aus dem Boudoir auf kurze Zeit zu entwenden. Ein Gefühl der Reue war in dem leichtsinnigen Mädchen erwacht, und vielleicht hätte das sie bewogen, den von ihrer Herrin empfangenen Auftrag dies Mal gewissenhaft auszuführen, wäre ihr der schlaue Jean nicht auf dem Gange in den Weg getreten.

Ohne, daß Antoinette es wußte, hatte der Schurke sie in das Zimmer des Fräuleins gehen sehen und, das Ohr an das Schlüsselloch gelegt, das Gespräch zwischen Beiden be-

lauscht. Wie leise es auch geführt worden, er hatte doch den Namen Hector Bonnard verstanden. Das war ihm genug, um dem Mädchen aufzupassen und ihr das Bekenntniß abzulocken, warum Hortense diesen Namen ausgesprochen.

Antoinette erschrak, als sie Jean plötzlich vor sich stehen sah, und versuchte ihm auszuweichen. Doch der schlaue Diener hielt sie fest, umschlang ihre Taille, küßte sie ein halbes Dutzendmal, erzählte ihr, sein Herr habe ihm auf's Neue Beweise seiner Gunst gegeben und ihm versprochen, daß ihre Hochzeit schon einen Monat nach seiner Ankunft in Paris stattfinden solle. Von dieser Mittheilung brach er dann schnell ab und fragte, was sie so lange mit Fräulein von Lusac zu konversiren gehabt habe?

Antoinette wurde verlegen, gab stotternd unzusammenhängende Antworten und fing endlich, da sie sich nicht mehr zu hefen wußte, laut zu weinen an.

Das bestärkte Jean nur in seinem Argwohn, daß Antoinette von dem Fräulein einen Auftrag erhalten, den sie ihm verbergen wolle. Er wechselte mit Vorwürfen und Liebkosungen ab, und da das Mädchen sich in ihren Reden mehr und mehr verwirrte, so dauerte es nur zehn Minuten und er war im Besitze des gewünschten Geheimnisses und der Brief an Hector Bonnard in seinen Händen.

„Antoinette," jubelte er, „dieser Brief wird mir goldene Früchte tragen. Sei keine Närrin und flenne nicht. Mag das Fräulein Dich in Gottes Namen fortschicken. Wir nehmen Dich mit nach Paris. Der Herzog steuert uns aus und Du wirst Frau Intendantin. Ein solches Glück könnte Dir das Fräulein doch nicht gewähren. Erwarte mich in einer halben Stunde auf Deinem Zimmer. Dann will ich Dir sagen, was mit diesem Briefe geschehen soll."

Jean eilte, den Brief in seine Brusttasche steckend, zum Herzoge.

Antoinette blieb zurück.

Mit der ihr entzogenen Gegenwart des Verführers traten auch die Gewissensbisse wieder bei ihr ein. Sie machte sich Vorwürfe, ihre edle gütige Herrin zum zweiten Male hintergangen zu haben. Doch dieser Anfall von Reue hielt nicht lange Stich. Die Aussicht auf ein lustiges Leben in Paris, die Versprechungen, die Jean ihr gemacht, die Hoffnung, bald Frau Intendantin zu heißen und Dienerinnen unter sich zu haben, denen sie Befehle ertheilen konnte — versetzten ihre Pulse wieder in die gewohnte Ruhe.

Jeder ist sich selbst der Nächste, dachte sie, und ich muß für meine Zukunft sorgen. Hätte Jean mir nicht sein Herz geschenkt, ich hätte vielleicht Zeitlebens Kammerzofe bleiben müssen.

Während dessen hatte Jean das Zimmer des Herzogs erreicht und diesem das Schreiben des Fräuleins von Lusac eingehändigt.

Armand las die Adresse.

Mit dem Fuße stampfend, schrie er:

„Tod und Teufel! Alle Zweifel sind gelös't Sie liebt den Plebeijer. Wozu sonst diese heimliche Correspondenz?"

„Wollen Sie den Brief nicht lesen, gnädiger Herr?" fragte Jean. „Der Inhalt dürfte Sie doch ganz besonders interessiren."

„Der Brief ist verschlossen," versetzte der Herzog.

„Was schadet's" meinte Jean. „Er ist leicht zu öffnen und wieder zu schließen."

„Aber das würde der Advokat bemerken und Verdacht bei ihm erwecken."

„Daß es nicht geschieht, dafür lassen Sie mich sorgen, Herr Herzog."

„Allein, wie willst Du —?"

„Ich wahr, ehe ich die Ehre hatte, Ihr Kammerdiener zu werden, bei der Post angestellt. Da lernt man verdächtige Briefe zu öffnen und geschickt wieder in Ordnung zu bringen. Außerdem gibt es im Falle des Mißlingens auch noch ein anderes Mittel — öffnen Sie nur, Herr Herzog, auf meine Verantwortung. Aber mit einiger Vorsicht."

„Meine Hände zittern — öffne Du."

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr."

Jean reichte nach wenigen Minuten seinem Herrn das nun offene Schreiben hin.

Armand las mit rollenden Augen, die Zähne auf einander beißend.

„Sie ladet den Burschen zu einem Rendezvous im Park bei der Eremitage ein," sagte er.

„Wo der gnädige Herr Beide leicht überraschen können," versetzte Jean.

„Die Stunde ist genau bestimmt. Ich werde mich vorher an Ort und Stelle begeben. Da,

schließe den Brief wieder, und schicke dann Antoinette damit fort."

Jean machte sich an's Werk.

Auf einmal aber rief er:

„O weh! Da ist doch ein kleiner Riß, dicht neben der Oblate. Ich war nicht vorsichtig genug."

„Was ist zu thun?" fragte Armand.

„Man muß — ich bitte Sie, mir Ihr Schreibzeug zu erlauben, Herr Herzog."

Herr von Vivonnes deutete auf seinen Schreibtisch.

„Dort steht es."

Der Kammerdiener betrachtete die Schriftzüge des Fräuleins von Lusac einige Augenblicke genau.

„Nicht schwer nachzubilden," murmelte er. „Auch das habe ich auf der Post gelernt."

Er nahm die Feder und schrieb folgendes Postscriptum in den Brief hinein:

„Ich habe das Schreiben wieder geöffnet, theurer Hector, um Dir zu sagen, daß Du Antoinetten unbedingt vertrauen kannst."

Dann zeigte er lachend, was er geschrieben, dem Herzog.

„Ist meine Schrift nicht der des Fräuleins vollkommen ähnlich, gnädiger Herr?"

„Nicht zu unterscheiden. Du bist ein schlauer Teufel, Jean, und besitzest gefährliche Talente."

„Nicht für einen so gütigen Herrn, der mich zu seinem Intendanten erhebt."

Der Brief wurde verschlossen. Jean trug denselben zu Antoinette, die seiner in der Nähe harrte.

Der Herzog aber sah dem Schurken mit finstern Blicken nach.

„Wenn ich Dich nicht mehr brauche, Bursche, jage ich Dich zum Teufel," murmelte er. „Es könnte Dir einmal einfallen, auch meine Handschrift nachzumachen, wenn es Dein Vortheil erheischt, und dem wollen wir doch vorbeugen".

(Forts. folgt.)

---

## Bericht des Reichstagsabgeordneten Dr. Buhl über seine Thätigkeit im Reichstag.

Am 21. Januar gab Dr. Buhl vor einer Wählerversammlung in Landstuhl in einer längeren Rede von seiner Wirksamkeit im deutschen Reichstage Bericht. Die Versammlung war nicht so zahlreich besucht, als es der Wichtigkeit der Sache angemessen wäre. Mehrere Kantone wie Wolfstein und Lautereckeu waren gar nicht vertreten. Sie hatten sich bei dem Vorsitzenden Dr. Geiger wegen allzubeschwerlicher Reise und Ungunst der Witterung entschuldigt. Gleichwohl mögen mehr die bei der letzten Abgeordnetenwahl für den bayerischen Landtag hervorgetretenen Zerwürfnisse der einzelnen Kantone des Wahlbezirks die wahre Ursache der geringen Betheiligung gewesen sein. Solche Rechenschaftsberichte, haben eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Einestheils wird persönliches, Selbsterlebtes berichtet, was einen ungleich höhern Reiz und eine größere Anziehungskraft hat als blos referirende Zeitungsberichte, anderntheils gestatten sie einen tiefern Einblick in die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der einzelnen Reichsgesetze.

4 Hauptgegenstände waren es, worüber der Vortrag des Dr. Buhl sich verbreitete, nämlich über den Strafparagraphen wegen Mißbrauch der Kanzel, über das neue Münzgesetz, über den Kriegsschatz und das Pauschquantum. Für sämmtliche Gesetze hatte Buhl seine Stimme abgegeben, besonders aber war seine Abstimmung über das Pauschquantum einer mißbilligenden Kritik in manchen pfälzischen Blättern ausgesetzt gewesen. Deßhalb hat auch der Bericht diesen Gegenstand eingehender behandelt.

Zunächst wurde eine kurze Genesis des Lutz'schen Strafantrags wegen Mißbrauch der Kanzel gegeben, und dann wurde die Nothwendigkeit einer derartigen gesetzlichen Bestimmung hervorgehoben. Die Geistlichen genössen das gesetzlich garantirte Privilegium, daß sie bei gottesdienstlichen Versammlungen allein sprechen dürfen, ohne daß eine Widerrede oder Entgegnung geschehen dürfe. Da nun vielfach Angelegenheiten des Staats in die Predigt und in die religiösen Ansprachen hereingezogen werden in einer Weise, daß gegen das Gesetz und die Regierung agitirt werde, so erfordere es die Selbsterhaltungspflicht des Staates, daß er sich gegen den Mißbrauch der Kanzel schütze. Als Gegner des Gesetzes traten das Centrum des Reichstags und die äußerste Linke der Fortschrittspartei auf. Wie wenig aber

die erstere Fraktion auch eine aller Religion baare Bundesgenossenschaft verschmäht, wie sie sich offen mit der Socialdemokratie und den an sie anstreifenden Elementen verbindet, beweist der Beifall, welchen sie dem Abgeordneten Richter zollte, als er sich gegen die Gesetzesvorlage erklärte, trotzdem er jedes religiöse Gefühl verletzte und die religiöse Erziehung sogar eine Verdummung nannte. Uebrigens ist der Strafgesetzparagraph zu unbedeutend, als daß sich die liberalen Parteien darüber erhitzen könnten.

Der zweite Gegenstand des Vortrags war das Münzgesetz. Dr. Buhl hatte an der betreffenden Debatte im Reichstag einen lebhaften Antheil genommen und selbst einen Antrag zu Gunsten des österreichischen Guldens eingebracht. Er glaubt, in dieser Sache sei erst der erste Schritt geschehen, da bis jetzt nur die Prägung der Goldmünzen geregelt sei; später bei Regelung der Prägung von Silbermünzen werde erst der Ausbau des Münzgesetzes geschehen. Dr. Buhl wollte durch seinen Antrag im Reichstag in der Doppelmark eine Einheit schaffen, um eine leichtere Berechnung herzustellen, indem dann das 20 Markstück als das 10fache der Einheit sich leicht in das Decimalsystem eingefügt hätte. Doch hörten wir, daß der beantragte Gulden als Einheit etwas weniger als der österreichische Gulden gewesen. Für Herstellung einer Weltmünze sei kein großes Bedürfniß vorhanden, da die Summen, welche in Gold- oder Silbermünzen in das Ausland gingen, sehr gering seien. Da ihm und seinen Freunden von vornherein klar gewesen sei, daß sie mit ihren Ansichten schwerlich durchdringen würden, so sei die Bedeutung seines Antrages darin zu suchen, daß durch ihn und die Unterstützung, die er gefunden, die Ablehnung des Silbergroschens und des 30 Mark- oder 10 Thalerstückes möglich geworden sei. Die Regierungskreise und die preußische Aristokratie sei für Beibehaltung derselben gewesen und wenn diesen Wünschen Rechnung getragen worden wäre, so wäre die Thalerrechnung für das deutsche Reich verewigt worden.

Der 3. Punkt seines Berichtes betraf den Kriegsschatz. Der Kriegsschatz sei eine altpreußische Institution, zu deren Abschaffung sich das preußische Nationalgefühl nicht hergegeben hätte. Er sei unentbehrlich für eine schnelle und rasche Mobilmachung der Armee. Bismarck habe erklärt, wenn der Kriegsschatz nicht vorhanden gewesen wäre, so wäre die Occupation von deutschen Gebiet durch die Franzosen unvermeidlich gewesen und die erste Schlacht wäre in der Gegend von Frankfurt a. M. geschlagen worden. Habe nun das Vorhandensein des preußischen resp. norddeutschen Kriegsschatzes den Einbruch des Feindes auf deutsches Gebiet verhindert, so sei seine Bedeutung über allen Zweifel erhaben. Dem Lande gehen circa 2 Millionen Thaler an Zinsen verloren, das ist gering gegenüber der Sicherheit, die der Kriegsschatz gewährt. In Festungen, Geschützen und Waffen steckt ein viel eminenteres Kapital, dessen Zinsen auch verloren gehen, ohne daß sie bis jetzt solche Anfeindungen gefunden haben, wie der Kriegsschatz. Wenn man erwiedert, die Süddeutschen hätten auch ohne Kriegsschatz schnell mobil gemacht, so muß man bedenken, daß diesen die Eisenbahnkassen zur Verfügung standen und daß gleichwohl Bayern noch eine Million in Norddeutschland leihen mußte. Preußen hat seinen Kriegsschatz mit der Mobilmachung vollständig erschöpft und mußte am Tage der Zeichnung des Kriegsanlehens die deponirten Einzeichnungssummen telegraphisch von den öffentlichen Kassen verlangen. Thatsächlich ist, daß die Kriegsanlehen nur zu hohem Zinsfuße aufgenommen werden können, und oft nicht hinreichend gedeckt werden, anderseits daß auch der Industrie dadurch das Betriebskapital genommen und sie vielseitig gehemmt wird. So kann dem Lande ein viel größerer Schaden zugefügt werden, als ein langjähriger Zinsentgang der deponirten Gelder des Kriegsschatzes entziffert.

(Schluß folgt.)

## Manichfaltiges.

[Gar nicht übel] ist folgendes aus einer der letzten Nummern des „Uestökös“: — Magst Dich unter die Erde verkriechen vor Scham, Du Thunichtgut! schilt die Frau den betrunkenen Gatten. — So gib mir die Kellerschlüssel erwidert dieser zerknirscht.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 9.** Mittwoch, 31. Januar **1872.**

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde später stand Antoinette mit dem Briefe auf der Schwelle des Hauses Bonnard und sagte der alten Madeleine, die ihr entgegengetreten war, daß sie mit dem Advokaten, Herrn Bonnard, zu sprechen wünsche.

„Der junge Herr ist beschäftigt," versetzte Madeleine, „und da läßt er sich nicht gern stören. Was will denn das Jüngferchen von ihm?"

„Ich habe ihm einen Brief einzuhändigen."

„Geben sie nur her, ich will schon —"

„Nein," sagte die Zofe rasch. „Es steht „Eigenhändig auf dem Briefe. Sie können dem Herrn nur berichten, daß mich Fräulein von Lusac schickt, dann wird er mich schon zu sich lassen."

„Nun, dann will ich's ihm bestellen, Jungfer. Bitte ein paar Minuten zu warten."

Als Hector vernahm, das Mädchen komme von seiner Geliebten, sprang er schnell von seiner Arbeit auf.

„Herein mit ihr, Madeleine," rief er. „Es muß etwas meiner Liebe Bedrohliches im Schlosse Lusac geschehen sein, sonst würde Hortense mir keinen Boten senden."

Antoinette erschien vor ihm und übergab ihren Brief.

Hector las die wenigen Zeilen und versetzte: „Sagen Sie dem Fräulein, daß ich Zeit und Ort nicht verfehlen werde." Und auf die von Jean geschriebenen Zeilen blickend, fügte er hinzu:

„Das Fräulein rühmt mir Ihre Treue, Antoinette. Beim Himmel, sie soll nicht unbelohnt bleiben. Vor der Hand nehmen Sie hier."

Er wollte ihr zehn Goldstücke in die Hand drücken. Aber das Mädchen weigerte sich sie zu nehmen. Ihr Gewissen flüsterte ihr zu, daß sie für ihre Schlechtigkeit wenigstens von denen, die sie verrieth, keine Belohnung annehmen dürfe. Ehe der Advokat noch weitere Worte an sie richten konnte, hatte sie sich schon entfernt.

Hector eilte mit dem Brefe zu seiner Mutter, die, wie gewöhnlich, in ernste Gedanken versenkt, im Lehnstuhl saß.

„Meine geliebte Hortense ruft mich zu sich," sagte er. „Sie habe mir Wichtiges zu vertrauen, schreibt sie. Morgen werde ich im Parke ungestört mit ihr sprechen. Hast Du mir keinen Trost für sie mitzugeben, theure Mutter? Liegt es doch in Deiner Hand, wie Du mir sagtest, unser Glück zu begründen."

Die blasse Frau sah den Sohn mit wehmüthigen Blicken an.

„Du folterst mein Herz, Hector," erwiderte sie. „Nichts kann ich für Euch thun, so lange ich lebe. Mein Tod aber wird Euch zum ersehnten Ziele führen. Bleibt standhaft, bleibt einander treu. Gott wird mein Gebet erhören und mich bald zu sich rufen. Dann wird an meinem Grabe ein glückliches Paar, Du und Hortense, knien und für meine abgeschiedene Seele Gnade von dem Richter dort oben erflehen."

Madame Bonnard schwieg und ließ den Kopf auf die Brust sinken, und auch Hector blieb stumm, da er einsah, daß seine Bitten fruchtlos waren. Einen Kuß auf die bleiche Stirn der Mutter drückend, begab er sich hinweg.

Der nächste Morgen fand ihn auf dem Waldwege, der ihn dahin führte, wo die Geliebte seiner sehnsuchtsvoll harrte.

Antoinette war nach dem Schloß Lusac zurückgeeilt.

Sie hatte zuerst ihre junge Herrin aufgesucht und die von Hector erhaltene Antwort derselben mitgetheilt.

Wenige Minuten später erfuhr auch Jean diese Antwort.

Der schlaue Fuchs belohnte das Mädchen dafür mit feurigen Küssen und schwatzte ihr schmeichlerisch die letzten Regungen des Gewissens aus der Seele fort.

Hierauf lief er zum Herzoge.

„Antoinette ist wieder da, gnädiger Herr." rief er.

Und wie lautet ihr Bericht?" fragte Armand schnell.

„Ganz nach Ihrem Wunsche, Herr Herzog. Der Advokat wird kommen."

Ein Blick wilder Freude schoß aus Armand's Augen.

„Die Stunde der Rache naht," murmelte er. „Ich werde sie nicht ungenützt verstreichen, lassen. Beide soll eine Schmach treffen, die sie nie wieder abzuwälzen vermögen. Einen Bettler einem Herzoge vorzuziehen, ist das jemals erlebt worden?"

Er wandte sich zu dem Diener.

„Jean, morgen um die zehnte Stunde begibst Du Dich mit mir in den Park."

Der Diener verbeugte sich.

„Wie der gnädige Herr befehlen."

„Kennst Du dort," fuhr der Herzog fort, „in der Nähe der Eremitage einen Platz, wo wir uns verbergen und die saubere Unterhaltung der beiden Verliebten belauschen können."

Jean zuckte die Achseln.

„Ich bin noch niemals in der Eremitage oder in deren Umgebung gewesen. Aber ich werde mich heute noch dahin begeben. Solch' Plätzchen wird sich dort schon finden lassen."

Wohl, thu' das und benachrichtige mich."

„Verlassen sich der gnädige Herr auf meine Pfiffigkeit."

Jean war im Begriffe fortzugehen.

Als er schon an der Thüre, rief ihn sein Herr zurück.

„Noch Eins! Besorge mir zwei tüchtige Hetzpeitschen."

Der Bursche lachte laut auf.

„Ach, ich merke, wozu der Herr Herzog sie gebrauchen wollen."

„Die eine soll in meinen, die andere in Deinen Händen ihre Dienste verrichten.

Jean nickte.

„Ich werde dem Beispiel, das der Herr mir gibt, nach Kräften nachkommen."

Der Diener wurde nun entlassen.

Er zögerte nicht, die Befehle seines Herrn auszuführen.

Noch ehe es Abend wurde, brachte er dem Herzoge die Nachricht, daß in der Nähe der Eremitage sich ein dichtes Schwarzdorngebüsch befinde, hinter dem versteckt man Alles zu hören vermöchte, was im Innern der Hütte gesprochen würde, vorausgesetzt, daß die Unterhaltung nicht flüsternd geführt werde, was bei den Liebenden, die sich sicher wähnten, schwerlich der Fall sein möchte.

Der in dem Gedanken triumphirende Armand, Hortense und ihren Liebhaber mit Schmach zu bedecken, legte bei der Abendtafel die Maske einer ungetrübten Heiterkeit vor. Er richtete häufiger als in den letzten Tagen seine Worte an Hortense und zeigte sich wieder so galant und aufmerksam gegen die junge Dame, wie in der ersten Zeit seiner Anwesenheit auf Lusac.

Aber auch das Fräulein hatte die Miene des Kummers zum größten Erstaunen des Vaters plötzlich abgelegt. Ja, sie ging auf die scherzhaften Wendungen, die Armand dem Gespräche gab, lächelnd ein und heitere, geistreiche Repliken entflossen ihrem reizenden Munde

Der Marquis von Lusac betrachtete seine Tochter insgeheim mit steigender, aber keineswegs unangenehmer Verwunderung.

Sollte das Kind plötzlich den Sinn gewandelt haben? dachte er. Sollte sie nun auf einmal denjenigen liebenswürdig finden, den sie gestern noch zu verabscheuen schien? Ei nun, bei Mädchen in ihrem Alter sind solche Dinge nicht selten. Ist das wirklich der Fall, so ist es mir lieb, dem Herzoge ihre Weigerung, seine Gattin zu werden, noch nicht mitgetheilt zu haben, was mir ohnehin schwer ankommen würde. Nun, wir wollen sehen. Der morgende Tag wird mir das Räthsel lösen. Der Himmel gebe, daß die Lösung eine glückliche ist.

Hätte der alte Herr geahnt, es sei bei Hortense nur das Gefühl der Freude, den Geliebten am nächsten Tage ungestört sprechen und umarmen zu können, das den Glanz der Heiterkeit über ihre Züge verbreitete, er würde sich nicht in so froher Stimmung zur Ruhe begeben haben.

Ehe er aber das Lager suchte, zog er, nachdem Armand und der Chevalier von Savois ihm gute Nacht gesagt, Hortense in seine Arme

und drückte einen Kuß auf ihrer Stirn.

„So gefällst Du mir," sprach er lächelnd. „Heute Abend warst Du wieder mein gutes, gehorsames Kind. Bleibe so, dann — dann wird der Herzog nicht genöthigt sein, Schloß Lusac im Zorn zu verlassen."

Hortense küßte den Vater, aber erwiderte Nichts. Belügen konnte sie den Vater nicht, und die Wahrheit durfte sie ihm ja nicht eingestehen.

In dem sie beglückenden Gedanken, Hector am nächsten Tage wieder einmal mit aller Innigkeit an die Brust schließen zu können, entschlummerte sie, und goldene Träume, in die das Bild des Geliebten verwebt waren, umflatterten ihr Haupt bis zum Anbruche der Morgenröthe.

Als Hortense zur bezeichneten Stunden bei der Eremitage anlangte, erwartete der junge Advokat sie schon.

Mit ausgebreiteten Armen stürzte er ihr entgegen und mit einem Ausrufe innigster Freude legte sie ihr Haupt an seine Brust. Erst suchten die Lippen einander, dann ertönten liebkosende Worte im Dunkel des Parks.

„Meine theure, engelgleiche Hortense! Welch' ein Glück, Dich ohne Zeugen zu sehen!"

„Mein Hector, Mann meiner Seele! Wie habe ich mich nach diesem Augenblicke gesehnt. O, nimm' diesen Kuß und diesen, daß Du meinen Wunsch so schnell erfüllt hast."

„Konntest Du daran zweifeln, Hortense?" Was in der Welt hätte mich abhalten sollen?"

„Nein, nein, ich weiß, Du vielgeliebter Mann. Aber mir bangte doch — die Krankheit Deiner Mutter —"

„Meine Mutter geht jedem Tage der Genesung mehr entgegen. Aber nun sprich', theure Hortense, was hast Du mir mitzutheilen? Ich möchte doch wissen —"

Der junge Mann schwieg plötzlich und horchte nach der Seite hin, wo das von Jean gegen den Herzog von Vivonnes erwähnte Schwarzdorngebüsch stand.

„Was hast Du mein Freund?" fragte das Mädchen.

„Es war mir, als raschelte es dort im Gebüsche," versetzte Hector. „Sollte es möglich sein, daß ein Lauscher —"

„Wo denkst Du hin, Hector," fiel die junge Dame ein. „Niemand im Schlosse kann eine Ahnung von unserer Zusammenkunft haben. Antoinette, die Dir mein Schreiben gebracht, ist treu wie Gold."

„Bist Du dessen so gewiß?" fragte Hector, noch immer seine Augen dem Gebüsche zuwendend.

„Ich schwöre es Dir. Man könnte ihr alle Schätze der Welt bieten, sie würde ihre gütige Herrin nicht verrathen!"

„Gut, ich glaube Dir. Und doch — ich hörte wirklich ein Geräusch dort."

(Forts. folgt.)

---

## Bericht des Reichstagsabgeordneten Dr. Buhl über seine Thätigkeit im Reichstag.

(Schluß.)

Nachdem der Berichterstatter im Vorhergehenden die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit des Reichskriegsschatzes erwiesen, wurde von ihm auf die Neugestaltung und Verbesserung aufmerksam gemacht, welche das Gesetz über den Kriegsschatz im letzten Reichstage erfahren hat. Der Kriegsschatz könne nun nicht mehr, wie früher, zu andern Zwecken verwendet werden. Während früher alle Rechnungsüberschüsse und zufälligen Ergebnisse in denselben flossen, fließen jetzt, soweit er nicht durch Kriegscontribution gefüllt werden kann, blos die Rechnungsüberschüsse in denselben und reichen diese zur Füllung nicht hin, so kann er nur durch besondere Anträge und Beschlüsse des Reichstages ergänzt werden. Ebenso ist gesetzlich fixirt, daß er nur zur Mobilmachung des Heeres verwendet werden dürfe.

Auch wurde von dem Referenten noch darauf hingewiesen, daß gegenüber den französischen Rachegedanken und des noch nicht fest und bleibend gesicherten Friedens, so wie der erst in den Anfangsstadien sich befindenden Consolidirung des deutschen Reiches, einem Abgeordneten aus den Grenzprovinzen die doppelte Pflicht auferlegt sei, für den Kriegsschatz seine Stimme abzugeben. Die ganze Wählerversammlung theilte diese Ansicht.

Der letzte und wichtigste Gegenstand des Referats war das dreijährige P a u s c h q u a n t u m. Dr. Buhl setzte hier eingehend auseinander, warum er für Bewilligung eines dreijährigen

Pauschquantums gestimmt habe. Sein Hauptgrund war der, daß, so lange die Friedensbedingungen von Seiten Frankreichs noch nicht erfüllt seien, an die Aufstellung eines Friedensbudgets nicht gedacht werden könne. Drei Milliarden Kriegskosten seien noch nicht bezahlt, 50,000 Mann unserer deutschen Truppen befänden sich noch in Feindes-Land. Würde innerhalb dieser Occupationszeit ein Kriegsbudget aufgestellt, so würde manche Summe angesetzt werden müssen, welche später schwer herabzudrücken oder zu streichen wäre. Innerhalb dieser drei Jahre werde es sich zeigen, ob der Friede gesichert erscheine und an eine Herabminderung der Präsenzzeit zu denken sei. Kaum wäre jetzt ein klares Bild von dem Etat zu bekommen, auch dürfe der Bestand des Heeres innerhalb dieser Periode keinen Wechselfällen ausgesetzt sein. Nach den Erklärungen der Regierung sei zwar eine eminent-Kriegsgefahr nicht vorhanden, aber auch noch keine Aera des Friedens garantirt, da die „Revanche"-Gedanken der Franzosen nur zu offen hervortreten.

Als zweiten Grund seiner Abstimmung gab er an, man wollte der Regierung, welche so Großes geleistet, mit dem vollsten Vertrauen entgegenkommen und auch jeden, selbst den unscheinbarsten Conflikt vermeiden. Das wäre dem Ausland gegenüber von ungeheurem Werthe, da hieraus am klarsten die Dauerhaftigkeit und Solidität der deutschen Verhältnisse hervorleuchte. Als letzten Grund machte der Berichterstatter geltend, daß für 1873 und 1874 eine Erhöhung des Budgets zu befürchten gewesen wäre, während durch Bewilligung des Pauschquantums auf 3 Jahre wahrscheinlich eine Herabsetzung der Präsenzzeit zur Praxis werde, da bei der jetzigen Höhe der Lebensmittel die 225 Thaler per Kopf nicht ausreichen werden. Denn höhere Pensionen seien vorhanden und besseres Brod und höhere Löhnung sei den Soldaten versprochen. Zum Schlusse wurde noch darrauf hingewiesen, daß in Rußland der Soldat doppelt so hoch zu stehen komme und in Frankreich um ein Bedeutendes höher. Es wurde dem Ganzen nach die Bemerkung beigefügt, daß bei einer liberalen Abstimmung, die nicht populär sei, Muth dazu gehöre, seiner Ueberzeugung gemäß sein Votum zu geben.

Dr. Buhl hat sich in seinem Bericht als einen in allen Tagesfragen vollständig unterrichteten und gründlich prüfenden Mann gezeigt und eine warme nationale Gesinnung in beredter Weise documentirt. Die ganze Versammlung votirte nach öftern Bravos am Schlusse mit Erhebung von den Sitzen dem Abgeordneten ihren Dank.

Nur der Redacteur der Kaiserslauterer Zeitung, Hugo Weisse, glaubte hinsichtlich der Bewilligung des Pauschquantums den Ausführungen des Dr. Buhl entgegentreten zu müssen. Der Reichstag hätte sich durch diese Bewilligung seines wichtigsten Rechtes begeben, hätte nicht constitutionell gehandelt und seine Competenz überschritten. Diese Vorwürfe waren vorher schon durch das Referat thatsächlich widerlegt, namentlich der erste durch die Aufstellung der Gründe, welche naturnothwendig zur Bewilligung des Pauschquantums geführt. Zur Widerlegung des zweiten Vorwurfes, daß unconstitutionell verfahren worden sei, konnte das Reichsgesetz angeführt werden, worin § 71 sagt: Die gemeinschaftlichen Ausgaben werden in der Regel für ein Jahr bewilligt, können jedoch in besondern Fällen auch für eine längere Dauer bewilligt werden. Hinsichtlich des letzten Vorwurfs, daß der Reichstag in die Befugnisse des nächsten übergegriffen habe, wurde von Dr. Buhl wiederholt versichert, daß es eine unbestrittene Aufgabe des jetzigen Reichstages gewesen sei, noch das Budget pro 1874 zu berathen und festzusetzen, und daß durchaus ungegründet ihm der Vorwurf einer Competenzüberschreitung gemacht worden sei.

So war Klarheit in diese Streitfragen gekommen und jeder Anwesende ging befriedigt aus der Versammlung hinweg.

---

**Mannichfaltiges.**

Bei Altstätten (Kanton St. Gallen) hat man keltische Gräber entdeckt, in welchen sich noch gut erhaltene Leichname, sowie silberne Gefäße und Waffen vorfanden.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 10.** Sonntag, 4. Februar **1872.**

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ein unschuldiges Eichhörnchen, oder eine Waldmaus mag es verursacht haben. Komm', laß Dir erzählen, welche Scene ich mit dem Vater gehabt habe. Denke nur, er hat gedroht, mich in ein Kloster sperren zu lassen, wenn ich nicht die Hand des Gecken annehme, der mir Liebe heuchelt und mich gewiß doch nur meines Vermögens wegen zur Gattin will. O, wie ich diesen aufgeblasenen Cavalier hasse, der es wagte, so unwürdig von Dir zu sprechen! Ich würde den Tod einer solchen Heirath vorziehen."

Während Hortense diese letzte Betheuerung aussprach, glaubte Hector abermals ein verdächtiges Geräusch in dem genannten Busche zu vernehmen, ja, es kam ihm vor, als wenn ein dampfer menschlicher Laut von dorther an sein Ohr gedrungen wäre.

„Ich bitte Dich, Hortense, laß' mich einen Augenblick," sagte er, sich aus ihren Armen losmachend. „Ich hörte auf's Neue und muß mich erst überzeugen, ob nicht dennoch —"

Seine Worte abbrechend eilte er auf das Gebüsch zu.

Aber noch ehe er dicht davor stand, traten ihm zwei Männer daraus entgegen. Es waren der Herzog und sein Kammerdiener Jean, die sich, schon ehe Hortense diesen Platz betreten, dahin begeben und versteckt hatten.

Hector fuhr erschrocken zurück, als der Herzog mit vor Wuth funkelndem Augen auf ihn einstürmte.

„Elender Bube!" donnerte es aus dem Munde des Wüthenden. „Gewürm, das dem niedrigen verächtlichen Staube angehört, Du hast es gewagt, Deine Augen zu der Tochter des Marquis von Lusac zu erheben, Du hast das wahnbethörte Geschöpf dazu verlockt, die Ehre ihrer Familie zu beflecken. Aber bei meinen Ahnen, Du sollst den Verrath büßen!"

Er wandte sich seinem Kammerdiener zu, der jetzt neben ihm stand:

„Jean, Du wirst mir den Burschen züchtigen helfen!"

Armand erhob die Peitsche, die seine Rechte hielt, und der Diener that das Gleiche.

Wahrscheinlich wäre Hector den ersten ihn bedrohenden Streichen ausgewichen, hätte er sich nicht um Hortense bemühen müssen, die beim Erscheinen des Herzogs ohnmächtig auf den Waldrasen niedergesunken war.

Indem er die todesblasse Geliebte aufzurichten suchte, fühlte er, wie schwere Peitschenhiebe auf seine Schultern und seinen Rücken niederfielen.

Ein dumpfer Aufschrei bebte aus seiner Brust hervor.

Hortense ihrem Zustand überlassend, erhob er sich mit dem Zorne eines verwundeten Löwen.

Wie verzweifelnd blickte er umher, um nach irgend einem Gegenstand zu spähen, womit er sich zu vertheidigen vermochte.

Vergebens! Nicht einmal ein abgebrochener Baumstamm lag auf der Erde, den er zu seinem Schutze erheben konnte, und wieder nahten sich ihm der Herzog und Jean und schwangen ihre Peitschen auf's Neue.

Nur die Flucht konnte ihn vor fernerer schmachvoller Mißhandlung retten.

Aber das wäre feig, das wäre ehrlos gewesen.

Nein, die Kraft der Verzweiflung gab ihm noch ein anderes Mittel des Widerstandes ein.

Mit einem heftigen Stoße warf er den Kammerdiener, der im Begriffe stand, ihn bei den Schultern zu fassen und zu Boden zu drücken, bei Seite, daß dieser der Länge nach niederstürzte.

Diesem Stoße folgte ein Tigersprung, der dem Herzoge galt.

Nicht des schweren Schlages achtend, der jetzt auf's Neue seinen Kopf traf, riß er Armand's Degen aus der Scheide und, vor Wuth seiner Sinne nicht mehr mächtig, stieß er mit dem spitzen Mordwerkzeuge nach dem Schändlichen, der ihn so ungeheuerlich beschimpft hatte.

Armand stieß einen gellenden Schrei aus, taumelte, suchte sich aufrecht zu erhalten, stürzte aber nach wenigen Sekunden blutend zu Boden und schloß die vor Zorn glühenden Augen. Seine Besinnung hatte ihn verlassen.

Als Hector den Herzog wie leblos auf dem Waldrasen liegen sah, starrte er ein paar Augenblicke mit einer Miene des Entsetzens auf ihn herab.

„Unglücklicher," tönte es in seinem Innern, „was hast Du gethan? Du hast einen Mord auf Deine Seele geladen."

Aber laut antwortete er dieser Stimme:

„Nein, nein, es ist kein Mord, nur gerechte Nothwehr war es, die mich das Schreckliche thun ließ. Aber mein Gott, was soll nun werden, was soll nun werden?"

Während Hector so sprach, hatte Jean sich aufgerafft und war mit dem Ausrufe: „Mörder! Mörder! hinweg und dem Schlosse zugeeilt, ohne sich um seinen Herrn zu bekümmern. Was ihn so in die Flucht trieb, mochte wohl die Furcht sein, denn Hectors rechte Hand hielt noch krampfhaft den Degen gefaßt.

Der junge Mann hörte den schrecklichen Ruf und schleuderte die tödtliche Waffe weit von sich.

Dann warf er sich bei der Geliebten nieder.

Der Gedanke, daß Hortense und er nun einem namenlosen Unglücke verfallen seien, verwandelte seine Wuth in Schmerz.

Heiße Thränen tropften aus seinen Augen und fielen auf das blasse Antlitz des ihm so unendlich theuren Wesens nieder.

Er klagte sich an, ihre Zukunft, ihr ganzes Leben durch seine rasche blutige That zerstört zu haben.

„Erwache, Hortense," rief er, „erwache und schenke mir nur einen Blick der Verzeihung, dann will ich das Schicksal, das mich in nächster Zeit bedroht, geduldig ertragen und sollte es auch das Schaffot sein. Wüßte ich, daß Du mich jetzt verabscheutest, ich würde mein Haupt an den Kerkermauern zerschmettern, die mich bald umpfangen werden."

Wie betäubt die junge Dame auch von dem Schrecken war, der Ruf des Schmerzes und der Liebe drang ihr doch durch das Ohr und weckte das verlorene Bewußtsein wieder.

Langsam die Augen aufschlagend, sah sie den Unglücklichen voll namenloser Angst an, und schlang dann beide Arme um seinen Nacken.

Hector versuchte sie emporzurichten. Es gelang ihm. Dann entzog er sich sanft ihrer Umarmung und deutete auf den Herzog, der aus der rechten Schulter — diese hatte Hector getroffen — stark blutete.

„Sieh' dorthin," stöhnte er. „Das habe ich gethan. Aber der Himmel ist mein Zeuge, ich ward von ihm zu der schrecklichen That gezwungen."

„Ja, der Himmel und ich, Hector," versetzte Hortense mit bebenden Lippen. „Ich habe gesehen, wie die Nichtswürdigen zuerst nach Dir schlugen. Hast Du den Herzog getödtet, so thatest Du es nur in der Vertheidigung Deiner Ehre und jeder gerechte Richter wird Dich von dem Verbrechen des Mordes freisprechen."

Hector schüttelte traurig den Kopf.

„Hätte ich einen Mann meines Standes zu Tode getroffen," sagte er, „Du könntest Recht haben. Aber ich zuckte den Degen auf einen Mann von hoher Geburt, auf einen Offizier des Königs. Das bricht mir den Stab. Arme Hortense, Du wirst bald Deinem unglücklichen, dem schimpflichen Tode anheimgefallenen Freund zu beweinen haben."

Es gibt Augenblicke, wo das schwache Weib, zumal, wenn es liebt, im Unglücke sich schneller faßt, als der stärkste Mann. Die Geschichte hat Tausende von Beispielen davon aufgezeichnet und wer Welt und Menschen kennt, weiß auch Beweise aus der Gegenwart zu bringen.

So war es auch mit Hortense.

„Wer sagt Dir, daß der Herzog todt?" versetzte sie. „Vielleicht ist er nur ohnmächtig durch den Blutverlust. Wie schmachvoll er auch gegen uns gehandelt hat, wir dürfen ihn nicht hülflos in seinem Blute liegen lassen. Steh' mir bei, mein armer Freund, wir wollen versuchen, ihn zu verbinden."

„O, den Gedanken gab Dir Gott ein, theure Hortense!" rief Hector.

Beide schritten auf den Herzog zu, der sich

jetzt regte und, obwohl seiner Sinne nicht mächtig, doch Zeichen des Lebens gab.

(Forts. folgt.)

## Eingeschlossen in Paris.

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich d'rauf:
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf“

singt Freiligrath in seinem „Glaubensbekenntniß“. Die französische Nation ist eine solche absterbende Menschheitsblüthe, wenigstens hat der letzte Krieg ihrem Karakter ein bleibendes Armuthszeugniß ausgestellt. In und außer dem Kampfe haben sich die Franzosen als ein Volk gezeigt, dem so ziemlich alle Eigenschaften abhanden gekommen zu sein scheinen, welche den Mann erst zum Manne stempeln. Blos um den zähen Widerstand, den das zernirte Paris den Belagerern entgegensetzte, schwebte noch ein gewisser Nimbus von Heroismus, welcher auch auf uns seinen Reiz auszuüben nicht verfehlte. Auch dieser Glanz indeß schwindet vor den Berichten unparteiischer Beobachter, wie sie jetzt in die Oeffentlichkeit kommen; kaum daß von dieser letzten Glorie der „großen Nation“ noch ein bleicher Schimmer übrig bleibt. Windig und nichtig, prahlerisch und frivol, demoralisirt und erbärmlich in jeder Beziehung, so hat auch die Belagerung die Pariser gefunden, als Menschen, welche die Probe nicht bestehen, wie sehr sie auch der Welt von ihrer Heldenhaftigkeit vorflunkern. Das erhält unter vielem Andern aus dem Tagebuche eines Amerikaners — Shut up in Paris. By Nathan Sheppard — welcher sich in der Hauptstadt Frankreichs mit eingeschlossen sah. Das Werk ist reich an interessanten Einzelheiten und feinen Bemerkungen, aus denen sich ein Sittengemälde des heutigen Frankreichs zusammengesetzt, das uns mit Ekel und Verachtung erfüllt und unser öfters abgegebenes Urtheil bestätigt, daß mit solchen Elementen die Wiedergeburt einer Nation sich nicht vollbringen läßt. Die Franzosen haben ihr Schicksal erfüllt, gleich Rom unter dem Kaiserthum, sind sie dem staatlichen und moralischen Untergang unrettbar verfallen. Ihre Zivilisation ist nur noch die Zivilisation der Fäulniß, aus der sich keine gesunde Blüthe mehr entwickeln kann.

Daß diese unsere Ansicht ihres Grundes nicht entbehrt, beweisen unwiderleglich die Aussprüche der juridischen Presse Frankreichs selbst — der Zeitschriften „Le Droit“ und „Gazette de Tribunaux“ — deren offiziellen Polizeiberichten wir nach der erwähnten Schrift vorerst folgen, um darauf auch noch einige andere bedeutsame Abschnitte derselben unsern Lesern mitzutheilen.

Im „Droit“ vom 11. November 1870 heißt es: „Die Franc-Tireurs sind für die zwischen unseren Wällen und den feindlichen Linien gelegenen unglücklichen Dörfer tausend Mal fürchterlicher als die Preußen; auf der preußischen Seite steht die Ernte noch; auf der unsrigen ist Alles zerstört und verwüstet. Die Plünderer stehlen nicht allein, sie ruiniren und verheeren auch aus reinem Muthwillen. Den Wein, den sie nicht trinken können, lassen sie auf den Boden laufen; die Spundlöcher der Fässer wieder zu verstopfen, fällt ihnen gar nicht ein. Fragt man: „Wer hat das gethan?“ so lautet die stehende Antwort: „Die Franc-Tireurs; sie sagen uns, es ist besser so, als unsere Sachen für die Preußen aufzubewahren.“ Haben die Franc-Tireurs das Zerstörungswerk begonnen, so wird es von den Marodeurs fortgesetzt und vollendet, welche gleich gierigen Wölfen umherstreichen. Das Beispiel der Franc-Tireurs weckt die Raublust aller Derjenigen, die nach den Dingen begehren, welche ihren Nachbarn angehören.“

Ueber den Normalzustand des Corps de Garde des belagerten Paris läßt sich ein Richter, Alexander Sorel, also vernehmen:

„Wer etwa noch an den verderblichen Wirkungen des Trunkes gezweifelt haben sollte, die während der gegenwärtigen Leidenszeit sich tagtäglich vor seinen Augen abspielenden Scenen würden ihn eines Andern überzeugen. In Tagen, wo alle Seelen von Einem Gedanken erfüllt sein, wo alle physische und moralische Energie angespannt und wo die Aussicht auf Entbehrung und Noth zu Opferwilligkeit und Selbstverleugnung drängen sollten, da haben wir das Schauspiel unmäßig trinkender Männer, die in den Dünsten des Weins jedwede Selbstachtung und Thatkraft ersäufen. Hier bieten

uns dies Schauspiel die Bürgergarden, deren alleinige Idee darauf gerichtet zu sein scheint, sich die verschiedenen Kneipen auszusuchen, wo sie den zu ihrer Unterhaltung bestimmten Sold verzechen können; dort die regulären Soldaten, welche, kaum in ihrer Cantonnements innerhalb der Banlieue von Paris installirt, nichts Eiligeres zu thun haben, als in die Keller verlassener Häuser einzubrechen und sich dergestalt zu betrinken, daß sie weder ihre Gewehre zu schultern, noch die heranmarschirenden Patrouillen zu erkennen vermögen."

Unter den Hyänen der Schlachtfelder, die aus der Beraubung der Gefallenen und Verwundeten ein Gewerbe machten, nennt der „Droit" vom 10. November ein zwölfjähriges Kind". „Ließ sich ein Blessirter Geld oder Uhr nicht ohne Weiteres abnehmen, so wurde er auf der Stelle „expedirt", oder, wie sie es in ihrer cynischen Sprache bezeichnen, „kalt gemacht".

„Die in Privathäusern einquartierten Soldaten," erzählt das nämliche Blatt unter dem 10. Januar 1871, „bilden sich ein, die Herren von Allem zu sein, was die Wohnungen enthalten. Nicht allein gebrauchen sie jeden Gegenstand ganz nach Gutdünken und Belieben, sondern sie vernichten auch schadenfroh, was ihnen in die Hände kommt, und wer nicht zerstört, der stiehlt, was ihm eben gefällt. Ein Besitzer hatte, als er sich aus seinem Hause flüchtete, einen Theil seiner Möbeln darin zurückgelassen. Alsbald führten sich zwei Soldaten das Geräth zu Gemüthe, und wurden darüber ertappt, wie sie die Habe auf einen Karren luden, um sie nach einem für dergleichen Leute expreß gegründeten Geschäft zu bringen. Vor das permanente Kriegsgericht der Nationalgarde zitirt, setzte der eine der Soldaten seine moralischen und nationalökonomischen Anschauungen in höchst naiver Weise auseinander. „Man muß wissen," sagte er, „wie man sich ein Vermögen erwerben kann. Alle Mittel, welche dies ermöglichen, sind gut; ich meinerseits aber will viel Geld haben. Ein anderer Gardist von einer Kriegskompagnie trägt sich ruhig eine Anzahl von Geräthschaften zusammen, die das Eigenthum eines Hausbesitzers der Banlieue sind, und schafft sie nach seiner eigenen Wohnung. Verschiedene Mitglieder der Mobilgarde boten ungescheut ganze Bücherkisten zum Kaufe aus, welche sie in einem verlassenen Hause gefunden haben wollten — der einzige Grund, den sie zur Rechtfertigung ihrer Offerte anführten. Die Zivilbewohnerschaft der Vorstadtbezirke bleibt hinter der militärischen nicht zurück; auch sie eignet sich sonder Skrupel das Besitzthum ihrer Nachbarn an, immer unter dem Vorwand, es nicht in die Hände der Preußen fallen lassen zu wollen. Das Verfahren dabei ist ein sehr einfaches; man transportirt die Sachen ohne Umstände aus dem einen Hause in das andere. Selbst Hausbesitzer tragen kein Bedenken, ihre Wohnungen mit den Möbeln ihrer Nachbarn auszustaffiren, und es bedarf der obrigkeitlichen Einmischung, sie zu belehren, daß sie auf den Besitz dieser fremden Habseligkeiten kein Recht haben."

Unter dem 3. und 10. Januar bemerkt dieselbe Zeitschrift: „Kein Tag vergeht, ohne daß Gefangene vor den Schranken der „Tribunaux Correctionels" erscheinen müssen, weil sie Holz in jeder beliebiegen Gestalt gestohlen haben. Aus den im Bau begriffenen Häusern werden Balken weggeschleppt, Decken erbrochen und ihre Holzbestandttheile herausgerissen. In den verlassenen Häusern holt man sich Thüren, Fensterrahmen, Dielen, Schränke, kurz Alles, was von Holzwerk überhaupt vorhanden ist, zerhackt es, füllt es in Säcke und trägt es fort."

„Im Dezember waren Razzias nach den Vorräthen der Holzhändler an der Tagesordnung; ebenso unternahm man völlig organisirte Expeditionen nach leerstehenden Gebäuden. Bei einer derartigen Gelegenheit hatten sich nicht weniger als zweitausend Personen zu einem Angriff auf den Holzhof eines großen Bauunternehmers vereinigt. Sie zerschlugen die Thüren und nahmen die gesammten höchst beträchtlichen Holzvorräthe mit hinweg. Unter den wegen dieses Ueberfalls verhafteten Personen beiderlei Geschlechts befand sich auch ein wohlhabender Fabrikant, der zu seiner Entschuldigung vorbrachte, „er habe ja nur gethan, was er alle Welt habe thun sehen." (Forts. folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

**Nr. 11.** Mittwoch, 7. Februar **1872.**

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Hector kniete bei ihm nieder und brachte ihn in eine halbsitzende Stellung. Hortense aber riß ihr Sommertuch von den Schultern. Es war ein leichtes Gespinnst, das sich ohne große Kraftanstrengung in zwei Hälften theilen ließ. Sie versuchte es und es gelang ihr.

Die eine Hälfte wurde nun in die ziemlich weit klaffende Wunde gestopft und mit der andern die blutende Schulter verbunden.

Dann wurde Armand wieder sanft auf den Rasen gelegt.

„Ich hoffe zu Gott, daß die Wunde nicht tödtlich ist,“ sagte Hortense. „Mein Vater wird geschickte Aerzte aus der Umgegend nach Lusac holen lassen, und die Heilung des Herzogs wird vielleicht schon nach wenigen Wochen vollendet sein. Was aber Dich betrifft, mein theurer Hector, so verzweifle nicht. Ich werde für Dich in die Schranken treten und mit den heiligsten Eiden beschwören, wie man Dich zu der unbesonnenen That gereizt hat. Aber nicht ich allein. Es ist ja noch ein Zeuge da, der Kammerdiener des Herzogs.“

„Wird der Schurke nicht gegen mich aussagen?“ rief Hector.

„Er wird es nicht, wenn die Richter ihn zum Schwure treiben. Hoffe, mein Freund, hoffe. Der Allmächtige, der unsere Liebe bis jetzt beschützte, wird seine Hand nicht ganz von uns abziehen. Wenn aber auch Alles fehlschlägt, wenn auch ein Aufenthalt im Gefängnisse Dein Loos sein sollte. Auch Kerkerwände sind zu sprengen durch die Macht der Liebe und daß ich diese besitze, soll Dir bald genug offenbar werden. Aber nun hinweg,“ fügte sie hinzu. „Man wird kommen, um Dich zu verhaften. Nicht hier dürfen Dich die Häscher finden. Denk' an Deine arme Mutter. Sie muß vorbereitet werden, soll sie nicht dem schrecklichen Schlage erliegen, ihren Sohn einen Mörder nennen zu hören. Wenn Du mich liebst, Hector, erfülle mir diese Bitte.“

„Es sei,“ erwiderte der junge Mann. „Aber Du, Hortense, welch' ein Loos steht Dir bevor? Fürchtest Du nicht den Zorn Deines Vaters?“

Das Mädchen schlug den Blick nach oben. „Gott wird das Herz meines Vaters zur Milde wenden, wenn er die Wahrheit erfährt.“

In diesem Augenblicke wurden Stimmen im Gehölze laut. Hector drückte rasch einen Kuß auf die blassen Lippen der Geliebten und eilte dann tiefer in den Park hinein, von wo er auf Umwegen das Haus seiner Mutter nach einer qualvoll verbrachten Stunde erreichte.

Hortense aber erwartete mit gefaßter Seele die Annäherung ihres Vaters und der ihn begleitenden Diener.

Nach wenigen Minuten stand der Marquis von Lusac vor seiner Tochter, neben ihm sein alter Freund, der Chevalier von Savois, der mit gleichem Schrecken die entsetzliche Kunde vernommen, die Jean auf's Schloß gebracht hatte.

Der Marquis war von der Nachricht, Hector Bonnard habe den Herzog von Vivonnes ermordet, so ergriffen. daß seine zitternden Lippen nicht zu sprechen vermochten.

Er sah seine Tochter mit einem unbeschreiblichen Blick des Zornes an und wandte sich darauf dem in der Nähe liegenden Herzoge zu, um den Jean und die andern Diener sich schon beschäftigten.

„Wie steht es mit dem Herzoge?“ stammelte er.

Der Kammerdiener hatte den Puls seines Herrn untersucht.

Er antwortete:

„Mein Herr lebt. Doch hat der Blutverlust ihn erschöpft. Es ist hohe Zeit, daß ihm ein Arzt zu Hülfe kommt.“

„Es ist schon nach dem nahen Städtchen um einen Arzt geschickt," sagte der Chevalier. „Ein Bote zu Pferde wird ihn mitbringen. In einer Stunde wird dem Herzoge Hülfe werden."

Die Diener hatten eine Trage und Kissen mitgebracht.

Der Chevalier, der gefaßter als der Marquis war, befahl Jean und den Lakeien, Armand auf die Trage zu legen.

Es geschah mit der nöthigen Vorsicht. Cavois, der den Dienern Beistand leistete, sah nach dem Verbande, den Hortense und Hector dem Herzoge angelegt.

Seine Miene zeigte Zufriedenheit.

„Der Verband wird ausreichen bis der Wundarzt erscheint," sagte er. „Denn die Blutung hat aufgehört. Befördert den Verwundeten nun in's Schloß, aber vermeidet jedes Rütteln. Sein Zustand könnte sonst noch gefährlicher werden. Daß er ohnmächtig, kommt von dem verlornen Blute. Der Arzt wird ihn schon wieder zu sich bringen."

Die Trage wurde sanft aufgehoben und die Diener traten mit dem Verwundeten den Rückweg nach Schloß Lusac an.

Jetzt gewann der Marquis erst die Sprache wieder. Er stürzte auf die Tochter zu, welche trotz des Schreckens, der über sie gekommen, doch bereit war, den Geliebten gegen die furchtbare Anklage des Mordes zu vertheidigen.

„Elendes Geschöpf," schrie der Greis mit heiserer Stimme, „wo ist der Schurke, der solches Unglück über mein Haus gebracht? Wohin ist der Mörder des Herzogs geflohen? Sprich' die Wahrheit, wenn mein Zorn Dich nicht vernichten soll!"

Wenngleich mit bebenden Lippen, jedoch mit fester Seele, erwiderte Hortense:

„Hector Bonnard, mein Vater, ist kein Schurke, sondern tausendmal ehrenhafter als der Herzog von Vivonnes. Mit Stolz nenne ich ihn meinen Geliebten, und die Treue, die ich ihm geschworen, werde ich halten bis zum Tode, ja über's Grab hinaus. Ich sehnte mich, ihn an mein Herz zu schließen, und er folgte meiner brieflichen Aufforderung, die durch Verrath in die Hände des Herzogs gelangt sein muß. Nichts Böses ahnend sprachen wir hier zusammen. Da sprang der Herzog mit seinem Diener aus jenem Gebüsch hervor. Wie elende Büttel, mit Peitschen versehen, fielen sie über Herrn Bonnard her. War es nicht erklärlich, daß den so Schwerbeschimpften eine gerechte Wuth übermannte? Er hatte keine Waffe, sich zu vertheidigen und vertheidigen mußte er sich doch, denn es galt ja seine Ehre, die Ehre eines freien rechtschaffenen Mannes, die man in den Staub trat, zu rächen. Was weiter geschah, kann ich in wenig Worte fassen. Hector riß seinem Peiniger den Degen aus der Scheide. Er stieß nach ihm und der Herzog sank blutend zu Boden. Nun wissen Sie Alles, mein Vater, auch daß mein Geliebter kein Mörder ist."

Sie hielt erschöpft inne und beugte das Haupt, als wolle sie mit Ergebung die Strafe erwarten, die der Vater über sie verhängen werde.

Was Hortense zur Vertheidigung ihres Geliebten gesprochen, hatte den Zorn des Greises nicht vermindert.

„Du lügst, Entartete!" rief er. „Wäre Dein Buhle nicht schuldig, er hätte nicht die Flucht ergriffen. Aber das soll ihm Nichts helfen. Die Gerechtigkeit wird ihn zu finden wissen, selbst über die Grenzen Frankreich's hinaus."

Hortense erhob den Kopf wieder und sah den Vater mit einem Blicke des Vorwurfs an.

„Ich habe nie gelogen und thue es auch jetzt nicht," versetzte sie. „Herr Bonnard hat mir geholfen, seinen Feind zu verbinden. Dann hat er diesen Schreckensort verlassen, aber er ist nicht geflohen, wie Sie meinen. Schicken Sie die Häscher nach dem Hause seiner Mutter, mein Vater. Dort werden Sie ihn finden. Er wird Ihnen dasselbe sagen, was ich, und ich werde es beschwören vor den Schranken des Gerichts, vor das man ihn stellen wird."

Die Ruhe, mit der das Mädchen sprach, der ernste Blick ihres Auges, machte den alten Herrn etwas stutzig.

Mit weniger zornigem Tone gab er die Antwort:

„Wohlan ich will sehen, ob Du zu dem Vergehen, hinter meinem Rücken ein Verhältniß geschlossen zu haben, das Dich erniedrigt, nicht auch noch das Verbrechen der Lüge hinzufügst. Wehe Dir, ist das Letztere der Fall. Ich würde den Tag verfluchen, wo Deine Mutter, die jetzt eine Heilige im Himmel, Dich

geboren hat. Sprachst Du die Wahrheit — nun dann werde ich Dir zwar auch nicht den Schimpf vergeben, den Du mir und unserm unbefleckten Namen angethan, aber ich werde doch mit geringerem Zorne an eine Unglückliche denken können, die ihre ferneren Tage in einem Kloster beschließen wird. Jetzt folge mir auf's Schloß. Nur auf meinen Befehl wirst Du Dein Zimmer verlassen."

Hortense neigte das Haupt.

„Ich werde gehorchen, mein Vater. Wenn ich Hector Bonnard nicht meinen Gatten nennen darf, wird mir ein Kloster der willkommenste Aufenthalt sein."

(Forts. folgt.)

---

## Eingeschlossen in Paris.

(Fortsetzung.)

„Ein anderes Mal gab ein Nationalgardist, übrigens ziemlich respektabel, einer vor einer Palissade sich umhertreibenden Bande von Weibern und Kindern das Beispiel, indem er mit seinem Flintenkolben der Planke den ersten Schlag versetzte und dann, das Gewehr auf die Schulter, getreulich mithalf, die Umzäunung zu zerbrechen und das Holz zu vertheilen."

Nicht allemal jedoch ging es bei derartigen Anlässen so ruhig ab; immer liefen die Eigenthümer große Gefahr, wenn sie sich der Zerstörung ihrer Habe widersetzten. An den Ufern der Bievre, innerhalb der Enceinte von Paris, drangen einige Hundert Menschen mit Aexten, Sensen und Wagen in ein Privatgrundstück von einiger Ausdehnung ein. Sie rissen die Einfriedigung nieder und nahmen etwa fünfzehnhundert schöne Bäume in Beschlag. Natürlich protestirte der Eigenthümer gegen diese Besitzergreifung, allein er wurde bedroht und gemißhandelt. Glücklicherweise zog noch rechtzeitig eine Abtheilung Nationalgarde vorüber und erlös'te den Gequälten aus den Händen seiner Peiniger. Keinem der Marodeurs aber konnte begreiflich gemacht werden, weshalb sie ihre Beute fahren zu lassen hätten. „Der Baum hier", erwiderten sie, „ist mein, weil ich ihn gefällt habe." „Merkwürdig," setzt das Blatt hinzu, „wie zähe der Begriff des Eigenthums ist. Kaum ist es unter der Form „Dein" zerstört, so lebt es als „Mein" wieder auf."

Nicht blos das Eigenthum aber war seiner Sicherheit beraubt. Die „Gazette des Tribunaux", vom 24. Januar 1871 theilt einen Fall mit, daß ein Gemüsehändler der Banlieue, der sich nach Paris geflüchtet hatte, vom Concierge des Hauses, wo er Zuflucht gefunden, als Spion verhaftet wurde. Der Pförtner war Nationalgardist, und wußte vor Gericht zu seiner Rechtfertigung nichts Besseres auszusagen, als daß ihm der Mann verdächtig erschienen sei. „Der Hausbesitzer," meinte er, „hat ihn aufgenommen, ohne mich erst um Rath zu fragen. Zwar bin ich nur Subaltern-Offizier, allein mit der Vertheidigung des Vaterlandes betraut und als Hülfsdiener der Gerechtigkeit, konnte ich das Benehmen des von mir Verhafteten nicht für ein natürliches erachten. So gebauchte ich denn das Recht, das mir die Nation übertrug, indem sie mich zu ihrem Sergeanten erwählte, und nahm den Menschen in Haft, um meinen Verdacht bestätigt oder entkräftet zu sehen."

Wie man bei den Lieferungskontrakten für die Armee verfuhr, thut das folgende Beispiel dar.

„Ein Tuchhändler von Foix hatte sowohl Schuhe als Capots für die Mobilen von Arrieres geliefert und stand eben im Begriff, eine Anzahl von Mitrailleusen an das Heer abzusenden, als sich die Criminalpolizei seiner versicherte. Der Präsident fragte ihn nach dem Kontrakte, den er mit der Regierung abgeschlossen habe, welche Bedingungen ihm auferlegt, und welche Muster zu seiner Richtschnur eingesandt worden seien.

„Wir haben gar keinen Vertrag mit einander abgeschlossen," antwortete er, „auch keine Muster habe ich erhalten, wir sind blos mündlich übereingekommen, daß ich so und so viele Paar Schuhe für so und so viele Franken liefern sollte." Es waren dies jene berühmten Schuhe mit Sohlen aus Pappe. Das Gericht sah indessen diesen niederträchtigen Betrug nur als Folge der Uebereilung wegen zu kurzer Lieferungsfrist an, und von einer Bestrafung des Schurken war nicht die Rede."

Was durch die Soldaten, durch National- und Mobilgarden, durch Raub und Plünderung an Eigenthum zu Grunde ging, war nichts

im Vergleich mit der entsetzlichen Verschwendung von Seiten der neu errichteten Militärwerkstätten. Dazu kamen die öffentlichen Unterstützungen nicht etwa nur den Bedürftigen zugute; gar Mancher empfing den für die Nationalgarde ausgeworfenen Sold von täglich anderthalb Franken sammt fünfundsiebenzig Centimes für die Frau, welcher auch nicht den mindesten Anspruch an solche Belohnung der Faullenzerei machen konnte. Dadurch erklärt sich, wie diese Prämie das tägliche Budget der Stadt Paris auf vier- ja auf fünfmalhunderttausend Franken anwachsen lassen konnte.

Die Geschichte der einzelnen Regimentskassen würde höchst wunderliche Daten zu verzeichnen haben. So gab es eine sehr erhebliche Kriegskasse, aus welcher sich der Bataillonskommandant zu seinem persönlichen Aufwand die Taschen zu füllen pflegte. Ausnahmsweise wurde derselbe jedoch zugleich mit dem Regimentsadjutanten und dem Kapitänzahlmeister vor das Kriegsgericht gestellt.

In einem andern Nationalgardenbataillon wollten die Offiziere ihrem Chef wegen seines Eifers bei der Organisation des Korps eine Ehrengabe verleihen. Demgemäß votirten sie ihm „als Zeichen ihrer Hochachtung und Ergebenheit" fünfhundert Franken aus — der Bataillonskasse. Der Major nahm das Geschenk an, und keiner der beiden Theile schien in dem Verfahren die geringste Unregelmäßigkeit zu erblicken.

Dies nur einige Beispiele der allgemeinen Demoralisation der Pariser Bevölkerung. Es wäre uns ein Leichtes, unsere Liste aus den erwähnten amtlichen Quellen ins Hundertfältige zu vermehren. Dabei darf nicht übersehen werden, daß Diebstahl und Plünderung, Verwüstung und Zerstörung nicht etwa auf die armen und ungebildeten Klassen der Gesellschaft beschränkt blieben, daß die Haupträuberei vielmehr von den wohlhabenden und höher gestellten Schichten ihren Ausgang nahm und am schwunghaftesten betrieben wurde, ja daß die Machthaber selbst zu den Hauptschuldigen zählten, ganz abgesehen davon, daß die Verwaltung der öffentlichen Mittel so einfältig und jämmerlich organisirt war, daß man es verzeihlich finden muß, wenn die Armen im Bau begriffene Häuser fortschleppten und sogar die prächtigen alten Bäume in den Champs Elysées niederhieben.

---

Die Belagerung von Paris gewährte einen Einblick in die geistige und sittliche Verfassung des französischen Volkes, wie man ihn im gewöhnlichen Lauf der Dinge nimmermehr gewonnen haben würde. Was man sah und hörte, es mahnte auffällig an die letzten Perioden des Alterthums. Materieller Glanz und sittliche Verderbniß gingen Hand in Hand. Die Letztere, welcher das zweite Kaiserreich mindestens einige Scham und Zurückhaltung aufzwang, stolzirte jetzt offen und breit einher und mästete sich buchstäblich an dem „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" des neuen republikanischen Regiments.

Etwa einen Monat vor der Revolution von 1848 sagte Tocqueville in der Kammer: „Die öffentliche Sittlichkeit befindet sich in einem Zustande des Verfalls, der binnen Kurzem, vielleicht schon in der allernächsten Zeit, uns in eine neue Revolution hinabreißen wird." Die Weissagung erfüllte sich, und wer gegenwärtig den Ausspruch wiederholt, der sieht ihn vor seinen Augen aufs Neue in Erfüllung gehen.

Im gröbsten Sinne obscöne Bücher und Flugschriften werden auf den Boulevards Tag für Tag von jungen Mädchen und kleinen Kindern ausgeboten. Die Mehrzahl dieser literarischen Produkte aber ist so über die Maßen abschreckend, daß ein einziger Blick auf das Titelblatt uns zu dem Bekenntniß zwingt, wie kein Verhängniß für eine Stadt zu grausam ist die solchem Gräuel weder ein geschriebenes, noch ein Lynch-Gesetz entgegenzustellen hat. Nirgends in der Welt wird solcher Schmutz auf öffentlichem Markte angepriesen, wie ich ihn vor einer Stunde von lustigen jungen Mädchen von achtzehn Jahren ohne Erröthen an eine Gruppe ebenso lustiger Käufer austheilen sah.

(Fortsetzung folgt.)

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 12. Sonntag, 11. Februar 1872.

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Der Marquis schritt voran.

Hortense und der Chevalier von Cavois folgten.

Letzterer hatte das Mädchen während ihres Gesprächs mit dem Vater mit theilnehmenden Blicken betrachtet, und zu sich selbst gesagt:

„Auf ihrer hohen, reinen Stirn, in ihrem leuchtenden, offenen Auge thront der Engel der Unschuld und Aufrichtigkeit. Ich schenke ihr vollständig Glauben, und werde, was in meinen Kräften steht, versuchen, sie zu trösten und ein mildes Urtheil für den armen jungen Mann zu erwirken. Ja, beim Himmel, der Herzog ist eher zu verdammen als er. O, dieser stolze übermüthige Adel ist selbst schuld daran, wenn die drohende Gewitterwolke, die bereits über seinem Haupte schwebt, sich entladet und ihn, wie in der blutigen Revolution des vorigen Jahrhunderts, wieder in's Exil treibt. Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme und sie wird uns bald furchtbar in's Ohr tönen."

Der Chevalier bot Hortense seinen Arm und bat sie, sich auf ihn zu stützen.

Unterwegs flüsterte er ihr mehr als ein Mal zu:

„Verzweifeln Sie nicht, gutes Kind. Gott hat in der höchsten Noth die Unschuld noch nie verlassen. Er wird auch Ihnen und dem wackern Bonnard seinen Schutz nicht entziehen."

Auf dem Schlosse angelangt, verabschiedete sich Hortense von dem Chevalier mit einem dankbaren Händedruck und ging auf ihr Zimmer, wie der Marquis es geboten hatte. Dort sank sie vor dem Christusbilde, das die Wand schmückte, auf die Kniee und flehte unter Thränen den Himmel an, wenn sie gefehlt, die Schuld sie allein büßen zu lassen und den Geliebten vor einem schmachvollen Loose, vor dem Kerker oder dem Tode zu bewahren.

Indessen hatte der Marquis sich an das Lager des verwundeten Herzogs begeben.

Noch immer hatte derselbe sein Bewußtsein nicht erlangt, wie sehr Jean sich auch bemüht, ihn durch geistige Essenzen wieder zum Gebrauch seiner Sinne zu bringen.

Glücklicherweise erschien bald darauf der reitende Bote. Derselbe brachte den Wundarzt des Städchens mit, worin Madame Bonnard lebte. Die Wunde des Herzogs wurde von ihm untersucht. Sie stellte sich nach dem Ausspruche des Arztes als tief, aber nicht tödtlich heraus. Der Arzt meinte, wenn das Wundfieber nicht zu heftig auftrete, würde der Leidende bald außer aller Gefahr sein.

Das beruhigte den Herrn von Lusac in Etwas. Er überließ Armand der Behandlung des Arztes und kehrte dann auf sein Zimmer zurück, um die nöthigen Anstalten zur Verhaftung des Advokaten Bonnard zu treffen.

### Sechstes Kapitel.

### Mutter und Sohn.

Madame Bonnard befand sich allein auf ihrem Zimmer.

Vor ihr auf dem Tische lagen kleine Geldsummen, die Madeleine an die Armen im Orte vertheilen sollte, die von ihrer Herrin unterstützt wurden.

Eben war dieselbe mit dem Zählen fertig geworden.

Sie zog den an der Thüre befindlichen Klingelzug.

Die alte Dienerin erschien und fragte nach ihrem Befehle.

„Hast Du vergessen, daß heute Monatstag ist?" versetzte Madame Bonnard. „Du bringst ja seit Jahren unsern armen Freunden die ersehnte Hülfe."

„Ja, Madame, und das thue ich mit ganz

besonderem Vergnügen. Einmal weil ich sehe, wie die Leute sich freuen, und das andere Mal, weil es mir wohlthut, zu hören, wie Alt und Jung den Segen des Himmels auf Sie herabflehen."

„Gott hat mich reicher gesegnet, als ich verdiene," sagte Madame Bonnard, „unendlich reich, indem er mir den Sohn gab --"

„Der das Muster eines jungen Mannes ist," rief Madeleine. „In der That, Madame," fuhr sie fort, „Sie sind sehr glücklich, viel glücklicher als die alte Madeleine, die allein in der Welt steht und der, wenn sie einmal ihr Haupt auf's Sterbekissen legt, keine Kindeshand die Augen zudrücken wird."

„Das letztere ist freilich wahr," sagte die Herrin, „aber nicht, daß Du allein stehst. Bin ich nicht Deine Freundin? Nennt mein Sohn Dich nicht sein altes herziges Mütterchen? Keine Sorge für die Zukunft trübt Deine Tage und keine traurige Vergangenheit lastet auf deiner Seele und bereitet Dir qualvolle Stunden. Ich dächte, Du könntest zufrieden sein, Madeleine.

Die Alte ergriff die Hand ihrer Gebieterin und küßte sie.

„Sie haben Recht, Madame, und ich bitte um Verzeihung für mein thörichtes Geschwätz. Wenn wir nur noch recht lange zusammenbleiben, und Hoffnung dazu ist ja da, da Sie vollkommen wiederhergestellt sind, dann will ich mir kein anderes Loos wünschen. Noch einmal, Madame, verzeihen Sie mir."

„Es ist gut, Madeleine. Jetzt nimm' das Geld und tritt Deinen Rundgang an. Komm', hilf' mir es in die Papiere einwickeln."

Madame Bonnard zerschnitt mehrere Bögen sauberes Papier. In jedes Stück wurde Geld gelegt und dann der Name des Mannes oder der Frau geschrieben, die es erhalten sollten.

Madeleine verließ schnell das Zimmer und kehrte mit einem Strickbeutel von ungewöhnlicher Größe zurück, der die eingewickelten Summen aufnehmen sollte.

Der Beutel war gefüllt und die Alte wollte sich fortbegeben.

Schon an der Thüre, wurde sie von Madame Bonnard zurückgerufen.

„Du hast mir von dem fremden Manne erzählt. Nicht wahr, Niclot ist sein Name?"

„Ja, Madame, so heißt er. Die Leute hier im Ort nennen ihn den Wahnsinnigen, weil er so wunderliche wirre Reden führt."

„Du hast schon mit ihm gesprochen?"

„Mehr als einmal. Er hat mich gebeten, ihm die Erlaubniß zu verschaffen, Madame zu danken für die Wohlthaten, die Sie ihm erwiesen. Aber ich schlug ihm die Bitte bis jetzt ab."

„Und warum, Madeleine?"

„Sein Anblick würde Sie zu sehr erschüttern. Das stiere Auge, das wild um seine Schläfen flatternde Haar, die blassen eingefallenen Züge, o, er sieht aus, daß ich vor ihm zurückschauderte. Und dann die fürchterlichen Worte, die er zuweilen ausstößt, wenn sein Paroxismus über ihn kommt. Das könnte ja auch in Ihrer Gegenwart geschehen und Sie erschrecken."

„Deine Vorsicht ist zu loben, Alte. Und doch — Du weißt, ich interessire mich für jeden Unglücklichen — ach, man kommt dazu, hat man selbst unsäglich gelitten -- wüßte ich, daß er ruhig vor mich träte, ich würde Dich ersuchen, ihn hierher zu führen. Ein mildes Wort des Trostes würde seiner armen, zerrissenen Seele, seinem umdüsterten Geist vielleicht wohlthun. Hast Du denn nicht erfahren, von welcher Art sein Wahnsinn ist?"

Madeleine besann sich einige Augenblicke. Dann versetzte sie:

„So viel ich aus seinen Reden vernommen, sucht er Jemand, an dem er sich rächen will. Ich hörte die Worte kürzlich von ihm: „„Ein Glied des Tyrannen, der meine Familie hinmorden ließ, lebt noch, und das soll büßen für das Unglück, das er über mein Leben gebracht hat!"" Und wie er das sagte, schwang er seinen Knotenstock, den er immer bei sich führt, um seinen Kopf, als wenn er Jemanden zu Boden schlagen wollte."

Madame Bonnard war plötzlich erblaßt.

Madeleine sah, wie sie zitternd in einen Stuhl sank und eilte ihr zu Hülfe.

„Um Gott, Madame, wie sehen Sie aus! Ein neuer Anfall — soll ich den Arzt holen?"

Die Herrin suchte sich zu fassen und schüttelte verneinend den Kopf.

„Es ist nichts, Madeleine," sagte sie leise. „Ich fühlte nur einen kleinen Stich nahe dem Herzen. Es ist schon vorüber. Geh' und thue, was dein Auftrag ist. Aber den Wahn-

sinnigen halte mir fern — ich — ich will ihn nicht sehen — nicht jetzt — niemals."

„Wie Sie befehlen, Madame."

Mit einem besorgten Blick auf die blasse Frau entfernte sich die Alte.

(Forts. folgt.)

## Eingeschlossen in Paris.

(Fortsetzung.)

In den Schaufenstern der Buchläden erscheinen jetzt Bilder und Schriften frank und frei, welche bis dahin sorgsam in Tiefen der Schränke verwahrt gehalten wurden, und Illustrationen, Photographien ꝛc., die man vor dem höchstens einem kleinen Kreise von besonders Eingeweihten vorzulegen pflegte, sind jetzt im Bereich von Knaben und Mädchen, welche ihre Mütter durch die Straßen begleiten. „Ich will Ihnen zeigen, welche schnellen Fortschritte wir machen," sagte mir ein Buchhändler dieser Tage, indem er einen Haufen sogenannter Visitenkarten vom Ladentische aufhob. „Sehen Sie sich die Rückseite an. Da steht der Name des vornehmsten Photographen von Paris zu lesen. Vor dem Kriege würde er Jeden gerichtlich belangt haben, der ihm die Veröffentlichung solcher Bilder angesonnen hätte. Jeden Laden aber, welcher über dem Verkauf von dergleichen Darstellungen ertappt worden wäre, hätte man ohne Umstände geschlossen und seinen Inhaber bestraft."

In den Zelten der Soldaten und Offiziere sind mir Lieder und Skizzen zu Gesicht gekommen von einer Zotenhaftigkeit, die ich überhaupt für unmöglich gehalten. Keines der französischen Kriegs- und Lagerlieder kann in Gegenwart von nur halbwegs anständigen Frauen gesungen werden. Einer der wenigen gebildeten französischen Offiziere, welchem ich mein Erstaunen darüber äußerte, erwiderte: „Leider ist es so, und die tägliche Unterhaltung meiner Kameraden ist um keinen Deut besser. Sie ist so leichtfertig und gottlos, daß ich, der ich mich doch wahrhaftig nicht als Tugendspiegel und Heiligen ausgeben will, mich darüber entsetze. Wie ist das Alles bei den Preußen anders! Ihre Kriegslieder, von dem Patriotismus, welcher aus ihnen spricht, gar nicht zu reden, können sich in jedem Salon, vor den Ohren jedes jungen Mädchens hören lassen — unsere sind zu abscheulich, um in nur einigermaßen respektabler Gesellschaft geduldet zu werden."

Die Wahrheit dieser Worte habe ich selbst hundertfach bestätigt gefunden. Sprach ich jedoch zu meinen Pariser Bekannten von dem Unfug, so zuckten sie höchstens die Achseln. „Wir geben uns eben wie wir sind," antworteten sie lächelnd; „wir sind keine Heuchler wie diese verfluchten Deutschen!"

Wehe einer Nation, die über ihre Gesunkenheit mit so schalem Troste hinweggeht! Wer erst zum Uebel sagt: „Du bist für mich das Gute," — seine Wiedererhebung ist Illusion. Mögen die Franzosen jetzt noch so wüthend nach „Revanche" brüllen, das Geschrei einer entnervten Tollhäuslerbande ist ungefährlich für den Mann im Vollgebrauche seiner Sinne und Kräfte. Und als solchen hat die Welt das deutsche Volk, ob auch widerwillig, anerkennen müssen.

Es karakterisirt den Franzosen, daß er zwar einstimmt in die Verurtheilung, die man über die Gesellschaft im Allgemeinen ausspricht, für sich selbst als Individuum aber jede Verantwortlichkeit ablehnt. Die Machthaber, die Männer, die man selbst erwählt hat und denen man bereitwillig folgt, macht man zu Sündenböcken, der Einzelne denkt weder an Scham noch Selbstvorwurf. „Frankreich," sagt man, „ist die reine, helle Unschuld, seine Leiter aber sind schwarz von Schuld." Was jedoch dies „Frankreich" bildet oder woraus dasselbe besteht, das kann Niemand angeben.

Der augenblickliche Sündenbock, nicht nur in Bezug auf den Krieg und auf den unersättlichen Durst nach Eroberung und militärischer Gloire, sondern Der, welcher aus diesem „reinen, unschuldigen Frankreich" alle gesunde Vernunft und Moralität herausgezaubert, der alle diese abscheulichen Bilder und lasterhaften Gewohnheiten verschuldet hat, ist natürlich Napoleon der Dritte. Auf sein Haupt häuft man alle Sünde und alles Unglück.

Welche Hoffnung bleibt einer Nation, in der Jeder dem Nachbarn die Kleider in Stücke reißt, anstatt seine eigenen, und sich einbildet, wenn man dem Andern die Schuld des Schmutzes aufbürdet, so habe man redlich das Seinige gethan, den Unrath zu beseitigen?

Wo es nicht eine gewisse Summe von politischer Einsicht, einen gewissen Grad von Tugend und ein gewisses Maß von Selbstständigkeit gibt, da hat die Republik keinen Bestand. Die französische Nation als solche aber besitzt von alldem keine Spur. Keiner traut dem Andern und doch lehnt sich Jeder an seinen Nebenmann und hat den unaustilgbaren Hang, sich auf irgendwen zu stützen. Auf seinen eigenen Füßen stehen — das kann in Frankreich kein Mensch."

„Ein Moblot trägt auf seinem Bayonnett eine preußische Pickelhaube durch die Straßen," trägt Sheppard unter dem 8. Oktober 1870 in sein Tagebuch. „Der Jubel ist ungeheuer. Wenn die Belagerung aufgehoben und das deutsche Heer in alle Winde zerstreut wäre, das Volk hier könnte nicht mit größerem Entzücken umhertanzen, nicht mit lauterem Enthusiasmus jauchzen, als es sich bei dem erbeuteten Helm geberdet. Wohlgekleidete Männer und Frauen, augenscheinlich zu den höheren Ständen zählend, finden in dieser unbedeutenden Trophäe den Quell der demonstrativsten Genugthuung."

„Gestern ist Minister Gambetta mittelst Ballon nach Tours zum Kollegen Cremieux abgereis't. Dergestalt ist unser Minister des Innern Minister des Aeußeren geworden. Er hatte eine krankhafte Furcht vor der Luftfahrt. Drei Tage lang ängstelte er umher, und brachte Nadar mit seinen Fragen und Anforderungen zur Verzweiflung, und als der Moment der Abreise kam, war der beredte Herr Minister weiß wie Buttermilch und die Kniee schlotterten ihm und klapperten aneinander, als er seinen Sitz in dem Korbe einnahm, der zu seiner Bequemlichkeit erweitert und doppelt und dreifach inspizirt worden war. Das sind die Maulhelden des neuen Frankreich!"

„Ein betrunkener Franctireur schießt in einem Restaurant einen Moblot nieder und verwundet einen zweiten lebensgefährlich. Ein edles Mitglied der Nationalgarde, das der Spionage verdächtig ist, tödtet einen seiner Kammeraden, und wird vom Pöbel beinahe in Stücke zerrissen, ehe es hinter Schloß und Riegel in Sicherheit gebracht werden kann. Diese Vorfälle künden an, daß unsere Lage eine Wendung vom Schlimmen zum Schlimmsten zu nehmen beginnt. Und ringsum sehe ich noch viele andere Symptome der zunehmenden Entsittlichung."

„Führer, Führer, wir brauchen Führer!" schreit die Pariser Besatzung, und wenn sie Führer hat — so folgt sie ihnen nicht. Demoralisation, Auflösung, Ruin allenthalben, wohin man blickt, in jeder Beziehung. Heute am 13. Oktober, kleine Affaire bei Bagneaux. „Nachdem der Zweck derselben erreicht war, wurde der Rückzug anbefohlen," so lautet das Bulletin im üblichen Styl — und zurück ging es. Bei diesem Scharmützel ist Graf Dampierre gefallen. Er kommandirte ein Bataillon der Mobilgarde, das ins Wanken zu gerathen begann. Eben als er an den Patriotismus seiner Leute appellirte und ihnen das Schmachvolle ihres Ausreißens vorstellte, fiel er, tödtlich getroffen, vom Pferde. „Revanche! Revanche!" brüllte die Mannschaft, und — machte in wilder Auflösung Kehrt. Das ist der berühmte französische „Elan"! — Das sind, fügen wir unsererseits hinzu, jene glorreichen Soldaten, die der „Siecle" noch heute, in seiner neuesten Nummer, „im Großen und Ganzen genommen als die besten der Welt" bezeichnet, und denen nur noch jene gewissen „kleinen Operationen" beigebracht werden müssen, durch die sie sich von den „gedankenlos, gleich Maschinen sich bewegenden" Preußen haben „verblüffen" lassen!

(Fortsetzung folgt.)

### Mannichfaltiges.

Eine neue komische Erklärung für das neue Gewicht hat eine Bauersfrau erfunden. Dieselbe machte dieser Tage einer Nachbarin begreiflich, wie viel ungefähr ein Gramm sei und rechnete zusammen, daß ein Gramm etwa 100 Telegramme seien.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 13.** Mittwoch, 14. Februar **1872.**

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Wie Madame Bonnard allein war, erhob sie sich vom Stuhle und schritt mit heftig wogender Brust im Zimmer auf und ab

„Der Unglückliche muß fort von hier," stöhnte sie. „Hector muß ihn hinwegschaffen. Er soll ihm Geld geben. Damit mag er weiter wandern. Wahnsinnige haben oft ein starkes Gedächtniß, wenn er hier fände, was er sucht — ein Erkennen wäre nicht unmöglich, so viele Jahre auch dazwischen liegen — wenn mein innig geliebter Hector vor meinem Tode erführe — o, das Leben erstarrt mir in der Brust, wenn ich denke, daß er — nein, nein! Ich will nicht so lange geduldet und gelitten haben, um am Ende lebend von meinem Liebling verflucht zu werden."

Diese Worte verhallten in einem dumpfen Gemurmel. Da hörte sie plötzlich rasche Schritte draußen auf dem Gange.

Sie kannte diese Schritte — es war der Gang ihres Sohnes.

„Gott sei Dank," sagte sie, „Hector kommt zurück. Seine Nähe wird meine Angst verscheuchen. Es ist mir, als könne mich kein Unglück treffen, wenn mein Haupt an seiner Brust ruht."

Die unglückliche Frau ahnte nicht, daß ihr eine der schwersten Stunden ihres Lebens nahte.

Die Thür wurde aufgerissen.

Mit einem grellen Ausruf des Schreckens fuhr Madame Bonnard zurück.

Ein todtenähnliches Antlitz starrte ihr entgegen.

Hector stürzte mit schwankenden Schritten auf die Mutter zu, umfaßte sie und sank dann an ihr zu Boden, ihre Kniee umschlingend und sein Gesicht in ihrem Schooße verbergend.

Madame Bonnard stand einige Augenblicke vor Schrecken wie gelähmt. Es mußte ihrem Lieblinge ein großes Unglück zugestoßen sein, der Gedanke machte jede ihrer Nerven erbeben. Dennoch aber galt es, sich zu fassen, wollte sie ihn aufrichten und trösten.

Sie streckte die zitternden Hände nach ihm aus und hob sanft seinen Kopf empor. Mit flehenden Worten bat sie ihn, ihr Rede zu stehen und sein offenbar von furchtbarer Angst bedrängtes Herz in ihren mütterlichen Busen auszuschütten.

„Steh' auf, mein Sohn," sagte sie. „Was auch geschehen sein mag, vertraue mir. Deine Mutter wird Dir auch das Schwerste zu tragen helfen."

Der junge Mann erhob sich langsam.

Madame Bonnard drängte ihn in einen Stuhl, faßte seine beiden Hände und fragte:

„Nun, mein Sohn, nun? Woher das Entsetzen in Deinem Blicke, als hättest Du einen Mord begangen?"

„Nein, nein," rief Hector, „welch' ein fürchterlicher Gedanke! Dein Sohn ein Mörder? Wie konntest Du glauben —"

„Ich glaube es ja auch nicht, mein Sohn — das unselige Wort fuhr mir nur so heraus," sagte die Mutter. „Allein sprich' doch — Du warst auf Schloß Lusac. Ist Deiner Geliebten ein Unglück begegnet? Ich wage es nicht, das Wort Tod auszusprechen."

„Hortense lebt," versetzte Hector mit dumpfer Stimme. Aber ein Anderer liegt in seinem Blute. Er ist von meiner Hand gefallen. Aber beim ewigen Gott, ich kann diese That nicht bereuen. Er mußte die mir angethane Beschimpfung mit seinem Blute büßen."

„Und wer ist es, Unglücklicher, den Deine Hand erschlug?"

Mit flammendem Blick rief Hector:

„Mein hochmüthiger Nebenbuhler, der Herzog von Vivonnes!"

Hector's Mutter taumelte zurück.

Dieser Schlag, der ihr Herz getroffen, war

zu fürchterlich, als daß sie sich schnell zu fassen vermocht hätte.

Aus ihrem abgemacherten Antlitz war die letzte Farbe gewichen. Die Augen weit geöffnet starrte sie ihn an.

Es verging wohl eine halbe Minute, ehe sie zu sprechen im Stande war.

Dann vernahm Hector die tonlosen Worte:

„Unglücklicher, was hast Du gethan?"

„Wozu mich mein gerechter Zorn hinriß, Mutter ich habe meine Ehre gerecht."

„O, verhehle mir Nichts, mein Sohn," stammelte sie. „Wie trafst Du mit dem Herzoge zusammen?"

„Hortense ließ mich zu sich bitten," erwiderte Hector. „Wir trafen uns im Park bei einer Eremitage. Dem Herzoge war diese Zusammenkunft verrathen worden, wahrscheinlich durch die Ueberbringerin des Briefes. Mein Nebenbuhler war dort früher zur Stelle als ich. Während ich die Geliebte an die Brust schloß, stürzte er auf mich zu. Sein schurkischer Kammerdiener mit ihm. Sie schlugen mit Peitschen nach mir, wie nach einem Hunde. Da entriß ich dem Herzoge seinen Degen. Ein Stoß und er sank zur Erde."

„Und, hast Du ihn tödtlich getroffen, mein Sohn?"

Ich glaube nicht. Mit Hortensens Hülfe verband ich ihn. Er lebte noch, als ich den Park verließ, um hier bei Dir die Häscher zu erwarten."

Madame Bonnard rang die Hände.

„Die Dich mir entreißen, Dich in's Gefängniß führen werden."

„Dies Schicksal steht mir bevor. Ich wollte Dich noch einmal sehen, Deine mütterliche Umarmung empfangen, bevor das Unvermeidliche geschieht."

„Du hast recht gethan, mein Sohn. Aber noch ist ja Rettung möglich."

„Rettung, was sagst Du?"

„Durch die Flucht, mein Sohn. Nimm' Alles, was ich an baarem Gelde besitze. Entferne Dich schnell. Wähle eine Verkleidung — es gibt ja in solchen Fällen der Hülfsmittel so viele. Suche die Grenze zu gewinnen. Ueber Frankreich reicht der Arm des Gesetzes nicht hinaus."

„Und Du, meine Mutter? Was wird aus Dir?"

„Ich folge Dir, mein Sohn. So schwach ich auch noch bin, die Liebe zu Dir wird mir Kräfte zu der weiten Reise verleihen."

Der junge Mann schwieg einige Augenblicke. Dann aber erhob er sich stolz.

„Nein, meine Mutter, ich fliehe nicht. Ich baue auf die Gerechtigkeit der Richter. Was ich that, geschah nur aus Nothwehr. Jeder Andere, dessen Herz nicht in elender Feigheit zusammenkrampft, würde wie ich gehandelt haben."

„Ja, ja, Alles wahr, mein Sohn, aber —"

Hector ließ die Mutter nicht ausreden. Er fuhr mit erhöhter Stimme fort:

„Du meinst, der Einfluß der Verwandten des Herzogs wäre zu groß, als daß die Richter ein unbeirrtes Urtheil über meine That abgeben könnten. Ich denke anders und besser von dem Stande, dem ich selbst angehöre."

„Und wenn Du Dich dennoch irrtest, mein Sohn?"

„So werde ich mein Schicksal, und wär' es selbst der Tod, mit dem Muthe der Unschuld ertragen. Nein, nein, mich selbst aus Frankreich verbannen, aus dem Lande verbannen, wo Hortense weilt, wäre noch ärger als der Tod! Zudem war Hortense Zeuge von dem, was geschehen. Mit welchem Zorne ihr Vater sie auch bedroht, keine Macht der Erde wird sie abhalten, vor Gericht zu erscheinen und meine Aussage eidlich zu bestätigen. Mutter, theure Mutter, dränge mich nicht zur Flucht, denn es ist Ehrlosigkeit damit verbunden."

Madame Bonnard verstummte eine Weile, indem sie, die auf einen Stuhl gesunken war, den Kopf in die Hand stützte.

Auch der unglückliche Sohn sprach kein Wort mehr. Er wollte die Entscheidung der Mutter abwarten.

Während dieselbe schweigend da saß, richtete sie die Blicke mehrmals auf den Liebling ihrer Seele. Ach, es waren Blicke, in denen ein unsäglicher Schmerz lag und die einen innern Kampf andeuteten. Aber welch' ein Kampf in ihrer Brust stattfand, sollte Hector in dieser Stunde noch nicht erfahren.

Endlich erhob sie sich mit Anstrengung von ihrem Sitze.

Sie trat zu dem von der Last des Unglücks schwergebeugten Sohn hin und legte die Hand auf seine Schulter.

„Sieh' mich an, theurer Hector," sagte sie mit zitternder, aber sanfter Stimme.

Der junge Mann erhob den Kopf.

„Was soll das heißen, liebe Mutter?"

„Sage mir noch einmal, daß Du mich liebst, Hector," fuhr sie fort, „und gieb' mir das Zeugniß, daß ich immer wie eine zärtliche Mutter an Dir gehandelt habe."

Er schüttelte erstaunt den Kopf.

„Welche seltsame Reden führst Du, Mutter? Ich soll Dir wiederholen, daß ich dich liebe? Habe ich Dir das nicht tausendmal gesagt? Nicht gesagt von meiner frühesten Kindheit an? Giebt es wohl noch eine Mutter auf Erden, die mehr Liebe von ihrem Sohne verdiente, als Du? Wozu nun diese Bitte, die ich nicht zu begreifen vermag?"

Madame Bonnard senkte den Kopf auf die Schulter ihres Sohnes und umfaßte ihn.

Ihren Augen entquollen heiße Thränen. Mit brechender Stimme stammelte sie:

„Es könnte doch eine Zeit kommen, wo ich solche Worte der Liebe nicht mehr von Dir hören würde."

„Nie, nie, geliebte Mutter," rief der Sohn, und küßte die Thränen auf, die über ihre hageren Wangen rollten. „Im Leben und Tod bin ich Dein Sohn, der Dich verehrt wie eine Heilige des Himmels."

„Und Du schwörst mir das, mein Hector?"

„Ich schwöre es Dir mit den höchsten Eiden meiner Seele."

(Fortſ. folgt.)

---

## Eingeschlossen in Paris.

(Fortsetzung.)

„15. November. — Die Nationalgarde soll mobilisirt, d. h. ausgejätet werden, um gegen den Feind zu marschiren. Große Aufregung deßhalb unter der Garde. Das Herz thut Einem weh, wenn man die feigen Bemerkungen hört, in denen die Leute mit einander förmlich wetteifern.

Alle Männer zwischen 25 und 35 Jahren, die noch nicht gedient haben, die unverheirathet oder kinderlose Wittwer sind, werden zum Dienste einberufen. Weit besser würde es sein, wenn man die halbe französische Armee aus dem Heere ausstoßen oder als Gefangene an Moltke schicken könnte, dann wäre vielleicht einige Aussicht vorhanden, daß der Rest sich leidlich schlagen würde. Wie die Sachen jetzt liegen, arbeiten Demoralisation und memmenhafte Furcht sich in die Hand, den Gesammtkörper mit Fäulniß zu erfüllen. Der französische Soldat wird schon vor Schrecken todtenbleich, wenn er einen Trupp preußischer Pickelhauben nur von Weitem erblickt."

Von dem kameradschaftlichen Verhältniß zwischen den verschiedenen Bataillonen der Nationalgarde schreibt unser Verfasser wenige Wochen später: „Die Tirailleurs von Belleville und die 147. Kompagnie hassen sich gegenseitig so glühend, daß sie in den Laufgräben zwischen einander eine Art Barrikade errichtet haben, welche keiner von beiden Theilen überschreiten darf."

Einem andern Bataillon sagt der amtliche Bericht des Kommandeurs, General Thomas, nach: „61 Mann sind ohne Urlaub nach Paris zurückgelaufen; die Mehrzahl der andern erklärt rundweg, den Vertheidigungsdienst nicht übernehmen zu wollen."

„Die Insubordination ist allgemein und wäre die Sache nicht gar so schmachvoll, so würde man darüber lachen können. Gestern Abend sah ich einen Soldaten in voller Uniform die Tribüne einer öffentlichen Versammlung besteigen, um die gemeinsten Schmähungen wider seine Offiziere auszustoßen. ‚Ich werde die Burschen einen Kopf kürzer machen, wenn sie mir noch einmal mit ihrer Disziplin kommen."

Unter dem 20. Dezember klagt General Thomas ferner. „Das 200ste Bataillon zog total betrunken in den Kampf. Das 201ste brach in eine Kirche ein, bekleidete sich mit den Priestergewändern, deren es habhaft werden konnte, ließ Brod und Kelch zirkuliren, und führte eine Scheinmesse auf." „Keiner der Anführer traute seiner Mannschaft, und keiner von den Leuten traute seinen Anführern. Die Offiziere sprachen öffentlich, wie es unmöglich sei, ihre Soldaten zum Standhalten zu bringen, und die Soldaten behaupteten, ihre Offiziere seien Hasenfüße, welche erschossen zu werden verdienten. Trotzdem aber fragen uns Offiziere und Mannschaften, ob wir nicht glauben, daß sie der Welt ein erhabenes Schauspiel aufführen?"

Auch über die Wirkungen der allmälig an die Thür klopfenden Hungersnoth enthält das Buch manche karakteristische Notiz, werthvolles Material für eine künftige eingehende Geschichte der merkwürdigen Epoche. So „Sonntag, den 20sten November. In einem Konzert wurde heute der Haupt-Sängerin anstatt eines Blumenstraußes ein Stück — Käse überreicht. Jedenfalls sehr praktisch. Bei alledem hat Paris im Allgemeinen noch keinen Begriff von seiner Lage, auch nicht den geringsten. Der nahenden Krisis gegenüber verhält es sich gleichgültig und stumpf, sonst ist es leichtsinnig und lustig wie immer. Der Fremde, der plötzlich nach Paris käme, ohne von den jüngsten Ereignissen etwas zu wissen, würde sich heute, am 9ten Sonntage der Belagerung, nicht träumen lassen, daß er sich in einer vom Feinde zernirten Stadt befinde. Die Sonne scheint warm und hell, und die Gesichter des lustwandelnden Publikums strahlen bei dem schönen Novemberwetter vor Zufriedenheit und Wonne. Es kam mir vor, als sei jeder Einzelne das Bild innerlichsten Behagens — und das in einer Lage, wie sie selten schlimmer und verhängnißvoller erlebt worden ist!„ — — — „Auch jetzt kennt der Pariser kein höheres Ziel als sein Amüsement, und wenn er wirklich kämpft, was nicht immer der Fall, so thut er es mechanisch und weiß nicht warum.“

---

Ergreifend ist das Bild, welches unser Amerikaner von Weihnachten während der Belagerung entwirft.

„Weihnachten unter der Belagerung! Es war die Höhe der Trostlosigkeit! Das Thermometer unter Null, Schneetreiben, düsterer Himmel, ichlüpferiges Pflaster, ominöses Stillschweigen rund um die Stadt; Fehlschlagen eines neuen Ausfalls; die Truppen in die Stadt zurückkommandirt, um sich zu wärmen; Tausende von Menschen zu Bett liegend, um Speise und Feuerung zu sparen; lange Reihen vor den Fleischerläden, die auf Pferdehufe, das Pfund zu einem Franken, warten, oder vor den Bäckerhäusern, um schmutzfarbiges Brod zu holen; tausend Soldaten erfroren; wachsende Erbitterung gegen Trochu, gegen die Regierung, gegen alle Welt, die Gottheit nicht ausgenommen; Kohlen fast zu Ende, ditto Holz; National-Garten, die Holzhöfe schützend vor frierenden Weibern; frierende Weiber, die ihren Ueberfall glücklich vollführen und Armladungen davonschleppen; an andern Orten Nationalgarden selbst das Gleiche begehend; Soldaten, welche in den Clubs ihre Offiziere denunzieren; Beschwerden des Verpflegungsdepartements, Beschwerden jedweden Departements; Verwundete stündlich vor Kälte, vor Hunger, an schlechter Nahrung, an verpesteter Atmosphäre sterbend, wie z. B. im Grand Hotel, wo, so heißt es, sich Niemand in den Finger schneiden darf, wenn er sein Zimmer noch lebendig erreichen will; Pferdefleisch rar werdend; Hasen 40 Frcs. das Stück; Katzen 15; Hühner 60; Puter 100; Hunde 50; Enten 80; Ratten 2; Holz, das Pfund einen Sou und schwer zu bekommen; keine Kohlen, kein Gas, dafür Oellampen und demgemäß finstere Boulevards. So ist Weihnachten im belagerten Babel.“

---

Ueber den Eindruck des Bombardements heißt es unter Anderem am 18ten Januar:

„Es hat etwas eigenthümlich Fesselndes, die schweren Geschosse durch die Luft fliegen zu sehen. Die Menschenschaaren um mich her, welche das Schauspiel beobachten, sind offenbar vom nämlichen Zauber befangen. Alt und Jung, Weiber und kleine Knaben, namentlich die Letzteren, fühlen sich unwiderstehlich hingezogen zu dem gefährlichen Amüsement. Wir sind abwechselnd belustigt und erschrocken. Im Augenblick, wo sich das wundersame Pfeifen und Schwirren der nahenden Bombe vernehmen läßt, wirft sich Alles mit dem Gesicht auf das Pflaster. Oft gleicht der Boulevard St. Germain der Straße einer mohammedanischen Stadt, wenn ein hoher Geistlicher einhergewandelt kommt.

Dergleichen Demüthigungen — weder vor Gott, noch vor Menschen — haben die Pariser Straßen sicherlich nie zuvor geschaut!“

(Schluß folgt.)

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 14.** Sonntag, 18. Februar **1872.**

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ich danke Dir, mein Sohn, ich danke Dir. Wohlan, so mag denn geschehen, was erst nach meinem Tode geschehen sollte."

Hector drängte sie sanft von sich.

„Ah, Du sprichst von dem Geheimnisse Deiner Vergangenheit."

Sie nickte.

„Ja, mein Sohn."

„Du willst es mir jetzt enthüllen. O, sprich', sprich', schnell, ehe ich von Dir getrennt werde."

„Nein, nicht jetzt, mein Sohn."

„Und warum nicht?"

„Erst muß ich mit dem Marquis von Lusac reden?"

„Mit dem Vater der armen Hortense?"

„So ist es. Wenn ein Mensch zu Deinen Gunsten Etwas zu thun vermag, ist er es. Ich will es versuchen, sein Herz zu rühren. Und wie ich hoffe, wird es mir gelingen."

Der junge Mann blickte immer erstaunter.

„So steht der Marquis mit Deiner Vergangenheit in Verbindung?"

„Ja, mein Sohn."

„Um Gott, vertraue mir —"

„Nicht jetzt. Auf Schloß Lusac — wenn es mir gelingt, Dich zu retten, sollst Du Alles erfahren. Ohne Zweifel wird man Dich dorthin bringen und in Gewahrsam halten, bis man Dich dem Gerichte überliefert. Ob das geschehen wird, hängt davon ab, ob der Marquis von Lusac noch derselbe edle Mann ist, der er in jener fürchterlichen Zeit war, als wir zum ersten Male einander gegenüber standen. Frage jetzt nicht weiter, Hector. Geh' auf Dein Zimmer und erwarte gefaßt die Gerichtsdiener. Ich begebe mich, von meiner alten treuen Madeleine unterstützt, zu dem Vater Deiner Geliebten. Bis dahin, lebe wohl, mein Sohn und lasse die Hoffnung auf Rettung nicht sinken."

Sie küßte ihn noch einmal und drängte ihn, der aufgestanden war, sanft der Thüre zu.

Schweigend, einen innigen Blick auf die Mutter richtend, verließ er das Zimmer und begab sich in seine Arbeitsstube.

Als Madame Bonnard allein war, hob sie die thränenschweren Augen zur Decke empor.

„Die Würfel sind gefallen," murmelte sie. „Du, mein Herr und Gott, hast es so gewollt. Dein heiliger Wille geschehe. In wenigen Stunden werde ich keinen Sohn mehr haben. Aber ich werde dies Unglück, das mich früher vernichtet hätte, mit Ergebung so lange ertragen, bis der Tod den letzten, schwersten Schmerz in meiner Brust verstummen heißt. Fluchen wird mir Hector ja nicht. Er hat es mir zugeschworen."

Sie klingelte nach Madeleine, die sich im Garten beschäftigt hatte, und befahl ihr, sie zum Ausgehen anzukleiden.

Eben war Madeleine mit diesem Geschäft zu Ende, als der Vicar Etienne Tiron, der unangemeldet zu Madame Bonnard Zutritt hatte, vor seiner alten Freundin erschien.

Derselbe hatte, seit er sie zuerst wiedergesehen, schon oftmals seinen Besuch erneuert und manches Wort des Trostes in ihre bedrängte Seele gehaucht.

Er ahnte nicht, daß sie heute seines Trostes mehr als je bedürfe.

Als sie ihn erblickte, trat sie schnell auf ihn zu.

„Sie sendet mir Gott," sagte sie. „O, mein theurer Freund, ein fürchterliches Unglück ist an uns herangetreten. Der Liebling meiner Seele — mein Sohn —"

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Thränen erstickten ihre Stimme.

„Was ist mit ihm?" fragte der Vicar erschrocken. „Ist er erkrankt, oder — fassen Sie sich, liebe Freundin. Vertrauen Sie mir

Auf meinen Beistand können Sie ja in jeder Lage des Lebens zählen."

Nur wenige Minuten vergingen, da hatte Tiron die Ursache des Schmerzes seiner Jugendfreundin aus ihrem eigenen Munde vernommen, denn Madeleine konnte ihm Nichts erzählen, weil Madame Bonnard gegen sie geschwiegen hatte.

Der Geistliche war in hohem Grade ergriffen von dieser Kunde, die das Herz der Freundin zu brechen drohte.

Er stand lange schweigend da und schüttelte den Kopf.

Armer junger Mann, dachte er, noch ärmere Mutter. Wer doch hier zu helfen vermöchte.

Dieses Schweigen wurde von der alten Dienerin durch laute Klagen unterbrochen.

Vor Zorn und Schmerz fast außer sich, brach sie in Verwünschungen gegen den Herzog von Vivonnes und seinen schurkischen Kammerdiener aus und rief einmal über das andere:

„Unser Hector hat recht gethan. Der Herzog hat mehr als den Tod verdient!"

„Still, Madeleine, still," sagte endlich Madame Bonnard. Verlaß' uns. Ich habe mit dem Herrn Vicar allein zu reden."

„Wie Sie befehlen, Madame," schluchzte die alte treue Seele. „Aber wenn sie den jungen Herrn in's Gefängniß werfen, ja vielleicht gar hinrichten, das wäre mein Tod, mein Tod!"

Mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckend, wankte sie zum Zimmer hinaus.

Wie der Vicar mit Madame Bonnard allein war, fragte er:

„Und was gedenken Sie in dieser traurigen Angelegenheit zu thun, meine Freundin?"

„Ich will auf's Schloß," versetzte sie.

„Zum Marquis von Lusac?"

„Ja, mein Freund. Ich will mich zu seinen Füßen werfen und Gnade für meinen Sohn erflehen."

„Aber was kann der Herr Marquis thun, falls er auch auf Ihre Bitte hörte? Er ist ja nicht Richter in dieser Sache."

„Mag sein. Doch er besitzt mächtige Freunde. Vielleicht kann er den Herzog, wenn dieser mit dem Leben davonkommt, auch bewegen, einzugestehen, daß er den Unglücklichen zu der Schreckensthat getrieben. Genug, wenn eine Rettung für Hector möglich, kann sie nur von dem Marquis kommen. Darum lassen Sie uns nicht länger zögern. Ich wollte erst Madeleine mit mir nehmen, aber nun, da Sie gekommen sind, Etienne, bitte ich Ihre Begleitung."

„Gern erfülle ich diesen Wunsch, arme Freundin," versicherte der Geistliche. „Auch ich will mit dem Marquis reden und Ihre Bitte auf's Kräftigste zu unterstützen suchen."

Beide standen im Begriffe, den schweren Gang anzutreten.

Doch noch ehe sie die Schwelle des Zimmers überschritten hatten, stürzte Madeleine wieder herein.

Händeringend und laut weinend, rief die Alte:

„Sie sind da, sie sind da, Madame. Gerichtspersonen stehen vor dem Hause. Sie fragen nach dem jungen Herrn. Sie werden ihn fortschleppen und wir ihn nie wiedersehen!"

Wie schwer auch Madame Bonnard selbst litt, sie suchte die Dienerin doch zu beruhigen.

„Wir werden ihn wiedersehen, Madeleine," sagte sie, „denn ich glaube an die Gerechtigkeit Gottes. Er wird die Herzen der Menschen lenken, daß sie keinen Unschuldigen verurtheilen. Jetzt geh' zu meinem Sohne und melde, daß man ihn abzuholen gekommen ist."

Als Madeleine fortgeschickt war, fragte der Geistliche:

„Wollen Sie nicht, ehe wir das Haus verlassen, Von ihrem Sohne Abschied nehmen?"

„Das ist bereits geschehen," versetzte Madame Bonnard. „Ein neues Zwiegespräch jetzt mit Hector würde mich tief erschüttern und zu dem, was ich vorhabe, muß ich meine letzten Kräfte zusammenfassen."

So schnell, als ihr körperlicher Zustand es erlaubte, verließ sie, auf Tiron gestützt, das Haus und betrat den Weg, der nach Schloß Lusac führte.

Unterwegs hatte sie noch den Schmerz zu ertragen, zu sehen, daß ihr Sohn von den Gerichtspersonen des Städtchens, die ihn umgaben, an ihr vorübergeführt wurde.

Hector warf der Mutter einen Gruß des Abschiedes zu, und sie erwiderte denselben, indem sie die rechte Hand emporhob und nach dem Himmel deutete.

Diese Bewegung sollte ihm künden, daß er

seine Sache Gott anheim stellen und nicht vor der Zeit verzweifeln solle.

Während Madame Bonnard und der Vicar langsam ihres Weges schritten, saß die Geliebte des jungen Bonnard allein in ihrem Zimmer.

Sie hatte, seit sie in's Schloß zurückgekehrt war, lange und heftig geweint, wie denn bei jedem Unglücklichen der Schmerz in der Einsamkeit stärker ausbricht, als wenn das Auge der Menschen auf ihm ruht.

Jetzt aber weinte sie nicht mehr, sondern beschäftigte sich mit dem Gedanken, welche Mittel anzuwenden wären, den geliebten Mann, wenn es geschehen sollte, daß man ihm zum Kerker oder zum Tode verurtheilte, dem Leben zu erhalten und ihm die Freiheit wiederzugeben.

Wäre das junge Mädchen nicht im Kloster erzogen worden und hätte mehr Weltkenntniß besessen, sie würde wahrscheinlich, wenngleich mit schwerem Herzen, jede Hoffnung auf die Rettung des Geliebten aufgegeben haben.

Jetzt stand es anders in ihrer Seele.

Ihre jugendliche Phantasie hatte die Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigen wollte, energisch zurückgescheucht.

Sie wußte, daß man Hector so lange im Schlosse in Gewahrsam halten werde, bis er nach der nächsten Stadt abgeliefert werden konnte.

Ehe das aber geschehen würde, mußten einige Tage vergehen.

Diese Zeit wollte sie benutzen.

Ich besitze kein Geld, dachte sie, aber ich habe Juwelen in Fülle. Die Diener meines Vaters sind mir mit Leib und Seele ergeben. Ich werde einen unter ihnen gewinnen, mir beizustehen, Hector aus seiner Haft zu befreien. Zwar wird er sich weigern zu fliehen. Er that es ja schon in der Stunde, wo das Unglück geschah. Aber meine heißen Bitten, meine Thränen werden ihn rühren. Und nennt er nur erst die goldene Freiheit wieder sein Eigen, lebt er ohne Gefahr in einem fremden Lande, nun dann — früher oder später — werde ich in seine Arme eilen. Auch aus Klostermauern ist zu entkommen, wenn der Muth zur Flucht nicht fehlt, und wer so glühend liebt, wie ich, der vermag selbst das scheinbar Unmögliche möglich zu machen. Dann werde ich Hector's Gattin werden und sollten wir uns in irgend einem Winkel der Erde trauen lassen. Ach und dies wird ein Glück sein, dessen Umfang meine Brust jetzt kaum zu fassen vermag.

Hätte Hortense sich an den Schmerz erinnert, den sie ihrem alten würdigen Vater durch ein so unkindliches Verfahren bereiten würde, einen Schmerz, der sich zum Fluche gegen sie gestalten konnte, sie hätte wohl ihrer, sich in unmöglichen Plänen bewegenden Phantasie Zügel angelegt und sich ihrem Schicksale, das sie zum Theil selbst dadurch verschuldet, daß sie den Geliebten zum Stelldichein bei der Eremitage eingeladen, mit frommer Ergebung gefügt. In diesem Augenblicke aber überwog die Liebe jedes andere Gefühl bei ihr, und sie hätte selbst den Tod nicht gescheut, um Hector vor der ihn bedrohenden Schmach zu schützen.

Durch ein leises Klopfen wurde sie aus ihren Gedanken gerissen.

Sie ging zur Thüre und öffnete.

Ein blasses, weinendes Mädchen trat über die Schwelle.

Es war ihre Kammerzofe Antoinette, das elende Geschöpf, welches sie verrathen haben mußte, denn wie hätte der Herzog von Vivonnes anders ihre Zusammenkunft mit Hector erfahren können?

Entrüstet wollte Hortense die Nichtswürdige zurückweisen. Aber ehe sie dazu kam, lag Antoinette, von Reue gefoltert, zu ihren Füßen, umschlang ihre Kniee, klagte sich selbst des Verrathes an, flehte um Verzeihung und gelobte, was sie jetzt ihrer gütigen Herrin mittheilte, auch vor dem Herrn Marquis auszusagen. Dann fügte sie hinzu:

„Mein Gewissen hat mir schon von dem Augenblicke an, wo ich das Unglück erfuhr, zugerufen, meine Schlechtigkeit zu gestehen. Aber die Furcht vor Strafe hielt mich zurück. Jetzt aber, wo ich den armen Herrn Bonnard gefangen in's Schloß bringen sah, da konnte ich der innern Stimme nicht länger widerstehen. Ich mußte Ihnen mein Verbrechen bekennen. Vielleicht kann mein Geständniß dazu beitragen, daß der gute Herr Bonnard nicht so hart bestraft wird, wie mir der Kammerdiener Jean gesagt hat."

Hector Bonnard war von den Polizeipersonen in's Schloß gebracht worden.

Der Anführer derselben begab sich mit dem

Gefangenen in der zur ebenen Erde gelegenen Vorsaal.

Dort trat ihm ein Diener entgegen.

„Ich bringe den Mann," sagte der Beamte, der beschuldigt ist, den hier auf dem Schlosse weilenden Herzog von Vivonnes meuchelmörderisch zum Tode verwundet zu haben. Melden Sie dem Herrn Marquis, daß wir hier sind. Nur in seine Hände liefere ich den Angeklagten."

Der Diener begab sich eiligst hinweg.

Nach kurzer Zeit erschien der Herr des Schlosses.

Man hatte ihn von dem Schmerzenslager des Herzogs abgerufen, den der ihn behandelnde Arzt außer aller Lebensgefahr erklärt hatte.

Diese Mittheilung hatte den Zorn, den der Marquis gegen Denjenigen hegte, den er den Verführer seiner Tochter nannte, zwar nicht aus der Seele weggetilgt, aber doch in Etwas gemildert, aber als er des vermeintlichen Verbrechers ansichtig wurde, erwachte seine Entrüstung in alter Stärke.

(Forts. folgt.)

## Eingeschlossen in Paris.

(Schluß.)

„Alles verloren, nur die — Eitelkeit nicht!" lautet die Ueberschrift eines der letzten Kapitel unseres Tagebuchs.

„Wer die Belagerung von Paris mit durchlebt hat — d. h. nicht als Pariser, denn diese sind Alle von einer Eitelkeit zerfressen, die nicht nur jede unbefangene, nein, auch jede einigermaßen vernünftige Anschauung der Dinge ausschließt — der muß sich nothwendig schämen in der Seele eines Volkes, das sich nicht seiner selbst schämt. Wohl haben die tapfersten Heere und die männlichsten Nationen dem feindlichen Schwerte erliegen müssen; der Fall von Paris aber ist der Fall alles dessen, was Vaterlandsliebe und Heroismus ausmacht. In der ganzen Geschichte lesen wir von keinem zweiten gleich demüthigenden Ereigniß. Der Fall von Paris besiegelt den Fall der Nation, in der lange schon jeder Blutstropfen von Männlichkeit versiecht ist. Wahrhaftig, man fühlt sich versucht, Gott zu danken, daß man nicht einem Volke angehört, welches nicht einmal mehr heldenhaft unterzugehen vermag — — — —"

„Wir haben kapitulirt," steht heute, am 28sten Januar, an den Straßenecken angeschlagen, zugleich aber: „Pariser, der Feind erkennt Eure Tapferkeit und Energie!" fügt die Regierung hinzu, und ein Tagesbefehl des Generals Thomas belobt die Nationalgarde — dieselbe Nationalgarde, die als Körperschaft während dieser Belagerung eine Rolle gespielt hat, deren wahrheitsgetreue Schilderungen geradezu unglaublich klingen würde, und darum wohl für immer ungeschrieben bleibt. — „Paris zittert vor Ingrimm; aber es wird von Europa bewundert und von Preußen gefürchtet," sagt eines der ersten öffentlichen Blätter, indem es seinen Lesern die zwischen Favre und Bismarck geschlossene Konvention mittheilt, und ähnliche theatralische Phrasen bilden die unerschöpfliche Panacee, welche alle Wunden heilt. Ebenso leicht könnte man ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen sehen, als einen Franzosen oder eine Französin sagen hören: „Wir sind die Geschlagenen in diesem Kriege."

Wer etwa einwenden möchte, daß Abneigung gegen das französische Volk und Wesen die Aufzeichnungen des „eingeschlossenen" Amerikaners ins Schwarze färbe, der würde sehr irren. Wir Deutschen erfreuen uns seiner Vorliebe ganz und gar nicht; dies thun zahlreiche Stellen des Buches offen dar. Im Gegentheil, trotz aller schweren Anklagen, lies't sich die Vorliebe für unsere Feinde überall zwischen den Zeilen hindurch, und wenn die Niederlagen der Franzosen auch als naturnothwendige und wohlverdiente anerkannt werden müssen, so geschieht dies doch nur mit stiller Trauer im Herzen. Um so mehr verdient daher die Schrift Beachtung, und insbesondere allen den undeutschen Männern und Frauen zur Beherzigung empfohlen zu werden, die schamlos und erbärmlich genug sind, die mordbrennerische Schwefelbande der Pariser Kommüne als neue Weltheilande zu proklamiren.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 15. Freitag, 23. Februar 1872.

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Elender Mensch," rief er mit vor Wuth zitterndem Tone, „Verführer und Mörder zugleich. Wenn irgend ein Mensch auf Erden meine Verachtung, meinen Haß verdient, bist Du es. Du hast den Mann, der Dir grenzenloses Vertrauen schenkte, der Dein Wohlthäter werden, Dir zu Ehren und Würden verhelfen wollte, mit dem schnödesten Undank gelohnt. Du hast die Seele meines einzigen Kindes mit glatten Schmeichelworten vergiftet und sie für immer vom Herzen ihres Vaters gerissen. Wenn ich fortan einsam und gramvoll meine letzten Jahre hinschleppen muß, so trägst Du die Schuld. Und Du wagst es noch, aufrecht dazustehen und mich frech anzublicken, statt Dich in den Staub niederzuwerfen und um Gnade zu flehen?"

Dem alten Manne versagte die Sprache. Er ballte die Hände und erhob sie, als triebe der Zorn in so weit zum Vergessen seines Ranges, den Unglücklichen in's Antlitz zu schlagen.

Aber Hector wurde durch den Grimm des Greises nicht eingeschüchtert.

Aus seiner kräftigen Brust drangen laut tönend die Worte hervor:

„Ihrem weißen Haare, Herr Marquis, verzeihe ich die Schmähungen, die sie über einen Mann ergießen, der sich keiner andern Schuld bewußt ist, als daß er menschlich zu fühlen gewagt, daß er geglaubt hat, es sei kein Verbrechen, ein Mädchen zu lieben, welches einem Stande angehört, dem er früher oder später durch eigene Verdienste sich gleichzustellen hoffte. Was ich dem Herzog von Vivonnes angethan, kann ich vor Gott und meinem Gewissen verantworten, und wenn derselbe die Ehre seines Adels nicht verleugnet, so muß er selbst bekennen, daß er nicht wie ein Edelmann, nein, wie ein gemeiner Büttel im Parke verfuhr. Machen sie jetzt, Herr Marquis, mit mir, was Sie wollen. Kerkern Sie mich ein, überantworten Sie mich dem Gericht. Ich werde mit dem Muthe eines Mannes, der sich seiner Unschuld bewußt, auch das Aergste ertragen. Nur schonen Sie Ihre Tochter, die rein wie ein Engel des Himmels ist, denn ich sage es mit Stolz, die Liebe, die sie mir geschenkt, ehrt sie, weil ich ein Mann bin, der der Neigung eines so edlen Wesens werth ist und sie zu schätzen weiß."

Der Marquis wollte antworten. Aber bevor er das Wort fand, das den Verführer seiner Tochter niederschmettern sollte, stürzte Hortense, ihr Kammermädchen Antoinette nach sich ziehend, in den Saal.

Unbekümmert um den Zorn ihres Vaters, eilte sie auf den Geliebten zu.

Ihre Arme umschlangen seinen Nacken. Ihr Kopf lehnte sich an seine Brust.

„Ich erfuhr, daß man Dich hierhergebracht, Hector," rief sie. „Man will Dich verderben. Aber es soll dem Herzog nicht gelingen. Ich bin Zeuge Deiner Unschuld. Und hier, hier ist noch ein zweiter Zeuge, der zu Deinen und meinen Gunsten aussagen wird."

Sich schnell von Hector losmachend, der ihre Umarmung erwidert hatte, wandte sie sich gegen ihren Vater, indem sie auf Antoinette deutete.

„Dies Mädchen," sagte sie, „hat mir soeben die Schändlichkeit, die sie auf Anstiften des Herzogs begangen, reuig bekannt. Auf seinen Befehl, den er durch Geld unterstützte, hat sie meinem Boudoir meine Briefe entwenden und ihm unterbreiten müssen. Sie hat den Brief, wodurch ich den Geliebten nach dem Park rufen ließ, dem Herzoge eingehändigt, der ihn erbrochen und, nachdem sein nichtswürdiger Kammerdiener, meine Handschrift nachahmend, Worte hineingeschrieben, die Herrn Bonnard, sicher machten, dem Unglücklichen einhändigen

ließ. Das ist die reine lautere Wahrheit, mein Vater, und Antoinette ist bereit, sie mit einem Eidschwur zu bestätigen."

„Ja, ja, das kann ich, das will ich," schluchzte die Zofe. „Ich konnte mein armes Fräulein und Herrn Hector nicht so leiden sehen, ohne Reue über meine Nichtswürdigkeit zu fühlen. Und wenn ich nun auch in's Gefängniß geführt und hart bestraft werde, so will ich das Alles doch lieber ertragen, als die Pein noch länger erdulden, die ich, seit das Unglück im Park geschah, in meiner Brust gefühlt habe."

„Sie hören, mein Vater, was Antoinette sagt," versetzte Hortense. „Ich hoffe, das wird Sie milder gegen den Mann stimmen, der nichts weiter gethan, als seine Ehre gerächt hat. Ich unterwerfe mich geduldig dem, was Sie über mich verfügen werden. Aber ich beschwöre Sie, verfahren Sie gerecht gegen Hector."

Der Marquis schwieg und sah einige Augenblicke nachdenkend vor sich hin.

Das war ihm aus den Worten seiner Tochter und dem Geständnisse Antoinettens klar geworden, daß der Herzog von Vivonnes, von Eifersucht und seinem verletzten Stolze gestachelt, seine eigene Ehre als Edelmann in dieser Sache gebrandmarkt hatte.

Ein wiederholtes „Pui! Pjui!" stahl sich leise über seine Lippen.

Mit der Erkenntniß, daß der Herzog seine Achtung nicht mehr verdiene, verminderte sich auch das Uebermaß des Zornes, das er bei Hectors Erscheinen in dieser Stunde gezeigt hatte. Nichts desto weniger war er doch entschlossen, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen und sich nicht für den Unglücklichen zu verwenden, der schon deshalb harte Strafe verdiente, weil er den Brand der Zwietracht in das stille Haus des Friedens durch die unerlaubte Liebe zu seiner Tochter geschleudert hatte.

Er wandte sich zu Hortense.

„Geh' auf Dein Zimmer und erwarte dort meine Befehle," sagte er.

„Und der arme Hector? Was wird mit ihm?" fragte das Mädchen ängstlich.

Der Marquis winkte dem Gerichtsbeamten.

„Führt Euren Gefangenen in das Zimmer, das ich Euch durch meinen Diener anweisen lasse. Einige Leute sollen zu seiner Bewachung im Schlosse bleiben. Sie stehen mir dafür, daß Herr Bonnard nicht entflieht. Morgen wird er an das Gericht in der nächsten großen Stadt abgeliefert werden, das über seine That den Urtheilsspruch zu fällen hat."

„Diese Vorsicht ist unnöthig, Herr Marquis," sagte Hector rasch. „Hätte ich fliehen wollen, ich stände jetzt nicht vor Ihnen. Verbrecher ergreifen feige die Flucht, aber kein Mann der darauf stolz ist, einem vornehmen Schurken seine Niedertracht nach Verdienst heimgezahlt zu haben."

Er schloß Hortense, die nicht von seiner Seite gewichen war, an seine Brust.

„Leb' wohl, geliebtes Mädchen. Eine innere Stimme — ich halte sie für die der ewigen Vorsicht — flüstert mir zu: „Wenn wir uns wiedersehen, wird keine Thräne mehr Dein sanftes Auge feuchten, und Dein Vater wird mir zur Versöhnung die Rechte reichen."

„Ich hoffe dasselbe, meine theurer Freund," versetzte die junge Dame ermuthigt. „Gott führte unsere Herzen zusammen. Er wird Sorge tragen, daß keine Menschenmacht sie auf ewig wieder trenne."

Sie lief auf den Vater zu, küßte ihn und verließ mit der Zofe den Saal, um auf ihrem eigenen Zimmer ihren hoffnungsreichen Gedanken nachzuhängen.

Der Marquis wechselte kein Wort weiter mit dem Gefangenen und dieser schwieg gleichfalls.

Wenige Minuten darauf befand sich Hector mit zwei der Leute, die ihn auf's Schloß gebracht, in einem Gemach im zweiten Stocke des hohen Gebäudes eingeschlossen.

Der Marquis von Lusac aber verfügte sich nach seinem Empfangszimmer, denn ein Diener hatte ihm gemeldet, daß der Geistliche Etienne Tiron in Begleitung einer ältlichen Dame im Schlosse erschienen sei, und daß Beide dringend wünschten, bei Herrn von Lusac vorgelassen zu werden.

Der Marquis, der als frommer Katholik den Priesterstand ehrte und dem der gute Ruf, den der Vicar in dem benachbarten Städtchen sich in der kurzen Zeit seines Dortseins bei der Gemeinde erworben, zu Ohren gedrungen, ertheilte dem Diener den Befehl, Beide zu ihm zu führen.

Etienne Tiron und Madame Bonnard traten

ein. Das Antlitz der Dame war mit einem dunklen Schleier bedeckt, den sie erst, nachdem der Vicar sie dem Schloßherrn vorgestellt, lüften wollte.

(Forts. folgt.)

---

✿ Je seltener in der neuern Unterhaltungsliteratur Ergebnisse des gesunden Humors erscheinen, um so angenehmer ist es uns die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das Neue Blatt lenken zu können, das unter Anderm zur Eröffnung seines neuen Jahrgangs in Graf Ulrich Baudissins Erzählung: „die Katze der Favoritin" das Non plus ultra komischer Situationen und Verwickelungen darbietet, bei deren Verfolgung man förmlich aufjubeln muß. Die Geschichte ist, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, „zum Wälzen", und doch in einem feinen Tone gehalten. Gräfin Lilienthal, ganz neubacken, aus dem Schwarzmehlteige einer Schauspielerin Thal, ist die Geliebte eines Herzogs, und zwar eines regierenden. Sie besitzt außer dem Herzen und der unbedingten Ergebenheit dieses hohen Herrn aber auch eine junge Cyperkatze und man darf in gegründete Zweifel gerathen, ob die größere Portion ihrer Liebe dem Herzog, oder der Katze gehört. In Folge ihrer unbedingten Herrschaft über den Gebieter des Landes liegt ihr selbstredend auch das ganze Land zu Füßen, namentlich das Hofschranzenthum; höchstens gibt es versteckte Gegner. Somit ist auch die Katze nicht nur der Liebling der Favoritin, sondern das Schooßthier der gesammten bevorzugten Sippschaft. Man darf vermuthen, daß wer bei der Favoritin etwas durchsetzen wollte, zuvörderst bei ihrer Katze gut stehen mußte, wenn er nicht absolut „zur Katze" sein wollte.

Nun trifft es sich, daß ein junger hübscher Referendar, Herr von Springer, bei der Dame schweifwedelt, um durch ihr Wort Beförderung zu erhaschen. — Assessor ist das Wenigste, was er erstrebt. Die Favoritin findet Gefallen an dem Ritter: „Lassen Sie sich gefälligst nieder, Herr von Springer" 2c. Da hat der Pechvogel das grenzenlose Malheur, sich auf die im schwellenden Sessel süß schlummernde Katze zu setzen und das liebe Thierchen gleich todt zu quetschen — maustodt! Zum Glück bemerkt die Dame nichts von dem Morde, er verlebt Minuten der Höllenpein, quetscht aber still weiter, damit ja kein letztes Aechzen der Katze ihn verrathe, dann läßt er, vom Instinct der Selbsterhaltung getrieben, das Thier in seiner Fracktasche verschwinden und wird um so mehr in Gnaden entlassen, als die Favoritin seine Befangenheit, seinen Angstschweiß auf Rechnung ihrer imponirenden Persönlichkeit setzt. Auf die Straße gelangt, hat der Unglückselige natürlich keinen nähern Gedanken, als die gefärliche Katzenleiche irgendwo sicher zu deponiren.

Da trifft ihn ein neuer Schlag und der dicke Ministerialdirector und v. Kosewitz, ein Beamter, dessen Gunst er nöthig hat, trifft ihn und schleift ihn freundschaftlich mit ins Museum, ein fashionables Gesellschaftslocal für die höhere Beamtenwelt und die Honorationen der Residenz. Da gilt kein Widerstreben, der Verblüffte muß folgen und mit der todten Katze in der Tasche gelangt er ins Garderobezimmer des Museums. Ha, denkt er, wenn nun, während Du drinnen auf Kohlen sitzest, Jemand zufällig an Deine Tasche stößt oder das Schwänzchen der Todten herausguckt? Da kommt ihm ein teuflischer — das heißt ein herrlich komischer Gedanke: er steckt die Katze flugs in die Tasche eines andern der dahängenden Röcke. Bald darauf wird der ebenfalls anwesende herzogliche Leibarzt Medicinalrath Brand zu der durch plötzliches Verschwinden ihres Lieblingskätzchens unpaß gewordenen Favoritin gerufen. Eilend begibt er sich zu ihr, er nimmt sich nicht so viel Zeit, in ihrem Vorimmer erst den Ueberrock abzulegen — seine Devotion kommt seiner Hast zu Hülfe. Als er neben dem Polster der Klagenden sitzt und sich den Schweiß abwischen will, der vom raschen Lauf ihm auf der Stirn perlt, greift er statt des Taschentuches die todte Katze!

Sein Erschrecken ist groß, aber er ist ein viel zu geübter Hofschranze, um nicht Geistesgegenwart genug zu besitzen, die Katze hübsch in der Tasche zu lassen. Kaum ist er von der Favoritin entlassen, so entdeckt er, daß er in der Zerstreuung einen falschen Rock angezogen hat und daß dieser dem Generaladjutanten des Herzogs, eines stillen Gegners der Favoritin, gehört. Aha, also der ist der Katzen-

mörder, denkt der Medicinalrath, eilt ins Museum zurück und hängt den fatalen Rock wieder an seinen Platz. Der Generaladjutant findet die Katze nicht viel später und entledigt sich ihrer in seiner Bestürzung, indem er sie in den Wagen des Prinzen Emil wirft. Gleichzeitig aber entdeckt er in seinem Rock das Brillenfutteral des Medicinalraths und hält diesen für den Frevler.

So geht die Geschichte weiter, immer lebhafter, immer sprudelnder, spannender. Die Intrigue spielt eine eifrige Rolle. Einer steckt die Katze, die noch im Tode so gefährlich, dem Andern und womöglich immer seinem Feind zu, bis sie zuletzt sogar ins Bett des Polizeidirectors geräth, der eben einen großartigen Vigilanzapparat zur Entdeckung des Katzendiebes oder Mörders in Scene gesetzt hat.

Nur mit diesen wenigen Strichen konnten wir hier den reichen Quell des Humors andeuten, welcher in dieser mustergiltigen Erzählung sprudelt. Aber auch außerdem bieten die bis jetzt erschienenen Nummern des neuen Jahrgangs vom neuen Blatt den größten Reichthum geistiger Schätze. Schon diese wenigen Nummern beweisen vollkommen, daß die Herausgeber ihren Prospect auch wirklich erfüllen, daß die vielen renommirten Schriftsteller und Künstler, welche dieser Prospect nennt, nicht blos, wie bei mancher andern Zeitschrift, mit ihrem Namen paradiren, sondern sich selbst mit den glänzendsten Producten ihres Stifts und ihrer Feder einführen. Immer neue Stoffe, neue Formen, regster Fortschritt auf allen literarischen und künstlerischen Gebieten, erfinderischste Ausbeutung der vortrefflichsten Ideen, unerschöpflichste Abwechselung, feinste, spannendste, originellste Darstellung. Nirgends graue Theorie und hohle Phrase. Alle Saiten des menschlichen Herzens und Geistes werden angeschlagen, für Alle und Jeden finden sich die Wege zu Glück und Wohlbefinden eröffnet. Da ist der alte Gerstäcker mit seiner spannenden Erzählung: „Das Hintergebäude“, die ungefähr dasselbe Thema behandelt wie Bechsteins „Dunkelgraf“, da ist R. Gottschall mit seinem glanzvollen Versbau in der humoristischen Epopöe „König Pharao“ da ist die geistvolle Caroline Bauer mit ihren höchst fesselnden Theaterschilderungen; da finden sich die überaus instructiven und pikanten Schilderungen aus der neuen deutschen Kaiserstadt, da führt uns Kullmanns pietätvolle Feder anziehende Charakterbilder aus dem neuen alten Bruderlande Elsaß vor, da lenkt J. Zorn unser Auge in „Auf Tod und Leben“ auf das grandiose Jagdgebiet des Königs der Lüfte und des verschlagenen Staatsministers Seiner königlichen Majestät des Löwen, da wieder wird unsere Phantasie nach der jetzt vom Dampfroß durchschnaubten Wildniß des Westens der Vereinigten Staaten hinübergerissen; da schlägt J. Rodenberg und E. Geibel seine klang- und sangesreiche Harfe. Nur einige wenige von den prachtvoll und fruchtbar ausgebreiteten Schätzen können wir erwähnen.

Und nun die Künstler! Nirgends finden berühmte Talente eine so reiche Bethätigung als hier: „Abgefaßt“ von C. v. Haase, „der geschwärzte Schulmeister“ von Sonderland, „Kegelpartie“ von Simmler, „Nach der Jagd“ von Real, die Illustrationen von Röhling dem Jüngern zu deutschen Gedichten sind wahre Meisterstücke. Das Auge weilt mit Entzücken auf diesen herrlichen Gaben!

Um aber alle Wünsche der Leser in einer geradezu beispiellosen Weise zu erfüllen, erscheint mit diesem neuen Jahrgange des Neuen Blattes nicht nur, wie bisher, eine durch ihre farbigen Schnittmuster wie durch ihre ausgeführten Modebilder ausgezeichnete Modezeitung — die auch besonders bezogen werden kann — als Gratisbeilage, sondern auch zu jedem Quartal als Gratisprämie ein Stahlstich, der sich ganz zum Einrahmen eignet.

Somit sollte es keinen deutschen Familientisch mehr geben, auf welchem nicht das Neue Blatt als vorzügliches Geschenk des productiven deutschen Geistes prangte. Das Neue Blatt kostet nur 15 Sgr. *) vierteljährlich und ist durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten zu beziehen.

*) Gleich 54 Kr. Süddeutsche Währung
„ 90 Nkr. Oe. W.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 16. Sonntag, 25. Februar 1872.

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Der Marquis reichte dem Geistlichen die Hand.

„Sie sind mir willkommen, Herr Vicar," sagte er. „Ich habe von Ihrer würdigen Ausübung des Priesteramts gehört, das zu üben Sie auch hier Gelegenheit finden. Der Herzog von Vivonnes liegt schwerverwundet in meinem Schlosse. Zwar ist, wie der Arzt erklärt, keine Todesgefahr vorhanden und der Herzog hat bereits die Sprache wieder gewonnen. Indessen wird es ihm doch wahrscheinlich wohlthun, Ihren geistlichen Zuspruch zu vernehmen, der die Aufregung, in der sein Gemüth sich befindet, vielleicht zu mildern im Stande ist."

Tiron verbeugte sich.

„Ich werde ihrem Wunsche entsprechen, Herr Marquis," versetzte er. „Ja, ich sehne mich darnach, mit dem Verwundeten zu reden, auf dessen Seele, wie ich aus sicherer Quelle weiß, ein schweres Unrecht lastet, das zu bereuen der Himmel ihm gewiß anrechnen wird. Aber zuvor erlauben Sie mir, zuerst auf den Hauptzweck meines Hierseins zu kommen."

Er deutete auf die Verschleierte.

„Ich möchte Ihre Milde und Güte für diese würdige Dame wachrufen. Herr Marquis. Sie ist die Mutter des Unglücklichen, der als Gefangener in Ihr Schloß geführt wurde."

Herr von Lusac zuckte die Achseln.

„Es thut mir leid, Herr Vicar, aber ich bin nicht im Stande —"

„Hören Sie diese Dame erst," fiel Tiron schnell ein. „Dann werden Sie vielleicht anders denken und fühlen. Bei meinem heiligen Amte beschwöre ich Sie, verschließen Sie der unglücklichen Mutter ihr Ohr nicht. Wer Gnade gewährt, Herr Marquis, kann auch auf die Gnade des Himmels hoffen, wenn er selbst einmal den Weg des Irrthums betreten sollte."

Nach kurzer Pause versetzte der Greis:

„Gut, Madame Bonnard möge sprechen. Nehmen Sie Platz, ich bitte darum."

Er zeigte auf einen Stuhl, der in seiner Nähe stand.

Hector's Mutter aber lehnte die Einladung zum Sitzen ab.

Sie wandte sich zu ihrem geistlichen Freunde.

„Herr Tiron," sagte sie, „ich wünsche ohne Zeugen mit dem Herrn Marquis zu reden."

„Ich weiß das, liebe Freundin," versetzte der Vicar. „Schütten Sie Ihr bedrängtes Herz vor dem Marquis aus. Ich gehe, dem verwundeten Herzoge einen kurzen Besuch abzustatten. Hoffentlich wird er in dem Zustande sein, mich empfangen zu können. Ich will versuchen, sein Herz zu rühren. Gebe Gott, daß es mir gelingen möge."

Er entfernte sich rasch aus dem Zimmer.

Wie der Marquis und Madame Bonnard allein waren, schlug Letztere den Schleier zurück.

„Sehen Sie die Arme, die um Gerechtigkeit für ihren Sohn zu bitten hierhergekommen ist, genau an, Herr Marquis," sagte sie. „Vielleicht erscheinen meine Züge, wie sehr Zeit und Kummer sie auch verändert, Ihnen doch nicht ganz fremd."

Herr von Lusac fühlte sich von der hohen edlen Erscheinung und der Würde des Wesens dieser Frau wunderbar ergriffen.

Er blickte sie einige Augenblicke mit Erstaunen und Rührung an. Aber keine Ahnung stieg in seiner Seele auf, daß sie jemals zuvor in seinem langen Leben seinem Auge erschienen sei.

„Sie flößen mir Theilnahme ein, Madame," sagte er. „Aber Sie sind mir vollkommen fremd und nie, ehe ich unglücklicherweise mit Ihrem Sohne bekannt wurde, habe ich den Namen Bonnard in meiner Nähe nennen hören."

„Das war auch nicht möglich," versetzte die Dame, „da ich in der Zeit, wo uns das Schicksal einander gegenüber führte, einen andern, ach einen traurigen, unglückseligen Namen trug, einen Namen, den selbst die späteste Nachwelt noch verfluchen wird."

Sie beugte das Haupt zur Brust herab und schwere Seufzer entstiegen derselben, die sie mit der rechten Hand bedeckte.

Der Marquis war entsetzt zurückgetreten.

„So war es der Name eines Verbrechers," rief er.

„Ja, Herr Marquis, ich kann es nicht läugnen. Der Mann, nach dem ich mich nenne, frevelte an der Menschheit."

„So war es Ihr Gatte, Madame?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Marquis ich — ich war nie vermählt."

„Sie sprechen in Räthseln, Madame Bonnard."

„Die ich Ihnen zu lösen bereit bin. Nie würde ich das gethan, ich würde den unglückseligen Namen mit in die Gruft genommen haben. Aber es gilt ja, den Liebling meiner Seele zu vertheidigen und darum muß ich Ihnen das schreckliche Geheimniß offenbaren.

Nachdem sie tief Athem geschöpft, begann sie:

„Es sind jetzt einunddreißig Jahre verflossen, als Frankreich von den Wogen der Revolution bis in seine tiefsten Tiefen aufgewühlt wurde. Fanatische Parteikämpfe zerrissen das unglückliche Land. Ein Chaos der fürchterlichsten Art entstand. Nach mir die Sündfluth, hatte die Marquise Pompadour einst ausgerufen, und diese entsetzliche Prophezeiung war in Erfüllung gegangen."

„Wahr, wahr!" warf der Greis dazwischen. „Habe ich doch selbst diese grauenvolle Zeit durchlebt."

„Manch' edles Haupt mußte fallen," fuhr Madame Bonnard fort, mancher edle Name wurde von der blutigen Fluth hinweggeschwemt. Da gelang es einem Manne, diese verschiedenen Strömmungen auf sich zu leiten und sich zu einer Macht emporzuschwingen, die zu gewaltig, zu riesenhaft war, als daß sie von langer Dauer hätte sein können."

„Maxmilian Robespierre," zitterte es aus dem Munde des Greises.

„Ja, Herr Marquis," versetzte die Unglückliche. „Er war es, auf dessen Wink die Häupter der stolzesten und edelsten Familien Frankreichs der Guillotine überantwortet wurden. Von dem wahnsinnigen Gedanken befangen, sein Vaterland von den Feinden der Freiheit reinigen zu wollen, wurde er Frankreich's Geißel! Täglich führte der Karren des Henkers Männer, Frauen, Kinder, ganze Familien zu jenem Schreckenshause hin, in dem er seine Blutbefehle zu unterzeichnen pflegte und im Vorgemache seines Arbeitszimmers mußten sie ihrem Schicksale entgegenharren. Da — eines Tages, in früher Morgenstunde, war diese Werkstätte des Todes schon belebt. Ein Greis mit silberweißem Haare stand hoch aufgerichtet vor dem Tyrannen da, neben ihm ein junges Weib, kaum den Mädchenjahren entwachsen. Ihr schönes lockiges Haupt barg sie lautschluchzend an die Brust des Greises. Ihre Rechte hielt die Hand eines jungen Mannes von edlem Aussehen gefaßt. Schmerzerfüllt, beugte sich dieser zu dem jungen Weibe hinab. Seine Lippen flüsterten kaum hörbar; „„Muth, Marion, Muth! Der Tyrann kann wohl unsere Körper, aber nicht unsere Seele tödten. Es giebt einen gerechten Gott, es giebt ein Wiedersehen droben im Lande der ewigen Freiheit, die nicht mit Blut befleckt ist!""

Der Marquis ergriff rasch die Hand der Erzählenden.

„Halten Sie ein, Madame," stöhnte er. „Das gräßliche Bild, das Sie aus der Vergangenheit hervorgerufen, übermannt meine Lebensgeister. Der Mann, der dem Henker verfallen sollte, war ich — ach, und meinem theuren Weibe, meinem ehrwürdigen Vater drohte dasselbe Schicksal. Aber woher wissen Sie, Madame — "

„Sie sollen es erfahren, Herr Marquis," fuhr die Dame fort. „Plötzlich trat ein Mädchen in das Vorgemach, wo Sie mit Ihrer jungen Gattin und dem Vater standen. Sie war im Begriff, in das Zimmer des genannten Blutmenschen zu treten — sie durfte es, denn sie war ihm nicht fremd. Aber der rührende Anblick, der sich ihrem Auge darbot, fesselte sie an diesen Platz. Sie wendet sich zu der traurigen Gruppe, sie fragt die Unglücklichen, welcher Schuld sie angeklagt sind, und erfährt von dem jungen Weibe, daß ihr

einziges Verbrechen der edle Name ihres Gatten sei."

„Der Name Lusac," rief der Greis. „Ja, ja, keine andere Schuld lastet auf uns als dieser Name, den wir als treue Anhänger des gemordeten Königs trugen. Aber weiter, Madame, weiter," bat er dann. „Schon dämmert mir die Ahnung, wer jenes mitleidsvolle Mädchen war, das Thränen vergoß, als meine Gattin ihr unser ganzes Unglück vertraute. Machen Sie die Ahnung zur Gewißheit und ich will Gott auf meinen Knien für den Augenblick danken, der Sie zu mir geführt."

Er sah Hector's Mutter mit flehenden Blicken an und harrte mit unbeschreiblicher Spannung ihren nächsten Worten entgegen.

Mit erhöhterem Tone, alle ihre schwachen Kräfte zusammen fassend, sprach Madame Bonnard weiter:

„Dem jungen Mädchen stockte der Athem in der von Entsetzen und Mitleid durchströmten Brust. Der jungen Edeldame die Hand reichend, ruft sie ihr zu: „„Gott hat mich in diesem schrecklichen Augenblicke hiehergeführt. Lassen Sie die Hoffnung nicht sinken! Bald sollen Sie von mir hören!""

„O, ich habe diese Worte nie vergessen," sagte Herr von Lusac. „Und der Ton mit dem Sie solche jetzt sprechen — Madame, Sie sind —"

„Lassen Sie mich zu Ende kommen, Herr Marquis," unterbrach ihn die unglückliche Frau. „Das Mädchen eilt in das Zimmer Robespierre's. Sie wirft sich dem Gefürchteten zu Füßen, der eben vom Convent zurückgekehrt und sich anschickt, die Liste der dem Tode Geweihten zu unterzeichnen. Mit strömenden Thränen, seine Kniee umfassend, beschwört sie ihn, ihr eine Bitte zu erfüllen. Der Mann des Blutes hört sie lächelnd an. Seine Stimmung ist heiterer als sonst. Er hat mit der Kraft seiner Beredsamkeit im Convent einen neuen Sieg über seine Gegner gewonnen. Er nickt ihr Gewährung zu — hat er doch keine Ahnung von Dem, was sie von ihm erbitten will. Sie springt entschlossen rasch auf, Papiere liegen auf dem Tische, an dem der Würgengel Frankreichs steht. Sie ergreift ein Blatt, nimmt eine Feder und schreibt mit zitternder Hand die Worte darauf: Die Inhaber dieser Zeilen sind frei und sollen als unverdächtig betrachtet werden. Dies Blatt, die hingeschriebenen Worte mit der einen Hand bedeckend, reicht sie Robespierre dar und fleht ihn an, es zu unterzeichnen. Er zögert, er will den Namen wissen — sie fällt ihm um den Hals, sie schwört ihm zu, daß Diejenigen für die sie seinen Namenszug aufleht, unschuldig anklagt sind. Er sieht sie forschend, mißtrauisch an, denn er kennt ihr weiches Gemüth. Da stürzt plötzlich eine seiner Kreaturen in's Gemach. Der Mann meldet, daß Frankreichs Heere gegen die auswärtigen Feinde eine große Schlacht gewonnen „„Bürger Robespierre, Dein Schreckenssystem hat Wunder bewirkt. Unsere Soldaten, obwohl dem Bürgerstande entsprossen, haben sich wie kampfgeübte Helden geschlagen."" Robespierre lächelt auf's Neue. Er ergreift die Feder. „„Diesem Siege,"" sagt er zu dem jungen Mädchen, „„hast Du es zu verdanken, daß ich Deine Bitte erfülle."" Er unterzeichnet. Sie stürzt mit dem Blatte hinaus, sie drückt es dem edlen Weibe in die Hand. „„Sie, Ihr Gatte und sein Vater sind frei, und gerettet!"" ruft sie und verschwindet aus dem Gemache. Der Mann waren Sie — Herr von Lusac — der Greis — Ihr Vater — das junge Weib — Ihre Gattin!"

„Und das junge Mädchen? O, mein Gott — sprechen Sie, Madame!" rief der Marquis.

„War ich," stöhnte die Unglückliche, „Charlotte Robespierre, die Schwester des Schrecklichen!"

Nach diesen Worten, die sie mühsam über die zitternden Lippen brachte, vermochte sie sich nicht mehr aufrecht zu halten. Ihre letzten Kräfte waren erschöpft. Hätte der Greis ihr nicht schnell einen Stuhl hingeschoben, sie wäre auf den Teppich hingesunken.

Ein kurzes Schweigen erfolgte.

Der Marquis betrachtete sie mit Blicken des Mitleids und der innigsten Dankbarkeit. Dann trat er dicht an sie heran, faßte ihre abgemagerte Rechte und küßte dieselbe.

„Ja, Madame, jetzt erkenne ich Sie wieder," sagte er gerührt, „Ihr Bild stand immer im Glanze der Jugend vor meiner Seele. Wie hätte ich Diejenige, die mich und meinen theuersten Angehörigen dem damals herrschenden Blutbade entriß, auch jemals vergessen können? Nein, nein, Sie lebten stets in unserm Gedächtnisse. Als mein greiser Vater sterbend

die Augen schloß, segnete er nicht nur seine Familie, er flehte auch den Segen des Himmels auf Sie herab, und so that auch meine unvergeßliche Gattin. Noch mehr, ich habe meine Tochter Hortense gelehrt, täglich mit für den Rettungsengel ihrer Eltern zu beten."

Madame Bonnard hob langsam das auf die Brust gesenkte Haupt.

„Ah, Herr Marquis, diese Worte thun mir wohl, unaussprechlich wohl, wenn der Segen der Edlen auch nicht in Erfüllung gegangen."

Sie seufzte schwer auf und schüttelte traurig den Kopf.

(Forts. folgt.)

---

## Mannigfaltiges.

— **Wien**, 8. Febr. Heute Abend veranstaltete der Gesellschaftsverein „Humor" in Sechshaus in den Zobel'schen Localitäten einen „Narrenabend", welcher eine unliebsame Störung erlitt. Gegen Mitternacht, als das Gros der Anwesenden sich in dem „Prachtsaale" des Etablissements befand, begannen plötzlich einige Personen zu niesen und zu schluchzen. Das Beispiel dieser unfreiwilligen Nervenerschütterung schien ansteckend zu wirken, denn innerhalb weniger Augenblicke verpflanzte sich das Niesen und Schluchzen von Tisch zu Tisch und Gruppe zu Gruppe und begann einen epidemischen Charakter anzunehmen. Jung und Alt, Masken und unmaskirte Personen niesten und schluchzten unisono laut, so daß ein keineswegs harmonisches Concert entstand. Das Niesen beschränkte sich nicht auf den Saal, sondern verbreitete sich rapid in den anstoßenden Localitäten, so daß binnen kurzer Zeit Comite-Mitglieder, Gäste, Kellner und Wirth vollauf mit den Bemühungen, den empfindlichen Nasenkitzel zu beseitigen, beschäftigt waren. Schließlich mußten alle Thüren und Fenster geöffnet werden, und erst mit dem Eintritte frischer Luft verflüchtigte sich das sonderbare Contagium, welches die Geruchsorgane der Anwesenden inficirt hatte. Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß ein Unbekannter den jedenfalls bübischen Streich ausführte, Nieswurzpulver und Pfeffer in den Sälen auszustreuen. Trotzdem von dem Comite des Vereins ein Geldbetrag ausgesetzt wurde, um den Thäter zu ermitteln, und auch der inspicirende Polizeicommissar Erhebungen einleitete, gelang es dennoch nicht, den Schuldigen zu eruiren.

---

Die Allgemeine Militär-Ztg. bringt eine Besprechung der Schrift des Generals von Wittich: „Aus meinem Tagebuche 1870—71", und berichtet u. A. dabei ein Reiterstück aus der Zeit, wo General v. d. Tann vor der Uebermacht der vorbrechenden französischen Loire-Armee die Stellung bei Orleans räumen mußte: General v. Wittich that das irgend Mögliche, um die erbetene Hülfe zu bringen; noch in der Nacht erließ er seine Marschdispositionen und brach mit seinen Truppen (22. Division) früh am 9. November auf, um vor Allem die Verbindung mit General v. d. Tann herzustellen. Mit dieser Aufgabe war besonders der Ordonnanz-Offizier Lieutenant v. Hagenow vom 1. hess. Husarenregiment Nr. 13 betraut (gegenwärtig zur Kriegs-Akademie nach Berlin commandirt). Derselbe wurde am Nachmittage des 9. November vom General v. Wittich zunächst entsendet, um Näheres über das Gefecht von Coulmiers zu ermitteln. Er brachte, nachdem er in die Höhe vor Orgeres geritten, einige Auskunft und erhielt sofort den Befehl, den General v. d. Tann persönlich aufzusuchen. Auf demselben Pferde, das ihn von Chartres bisher getragen, mußte er in die Nacht hineinreiten, um den General v. d. Tann zu melden, daß die 22. Division am 10. November früh 7 Uhr zu seiner Unterstützung auf dem Schlachtfelde erscheinen werde. Ueber Artenay war der Lieutenant v. Hagenow endlich vor Peravy eingetroffen und hatte hier dem General v. d. Tann die Meldung gebracht. Am anderen Morgen stieß er in Viabon wieder zum General v. Wittich; er hatte in 25 Stunden auf demselben Pferde 21 Meilen zurückgelegt.

---

— Als Kuriosum sei erwähnt, daß **Gambetta** der Einführung der **preußischen Pickelhaube** in die französische Armee das Wort redet.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

**Nr. 17.** Mittwoch, 28. Februar **1872.**

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Wie das, arme Frau?“ fragte der Greis. „War es möglich, daß Gott ein Herz wie das Ihre mit schwerem Unglück heimsuchen konnte?“

„Und doch ist es geschehen, Herr Marquis,“ versetzte Madame Bonnard. „Ach, ich bin ja mit meiner traurigen Erzählung noch nicht zu Ende. Als mein Bruder später erfuhr, wer Diejenigen waren, die ich der Guillotine entrissen, stieß er mich zornig von sich und — ich habe ihn niemals wiedergesehen. Kurze Zeit darauf ereilte ihn, wie Sie wissen dasselbe fürchterliche Loos, das er in seiner wahnsinnigen Schwärmerei für die Freiheit seines Vaterlandes so vielen Andern bereitet hatte. Am zehnten Thermidor schnitt die schreckliche Todesmaschine auch seinen Lebensfaden ab, und der Name Robespierre wurde von allen Edlen in Frankreich nur noch mit einem Fluche genannt. Dieser Fluch traf auch mich, die Unschuldige, die nach jenem blutigen Tage nach Arras zurückgekehrt war. Dort übertrug man den Haß, der meinem Bruder galt, auch auf mich. Man wich mir aus, wie wenn ein Kainszeichen in blutiger Farbe meine Stirn bedeckte, man gab mir die entehrendsten Namen, man deutete mit Fingern auf mich, wie auf eine Verworfene — ach, Herr Marquis, erlassen Sie mir es, die Qualen zu schildern, die ich damals unschuldig habe erdulden müssen. Aber es gab ein Mittel denselben ein Ende zu machen. Ich wählte es. Ich legte meinen Namen ab, nachdem ich Arras, die Stadt meiner Geburt verlassen hatte. Seit jener Zeit hielt ich mich in verschiedenen Gegenden Frankreichs unter dem Namen Charlotte Bonnard auf. Doch überall fürchtete ich erkannt und auf's Neue gepeinigt zu werden. So kam ich endlich hierher, nach der kleinen in einsamer Gegend gelegenen Stadt. Hier hoffte ich nun, geliebt von meinem Sohne Hector meine letzten Lebenstage in Ruhe zu beschließen. Da tritt plötzlich ein neues Unglück an mich heran. Sie kennen es, Herr Marquis, Sie wissen was meinem Sohne droht, ihm, dem Unschuldigen droht. Wenn es in Ihrer Macht steht, ihn vor einem schimpflichen Richterspruche zu bewahren, thun Sie es, indem Sie an jenen verhängnißvollen Morgen zurückdenken, wo man Sie, den gleichfalls unschuldig Angeklagten, dem schrecklichsten Schicksale überliefern wollte.“

„Und wo ich durch Sie gerettet wurde,“ rief Herr von Lusac rasch. „Hier meine Hand, Madame Bonnard. Ich eile zum Herzog von Vivonnes. Ich weiß bereits von anderer Seite, daß er sich unwürdig gegen Ihren Sohn benommen, daß er ihn in schimpflichster Weise zu der blutigen That gereizt. Der Herzog muß davon abstehen, ihn dem Gerichte übergeben zu wollen, und er wird es, wenn ich ihm vertraue, was Sie einst mit Gefahr Ihres eigenen Lebens für mich und meine Lieben gethan haben.“

Herr von Lusac wollte das Zimmer verlassen.

Madame Bonnard aber rief ihn von der Schwelle zurück.

„Einen Augenblick, Herr Marquis, noch ein Wort.“

Der Gerufene wandte sich um.

„Was ist's Madame?“

„Wenn Sie mit dem Herzog von Vivonnes sprechen, nennen Sie ihn meinen wahren Namen nicht. Niemand, außer Ihnen, darf ihn wissen — selbst nicht Hector, nein, nein, er am Wenigsten.“

Herr von Lusac blickte erstaunt.

„Wie auch Ihr Sohn weiß nicht —“

„Nein und — er soll auch erst nach meinem Tode erfahren, daß ich die Schwester desjenigen bin, der —“

„Genug, Madame, ich werde den Namen

verschweigen, da Sie es wünschen, wenn ich auch das Warum nicht zu begreifen vermag."

Der Marquis entfernte sich.

Die unglückliche Charlotte blieb aber nur kurze Zeit allein, denn nach wenigen Minuten trat ihr Liebling zu ihr in's Zimmer und umarmte sie aufs Innigste.

„Wie, Du hier bei mir, mein Sohn?" sagte sie erstaunt.

„Ja, theure Mutter," versetzte Hector. „Herr von Lusac befahl meinen Wächtern, die Thür des Gemaches aufzuschließen, worin ich als Gefangener weile. „„Ich erlaube Ihnen, zu Ihrer Mutter zu gehen,"" sagte er zu mir in mildem Tone. „„Ein Diener wird Sie zu ihr führen."" Dann verließ er mich. Kurz darauf erschien der genannte Diener und zeigte mir den Weg hieher, ohne daß meine Wächter uns begleiteten. Was muß geschehen sein, daß der Marquis —"

„Habe nur Geduld, mein Sohn," erwiderte Madame Bonnard. „Herr von Lusac wird bald hierher zurückkehren, und dann wirst Du es erfahren."

Während der kurzen Zeit, daß Mutter und Sohn allein blieben, verhielt sich die Erstgenannte ziemlich schweigsam.

Desto beredter aber war Hector.

Er erzählte der Mutter auf's Neue, wie innig, wie glühend er von Hortense geliebt sei und wie er nie und nimmer, möchte auch das Urtheil, das die Richter über ihn sprechen würden, falls es nicht Tod wäre, ausfallen wie es wolle, die Hoffnung aufgeben würde, die Geliebte als Gattin heimzuführen.

„Die Zeiten sind wandelbar," sagte er. „Wer heute hoch steht, kann morgen im Staube liegen, und umgekehrt, kann der Mann von Talent, wenn er auch nicht der Abkömmling eines hohen Hauses ist, sich Bahn zu den höchsten Ehrenstellen brechen. Laß' mich nur erst wieder frei sein, theure Mutter. Dann eile ich nach Paris zurück und nehme mit allen Geisteskräften, die mir Gott und die Natur verliehen, an der Opposition Theil, die sich gegen die Ultras gebildet, welche die französische Nation auf's Neue in die schmachvolle Zeit, die der großen Revolution voranging, zurückführen wollen. Wir öffnen dem Könige die Augen, die die Clerisei und Schmeichler mit der Binde des Irrwahns bedeckt haben, wir stürzen das falsche hochmüthige Ministerium, das unser Vaterland zu entwürdigen strebt und der Genius der Freiheit, der die Männer von 1789 begeisterte und Großes vollführen ließ, wird mit uns sein und uns den Sieg verleihen."

Madame Bonnard blickte den Sprechenden traurig an.

„Dem glorreichen Jahre 1789," sagte sie mit zitternder Stimme, „folgten die schrecklichen neunziger Jahre. O, mein Hector, hilf nicht eine neue Revolution heraufbeschwören. Ihre wild empörte Fluth hat einst den Edelsten und Besten der Nation verschlungen, und es würde wieder geschehen. Du kennst das Volk nicht, wie ich es kenne, Du hast die Ungeheuer nicht gesehen, die seinem Schooße entstiegen. Ich warne Dich, mein Sohn, ich warne Dich. Erst betet das Volk seine Befreier wie die Götter an, um sie später wie elende Götzen von Holz und Stein in Trümmer zu stürzen."

Der junge Mann wollte der Mutter lebhaft Etwas erwidern. Doch die Thür öffnete sich und der Marquis, begleitet von dem Vicar Tiron, trat ein.

„Ich habe Ihnen eine gute Nachricht zu bringen," sagte Herr von Lusac. „Der Herzog von Vivonnes ist außer aller Gefahr, ja, er war bereits im Stande, dem Herrn Vicar und dann auch mir Rede zu stehen."

„Und hat er Ihnen bekannt, wie schmählich er mit Hülfe seines Kammerdieners gegen mich verfahren?" fragte Hector.

„Er hat es," sagte der Marquis.

„Und sieht er sein Unrecht ein?" fragte Bonnard weiter.

„Nur zur Hälfte," versetzte der Greis, und auch das wäre kaum der Fall, hätte der Herr Vicar, ehe ich an sein Lager trat, nicht seinen Stolz zu brechen versucht. Es ist uns wenigstens gelungen, ihn dahin zu bringen, daß er von einer Anklage gegen Sie abstehen will. Aber auch dazu entschloß er sich nicht eher, bis ich ihm vertraute, wie hoch ich Ihrer würdigen Mutter verpflichtet bin, daß ich ihr das Leben meines Vaters, wie mein und meiner Gattin Leben zu danken habe."

Hector ergriff die Hand seiner Mutter.

„Wie ist das?" rief er. „Davon hast Du mir ja nie erzählt!"

„Es gehörte zu meinem Geheimnisse, Hec-

tor, das Du erst nach meinem Tode ganz erfahren wirst."

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Und warum nicht jetzt, Mutter, warum nicht jetzt?"

Madame Bonnard blickte den Vicar flehend an, als wolle sie ihn bitten, ihr zu Hülfe zu kommen.

Tiron, der sie verstand, nahm schnell das Wort.

„Dringen Sie nicht gewaltsam in Ihre edle Mutter," sagte er, „und ehren Sie die Gründe, welche sie zum Schweigen zwingen. Danken Sie vielmehr den Himmel, daß Sie jetzt mit Ihrer Mutter das Schloß verlassen dürfen."

„So bin ich frei, Herr Marquis?" rief der Advokat. „Ja, Herr Bonnard. Ich habe Ihren Wächtern bereits den Befehl gegeben, sich zu entfernen. Sie können unbehindert nach Hause zurückkehren."

Bonnard dankte dem Marquis und reichte der Mutter die Hand.

„So laß' uns gehen, liebe Mutter."

Beide thaten ein paar Schritte der Thüre zu.

Da blieb Hector plötzlich stehen und trat wieder auf Herrn von Lusac zu.

„Und was wird aus Hortense?" fragte er. „Welch' einem Schicksale fällt die Arme anheim, die dem Unglücklichen ihr Herz schenkte?"

Das Antlitz des Marquis verfinsterte sich.

„Auf diese Frage, junger Mann, kann ich Ihnen keine andere Antwort geben, als daß ich ihr die Verirrung ihres Herzens verziehen habe. Von Ihnen aber verlange ich, und dieses Recht werden Sie mir, dem Vater, nicht bestreiten, daß Sie nicht darnach streben, sie jemals wiederzusehen zu wollen."

Der Advokat fuhr mit einem Ausrufe der Verzweiflung zurück, dem die Worte folgten:

„Was Sie von mir begehren, ist schlimmer als der Tod, Herr Marquis. Was soll mir die Freiheit, wenn Hortense, an der meine Seele mit unzerreißbaren Banden hängt, für mich verloren ist!"

„Sie muß es sein," sprach der Greis. „Klagen Sie die Verhältniße, klagen Sie den Himmel an, daß er Ihnen nicht die edle Geburt verlieh, die Sie berechtigen könnte, um die Hand eines Fräuleins von Lusac zu werben. Ich muß handeln, wie es meinem Range geziemt. Genug, wir sind zu Ende. Madame Bonnard, führen Sie Ihren Sohn fort."

Hector hob sich hoch empor.

„Nein, Herr Marquis, wir sind noch nicht zu Ende!" rief er. „Thun Sie, was Ihnen gut dünkt. Ich bin der Treue der Geliebten gewiß. Nie wird Hortense in eine andere Verbindung willigen und eher das Kloster als einen ungeliebten Gatten wählen. Hinter dem engen Gitter ihrer Zelle aber wird die Hoffnung sie nicht verlassen, daß es mir gelingen werde, sie dem religiösen Kerker zu entreißen. Und das werde ich versuchen, Herr Marquis. In Gegenwart meiner theuren Mutter und jenes würdigen Priesters schwöre ich, daß ich mein Leben daran setzen werde, den Traum meiner Liebe zur Wahrheit zu machen. Das jetzt mein letztes Wort zu Ihnen, Herr Marquis."

Er stürmte zur Thüre hinaus.

Madame Bonnard, auf den Vicar gestützt, folgte ihm.

Auf dem Wege nach Hause sagte der Geistliche zu ihr:

„Da Sie dem Marquis bereits das Geheimniß Ihrer Geburt und Ihres Namens entdeckt haben, warum bestehen Sie hartnäckig darauf, Beides Ihrem Sohne zu verschweigen?"

„Weil ich nicht will, daß Hector die Schwester des Mannes, der seine ganze Familie auf's Schaffot schleppen ließ, verfluchen soll, versetzte die Unglückliche. „O, mein Freund, dringen Sie nicht weiter in mich. Hector ist mein Leben, meine Seligkeit, ich kann -- ihn nicht verlieren!"

(Forts. folgt.)

---

## Verschiedenes

— München, 23. Febr. Zufolge Entschließung des k. Staatsministeriums des Innern vom 15. d. Mts. wurde zur Gewährung von Beihilfen an Angehörige der Reserve und Landwehr für die Regierungsbezirke Bayerns im Nachgange zu der bereits gemäß Reichsgesetz vom 22. Juni v. Js. zur Vertheilung gelangten Summe aus der noch verfügbaren Reserve eine weitere Maximalsumma, für jeden Kreis circa 10,000 fl., festgesetzt und soll an Reservisten und Landwehrmänner, welche erst nach dem 21. August 1871 aus Frankreich in ihre Heimath zurückgekehrt oder noch gegenwärtig bei den die Occupationsarmee in Frank-

reich bildenden bayerischen Truppenabtheilungen sind, ferner an solche, welche Gesuche früher einzureichen aus irgend einem entschuldbaren Grund versäumt haben, endlich auch an solche, welchen bei der Vertheilung eine Beihilfe gewährt wurde und welche aus dringend gewichtigen Gründen um Erhöhung des erhaltenen Betrages durch Gewährung einer weiteren Beihilfesumme nachsuchen, vertheilt werden. Gesuche sind bis 10. März d. Js. bei den Districtsverwaltungsbehörden einzureichen.

— Kaiserslautern, 24. Febr. Im Laufe des nächsten Monats werden die Professoren Reinkens und Huber hier Vorträge über die altkatholischen Bestrebungen halten. — Herr Pfarrer Kühn wird künftighin, auf besonderen Wunsch der altkatholischen Gemeinde in Wiesbaden, dort alle 4 Wochen altkatholischen Gottesdienst abhalten.

— Neustadt, 25. Febr. Heute Nachmittag fand dahier im Kielhöfer'schen Locale eine Versammlung altkatholischer Männer aus fast allen Theilen der Pfalz statt. Es waren unter Anderen folgende Orte vertreten: Neustadt, Kaiserslautern, Landau, Hambach, Kirrweiler, Edesheim, Lambrecht, Forst, Annweiler, Kusel, Frankenthal, Dürkheim, Wachenheim, Deidesheim, Harxheim, (Zellerthal), Mußbach u. s. w. Der Vorsitzende Herr Richter Reuther von Kaiserslautern erstattete in längerem Vortrage Bericht über den Stand der Bewegung, welcher die erfreulichsten Mittheilungen enthielt. Hr. Buchhalter Tafel von Kaiserslautern legte Rechnung über die Verwaltung der von den verschiedenen Gemeinden resp. Comite's eingegangenen Beiträge ab. Einstimmig wurde die Gehaltsaufbesserung des unermüdlichen Wanderpriesters Hrn. Pfarrer Kühn beschlossen. Vom 1. März an erhält derselbe einen jährlichen Gehalt von 1000 fl. — Der Vorsitzende theilte mit, daß wahrscheinlich im Laufe des nächsten Monats in Cöln eine große Katholiken-Versammlung stattfinden werde.

— Kehl, 18. Febr. Nach dem hiesigen „Wochenblatt" wäre der Bau einer Pferde-Eisenbahn von Kehl bis Straßburg beabsichtigt. Bereits sollen von Unternehmern Schritte diesfalls geschehen sein.

— Ludwigshafen, 24. Febr. Es kursiren falsche Einhalbguldenstücke bayerischen Gepräges mit der Jahreszahl 1859 und Guldenstücke mit der Jahreszahl 1861, welche aus Zinn bestehen und in einer nach einem ächten Stück hergestellten Form gegossen sind.

— Kirchheimbolanden, 25. Febr. (Communalschule.) Das Nordpf. Wochenblatt ist in der erfreulichen Lage, mittheilen zu können, daß die Genehmigung der kgl. Regierung zur Einführung der Communalschule in Kirchheimbolanden eingetroffen ist. — Nun fehlt nur noch Neustadt.

— (Falsche 20-Frankenstücke.) Bei der jetzt so ausgebreiteten Zirkulation französischer Goldstücke dürfte die eingehendste Vorsicht und Prüfung bei deren Annahme anzurathen sein, indem neuerdings in der Handelswelt das Vorkommen falscher und nachgeahmter Zwanzig-Frankenstücke konstatirt worden ist.

— (Raubanfall.) Mannheim, 19. Febr. Vor 2 Tagen kam ein Fremder mit dem Nachtzuge hier an und suchte zu Fuß den Weg nach der Stadt. Die Terrainhindernisse des neuen Bahnhofes hatte er trotz des Mangels an Beleuchtung glücklich überwunden; als er aber näher zur Stadt kam, fiel er in die Hände von Räubern. Die Brauknechte auf dem Keller Bellevue hörten in der Nacht ein klägliches Schreien vom Stadtgraben her und zogen aus diesem einen Menschen im kläglichsten Zustande. Derselbe erzählte, er sei von einigen Männern angefallen, seiner Baarschaft von 80 Franken in Gold beraubt und sodann in den Stadtgraben geworfen worden. Nur dem niedern Wasserstande hat der Unglückliche zu danken, daß er nicht ertrunken, sondern nur bis an die Schultern in den Schlamm des Grabens gesunken ist. Er wurde in das Krankenhaus gebracht. Die Untersuchung ist in vollem Gange. Daß ein solcher Vorfall sich auf der Hauptpassage von der Stadt zum Bahnhofe ereignen konnte, ist wohl wesentlich der kärglichen Beleuchtung dieses Weges zuzuschreiben. Auch vor kaum einem halben Jahre hat sich auf dem Wege durch den Schloßgarten nach dem Bahnhof ein Raubanfall ereignet.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 18.** Sonntag, 3. März **1872.**

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Letztes Kapitel.

### Versöhnung.

Zwei Wochen waren seit dem Tage der zuletzt erzählten Ereignisse verflossen.

Der Ausspruch des geschickten Wundarztes, der den Herzog von Vivonnes behandelt hatte, war in Erfüllung gegangen.

Armand hatte ein kurzes, leichtes Wundfieber zu überstehen und war nur ungefähr acht Tage gezwungen gewesen, das Bett zu hüten.

Schon am zehnten Tage nach seiner Verwundung erlaubte ihm der Arzt nicht nur im Zimmer auf- und abzuschreiten, er durfte sich auch, da das Wetter beständig mild und schön, in dem nahen Park ergehen.

Was er dem Marquis und dem Geistlichen Tiron gelobt, auf jede Anklage gegen Hector Bonnard zu verzichten, hatte er nicht zurückgenommen.

Mochte es sein, daß er dadurch versöhnlicher gestimmt worden, weil der Tod so nahe an ihn herangetreten, oder war er zu der Erkenntniß gekommen, wie sehr er seinem Range als königlicher Officier vergeben habe durch das Oeffnen des Briefes, den Hortense an Hector Bonnard geschrieben, wie durch seinen Ueberfall des Advokaten im Parke, genug, er erwähnte kein Wort mehr davon, weder zu dem Marquis, noch zu dessen Freunde, dem Chevalier von Cavois. Uebrigens vermied er deren Gesellschaft, so viel der Anstand es erlaubte, und nur einmal in den genannten zwei Wochen hatte er dem Marquis einen Besuch in dessen Wohnzimmer abgestattet.

Da er mit jedem Tage der Besserung entgegenging, so befahl er seinem Kammerdiener, Alles zur Abreise nach Paris zu bereiten, woraus hervorging, daß er auf die Hand der Tochter des Herrn von Lusac für immer verzichtet hatte.

Der Marquis hatte seiner Tochter vergeben. Ja, er erlaubte ihr sogar, ihm wieder wie sonst den Morgengruß mit einem Kuße zu bringen. Aber wie sehr die Blässe ihres Angesichts, die rothgeweinten Augen und die kummervolle Miene seinem weichen Herzen auch wehethaten, der alte Adelsstolz, der ihm schon seinen Ahnen vererbt, behauptete die Herrschaft über seine besseren Gefühle.

Vergebens mahnte ihn sein alter Freund, der Chevalier, die so schwerleidende Tochter, sein einziges geliebtes Kind, wenigstens durch einen Schimmer von Hoffnung auf die Zukunft wieder aufzurichten.

„Du hast die geistigen Fähigkeiten des jungen Mannes in der Führung Deines Prozesses kennen und schätzen gelernt," sagte Cavois, „und von der Unbescholtenheit seines Charakters bist Du doch auch überzeugt. Zudem bist Du seiner Mutter, wie Du mir selbst gestanden, Verpflichtungen schuldig, die selbst dann noch nicht hoch genug bezahlt wären, wenn Du Deine Tochter ihrem Sohne zur Gattin geben würdest. Laß' dem jungen Advokaten Zeit, sich in Paris emporzuschwingen. Hat er sich eine Stellung erkämpft die Deinem Stolze genügt, nun, so ist nach meiner Meinung kein Grund mehr vorhanden, den zwischen ihm und Hortense geschlossenen Bund der Liebe nicht zu segnen."

Der Greis machte eine verneinende Bewegung.

„Und wenn Hector Bonnard es bis zum Minister brächte," erwiderte er. „Der nutilgbare Makel, der an seiner Geburt haftet, zwingt mich dazu. Diejenige, die sich seine Mutter nennt, war nie verheirathet. Hector Bonnard ist ein Bastard, wie ich aus ihrem eigenen Munde vernommen habe."

In derselben Zeit, wo dies Gespräch stattfand, saßen Hectors Mutter und der Geist-

liche Tiron im Wohnzimmer des Hauses einander gegenüber.

Charlotte Bonnard erschien im höchsten Grade niedergeschlagen.

Vergebens hatte sie gehofft, Hector werde, nachdem er seine Freiheit wieder erlangt, seinen alten Muth, sein früheres Selbstvertrauen wieder gewinnen.

Aber sie täuschte sich.

Hectors Kraft war gesunken. Wie entschieden er sich auch in der letzten Minute seiner Anwesenheit auf Schloß Lusac gegen den Marquis geäußert und auf's Neue geschworen, den Kampf mit den Verhältnissen zu wagen, um die Geliebte zu gewinnen, von dem Augenblicke an, wo er das Haus seiner Mutter wieder gesehen und seine enge Arbeitsstube aufgesucht, war eine gänzlich veränderte Stimmung in seiner Seele eingetreten.

Dumpf vor sich hinbrütend, saß er beständig in seinem Zimmer. Der Glanz der einst so feurigen Augen erlosch in wenigen Tagen, sein Antlitz wurde mit jedem Tage blässer und schmaler. Die Speisen, die Madeleine ihm auf sein Zimmer bringen mußte, ließ er entweder ganz unberührt, oder er genoß auch nur so viel davon, um nicht Hungers zu sterben.

Nichts halfen der bekümmerten Mutter alle ihre von heißen Thränen begleiteten Bitten, sich nicht einem, seine körperlichen und geistigen Kräfte zerstörenden Grame zu überlassen. Er hatte immer nur die eine Antwort:

„Was soll mir das Leben ohne Hortense? Was soll mir Deine Vertröstung auf die Zukunft, die ich doch in die weiteste Ferne wünschen muß, denn welcher Sohn, der seine Mutter so liebt, wie ich Dich, möchte sich nach ihrem Tode sehnen, um sein eigenes Glück dadurch zu begründen. Kannst Du mir das Geheimniß nicht offenbaren, das mich, wie Du mir sagtest, in den Stand setzt, die Geliebte zu erringen, so suche mich auch ferner nicht zu trösten und aufzurichten. Mir ist jetzt nur noch Eins auf Erden erwünscht — ein früher Tod, der den Qualen meines Herzens rasch ein Ende macht."

Es war nach einer solchen Unterredung mit Hector, daß Madame Bonnard den Besuch ihres Freundes Tiron empfing.

Diesem konnte sie ihren Schmerz klagen, den fürchterlichen Kampf schildern, den sie Tag und Nacht in der Tiefe ihrer Seele zu bestehen hatte.

Sie hatte das schon oft gethan und that es an diesem Tage wieder.

„Ich kann Hector das Geheimniß seiner Geburt nicht offenbaren," sagte sie, „ohne ihm meinen wahren Namen zu verheimlichen. Derselbe ist in den Papieren niedergelegt, die ich über seine Herkunft besitze. Erfährt er ihn, wird er mich mit Abscheu von sich stoßen. Umsonst war dann all' die Liebe, die Sorgfalt, die ich ihm so viele Jahre gewidmet. Ich habe ihn gehütet, wie den Apfel meines Auges, als er klein war an seinem Krankenbette gewacht, seine Erziehung geleitet, ihm den Sinn für alles Große und Schöne eingeflößt. Wie schwer der Fluch meiner Geburt auch auf mir lastete, es kamen doch Augenblicke, Stunden, Tage, wo ich mich, von seinen Armen umfangen, glücklich fühlte. Der Name Mutter, den er mir mit zärtlichem Tone zurief, erklang mir wie eine Stimme von oben, wie die eines Engels, der mir verkündete, daß Gott mich nicht für das, was mein Bruder verschuldet, verwerfen könne. Und nun soll ich —"

Der milde Freund faßte rasch ihre Hand.

„Verzeihen Sie, Charlotte," unterbrach er sie, „wenn ich in die Wunde Ihres Herzens mit einer Unerbittlichkeit einschneide, die mir vielleicht Ihre Freundschaft rauben wird. Aber die Pflicht meines göttlichen Amts zwingt mich dazu. Sie besitzen ein edles, ein großes Herz, theure Freundin, das sich schon in frühster Jugend durch die edelsten Thaten bewährt hat. Aber, wie kein Mensch auf Erden fehlerfrei, und wie könnte das auch sein in diesem Leben des Irrthums und der Prüfung? so sind auch Sie es nicht. Ein böser Dämon hat sich in Ihre reine schöne Seele eingeschlichen. Es ist der Dämon einer egoistischen Liebe zu dem Manne, den Sie Ihren Sohn nennen. Denken Sie an das Beispiel, das unser Erlöser der irrenden Menschheit gab. Er nahm die Sünden der Welt auf sich und starb martervoll am Kreuze, die Gefallenen und Sünder zu entsühnen. Wer ein wahrhaft großes Herz besitzt, Charlotte, wird ihm nacheifern. Komme, was da wolle, das Geheimniß muß an's Licht. Und wenn es den höchsten Preis, selbst ihr Leben gölte, Hector darf nicht unter dieser egoistischen Liebe leiden.

Gott ruft Ihnen durch mich zu, das Glück seiner Zukunft zu begründen."

Der edle Geistliche schwieg. Er sah, daß seine Worte, die der Ueberzeugung seines Geistes und Herzens entflossen, einen tiefen Eindruck auf die mit ihren Gefühlen und der Pflicht im Kampfe liegenden schwergeprüften Frau machten, und wollte ihr Zeit zur Ueberlegung lassen.

Charlotte Bonnard erhob sich von ihrem Stuhle, und schritt einige Male im Zimmer auf und nieder.

Der Vicar sah ihre Thränen strömen, sah, wie sie voller Verzweiflung die Hände rang, wie ihre Glieder erbebten, die Brust heftig arbeitete und ein Seufzer nach dem andern derselben entstieg. Ein tiefes Mitleid erfaßte den würdigen Mann bei dem, was er sah und hörte, aber er änderte seine Meinung nicht, er widerrief nicht, was er zu der Freundin seiner Jugend gesprochen.

Endlich stand die unglückliche Frau still und blickte den Freund wehmuthsvoll an.

„Gottes Wille geschehe," sagte sie mit zitternder Stimme. „Mein Hector soll glücklich werden. Aber Eins müssen Sie mir versprechen, Etienne."

„Und das wäre?" fragte der Geistliche sanft.

„Die Erfüllung einer letzten Bitte. Mein Sohn wird kommen. Ich werde ihm die Papiere übergeben, die ihm, wenn er sie dem Marquis von Lusac vorlegt, dessen Einwilligung zu einer Verbindung mit seiner Tochter Hortense zu verschaffen im Stande sind. Ich werde aber Hector das Versprechen abnehmen, das versiegelte Packet nicht vor Ablauf von zweien Tagen zu öffnen. Bevor das geschieht, werde ich dies Haus, ohne von Hector Abschied zu nehmen, auf immer verlassen. Hectors Vermögen, das ich bis jetzt verwaltete, lege ich in Ihre Hände. Sie werden ihm dasselbe übergeben. Nur eine kleine Summe nehme ich mit mir, zur Bestreitung einer Reise, die mich in ein fern von hier gelegenes Kloster führt, in dem ich meine letzten Lebenstage vertrauern will. Hector aber darf meinen Aufenthalt nie erfahren. Sie mein Freund, werden mich dahin begleiten und ein ewiges Schweigen gegen meinen Liebling beobachten. Das ist mein fester Entschluß. Ich flehe sie an, ihn mir ausführen zu helfen."

Der Vicar reichte ihr die Hand.

„Wenn Ihr Wille unerschütterlich ist, so muß ich wohl," versetzte er.

„Unerschütterlich, ich schwöre es Ihnen," sagte sie und fügte hinzu: „Und nun lassen Sie uns gleich zu Werke schreiten."

Sie ging an ein altes Schreibepult, das in einer Ecke des Zimmers stand, schloß es auf, öffnete dann ein darin befindliches geheimes Fach, nahm zwei versiegelte Packete heraus und reichte eins davon dem Vicar.

„Hier das Vermögen, das Hector von seinem unglücklichen edlen Vater vererbt ist," sagte sie. „Das andere Packet, das die Beweise seiner edlen, makellosen Geburt enthält, will ich ihm selbst übergeben."

„Also sei es," versetzte der Geistliche.

Charlotte klingelte. Madeleine erschien.

„Geh' auf das Zimmer meines Sohnes. Madeleine sagte sie. „Ich lasse ihn dringend bitten, zu mir zu kommen. Sage ihm, die Nacht seines Unglücks weiche der aufgehenden Sonne eines neuen schönen Tages. Dann wird er bald hier erscheinen."

Madeleine ging.

Es verflossen nur wenige Minuten, da stand Hetor vor seiner Mutter. Sein blasses Antlitz war von einem Strahl freudiger Hoffnung überglänzt. Sein Auge leuchtete in altem Feuer. Er umhalste stürmisch seine vermeintliche Erzeugerin.

„Ist es wahr, theure Mutter," rief er, was Madeleine mir berichtet?"

„Es ist wahr, mein Hector," versetzte Charlotte, „und der Herr Vicar wird es Dir bestätigen."

Der Geistliche nickte.

(Forts. folgt.)

---

## Verschiedenes

— Kaiserslautern, 2. März. (Altkatholisches.) Die Herren Prof. Dr. Reinkens aus Breslau und Dr. Huber aus München haben auf das Ersuchen des altkatholischen Centralcomite's in der Pfalz die Zusage ertheilt, am Sonntag, den 10. März im Fruchthallsaale hier Vorträge zu halten. Sie werden am 9. März Abends hier eintreffen.

— Speier, 1. März. Für die pfälzischen Bahnen werden nach den Mittheilungen in der Generalversammlung vom 28. Februar neu angeschaft: 12 Güter-Locomotiven, 6 Personen-Locomotiven, 16 Personenwagen dritter Classe sowie 200 gedeckte und 1000 offene Güterwagen von je 200 Centner Tragkraft.

Stuttgart im Febr. Unsere trefflichen Orgelbauer Weigle und Söhne haben nach mehrjährigen Versuchen, den Galvanismus auf den Orgelbau anzuwenden, nunmehr eine elektromagnetische Orgel verfertigt, welche hier in dem Atelier derselben aufgestellt ist. Es ist dies, so viel bekannt, überhaupt das erste Werk, in welchem die gesammte Hebelmechanik zwischen Tasten und Spielventillen durch Elektromagnetismus ersetzt ist und der Augenschein beweist, daß der Versuch vollkommen gelungen ist.

— Berlin. In einem nur von den höheren Ständen besuchten Weinlokale wetteten ein paar Herren um die Größe des Kronprinzen. Der Eine behauptete, derselbe habe höchstens 2" über das Gardemaß, der Andere wettete auf mehr. Auf dem letzten Subscriptions-Ball kam die Wette zum Austrag. Die Wettenden, so erzählt das „Tageblatt", trugen dem Kronprinzen ihre Bitte vor und erhielten mit der größten Freundlichkeit und nicht ohne einen Anflug von Humor die Antwort: „Ich habe 5' 11" preußisches Militärmaß." Der Ertrag der Wette soll einer milden Stiftung überwiesen werden.

— Man schreibt aus Frankfurt: Dieser Tage wählte ein obdachloses Individuum eine höchst sonderbare Lagerstätte. Es verkroch sich nämlich, in eine Bastmatte eingewickelt, in den Feuerungskanal eines Treibhauses. Als des Abends spät der Gärtner kam, um Feuer zu machen, wollte dasselbe nicht ziehen; der Rauch ging, statt in den Kanal, der Thür heraus. Er räumte nun das glimmende Holz hinweg, um die Zirkulation frei zu machen, griff hinein und erfaßte zu seinem Schrecken ein Paar Füße. Nachdem weitere Hülfe herbeigeholt war, wurde mit ziemlicher Gewalt, denn der Bursche hatte sich festgeklemmt, ein Mensch herausgezogen, welcher schon ziemlich entkräftet und in Folge des Rauches betäubt war. Als er durch Darreichen von Kaffee wieder ziemlich zu sich gekommen war, so daß man mit ihm sprechen konnte, erzählte er, daß er sich durch Verhungern, und da das zu langsam gegangen, durch Verbrennen in dem Kanal das Leben habe nehmen wollen. Die Leute ließen den Lebensmüden laufen.

In Stettin hat ein Zahlmeister-Aspirant einen frechen Betrug dadurch verübt, daß er sich von der Regierungshauptkasse den üblichen Vorschuß von 5000 Thlr. an der Löhnung eines Bataillons auszahlen ließ und zu diesem Behufe nicht allein alle dazu nöthigen Unterschriften fälschte, sondern auch einige Tage vorher das Falsifikat zum erforderlichen Anweisungs-Vermerk präsentirte und behufs Erhebung des Geldes einen als Offizier gekleideten Helfershelfer zur Hauptkasse mitbrachte.

— St. Petersburg, 20. Febr. Bekanntlich ist Rußland einer der Staaten, in welchen die Frauenarbeit in verschiedenen Zweigen des öffentlichen Lebens zuerst Anwendung gefunden hat. Der fremde Ankömmling verwundert sich, Frauen und Mädchen hier auf der Post, im Telegraphenwesen, auf dem Hauptsteueramt, in den Kanzleien der Notare u. s. w. beschäftigt zu sehen. Auch als Aerzte fungiren sie hier und besuchen die medicinischen und vor allen die anatomischen Vorlesungen. Erst neulich fand von Seiten des Professors Geuber eine öffentliche Prüfung dieser weiblichen Studenten statt. Man hat es wirklich gut gemeint mit der Förderung des weiblichen Geschlechts. Leider findet dieses Entgegenkommen manchmal nicht so gehörige Würdigung. Es hat sich hierbei herausgestellt, daß die als Telegraphistinnen angestellten Damen das Ausplaudern des Inhalts der Depeschen nicht unterlassen können, und daß selbst die Gefahr des Verlustes ihrer Stellen sie nicht von Excessen ihrer Mundwerkzeuge zurückhält.

In der Nähe von Havre in Frankreich wurde dieser Tage ein schwarzer Hase geschossen. Der Balg desselben ging dem Pariser Naturalienkabinet zu.

---

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 19.** Mittwoch, 6. März **1872.**

## Ein großes Herz.

Novelle.

(Schluß.)

„Ja, mein Sohn. Das Geheimniß, das Ihr Glück begründen, die höchsten Wünsche Ihres Herzens erfüllen kann, soll Ihnen in den nächsten Tagen offenbart werden."

Er wandte sich zu der, Hector schmerzlich anblickenden Frau.

„Nun, sprechen Sie selbst, meine Freundin."

Der Advokat erfuhr nun zum Theil den Inhalt von dem, was zwischen Madame Bonnard und dem Geistlichen kurz zuvor gesprochen worden. Das seine Geburt betreffende Packet wurde ihm von Charlotte eingehändigt und ihm zugleich das Versprechen abgenommen, es erst nach Ablauf von zweien Tagen zu öffnen. Wie sehr er sich auch sehnte, das Geheimniß gleich zu erfahren, der rührende mit Thränen gemischte Ton, den die Mutter an ihn richtete, hielt ihn ab, auf der Stelle auf die Eröffnung des Packets zu dringen.

„Vor wenigen Minuten," sagte er, „kam ich mir vor wie ein Sterbender, dem die letzte Lebenshoffnung geraubt ist und nun auf einmal bin ich zu neuem frischen Leben erwacht, durch Dich, theure Mutter. O, glaube nicht, daß meine Liebe zu Dir, gelingt es mir, Hortense zu besitzen, aufhören werde. Wir bleiben, wie wir bis jetzt waren, unzertrennlich für das ganze Dasein, das auch Dir künftig ein freudenvolles werden soll, denn bis jetzt hat Dich nur ein Sohn geliebt, in Zukunft wird Dich auch eine zärtliche Tochter lieben."

Er umarmte die Mutter auf's Neue und mischte seine Freudenthränen mit denen des Schmerzes, die Charlottens Augen entflossen.

Diese Scene der Liebe und der Trauer sollte schnell eine entsetzliche Unterbrechung erleiden.

Während Madame Bonnard, Hector und der Vicar zusammen waren, hatte ein verzerrtes wildes Gesicht durch die niedrigen Fenster des zur ebenen Erde nach dem Garten hinaus gelegenen Zimmers geblickt, ohne daß die darin Weilenden es bemerkt. Dies Antlitz gehörte dem Bettler Niclot an, der auf seinen Wanderungen zufälliger Weise in die Nähe des Hauses gekommen war.

Jetzt wurde die Thüre rasch aufgestoßen. Niclot mit allen Anzeichen des ausbrechenden Wahnsinns in den fahlen Zügen, einen derben Knotenstock schwingend, stürzte herein, mit gellender Stimme schreiend:

„Endlich habe ich die Verfluchte gefunden. Ich habe sie erkannt, wie alt sie auch geworden ist. Jetzt kann ich meine Rache sättigen. Gott gab sie in meine Hand. Charlotte Robespierre, Schwester des fluchwürdigen Tyrannen, der meine Eltern abschlachten ließ, es ist Dir bestimmt, von dem Rächer seiner Familie den Tod zu empfangen!"

Daß der von dem Wahnsinnigen beabsichtigte drohende Schlag die unglückliche Frau nicht traf, wurde durch den Vicar und Hector verhindert. Sie warfen sich zwischen ihn und Charlotte, die bei dem Ausrufe des wilden Alten: „Charlotte Robespierre!" vor Schrecken das Bewußtsein verloren hatte und in einen ihr nachstehenden Stuhl gesunken war. Hector stieß Niclot mit geballter Faust vor die Brust, daß er zurücktaumelte. Der Vicar aber rief ihm mit erhobener Stimme zürnend zu:

„Unseliger Mensch, was wollt Ihr thun? Ihr wollt Eure Wohlthäterin ermorden, die an Euch, dem halbverhungerten Bettler, Barmherzigkeit geübt und Euch dem Leben erhalten hat? Nur der Wahnsinn kann Eure Absicht entschuldigen, eine Unschuldige für die Schuld des Bruders zu bestrafen, der Gott längst Rechenschaft über seine blutigen Thaten hat ablegen müssen."

Die Worte des Geistlichen fuhren wie die Donner des zürnenden Richters über den Wolken in die Seele des Unglücklichen. Er bebte

zusammen. Der Ausdruck der Verzerrung verschwand aus seinem Gesichte. Es war, als wenn eine höhere Macht plötzlich einen Strahl des Lichts in seine umnachtete Seele senkte.

„Sie, sie meine Wohlthäterin," schluchzte er, indem er sich vor der Ohnmächtigen auf die Kniee warf. „O, Versöhnung, Gnade! Nein, nein, ich verdiene sie nicht. Sie haben mich dem Leben erhalten und ich — ich wollte Sie tödten. Ich bin ein Ungeheuer, ein sinnloses Ungeheuer, ein wildes Thier, das nach dem Blute eines edlen Wesens lechzte. O, nur ein Wort des Mitleids! Dann will ich gehen, so weit mich meine Füße tragen und fern von hier den Tod suchen."

„Ihr seht, Eure Wohlthäterin ist ohnmächtig," sagte der Geistliche und zog Niclot vom Boden empor. „Sie kann Euch jetzt nicht hören. Aber in ihrem Namen sage ich Euch Verzeihung zu, wenn Ihr von jetzt an alle Rachegedanken in Eurer Seele unterdrückt und Gott um Vergebung für das aufleht, was Ihr in dieser Stunde begehen wolltet."

Niclot griff nach der Hand des Geistlichen und drückte sie an seine Lippen. Dann streckte er beide Hände nach der Ohnmächtigen aus und murmelte:

„Segen, Segen über die Schwester Robespierre's!"

Er wankte langsam zur Thüre hinaus.

Als Niclot das Zimmer verlassen, blickte der Vicar nach Hector hin.

Derselbe stand neben der Ohnmächtigen. Mit den Händen sein Antlitz bedeckend, stöhnte er zusammenschauernd:

„Die Schwester des Mörders meines Vaters und nicht meine Mutter. O, allmächtiger Gott! Der Kelch ist zu bitter! Jeder Tropfen darin ist Gift, der meine Lebensgeister tödtet!"

Der Geistliche zog ihm sanft die Hände vom Gesichte.

„Freveln sie nicht an dieser Heiligen, Hector," sagte er ernst. „Nicht Ihre Mutter durch die Bande des Bluts, war und ist sie es doch durch das Band der Liebe, die Sie Ihnen gewidmet. Aber still! Sie kommt zu sich. Sie streckt die Arme nach Ihnen aus. O, wenden Sie sich nicht ab. Das würde Ihr den Tod bringen."

Charlotte hatte die Augen aufgeschlagen, erst um sich geschaut und dann, als sie den Wahnsinnigen nicht mehr sah, die stumme, flehende Geberde an ihren Liebling gerichtet. Dieser folgten die von inniger Liebe durchzitterten Worte:

„Hector, mein Sohn!"

Diese Laute der Zärtlichkeit schlugen, wie in früherer Zeit, mächtig an sein Herz. Der Schauder, der wenige Minuten zuvor seine Brust erschüttert, wich der Liebe.

Er sank vor ihr auf die Kniee und schlang die Arme um ihren Leib.

„Ach — dieser Ruf!" tönte es aus seinem Munde, „das ist die liebe Stimme, die mich schon in frühester Kindheit mit Seligkeit erfüllte. Nein, nein! Und läge auch ein Meer von Blut zwischen uns — die Liebe würde mich hinüber zu Dir tragen. O, bleibe mir, was Du mir warst — der Schutzgeist meines Lebens, meine theure, meine unvergleichlich edle Mutter!"

Charlotte hob den Flehenden auf und der alte Bund der Liebe zwischen Mutter und Sohn war nun auf's Neue und für immer befestigt.

Da jetzt kein Grund mehr vorhanden, die Eröffnung des dem jungen Manne zuvor überreichten Packets hinauszuschieben, so löste mit Bewilligung der Freundin der Vicar das Siegel. Die Papiere, die sich in der Umhüllung befanden, bekundeten, daß Hector von gleich edler Abstammung, wie Hortense von Lusac war. Sein Vater, der Graf von Saint Roche, der in den Zeiten der Revolution ein Opfer des blutgierigen Convents geworden, hatte vor seiner Verhaftung der Schwester Robespierre's, deren Bekanntschaft er bei einem seiner ihm treuergebenen Diener gemacht, der ihm ein Asyl gewährt, seinen Sohn, einen Knaben in dem zarten Alter von einem Jahre, nebst seinem Vermögen, anvertraut und zwar für den Fall, daß er entdeckt und dem Schaffot überliefert würde. Letzteres war dann auch, trotz Charlotten's Anstrengungen ihn zu retten, geschehen. Sie aber hatte das Versprechen, das sie dem unglücklichen Anhänger des Königs gegeben, treu erfüllt und an Hector so gehandelt, wie es dem Leser im Verlaufe unserer Erzählung kund geworden. Daß sie ihm das Geheimniß seiner Geburt nicht enthüllt, hatte

in der unendlichen Liebe, die sie zu ihm gefaßt und in der gerechtfertigten Furcht gelegen, daß der, den sie vergötterte, sie verstoßen und verfluchen würde. Jetzt aber war diese Furcht verschwunden, und Charlotte konnte nun hoffen, ein neues freudenvolles Dasein zu erringen, da Hector ihr mit den heiligsten Eiden betheuerte, sich niemals von ihr trennen zu wollen.

Schon am nächsten Tage begaben sich Charlotte, Hector und der Vicar wieder nach Schloß Lusac. Der Marquis und der Chevalier von Savois waren in hohem Grade erstaunt, als sie erfuhren, daß Hector der einzige Sohn des unglücklichen Grafen von Saint Roche sei. Aber dies Erstaunen war ein über alle Maßen freudiges. Hortense wurde hinzugerufen und der alte Herr legte seine Hände segnend auf die Häupter der Glücklichen.

Wenige Tage darauf war der Herzog von Vivonnes soweit wiederhergestellt, daß er abzureisen vermochte. Er that es aber nicht, ehe er Hector versöhnt die Hand geschüttelt. Einen Monat später aber war das Schloß Lusac glänzend erleuchtet und von fröhlichen Gästen gefüllt, denn es wurde die Hochzeit der Fräulein von Lusac mit dem jungen Grafen von Saint Roche gefeiert.

Charlotte verlebte noch mehrere Jahre still zufrieden an der Seite ihres Lieblings und seiner reizenden, liebenswerthen Gattin, von der sie, wie eine Mutter geehrt und gepflegt wurde. Auch schenkte ihr der Himmel noch die Freude, einen Sohn ihres Lieblings an die Brust zu drücken. Als der Tod sie dann abrief, waren ihre letzten Worte:

„Hector ich habe Dich geliebt, wie keine Mutter auf Erden ihren ächten Sohn. Mein letzter Hauch ist ein Gebet für Dich und Deine Lieben."

Der Graf von Saint Roche stand mit seinner Gattin bitterlich weinend an Charlotten's Sterbebette. Der Vicar aber, der ihr die letzten Tröstungen der Religion gespendet, sagte mit tiefer Rührung:

„Es hat ein wahrhaft großes Herz zu schlagen aufgehört."

---

## Verschiedenes

— **Zweibrücken**, 4. März. Bei der heute beginnenden Schwurgerichtssession werden folgende Herren als **Geschworene** fungiren: A. als **Hauptgeschworene**: 1) Philipp Jakob Neumüller, Färber und Kaufmann in Hornbach; 2) Christian Sick, Bierbrauer in Speier; 3) Karl Franz Kunzmann, Rentner in Haßloch; 4) Philipp Jakob Bauer, Bürgermeister in Steinbach; 5) Johan Philipp Bergbolt, Oekonom in Duttweiler; 6) Ernst Christian Röchling, Kaufmann in Ludwigshafen; 7) Peter Strauß, Oekonom in Rottweiler-Schwanden; 8) Wilhelm Seltsam II., Gutsbesitzer und Adjunkt in Grünstadt; 9) Ludwig Klamm III., Landwirth in Iggelheim; 10) Adolph Schleip, Fabrikbesitzer in Kusel; 11) Georg Ludwig Müller, Kaufmann in Alsenz; 12) Johann Travers, Gutsbesitzer in Neustadt; 13) Jakob Glaser, Gutsbesitzer in Hainfeld; 14) Franz Braun, Bierbrauer in Wolfstein: 15) Nikolaus Platz II., Weinhändler in Maikammer; 16) Gustav Gauer I., Ackerer in Becherbach; 17) Franz Joseph Horix II., Kaufmann und Gemeinderath in Schwegenheim; 18) Adolph Haffner, Kaufmann und Gemeinderath in Speier; 19) Peter Müller, Bürgermeister in Gersheim; 20) Georg Peter Steitz, Stärkfabrikant und Gemeinderath in Gerbach; 21 Friedrich Leopold Reitz, Ackerer und Wirth in Böbingen; 22) Georg Jakob Klee, k. Notär in Göllheim; 23) Philipp Kronauer, Gutsbesitzer und Bürgermeister in Flomersheim; 24) Georg Rahm VI., Ackerer in Heiligenmoschel; 25) Joseph Schwarz, Ackerer in Einöd); 26) Theodor Günther, Gutsbesitzer und Bürgermeister in Feilbingert; 27) Daniel Reibel, Ackerer und Bürgermeister in Mühlheim; 28) Karl Spies, Ackerer von Beyerfeld-Steckweiler; 29) Heinrich Blaettner II., Bierbrauer in Steinweiler; 30) Georg Adam Becker VI., Landwirth und Gemeinderath in Dannstadt. B. als **Ersatzgeschworene**: 1) Friedrich Herold, prakt. Arzt; 2) Gottfried Cullmann, Kaufmann; 3) Wilhelm Kallenbach, Metzger; 4) Daniel Wildt, Wirth und Stadtrath; 5) Wilhelm Wery, Kaufmann; 6) August Kranzbühler, Buchdruckereibesitzer, sämmtliche von Zweibrücken.

---

**Frankfurt**, 1. März. Etwa 20 Minuten nach 6 Uhr heute früh fiel von einem in der Mitte der Judenkasse gelegenen Hause

ein Stück Mauer in den Hof und zertrümmerte den Ziegenstall. Der dadurch verursachte Lärm bestimmte eine Anzahl im Hause befindlicher Personen, sich alsbald zu entfernen; kaum hatten sie jedoch die Straße erreicht, als zwei Häuser, von denen das eine wegen Baufälligkeit indeß nicht bewohnt war, während das andere 32 Insassen hatte, in sich zusammenstürzten und Frauen, Männer, Jünglinge, Mädchen und Kinder unter ihrem Schutte begruben. Aus der Nachbarschaft und der nahen Kaserne eilte sofort Hülfe herbei, auch die Feuerwache, sowie Arbeiter von Herrn Holzmann und Ziehm kamen zur Stelle und schritten sofort planmäßig zum Hinwegräumen der Trümmer. Während dies geschah, kam ein Arbeiter in nacktem Zustande aus einer Dachlucke des zusammengestürzten Hauses unversehrt herausgekrochen. Beim Hinwegräumen der Trümmer stieß man alsbald auf theils schwer verletzte, theils todte Menschen. Bis jetzt sind 12 Todte (darunter 6 Kinder) und 8 Verwundete aufgefunden. Einige Kinder waren unversehrt geblieben, von 3 Geschwistern 2 todt, — eines, ein kleines Bübchen, wohl erhalten, eben so ein Mädchen von 12 Jahren. An einer Stelle fand man die Leiche einer Frau mit zerschmettertem Schädel und eingedrückter Brust, während dicht daneben das Kind ganz heil war. Die Rettungsarbeiten werden eifrig fortgesetzt. Man hört im Keller schreien und hofft von den 12 Personen, welche noch vermißt werden, noch einige lebend zu finden.

---

Frankfurt, 2. März. Ueber das durch den Einsturz zweier Häuser geschehene gräßliche Unglück berichten hiesige Blätter noch Folgendes: Heute Morgen zwischen 9 und 10 Uhr hörte man aus dem Schutthaufen erneut Hilferufe. Rüstig wurde die Arbeit gefördert und endlich die Frau des Hausbesitzers Schäfer lebendig und unverletzt aus dem Keller hervorgezogen. — Hinsichtlich einer der verunglückten Familien wurde mir als zuverlässig Folgendes erzählt: Die Frau eines entlassenen Gasarbeiters, Mutter von fünf Kindern, sollte wegen gänzlicher Mittellosigkeit in ihren Heimathsort zurückgewiesen werden. Am Mittwoch Nachmittag kam sie zu Dr. H. und klagte diesem ihre Noth, namentlich, wie sie in ihrem Orte sammt den Kindern verhungern müsse. Der mitleidige Anwalt that Schritte, um wenigstens für einige Tage noch den Verbleib der Familie zu ermöglichen, und erfuhr auf deßfallsige Anfrage, daß man die Familie hier lassen wolle, wenn die Gemeinde die monatliche Unterstützung von 5 Thlr. bezahlen wolle. Getröstet ging die Frau am Donnerstag Abend nach Haus, um am Freitag Morgen mit vier ihrer Kinder unter den Trümmern des Gebäudes begraben zu werden. — Es wird nun kein Mensch mehr unter den Trümmern vermuthet. Die Namen der verunglückten sind: 1) C. Knauff, Kohlenträger; 2 Ch. Knauff, Todtengräber; 3) dessen Kind; 4) Frau Berge; 5—8) deren 4 Kinder; 9) Commis Rosenthal; 10) Frau Mahler; 11) deren Kind; 12) Kreß (Kind).

In New-York wurde kürzlich ein Mann als Vagabund arretirt und vor den Polizeirichter geführt. Dort vertheidigte er sich gegen die wider ihn erhobene Anklage, behauptete, Künstler zu sein, indem er anführte, seine Beschäftigung bestehe in dem Schwärzen von Gläsern zur Beobachtung von Sonnenfinsternissen. Daß nun derartige Erscheinungen selten vorkämen und er, der Angeklagte, oft Monate lang ohne Beschäftigung wäre, sei nicht seine Schuld. (Das übertrifft den bekannten „Schneeschaufler“ bei Weitem.)

— Humor eines Stoikers. Ein Wassersüchtiger in der Temesvarer Vorstadt Fabrik sollte dieser Tage angezapft werden, um demselben eine Erleichterung zu verschaffen. „Halt!“ rief er plötzlich, als die Aerzte sich eben an ihr Werk machen wollten. Erstaunt blickten die Jünger Aesculaps auf den Patienten. „Meine Herren“, sagte dieser mit großer Ruhe, „Sie wollen da so ohne Weiters anzapfen und haben gewiß vergessen, die Anzeige bei der Accise zu machen.“

Eine zur Trauung geschmückte Braut sagte im Wagen zu ihrem Bräutigam: „Himmlisch müßte es sein, wenn ich jetzt oben an meinem Fenster stehen könnte und sehen würde, wie wir unten vorbeifahren!“

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 20. Sonntag, 10. März 1872.

## Ein musikalischer Barbier,

oder

### Ruben Vandrest.

Skizze von Rudolph Müldener.

Vor zehn bis zwanzig Jahren — es kommt Nichts darauf an, ob die Zeit ganz genau angegeben wird oder nicht — lebte in Newyork ein Barbierlehrling, Namens Ruben Vandrest. Seine holländische Abstammung ward durch seinen Zunahmen angedeutet, welcher im Laufe der Jahre und der Generationen aus Van der Dest in Vandrest verstümmelt worden war, während er seinen biblischen Taufnahmen einem würdigen Quäker, seinem Großvater mütterlicherseits, verdankte, der mit William Penn nach Amerika gekommen war.

Diese Namen waren überhaupt auch das Einzige, was der Knabe von seinen Vorfahren ererbt hatte, denn er war von seiner Wiege an eine Waise und auf die Wohlthätigkeit der Welt angewiesen gewesen. Die vortreffliche Secte, welcher Rubens Mutter angehört hatte, ist jedoch eine von den wenigen, welche die armen Lämmer nie von sich stoßen, und der verwais'te Knabe ward deshalb nicht verlassen. Die „Freunde" sorgten für ihn, und als er groß genug war, um sein Brod zu verdienen, nahm ihn einer als Lehrling in das Haus.

Dies war die kurze und aufrichtige Geschichte des Barbierlehrlings.

Jedes menschliche Wesen hat ein gewisses inneres Leben, von welchem die äußere Welt Nichts weiß.

So war Ruben Vandrest von frühester Kindheit an ein leidenschaftlicher Musikfreund gewesen. Er lief den wandernden Musikanten in der Stadt aus einer Straße in die andere nach und kam dadurch oft um seine Mahlzeiten, um seine Ruhe, um Alles, nur nicht seinen Schulunterricht, denn er war zu klug, als daß er dieses kostbare Gut für irgend Etwas hätte wegwerfen sollen, selbst nicht für die Musik.

Er machte Bekanntschaft mit blinden Clarinettisten, mit italienischen Leiermännern und vor allen Dingen mit reisenden Geigern, denn die Violine — die Königin der Saiteninstrumente — war seine Favoritin, zu der er sich unwiderstehlich hingezogen fühlte.

Von all' diesen wandernden Musikern war Ruben bedacht, Etwas zu profitiren. Durch sein kindlich-heiteres Wesen und seine aufrichtige Bewunderung — denn ein blinder Geiger hört sich eben so gern loben, als eine Opernsängerin — erwarb er sich ihre Gunst, und allmählich horchte Ruben nicht blos zu, sondern lernte auch selbst spielen.

Jedes Instrument war ihm recht; sein einziges wirkliches Eigenthum aber bestand in einer alten Querpfeife und mit diesem einfachsten aller Organe des Orgesters schlich sich der arme Barbierlehrling in seine Dachstube hinauf und bemühte sich, mit seinem musikalisch richtigen Ohr und treuen Gedächtnisse die Melodien, die er auf der Gasse gehört, nachzuahmen, oder andere zu erfinden.

Die große Aera in dem Leben des Knaben aber nahte heran. Eines Tages, als er mit sehnsüchtigem Blicke die Violine betrachtete, die er zärtlich in seinen Armen hielt, ehe er sie zögernd ihrem rechtmäßigen Eigenthümer, einem armen Straßenmusikanten, zurückgab, dachte er zum erstenmale an die Verfertigung eines solchen Instruments.

Er war gewohnt gewesen, eine Violine als eine geheimnißvolles, selbstschaffendes, Töne erzeugendes Wesen zu betrachten und hatte niemals überlegt, wovon oder wie sie gemacht werde.

Jetzt aber begann er ihre Geheimnisse zu durchdringen und überzeugte sich, daß sie im Grunde genommen aus weiter nichts bestand, als aus Holz und Schafdärmen.

Er befragte seinen Freund, den Geiger; dieser aber hatte sein ganzes Lebenlang auf

seinem Instrumente herumgekratzt, ohne auch nur ein einziges Mal über den Mechanismus desselben nachzudenken. Allerdings konnte er eine zerrissene Saite wieder ersetzen und zuweilen sogar mit seinem Federmesser einen Steg schnitzen, aber dies war Alles. Als Ruben in seiner Wißbegierde zu erfahren wünschte, wie eine Geige gemacht würde, schüttelte der Geiger den Kopf und sagte, er wisse es nicht.

„Glaubt Ihr, daß ich eine machen könnte?“ fuhr der Knabe fort.

Ein lautes Gelächter, so durchbohrend spöttisch, daß Ruben's Gesicht dunkelroth wurde, war die einzige Antwort.

„Du kleiner Einfaltspinsel,“ rief der Geiger, als seine Heiterkeit sich wieder einigermaßen gelegt hatte, „Du wirst doch etwa nicht so albern sein, es versuchen zu wollen? Ebenso gut könntest Du ein Haus bauen wollen, als eine Violine fertigen.“

„Aber von irgend Jemand müssen die Violinen doch gemacht werden?“

„Ja — aber von Leuten, die sich darauf verstehen, nicht von einem unwissenden Knaben, wie Du bist. Laß' Dir rathen und versuche es nicht.“

Ruben sagte weiter nichts, aber er konnte den Gedanken nicht los werden. Jede Violine die er sah, bat er sich zur nähern Betrachtung aus. Er untersuchte die Verschiedenheiten der Bauart, die Gattung des verwendeten Holzes, die Stärke und Beschaffenheit der Saiten und nachdem er sich die Sache Wochenlang überlegt, beschloß er endlich, einen Versuch zu machen und eine Violine zu fertigen.

Während der langen hellen Sommernächte arbeitete er Stundenlang in seiner Dachkammer. Seine angeborene mechanische Geschicklichkeit ward durch Geduld und Eifer unterstützt und mit den wenigen Werkzeugen, die er von den gutmüthigen Zimmerleuten lieh, die ihm das Holz gegeben, gelang es ihm, den Kasten zu fertigen.

Nun aber trat in Rubens Arbeit eine lange Pause ein, denn er hatte nicht einmal die wenigen Pfennige, um Saiten zu kaufen und den Bogen, den er nicht fertigen konnte, war er vollends gar nicht im Stande anzuschaffen.

Verzweifelnd saß er da und betrachtete das halbfertige Instrument — einen Körper ohne Seele. selbst seine Querpfeife konnte ihn nicht trösten.

Eines Tages aber beachtete ein gutmüthiger Kunde den schlanken blassen Knaben, der ihn so sauber und sorgfältig rasirt und frisirt hatte, und Ruben ward der glückliche Empfänger eines Dollars.

Er eilte fort, um Darmsaiten und einen alten Bogen zu kaufen, bezog mit zitternder Hand sein Instrument und versuchte, nachdem dies geschehen, seiner Geige Töne zu entlocken.

Die Töne kamen; eine Saite nach der andern wurde gestimmt, der Bogen aufgesetzt und die Geige hatte eine Seele!

Schwach und dünn waren die Töne, aber dennoch waren es bestimmte musikalische Laute, und der Knabe drückte sein selbstgefertigtes Kleinod an sein hochklopfendes Herz und schluchzte vor Freude.

Er spielte eine Melodie nach der andern; er achtete nicht darauf, daß der Abend in Nacht überging; er vergaß seine Mahlzeit, ja, er vergaß auch, — was ihm ohne seinen musikalischen Enthusiasmus schon längst hätte einfallen müssen — daß, obschon die kindische Querpfeife in dem Hause seines Lehrherrn geduldet wurde, doch dies mit einer Violine nimmermehr der Fall sein würde. Der gute Quäker, einer der strengsten seiner Secte hielt die Musik für etwas Unnützes, Sündhaftes und Heidnisches und ein Geiger war in seinen Augen eben so schlimm als ein Dieb.

Wer malt daher Rubens Bestürzung, als die Thür seiner Dachkammer sich öffnete und sein Lehrherr vor ihm stand.

Ruben nahm alle Zornesworte Ephraims schweigend hin, nur trug er Sorge, seine liebe Violine sicher vor dem Sturm zu bewahren, indem er sie fest in seine Arme schloß.

„Du hast Deine Arbeit vernachlässigt und Geigen gestohlen!“ rief der Erzürnte.

„Ich habe meine Arbeit nicht vernachlässigt,“ antwortete der Knabe schüchtern, „und ich habe auch die Violine nicht gestohlen.“

„Wie bist Du denn sonst dazu gekommen?“

„Ich habe sie selbst gemacht.“

Der alte Ephraim gab Ueberraschung zu erkennen. Alle Musik in der Welt war in seinen Augen Nichts, wohl aber fand er Gefallen an mechanischen Handfertigkeiten, und der Gedanke, eine Violine zu fertigen, erschien

ihm als ganz besonders sinnreich. Er besah die Geige und war weniger zornig.

„Klingt sie denn?“ fragte er.

Ruben begann erfreut sogleich eine seiner rührendsten Melodien aufzustreichen, aber sein Lehrherr that ihm Einhalt.

„Es ist gut so.“ sagte er. „Ich wollte blos sehen, ob sie klänge — alle Melodien sind einerlei. Wahrscheinlich möchtest Du Musiker werden?“

Ruben ließ den Kopf hängen und antwortete nicht.

„Na, das kannst Du nicht werden und ich möchte Dir daher rathen, es nicht zu versuchen. Vergiß' die Geige und werde ein guter Barbier. Indessen, ich will weiter nichts sagen; das nächste Mal aber spiele nicht im Hause.“

Alle Abnahmungen des alten Quäkers waren aber nicht im Stande, Rubens Liebe zur Musik zu unterdrücken. Er rasirte und schnitt Haare ab, wie sein Dienst verlangte, aber dann eilte er zu seiner Violine. Von dem Dache des Hauses erklang seine Musik und in diesem höchst originellen Consertsaale, mit dem blauen Himmel über sich, während die nun an sein Spielen gewöhnten Sperlinge neben ihn hin- und herhüpften, erwarb sich der Knabe allmählich die ersten Fertigkeiten in seiner Kunst.

Wir brauchen nicht erst die Kunstgriffe aufzuzählen, zu welchen er, um seiner Belehrung willen, Zuflucht nahm — wie er des Abends mit seiner Violine in den Straßen umherwanderte, um einige Cents zu verdienen und sich dafür alte Musikalien zu kaufen, und wie er allmählig größere Fertigkeit erlangte und als eine Art Supernumerarius in eine herumziehende Bande aufgenommen wurde.

Eines Abends, als dieses volksthümliche Orchester für einen Ball in einem Privathause engagirt war, verschwand die erste Geige auf geheimnißvolle Weise. Der kleine Ruben hatte den Muth, sich als Ersatzmann anzubieten. Es war ein verwegener Gedanke. Die andern Musikanten lachten anfangs über ihn, dann aber hörten sie ihn die Stimme spielen, die kein Anderer übernehmen konnte, und endlich gestatteten sie ihm, einen Versuch zu machen.

Zum ersten Male in seinem Leben sah nun der Barbierlehrling einen Ball und es war einer der glänzendsten, die man damals in Newyork gab. Er glaubte sich in ein Zauberland versetzt — er war geblendet, betäubt, aufgeregt und spielte in seinem Enthusiasmus ganz vortrefflich.

Die Nacht verging; die Tänzer schienen nicht müde zu werden, aber anders war es mit den schmerzenden Fingern der Musiker.

Ruben ganz besonders, für den die Aufregung etwas Neues war, wurde immer erschöpfter und sank endlich, gerade als er einen Walzer gespielt, ohnmächtig von seinem Stuhle.

Die meisten der flotten Tänzer gingen an ihm vorüber — er war ja blos ein armer Musikant; ein einziges junges Mädchen aber, welches sich noch das mitleidige und einfache Gemüth des Kindes bewahrt hatte, hielt dem jungen Mann ein Glas Wasser an die Lippen.

„Cora Dacres bringt einen ohnmächtigen Geiger wieder zum Leben!“ sagte eine kichernde Stimme. „O, das ist allerliebst!“

Das Mädchen drehte sich entrüstet herum und sagte:

„Cora Dacres schämt sich niemals zu thun, was recht ist. — Fühlt Ihr Euch wieder wohler?“ setzte sie zu dem armen, jetzt wieder die Augen aufschlagenden Ruben gewandt, sanft hinzu.

Er ermannte sich wieder und sie verschwand unter den Tänzern, aber noch schwebten die braunen Locken und die sanften, braunen, mitleidigen Augen des kleinen kaum der Kindheit entwachsenen Mädchens vor Rubens innerem Auge und der junge Musikant ertappte sich oft dabei, wie er seiner einzigen Vertrauten — seiner Geige — den hübschen Namen vorsagte, den er bei seinem Erwachen gehört und sich undeutlich als des ihrigen erinnern konnte — Cora Dacres.

Lange zuvor, ehe er einundzwanzig Jahre alt wurde, widmete Ruben sich ausschließlich der Musik. Der Wendepunkt in seiner Laufbahn wurde durch einen seltsamen Vorfall herbeigeführt.

In einer mondhellen Nacht, als er, wie gewöhnlich, auf dem Dache spielte, sah er aus dem obersten Fenster des gegenüberstehenden Hauses einen Kopf heraussehen. Dieser Kopf wurde hineingezogen, so bald Ruben aufhörte zu spielen und kam wieder zum Vorschein, wenn er wieder anfing. Ein natürliches Gefühl befriedigter Eitelkeit hielt den jungen Mann ab, sich zurückzuziehen, wie er in seiner ersten An-

wandlung von Schüchternheit thun wollte, und überdies war Theilnahme für Etwas, was sich auf seine Kunst bezog, für Ruben so neu, daß es ihm Vergnügen machte, zu bemerken, wie man ihm aufmerksam zuhörte, wenn es auch nur von einem unbekannten Nachbar geschah. Demgemäß legte er den innigsten Ausdruck in sein Spiel und setzte dieses fort bis Mitternacht.

Am folgenden Tage, während er in dem Geschäftslokal seines Meisters seinen Dienstverrichtungen oblag, wurde er in das Haus gegenüber gerufen. Er ging, indem er die Insignien seines bescheidenen Handwerks mit sich nahm; anstatt eines geduldigen Kunden aber sah er einen Herrn, der, als er seinen Scheersack auspackte, blos lächelte.

(Schluß folgt.)

## Verschiedenes

In Ulm wollte ein bekneipt nach Hause gekommener Apothekergehülfe noch einen tüchtigen Schlaftrunk aus einer Malagaflasche thun, erwischte aber dafür die Opiumflasche und büßte seinen Irrthum mit dem Tode.

— Berlin. Die „Vossische Zeitung" schreibt: „Nach einem am 22. Januar vom Kronprinzen in dem Spandauer Forst abgehaltenen Treijagen trug einer der Treiber-Knaben Namens Wangemann aus Spandau dem Konprinzen eine Bitte um seines Bruders Freilassung, Welche in Torgau eine ihm wegen thätlicher Mißhandlung eines Militär-Arztes zuerkannte zwanzigjährige Festungsstrafe verbüßte, vor. Der Kronprinz ermahnte den Knaben, sich das traurige Schicksal seines Bruders zur Warnung dienen zu lassen; im Uebrigen ist die Bitte des Knaben erhört worden. Sein Bruder, der sich auf der Festung gut geführt hatte, ist begnadigt worden und dient gegenwärtig im 24 Regiment in Reims."

— Elberfeld, 29. Febr. Die hiesigen Waffenfabrikanten, welche während des Krieges dem Feinde Waffen lieferten und ein Spediteur, welcher solches unterstützte, wurden gestern von hiesigem Zuchtpolizeigericht abgeurtheilt. Ein Fabrikant wurde freigesprochen, die drei Andern zu einer Geldstrafe von 1424 Thaler, 7820 Thl. und 6828 Thlr., im Nichtzahlungsfalle Jeder zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt, auch die Confiscation der ausgeführten Waffen und Waffentheile und, soweit solche nicht confiscirt sind, deren Wertherlegung verordnet. Der Spediteur wurde zu einer Geldbuße von 17,250 Thr., eventuell zu einer Gefängnißstrafe von 6 Monaten verurtheilt und allen vier Verurtheilten verhältnißmäßig die Kosten zur Last gelegt.

— Weißenburg, 1. März. Seit heute Mittag ist die hiesige Beamtenwelt und das hier garnisonirende Regiment in der größten Aufregung: was seit langer Zeit von Einigen vermuthet, von Andern als zu sehr gegen die Pietät verstoßend angezweifelt wurde, ist heute geschehen, — die Herren Gebrüder Volpert haben die drei berühmten, vielfach erwähnten und weithin sichtbaren Pappeln auf dem Geisberge abhauen lassen, die allerdings auf ihrem Eigenthum standen, aber die Gräber so vieler gefallenen deutschen Helden bezeichneten. Jedes Auge, das sich bisher dafür interessirte vermißt schmerzlich den gewohnten und mit so hohen Erinnerungen verknüpften Anblick. Es liegt die Vermuthung nahe, daß die Dokumentirung dieser gewiß nicht hohen Gesinnung in Verbindung steht mit der vorgestern erfolgten Publizirung des Gesetzes über Expropriation der Stellen, auf welchen Gefallene beerdigt sind.

— (Einer der Retter des Dichters Kinkel.) Die Persönlichkeit, welche seiner Zeit Kinkel zur Flucht behilflich gewesen, war bis jetzt unbekannt geblieben. Wie man nun der „Schles. Ztg." aus Görlitz mittheilt, war es der Gutsbesitzer Hensel, welcher Kinkel und Karl Schurz von Spandau aus über die Grenze gebracht hat und dessen Tod soeben aus Strehlen bei Dresden gemeldet wird.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 21. Mittwoch, 13. März 1872.

## Ein musikalischer Barbier,

oder

### Ruben Bandrest.

Skizze von Rudolph Müldener.

(Fortsetzung.)

„Nicht in Deiner Eigenschaft als Barbier habe ich Dich rufen lassen," sagte der Fremde in einem mit sonderbarem ausländischen Accent gesprochenem Englich, „ich wünsche vielmehr, mit Dir über das Violinspiel zu sprechen, welches ich vorige Nacht hörte. Man sagte mir, Du wärest dieser Geiger; ist das wahr?"

„Ja, Sir," antwortete Ruben.

„Wer hat Dich unterrichtet?"

„Ich mich selbst."

„Dann liebst Du wohl die Musik?"

„Von ganzem Herzen! von ganzer Seele!" rief der junge Mann begeistert.

Der Fremde lockte Ruben auf geschickte Weise die ganze kleine Geschichte seines Lebens und seiner Violine ab und sprach mit ihm lange und eindringlich.

„Du besitzest das wahre Gefühl für die edle Kunst, welcher auch ich angehöre," sagte er. „Du hast vielleicht viele Schwierigkeiten zu bestehen, aber laß' Dich deswegen nicht entmuthigen — Du wirst sie alle überwinden, Du hast schon viele Hindernisse mit Glück bekämpft, aber höre mich an und ich will Dir erzählen, was ich in Deinem Alter durchzumachen hatte. Als ein armer Knabe wie Du, kam ich in die größte Stadt Europa's. Mein Herz war erfüllt von Musik, aber meine Tasche leer an Geld. Mein einziger Schatz war meine Geige. Eines Tages ließ ich sie in meinem armseligen Zimmer zurück, während ich ausging, um mir für mein letztes Stück Geld ein Brod zu kaufen. Als ich wieder zurückkehrte, war meine Geige verschwunden. Man hatte sie mir gestohlen! Möge Gott mir das Verbrechen verzeihen, welches ich in meiner wahnsinnigen Verzweiflung beabsichtigte. Ich eilte nach dem Flusse, sprang hinein, ward aber von dem Tode, den ich suchte, gerettet — ich ward gerettet, um für bessere Dinge zu leben. Mein Freund," fuhr der Musiker nach langem Schweigen fort, während dessen er sich das Gesicht mit den Händen bedeckte, bei allen Anfechtungen, welche Dir beschieden sein können, denke an diese, die mir beschieden war, und laß' Dich dadurch warnen!"

„Ja, das will ich — das will ich!" rief Ruben gerührt.

„Und nun, nachdem ich Dir dieses furchtbare Geheimniß meines Lebens erzählt habe, wird es gut sein, wenn ich Dir meinen Namen vor der Hand noch verschweige. Es könnte Dir übrigens auch nichts nützen, denn morgen reise ich nach Europa zurück. Solltest Du aber jemals nach Paris kommen, so suche das Haus auf, welches ich Dir aufschreiben werde, gieb' diesen Zettel ab und Du wirst Weiteres von mir hören."

Der Herr schrieb einige Zeilen in einer fremden Sprache, welche Ruben nicht verstand, obschon er durch seine musikalischen Studien einige Kenntniß vom Französischen, sowohl als vom Italienischen erworben hatte.

Der fremde Herr gab ihm hierauf die Adresse und wünschte ihm wohl zu leben.

Der junge Mann dachte lange über dieses Abenteuer nach und ließ sich dadurch bestimmen, einem Handwerke, welches ihm so wenig gefiel, zu entsagen, um sich nur der Ausübung seiner geliebten Kunst zu widmen.

Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß der Musiker ein bequemes, sorgloses Leben führen könne, welches Jedem offen stehe, der keine Lust zu solideren Erwerbszweigen oder Studien hat. Bei keinem Berufe bedarf es einer größeren geistigen Rührigkeit und ausdauernder Uebung, als gerade bei diesem. Wer auch nur eine mäßige Berühmtheit darin erlangen will, muß Jahre täglicher, geduldiger Anstren-

gung auf höchst trockene und uninteressante Zweige des Studiums verwenden. Ein Dichter kann Jemand von Natur sein, aber es ist geradezu unmöglich, daß ein Musiker groß sei, wenn er nicht eben so tiefe Wissenschaft besitzt, wie sie jemals das Gehirn eines Mathematikers beschäftigte. Er muß arbeiten — er muß sich seinen Weg Zoll für Zoll bahnen — er muß den Grund umgraben und den Boden fruchtbar machen, ehe er seinen Garten anlegen und darin seine Blumen pflanzen kann.

Dies that auch unser junger Ex-Barbier von Newyork. Er studirte wissenschaftlich, was er erst nur durch den Instinkt des Genie's gelernt und arbeitete sich langsam und allmählig in seinem Berufe empor.

Zuweilen erweckte sein schlichtes alltägliches Aeußere, welches in knabenhafter erscheinen ließ, als er wirklich war — sein altväterischer Name und vor allen Dingen die Einfachheit und quäkerhafte Eigenthümlichkeit in seiner Kleidung und seinen Maniren den Spott seiner Kameraden, welche die Musik mehr aus Eitelkeit oder Gewinnsucht, als aus wirklicher Liebe zur Kunst betrieben.

Die Geschichte seiner jugendlichen Ausdauer entwaffnete denselben aber stets und man pflegte in Bezug auf den jungen Vandrest zu sagen, daß Der, welcher ohne Anweisung eine Violine machen konnte, sicher auch darauf spielen lernen werde.

Allmählig wurde der junge Geiger bekannt und fand Zutritt in Gesellschaftskreisen, in welche er kaum jemals geträumt, seinen Fuß zu setzen. Mancher Reiche bewillkommnete gern in seinem Hause Mr. Vandrest, den jungen bescheidenen Musiker, dessen freundliches Wesen ihm zu eben so großer Empfehlung gereichte, als sein anerkanntes Talent. Der Barbierlehrling war vollständig vergessen, oder man dachte seiner nur als eines Beweises, in wie hohem Grade das Glück des Menschen in seiner eigenen Hand liegt, wenn er nur Thatkraft mit Ausdauer verbindet.

In einer jener eleganten Versammlungen hörte Vandrest wieder den Namen, der, trotz aller Wechselfälle seines Lebens, niemals gänzlich aus seiner Erinnerung entschwunden war — den Namen Cora Dacres.

Er drehte sich herum und sah das veränderte Ebenbild des Mädchens, welches ihm in jener Nacht das Wasser an den Mund gehalten. Sie war zu hoher weiblicher Schönheit herangewachsen, aber er erinnerte sich noch ihres Gesichts.

Sie dagegen hatte auch nicht die leiseste Erinnerung an ihn — wie wäre dies auch möglich gewesen? Licht und Finsterniß waren nicht verschiedener von einander, als der angenehme, feingebildete, junge Mann, der ihr jetzt vorgestellt wurde, von dem bleichen, unbeholfenen, schlechtgekleideten Knaben, den sie bemitleidet und unterstützt hatte.

Zuweilen war Vandrest im Begriffe, sie an diesen Umstand zu erinnern, aber ein ihm selbst unklares Gefühl von Empfindlichkeit und Scham, welches nicht gänzlich die Folge der Erinnerung an jene von Armuth heimgesuchten Tage war, hielt ihn davon zurück.

Und er ging nach Hause.

Und wieder hätte seine alte Geige ihn den Namen Cora Dacres nennen hören können, dieses Mal aber nicht mit knabenhaftem Enthusiasmus über Alles, was angenehm und schön war, sondern in der ersten starken, Alles absorbirenden Liebe des Mannesalters, wie sie in einer Natur erwachte, die in jeder Beziehung geeignet war, dieses Gefühl in seiner höchsten, reinsten dauerndsten Gestalt zu fassen und festzuhalten.

Ruben Vandrest, der sich bis jetzt um Nichts auf der Welt gekümmert, als um seine Geige, lernte auch lieben, und zwar mit der enthusiastischen Anhänglichkeit eines innig fühlenden, biedern Gemüths trotz aller Verlockungen, welche die Laufbahn des Virtuosen darbot, blieb Ruben eben so schlicht und naiv in seiner ganzen Denkungsweise, wie die ehrwürdige Secte, welcher seine Voreltern angehört hatten.

Und Cora war würdig, einem solchen Manne Liebe einzuflößen.

Ob sie dieselbe erwiderte oder nicht, daran dachte Ruben nicht. Er war zu vollständig versenkt in die neue Wonne der Liebe für sie, als daß er daran gedacht hätte, sich selbst diese Frage vorzulegen. Er besuchte sie in ihrem Hause und wurde ein Günstling ihres Vaters, welcher den Mäcen spielte, gerne Musiker in sein Haus einlud und sie wie ein kostbares und angenehmes Spielzeug behandelte.

Endlich jedoch wurde Mr. Dacres aus seiner Apathie durch die augenscheinliche Zunei-

gung aufgerüttelt, welche zwischen seiner Tochter und dem jungen Vandrest bestand.

Obschon ihm der Geiger ganz gut gefiel, so wollte doch der kluge Mann Nichts davon hören, daß Ruben seine Tochter heirathe, namentlich da es einer jener widerwärtigen gutmüthigen Freunde, von welchen es in der Welt eine Menge giebt, gewesen, der ihn zuerst auf die Liebe seiner Tochter zu Vandrest aufmerksam gemacht.

Die Folge war eine Unterredung zwischen Mr. Dacres und Vandrest, in welcher der arme Ruben ganz verlegen und verzweifelnd seine bis jetzt verborgen gehaltene Liebe gestand, erst mit der bebenden Schüchternheit eines Mannes, der sein Innerstes plötzlich und schonungslos blosgelegt sieht, und dann mit einer Festigkeit, die ihm das Bewußtsein einflößte daß es in diesem seinem Herzen Nichts gab, worüber ein ehrlicher Mann zu erröthen brauchte.

„Sie thun mir leid, Mr. Vandrest,“ sagte der gerade mit der Sprache herausgehende, es aber durchaus nicht übelmeinende Mr. Dacres, „Cora's Hand kann niemals Ihnen gehören — das ist unmöglich.“

„Warum unmöglich?“ sagte der junge Mann, indem er seinen gerechten Stolz und seine Selbstbeherrschung vollständig wieder erlangte. „Ich bin allerdings nicht reich, aber ich besitze einen unbefleckten Namen und die ganze Welt steht mir offen. Haben Sie etwas gegen meinen Stand?“

(Schluß folgt.)

---

## Schwurgerichts-Verhandlungen.

### I. Quartal 1872.

Zweibrücken, 6. März. Verhandlung gegen Apollonia Egalité, 25 Jahre alt, in Billigheim wohnhaft, Ehefrau des ohne bekannten Aufenthalt in Amerika abwesenden Barbiers Jakob Weiß, wegen Kindsmords. Anklage: Herr Staatsanwalt Zöller. Vertheidigung: Herr Anwalt Erbelding.

Als am 4. Dezember vorigen Jahres Ehefrau Schramm Abends um 5 Uhr am Hause der heutigen Angeklagten vorüberging, hörte sie drinnen ein Schreien wie von einem neugeborenen Kinde. Es war ihr Dies auffallend, da sie wußte, daß der Mann der Angeklagten schon seit $1^{1}/_{2}$ Jahren in Amerika sich befand und man außerdem von einer vorausgegangenen Schwangerschaft der Frau Weiß im Dorfe Nichts gehört hatte; sie blieb deßhalb stehen und horchte, vernahm aber Nichts mehr. Am nächsten Tage verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Orte das Gerücht, die Angeklagte sei niedergekommen, und auch der Bürgermeister erhielt Kunde hievon. Da ihm aber keine offizielle Anzeige gemacht wurde, so schickte er den Polizeidiener in das Haus der Angeklagten, und dieser fand letztere mit ihrer Schwester Elisabeth, die bei ihr wohnte, zu Hause. Die Angeklagte lag zu Bette und klagte über heftiges Halsweh. Als diplomatischer Mann sagte der Polizeidiener Nichts von dem im Orte gehenden Gerüchte, sondern berichtete dem Bürgermeister wieder, was er wahrgenommen. Dieser schickte daraufhin die Hebamme zur Frau Weiß, welche anfangs ihre Niederkunft hartnäckig leugnete. Erst am nächsten Tage, am 6. Dezember, gestand sie der Hebamme, sie habe am 4. Dezember entbunden und das Kind, das sie für todt gehalten, gleich nach der Geburt in eine in der Hinterstube stehende Kiste gelegt, wo die Amme das Kind auch wirklich als Leiche vorfand. Auf sofort erfolgte gerichtliche Anzeige traf das k. Landgericht Bergzabern noch am 6. Dezember Nachmittags ein, und schon bei der ersten Obduktion fand man am Halse des Kindes deutliche Spuren von Erdrosselung. Als man die Angeklagte darüber befragte, erklärte sie, Nichts davon zu wissen; sie habe das Kind für todt gehalten und deßhalb in die Kiste gelegt.

Auch die heutige Verhandlung ergab kein anderes Resultat, und es wurde deßhalb die Angeklagte, nachdem sie von den Geschworenen unter Annahme mildernder Umstände und geminderter Zurechnungsfähigkeit für schuldig erklärt worden war, vom Gerichtshofe zu einer Gefängnißstrafe von 4 Jahren verurtheilt.

— 7. März. (Schwurgericht.) Anklage gegen Valentin Keller, 28 Jahre alt, Bürstenbinder von Rambsberg, wegen Körperverletzung mit nachgefolgtem Tode. Die Geschworenen erklärten den Angeklagten für schuldig mit Annahme der geltend gemachten mildernden Umstände, worauf der Schwurgerichtshof eine Gefängnißstrafe von $2^{1}/_{2}$ Jahren erkannte.

— 9. März. (Schwurgericht.) Philipp Künell, 67 Jahre alt, Küfer von Frankenthal, wurde des Todtschlagsversuchs, verübt mit geminderter Zurechnungsfähigkeit, schuldig erklärt und zu einer Gefängnißstrafe von 3 Jahren verurtheilt.

---

### Verschiedenes

— München, 6. März. Professor Reinkens und Weltpriester Hirschwälder aus der Breslauer Diöcese, welche bekanntlich seit längerer Zeit ihren Aufenthalt hier in München genommen haben, erhielten vom Fürstbischof von Breslau die Aufforderung, bis längstens Ende April sich den vaticanischen Decreten zu unterwerfen, widrigenfalls über beide die große Excommunication verhängt würde.

— Heidelberg, 6. März. Ein ungewöhnlich feierlicher Leichenzug bewegte sich gestern von dem hiesigen akademischen Hospital aus durch die Stadt. Er trug ein spätes Opfer des Krieges von 1870 zur letzten Ruhestatt. Der Verstorbene war ein Soldat des 35. deutschen Infanterieregiments, Namens Stellmacher aus Pommern, welcher in der Schlacht von Vionville am 16. August 1870 durch einen Schuß in den Unterleib schwer verwundet und in ein hiesiges Lazareth gebracht worden war. Siebzehn Monate hatte der unglückliche junge Mann unter namenlosen Körperqualen und brennender Sehnsucht nach den Seinigen in der fernen Heimath auf seinem Schmerzenslager zugebracht, bis ihn der Tod endlich am 4. d. M. erlöste. Es wurde ihm aber noch vorher der Trost, die ersehnte Mutter wiederzusehen, die aus Pommern hierher geeilt war und in deren Armen er verschied.

— Aus Mitteldeutschland, 4. März. Die Karlsruher Zeitung berichtet: Von einer Anzahl mitteldeutscher Zeitungsverleger sind Schritte eingeleitet, um — vielleicht schon zu Pfingsten und wahrscheinlich nach Eisenach — eine Versammlung ihrer Collegen zu berufen, die Angesichts der gestiegenen Arbeitslöhne, Papierpreise und sonstiger Herstellungskosten die Maßregeln berathen soll, welche von ihnen dieser Kalamität gegenüber zu ergreifen seien. Allem Anschein nach wird man sich für eine Erhöhung der Insertionsgebühren und der Abonnementspreise entscheiden.

— Leipzig, 6. März. Um 3 Uhr 55 Minuten fand ein starker Erdstoß statt, der 3 Secunden lang dauerte. Es ward ein Geräusch hörbar wie von einem schwerbeladenen Wagen. Der Kalk fiel von den Wänden, Thüren sprangen auf, Möbel schwankten. Die Richtung war eine südwest-nordöstliche. Es war der erste Erdstoß, den man in Leipzig gespürt hat.

In Liverpool stand unlängst ein Lebensmüder vor dem Polizeigericht, um sich ob dieser gesetzwidrigen Neigung zu verantworten. Ein Polizeidiener hatte ihn in dem Augenblick erfaßt, als er sich aufknüpfen wollte. Was auch immer die Motive für den beabsichtigten Selbstmord gewesen sein mögen, Mangel an Humor war es nicht, denn der Angeklagte wußte sich durch einen guten Witz die Freisprechung zu verdienen. Trockenen Tones erklärte er nämlich, er sei naß geworden und habe sich „blos zum Trocknen aufhängen wollen."

(Reiche Nachkommenschaft.) In Polpero, einem Dorfe in Cornwall, starb ohnlängst im Alter von 93 Jahren eine Wittwe, Namens Mary Holten, die eine Nachkommenschaft von nicht weniger als 237 Seelen hinterläßt, nämlich 14 Kinder, 117 Enkel und 106 Urenkel.

(Gerechte Klage.) Zwei Handelsleute kommen an einem Jahrmarkte in ein Wirthshaus, nicht um etwas zu verzehren, sondern nur, um sich zu wärmen. Beim Fortgehen lassen sie die Thüre offen stehen. Wirthin: „Wenn ihr nichts verzehrt, so könnt' Ihr doch wenigstens die Thüre zumachen!" — Fremder: „Gott, ist die Frau grob, bei der kehr'n mer aach nimmer ein."

Paris. Der Kastanienbaum des 20. März ist mit Blättern bedeckt, so wie auch mehrere Kastanienbäume im Tuileriengarten und den Champs-Elysees; von allen Seiten wird der rasche Fortschritt der Vegetation gemeldet.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 22.** Freitag, 15. März **1872.**

## Ein musikalischer Barbier,

oder

**Ruben Vandrest.**

Skizze von Rudolph Müldener.

(Schluß.)

„Durchaus nicht, ein Musiker ist ein ehrlicher Mann ebenso gut wie ein Kaufmann." Zu jeder andern Zeit würde dieser sehr schmeichelhafte Vergleich Ruben ein Lächeln entlockt haben, jetzt aber antwortete er blos, während seine Wangen dunkler errötheten:

„Oder stoßen Sie sich an meiner Herkunft? Mein Vater war aus guter Familie, vielleicht aber ist es Ihnen unangenehm zu wissen, daß der künftige Gatte ihrer Tochter einmal als Lehrling in einem Barbierladen thätig war?"

„Mein werther Herr," sagte Mr. Dacres, „Sie vergessen, daß wir Amerikaner sind, und daß wir keine andere Aristokratie kennen, als Talent und Reichthum. Das erstere besitzen Sie unzweifelhaft, ohne den zweiten aber können Sie Cora nicht heirathen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß Sie jemals ein reicher Mann werden."

„Wollen Sie mich den Versuch machen lassen?„ rief Vandrest begierig.

„Es würde Nichts nützen; es würde Ihnen nicht gelingen."

„O ja, es würde mir gelingen!" rief der junge Mann ungestüm. „Sprechen Sie mir nicht die Hoffnung ab. Ich würde Alles versuchen, um Cora zu gewinnen."

Und von dieser innigen, aufrichtigen Liebe beseelt, verfolgte Ruben seinen fast hoffnungslosen Weg. Er hatte sein Wort gegeben, daß er Cora nichts von seiner Liebe sagen, daß er nicht versuchen wollte, die ihrige zu gewinnen — dies verlangte ihr Vater gebieterisch. Dagegen aber versprach derselbe auch, seiner Tochter freie Hand zu lassen und während der drei Jahre Abwesenheit, die er von Ruben Vandrest verlangte, sie nicht zu zwingen irgend einem andern Manne ihre Hand zu reichen.

Demnach verabschiedete sich Vandrest von Cora Dacres, ohne ihr ein offenes Bekenntniß zu machen. Aber war es wohl möglich, eine so tiefe und innige Liebe wie die, welche das Herz des jungen Musikers füllte, gänzlich zu verbergen? War es möglich, daß sie, der Gegenstand dieser Liebe, dieselbe nicht bemerkt und gewürdigt habe? Cora's Herz folgte dem Scheidenden nach Europa, ebenso fest von seiner Liebe überzeugt, als hätte er sie ihr hundertmal gestanden.

Als Vandrest sich zur Reise rüstete, fand er zufällig die längst vergessenen Zeilen des fremden Musikers. Diese wiesen ihn nach Paris und dorthin beschloß er demgemäß zu gehen, da ihm, der auf dem ganzen umfangreichen Boden der alten Welt keine einzige Seele kannte, ganz Europa gleich war.

Er kam hier an und fand in seinem unbekannten Freunde den gutmüthigen, talentvollen Schweden, welcher nach Paganini's Tode der erste Geiger der Welt geworden — Ole Bull.

Nun war der Erfolg des jungen Amerikaners gesichert. Der große Geiger hatte keinen Nebenbuhler zu fürchten und keine niedrige Eifersucht hielt ihn ab, Vandrest's Erfolge durch jedes in seiner Macht stehende Mittel zu fördern.

Vandrest durchwanderte Europa von einer Hauptstadt zur andern. Ueberall erwarb er sich Freunde und — was für ihn noch wichtiger war — Geld Er gestattete sich kein Vergnügen, sondern blos, was das Leben unbedingt erheischte, und sparte seinen ganzen Erwerb zu dem einen großen Ziele, welches ihm vor Augen schwebte — dem Sammeln eines Vermögens, um es Cora zu Füßen legen zu können.

Nur selten hörte er von ihr; er wußte nicht, ob nicht vielleicht ihre Liebe wankend geworden sei und zuweilen bemächtigte sich seiner ein

Gefühl der hoffnungslosen Abenteuerlichkeit seines Projekts mit erkältender Ueberzeugung. Aber seine innige Liebe besaß, trotz seines sonst ruhigen und leidenschaftslosen Naturells, eine Stärke, welche Denen, die von jedem vorübergehenden Impuls bewegt werden, unbekannt ist, und so erreichte er sein Ziel eben in Folge der ihm innewohnenden Energie.

Ehe die drei Jahre um waren, kehrte er mit einem hinreichenden Vermögen nach Amerika zurück.

Mit hochklopfendem Herzen stand der junge Musiker vor seiner Geliebten, gestand ihr seine Liebe und erfuhr, daß auch sie ihn liebe.

Es war sehr süß, Cora in der Offenheit ihres biedern Herzens, welches sich nicht schämte, einen so würdigen Mann geliebt zu haben, gestehen zu hören, wie ihre Gedanken ihn auf seinen Wanderungen begleitet und wie jeder seiner Erfolge für sie doppelt beglückend gewesen.

Das menschliche Glück ist aber niemals frei von Schmerz und wenn Cora die veränderte Gestalt ihres Verlobten, sein eingefallenes, bleiches Gesicht und seine großen braunen Augen betrachtete, dann bemächtigte sich ihrer furchtbare Angst, und sie fühlte, daß die Freude selbst durch einen zu hohen Preis erkauft worden sein könne.

Und so war es auch wirklich. Rubens Thatkraft hatte ihn aufgeregt erhalten, bis die Reaktion der erfüllten Hoffnung eintrat und dann war es aus mit seiner Gesundheit. Eine lange Krankheit folgte.

Eines Segens aber wurde er doch theilhaftig. Seine Verlobte war in seiner Nähe und bei all' ihrem Schmerze war Cora dem Himmel dankbar, daß Ruben erst nach Hause gekommen und daß es ihre Hand und ihre Stimme war, welche ihm jetzt Trost brachte und daß sie beten konnte, er möge ihrer Liebe erhalten bleiben.

Und Vandrest blieb wirklich am Leben. Die Liebe rang mit dem Tode und gewann den Sieg. —

Im nächstfolgenden Jahre, in der lieblichen Zeit eines amerikanischen Frühlings, vermählte der Musiker sich mit seiner Verlobten und führte sie heim in ein schönes Landhaus, so wie er es sich oft geträumt, wenn er an Sommerabenden auf dem Dach des Hauses in Newyork zu sitzen und seiner plumpen Geige Töne zu entlocken pflegte.

Und in Rubens neuer Häuslichkeit wurde keine Reliquie in höheren Ehren gehalten, als diese Geige, welche ihn zuerst gelehrt hatte, wie viel mit Beharrlichkeit und Thatkraft sich ausrichten läßt.

---

## Gerichtsverhandlung.

Aus den Münchener „Neuesten Nachrichten."

(Ein geistlicher Gaukler.) Aus unserem lieben am Fuße des Domberges liegenden Freising berichte ich Ihnen folgende nicht uninteressante Gerichts-Verhandlung: Mathias Ertle, Priester an der eine Viertelstunde entfernten Wallfahrtskirche „Wieskirche", welcher neben seinem Priesteramte auch schon seit vielen Jahren das Gewerbe eines Oekonomen und Bierwirthes, hauptsächlich aber das eines medizinischen Pfuschers und Teufelbeschwörers betreibt, war wegen käuflicher Verabreichung von Oel und Weihrauch an kranke Personen, meistens jedoch für krankes Vieh (welche Krankheiten Ertle stets „mit dem Teufel besessen" nannte), und gegen welches Leiden obige Kaufmannsgegenstände helfen sollten, vor die Schranken des Bezirksgerichts Freising gestellt, da Ertle's gewerbsmäßig betriebener Verkauf solcher nutzlosen Mittel als Betrug angenommen wurde. Zur Verhandlung, welche auf Donnerstag den 28. Februar lfd. Js., Vormittags 9 Uhr, angesetzt war, erschienen circa 25 theils Belastungs-, theils Entlastungszeugen, und waren auch zwei Sachverständige geladen. Die Anklage wurde durch den Staatsanwalt Herrn Trogg erhoben und in energischer, jedoch leidenschaftsloser Weise das Treiben des Wallfahrtspriesters Ertle beleuchtet, welcher Religion und religiöse Zermonien zu seinen gewerbmäßigen Teufelaustreibungen planmäßig mißbrauchte. Nachdem eine Rechtfertigungsschrift des Ertle aus der Voruntersuchung verlesen, wurden die beiden sachverständigen Herren Prof. Lindner und Apotheker Baumgartner über die beim Beschuldigten mit Beschlag belegten sogenannten Arzneimittel einvernommen, welche beide Herren einstimmig dahin deponirten, daß das in einem Dutzend vorhandener Gläschen aufbewahrte Oel — Baumöl der schlechtesten Sorte,

gemischt mit etwas Spicköl, sei und zur Qualität des sogenannten Spinnradöls gerechnet werden müsse, der Weihrauch aber ebenfalls zur schlechtesten Sorte zähle. Die sodann vernommenen Entlastungszeugen konstatirten gleichlautend, daß Ertle ohne Ausnahme und für jede Krankheit, sei es bei Menschen oder Vieh, das mehrerwähnte Spinnradöl und den Weihrauch um einen den reellen Werth fast um's Zehnfache übersteigenden Preis verkaufte, manchmal jedoch auch umsonst hergab, den Käufern überdies Gebrauchsanweisungen mit auf den Weg gab, die wirklich ein schallendes Gelächter im Zuhörerraume hervorriefen, wie sich z. B. Ertle nicht scheute, einer bei ihm hilfesuchenden — nach eigener Angabe derselben — Geisteskranken anzurathen, das Spinnradöl unter die Speise zu mischen, und so die arme Patientin zwang, ihre Speise mit einer Suppstanz zu mischen, von der der hochwürdige Herr Wunderdoktor ganz genau überzeugt war, daß sie nur ranziges Lampenöl sei. Die Verhandlung ergab weiter, daß der geistliche Herr Wunderdoktor es überhaupt nie genau mit der Anwendung seiner Heilmittel nahm, da er zu gleicher Zeit für ein mit dem Teufel besessenes Kind und kranke Schweine sein geweihtes Oel und Weihrauch verkaufte, und es erregte allgemeine Heiterkeit, als der Herr Vorsitzende an einen der Entlastungszeugen die Frage stellte, ob denn die kranken Schweine auch von Ertle gesegnet wurden, da alle Zeugen deponirten, daß Ertle die kranken Menschen und Thiere durch seinen Segen kurire. Ein Belastungszeuge deponirte (jedoch nur vom Hörensagen), daß Ertle sich einmal sogar herbeilassen wollte, eine kranke Person vom Krankenbette aus direkt in den Himmel hineinzuspediren, jedoch selbstverständlich nur um die Fahrtaxe von 150 fl. Am originellsten war die Aussage einer jungen Frau, welche von ihrem eigenen Vater — um eine dem letzteren mißliebige Heirath seiner Tochter zu vereiteln — zu Ertle gebracht wurde, der ihr ebenfalls eine Portion Lampenöl mitgab mit der Weisung, hievon einige Tropfen in den linken Brautschuh zu schütten, dann könne sie nicht mehr anders und müsse noch am Altare „Nein" sagen. Daß das Wunderöl Nichts half, bewies ganz deutlich die bald darauf erfolgte Trauung der Zeugin. Das Urtheil lautete, daß Ertle wegen 9 verjährter Reate freigesprochen, wegen der zwei neuesten Reate aber, worunter auch die Brautschuhgeschichte — also wegen Gaukelei — zu 20 fl. Strafe und zur Tragung der Kosten verurtheilt wurde.

---

### Verschiedenes

—(Eine liebevolle Ehehälfte.) Vom Main, 3. März. Vor acht Tagen ist ein schauderhaftes Verbrechen in Klein-Steinheim bei Seligenstadt verübt worden. Eine übel beleumundete Frau ging mit ihrem Manne den schmalen Pfad eines mit Wasser angefüllten Steinbruches entlang. Diesen Moment benutzte die Person, um sich ihres Lebensgefährten, dessen sie schon lange überdrüssig war, zu entledigen. Ein unvermutheter Stoß stürzte den Ahnungslosen in die unheilvolle Tiefe. Als der dem Tode Geweihte sich wieder herausarbeiten wollte, schlug ihn die liebevolle Gattin mehrmals mit einer Stange auf den Kopf, so daß er betäubt zurücksank und in dem nassen Elemente seinen Tod fand. Ein in der Ferne stehender Mann war Zeuge der unheilvollen That, konnte jedoch nicht früh genug herbeieilen. Als er an den Schauplatz des Verbrechens kam, war die Mörderin schon in einem Wirthshause und vergnügte sich dort mit Guitarrenspiel und Schnapstrinken. Sie befindet sich nunmehr in den Händen der Gerechtigkeit.

— Nürnberg, 10. März. Gestern Abend hat sich auf der Nürnberg-Fürther Eisenbahn ein erschütterndes Ereigniß zugetragen. Zwei Frauenspersonen legten sich auf die Schienen und ließen sich von dem herankommenden Zug überfahren, ohne daß Etwas zu ihrer Rettung geschehen konnte. Beide wurden vom Platz getragen. Die Unglücklichen waren eine hier sich seit drei Monaten zur Kur aufhaltende Pfarrersfrau und ihre 69jährige Mutter. Erstere hatte Letztere, bei der sie in Pflege war, zu der traurigen That hingerissen.

— Erfurt, 7. März. Unser Erfurt, die alte Lutherstadt, hat eines seiner berühmtesten historischen Denkmäler verloren. Nachmittags 5¼ Uhr versetzten uns die Sturmglocken in Bewegung. Alles eilte nach der

Brandstätte; schon unterwegs hörten wir die schlimme Kunde; der große Saal des evangelischen Waisenhauses, die Lutherzelle stehe in Brand! Mit solcher Schnelligkeit griff das auf dem Boden dieses altehrwürdigen Gebäudes ausgekommene Feuer um sich, daß an Rettung der wichtigsten Documente nicht gedacht wurde. Die Zelle, in welcher Luther seinen gewaltigen Bußkampf als Augustinermönch durchgekämpft hat, die wir als Wiege der Reformation, als die Geburtsstätte seines waltigen Glaubens mit tiefer Ehrfurcht betreten haben, ist verbrannt. Tausende und Abertausende haben in Gedanken versunken, im Laufe der Jahrhunderte hier gestanden, und Erfurt sah diese Stätte als die Perle an in seiner alten Krone; diese Perle ist uns genommen. Die Bibel mit Luthers Randbemerkungen, mehrere handschriftliche Aufzeichnungen reformatorischer Männer, das Fremdenbuch, in welches sich ein Schiller, Göthe, Alex. v. Humboldt, die Königin Louise und Friedrich Wilhelm III. eingezeichnet hatten, sind ein Raub der Flammen geworden. Der berühmte Todtentanz, das Museum des Waisenhauses, das Bellermannische Museum sind zu Grunde gegangen und mit ihnen viele werthvolle unersetzliche Gegenstände, unter Andern die kostbare Bibel mit der goldenen Schrift, welche mit Mühe den räuberischen Händen Napoleons I. entrissen worden. Nur die massiven Umfassungsmauern des etwa nach 1266 erbauten Augustiner Eremitenklosters, durch dessen Pforten am 17. Aug. 1505 der Magister (Dr.) phil Martin Luther im Alter von $21^3/_4$ Jahren als Bettelmönch eintrat, stehen noch.

Aus St. Petersburg wird der „Allg. Ztg." über einen Raubversuch an dem Silberdiener der Königin von Württemberg Folgendes berichtet: Die Königin langte bekanntlich am Montag den 26. Februar hier auf dem Warschauer Bahnhof an. Der Zug traf Abends gegen halb 10 Uhr ein. Das Gepäck der hohen Reisenden sollte bestimmungsmäßig auf mehreren Gepäckwagen nach dem Winterpalast befördert werden. Außer dem Kutscher befand sich neben dem beaufsichtigenden Kammerdiener der Königin auf jedem dieser Wagen auch noch ein kaiserlicher Diener. Bereits waren die übrigen Wagen nach dem Palais abgefahren, und vergebens harrte noch der Kammerdiener der Königin, dem die Aufsicht über den Schmuck, die Brillanten und das Gold- und Silbergeschirr der Königin übertragen war, des kaiserlichen Dieners. Endlich als es schon auf dem Bahnhof einsam zu werden begann, gab er, auf die Ankunft desselben verzichtend, das Zeichen ohne ihn abzufahren, in der gewissen Erwartung, daß der Kutscher ihn auch ohne den Diener nach dem Winterpalais führen werde. Die Fahrt, die in mäßigem Tempo in 20 bis 30 Minuten zurückzulegen ist, fing indeß an, ungewöhnlich lange zu dauern. Der Schlitten fuhr große Strecken über Eis (die Newa), endlich wurden die Straßen einsamer und die Häuser kleiner und vereinzelter. Jetzt wurde der Kammerdiener besorgt, er klopfte dem Kutscher auf die Schulter, dieser drehte sich um, lachte und fuhr in rascherem Tempo weiter. Endlich, bereits hinter den letzten Ausläufern der Stadt, auf dem Smolensk'schen Felde, wo seiner Zeit Karakosow, der beim Sommergarten einen Mordanfall auf den Kaiser gemacht, gehängt worden ist, packte der k. Kammerdiener den Kutscher fest und rief angestrengt um Hülfe. Der Kutscher seinerseits gab mit einem Pfeifchen ein Signal, und auf dasselbe kamen drei Schlitten mit je zwei Männern darin herbeigefahren, zugleich aber erschien auch ein Garodovoi (Schutzmann) auf der Stelle, bei dessen Annäherung die Strolche, die sich eben über den Deutschen hermachen wollten, die Flucht ergriffen. Nur der Kutscher selbst blieb in den Händen des Polizisten, der, da er der deutschen Sprache nicht mächtig, ihn und den Kammerdiener nach dem nächsten Polizeibureau brachte, wo sich der Vorgang aufklärte. Der Kutscher ist bereits geständig, in Gemeinschaft mit jenen sechs Gehilfen und des kaiserlichen Dieners in einem in allen Details genau verabredeten Komplott gestanden zu haben, welches die Beraubung des deutschen Kammerdieners zum Zweck hatte, wobei selbstverständlich die Schurken schließlich auch nicht vor einem Morde zurückgeschreckt wären.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 23. Sonntag, 17. März 1872.

## Eine Familiengeschichte.

Ueber das ferne Meer kehrt der Mann zurück, aber nicht vom Grabhügel.
Finnisches Sprichwort.

Schon im Anfang der 1780er Jahre war Uleaburg so bedeutend vorangeschritten, daß es für die ansehnlichste Stadt Ostbothniens gelten konnte. Es hatte ungefähr 3000 Einwohner, zwei Märkte und 23 Straßen, eine geräumige Kreuzkirche und 350 Häuser, außer dem Rathhaus, sämmtlich von Holz. Man behauptet, die Stadt habe bloß zwei steinerne Häuser besessen, wovon das eine auf dem großen Markte gelegen. Zu ihren Merkwürdigkeiten gehört, daß Johann Messenius in der Kirche begraben liegt. Außerdem konnte Uleaburg sich einer schönen und gesunden Lage an der südlichen Seite des Ulea rühmen, der sich durch einen Wasserfall, genannt Merekoski, ins Meer ergießt.

Uleaburg liegt auf einer Erdzunge, die auf der einen Seite den Fluß, auf der andern die Kembelebucht hat. Die Stadt besaß auch verschiedene Hügel, von denen einer, der sogenannte Pakkisehügel, sehr hoch war und eine prächtige Aussicht darbot. Am Fuße desselben brauste ein Wasserfall hervor, und man sah von da aus verschiedene schöne Holme. Jenseits der Bucht erstreckte sich die Landzunge Hietasaari und das schöne Vorgebirge, wo es nie an stattlichen Fahrzeugen mangelte. Ueberdieß hatte man zwei Brücken die über den sogenannten Stadtfluß führten.

So ungefähr sah Uleaburg zur obengenannten Zeit aus. —

Kurz vor dem Krieg von 1788 wurden zwei Hochzeiten in dem Städtchen gefeiert. Es waren zwei Freunde, die seit ihrer Knabenzeit Alles gemeinschaftlich gehabt hatten, und sich nun auch durch denselben Priester und zur selben Stunde in die Ketten der Ehe schlagen lassen wollten.

Der eine war der Apotheker Ehrmann, und der andere der Kaufmann Claes Aberney. Beide waren geachtete Männer und genossen allgemeines Ansehen wegen ihres rechtschaffenen Charakters, so wie ihrer aufgeklärten und wahrhaft patriotischen Gesinnung.

Durch eine Freundschaft verbunden, die bis in die Kinderzeit zurückging, hatten sie beständig sowohl die heitern als die trüben Stunden des Lebens mit einander getheilt.

Ehrmann besaß zwei Schwestern, Debora und Sara. Letztere, die jüngste der drei Geschwister, wurde schon ganz jung beim Tode der Eltern von einer reichen Tante aufgenommen, die in Schweden wohnte. Debora dagegen hatte dem Hause ihres Bruders vorgestanden, bis Claes Aberney sie als Braut wegführte.

Ehrmann heirathete eine junge Schwedin die als Gouvernante bei einem seiner Verwandten wohnte.

Rosa Strom, so hieß sie, hatte zwar Anfangs eine entschiedene Abneigung gegen ihn gezeigt, aber Ehrmann ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er dachte: Frisch begonnen, ist halb gethan, und so fuhr er fort, Rosa zu bestürmen, bis sie sich eines schönen Tags erweichen ließ und ja sagte. Sein Freund Aberney hatte ihm indeß aufs Ernstlichste von dieser Verbindung abgerathen.

„Siehst Du nicht, lieber Ehrmann," pflegte er zu sagen, daß das Mädchen gar kein Gefühl hat? Gelingt es Dir, ihre Hand zu erhalten, so wirst Du gewiß unglücklich. Du gibst Dein Herz hin und empfängst dafür nur Kälte und Gleichgültigkeit, was Du weniger als irgend ein Anderer ertragen kannst. Im Uebrigen hast Du, wie ich, unvermischtes finnisches Blut in Deinen Adern; Du solltest kein anderes als ein finnisches Mädchen heirathen. Gleiche Kinder spielen immer am

Besten, das bedenke wohl."

Solche Worte wirken nicht, wenn sie an einen Verliebten gerichtet werden. Ehrmann achtete nicht darauf. Er wurde vollständig von seiner Neigung beherrscht, und das Ende vom Lied war, daß er und Rosa am selben Tag Hochzeit machten wie Aberney und Debora.

In Folge der Freundschaft der beiden Männer suchte auch Debora sich ihrer Schwägerin zu nähern. Zwar bestand keine Sympathie unter den jungen Frauen, aber Debora war gut und getreu. Sie dachte mehr an den Nutzen, welchen die Schwägerin aus ihrer Freundschaft ziehen könnte, als an das Vergnügen, das für sie selbst daraus erwuchs.

Rosa dagegen war schön, kokett und hegte gegen Niemand eine Ergebenheit, am allerwenigsten gegen ihren Mann. Ehrmann, ein heftiger und despotischer Charakter, war auch nicht geeignet im Herzen der eigenliebigen und eigensinnigen Frau zärtlichere Gefühle zu erwecken. Sie achtete nicht auf seine guten Eigenschaften, sondern empfand bloß die Qual seiner Fehler und die Last seiner Herrschsucht. Die Folge war, daß, während Aberneys Wohnung ein Bild häuslicher Glückseligkeit darbot, Ehrmanns Haus dagegen der Schauplatz fortgesetzter stürmischer Auftritte und heftiger Streitigkeiten war. Rosa trotzte Allem, was ihr Mann wollte, und konnte sich nicht entschließen, damit anzufangen, womit sie doch am Ende aufhören mußte, nämlich sich in ihn zu fügen.

Am Anfang weinte und klagte sie laut über ihr Unglück; ja sie konnte selbst in der Gesellschaft ihren Groll gegen einen Mann nicht verbergen, den sie nicht beherrschen durfte und dem sie doch nicht offen Trotz zu bieten wagte. Dennoch gelang es Debora ihr klar zu machen, wie Unrecht es sei, die Welt in die Geheimnisse zweier Gatten einzuweihen. Das Ergebniß dieser Vorstellungen war, daß Rosa sich darauf beschränkte gegen sie allein ihre Klagen über die barbarische Tyrannei zu ergießen, der sie unterworfen sei.

Ehrmann fühlte sich im höchsten Grad unglücklich und wurde mit jedem Jahr unverträglicher und heftiger gegen eine Frau, die ihn nicht verstand, sondern alles that, um ihr Zusammenleben zu verbittern. Die Liebe, die er ihr einst gewidmet, verwandelte sich so allmählig in Kälte und Bitterkeit, und er suchte außer dem Hause die Annehmlichkeiten die ihm daheim fehlten.

Wie alle Männer die sich selbst lieben, hatte Ehrmann innigst gewünscht, seine Frau möchte ihm einen Sohn schenken; aber auch hierin begünstigte ihn das Schicksal nicht. Erst nach sechsjähriger Ehe wurde ihm eine Tochter geboren. Aberney hatte damals zwei Söhne Kasper und Enoch, der ältere fünf, der jüngere drei Jahre alt.

Im Verdruß darüber, daß das Kind ein Mädchen war, taufte Ehrmann sie Harm. Ein Jahr darauf bekam seine Frau wieder eine Tochter. Er wurde darüber so ärgerlich, daß er sagte:

„Dieses Kind ist für mich, wie wenn es nicht geboren wäre. Ich werde es nie anreden, sondern thun, als ob es gar nicht vorhanden wäre."

Das Mädchen erhielt von seiner Mutter den Namen Edith. Im selben Jahre war die Familie Aberney wiederum durch einen Sohn vermehrt worden. Also drei Knaben, während der unglückliche Ehrmann nicht einen einzigen besaß.

Jahre verflossen; die Kinder der beiden Freunde wuchsen heran.

Schon bei der Geburt Harms bestimmten die Väter sie und Kasper für einander, was damals ganz gewöhnlich war. Dadurch sollte das alte Freundschafts- und Familienband noch fester geknüpft werden. In Folge dieser Uebereinkunft wurde Kasper der große Liebling Ehrmanns. Man beschloß, daß der Junge, falls er Lust dazu hätte, dereinst die Apotheke übernehmen sollte, was ebenfalls dazu beitrug, daß Ehrmann ihn mit einer an Schwäche gränzenden Zärtlichkeit verhätschelte, während er seine Tochter Harm streng behandelte und nach Edith ganz und gar nicht fragte. Nie wurde letztere von dem Vater angeredet, sondern er beantwortete ihren Morgengruß nur mit einem stummen Kopfnicken.

Edith war ganz rechtlos im elterlichen Hause. Die Mutter liebte mit leidenschaftlicher Heftigkeit ihr ältestes Kind und widmete sich ihm so ausschließlich, daß ihr für die jüngste Tochter keine Zärtlichkeit übrig blieb.

(Forts. folgt.)

# Zwei Reden

der Herren Professor Dr. **Huber** aus München und Dr. **Reinkens** aus Breslau über

**die katholische Reformbewegung,**

gehalten im Fruchthallsaal zu **Kaiserslautern** am 10. März 1872.

**Ausgearbeitet von Hugo Weise.**
**(Aus der Kaiserl. Ztg.)**

Mit großer Spannung sah man in der ganzen Pfalz der Versammlung entgegen, welche vom Central-Comite der altkatholischen Vereine der Pfalz auf Sonntag, den 10. März, Nachmittags 3 Uhr in den großen Saal der Fruchthalle einberufen war, und zu welcher die Herren Professor Dr. Reinkens und Dr. Huber ihre Theilnahme freundlichst zugesagt hatten.

Es waren denn auch aus allen Theilen der Pfalz Herren und Damen zahlreich erschienen, so daß die Zahl der Anwesenden wohl an 2000 betrug. Der schöne Fruchthallsaal war festlich decorirt; an der Wand hinter der Rednerbühne waren sehr passend einige noch von dem verstorbenen Pfarrer und Landtagsabgeordneten Tafel herrührende Sinnsprüche angebracht:

„Glaube.
**Wo ist der Glaube? Im finstern Wahn untrüglichen Dunkels?**
**Ewiger Wahrheit Licht leuchtet dem Glauben voran!**

Hoffnung
**Möge der Glaube mit Wahrheit sich einen, der Liebe in Wahrheit!**
**Dies ist das himmlische Ziel, das sich die Hoffnung gesteckt.**

Liebe.
**Wo ist die Liebe? Nicht da, wo man flucht und Hader und Zwietracht**
**Stiftet. Die Liebe eint Menschen, und Menschen mit Gott.“**

---

Bald nach 3 Uhr eröffnete der Vorsitzende des Centralcomites der altkatholischen Vereine der Pfalz, Herr Richter Reuthner die Versammlung mit einer kurzen Ansprache und begrüßte dieselbe im Namen des Centralcomite's. In dem Kampfe, führte er aus, der uns von Rom aus durch die Verkündigung der Concilsbeschlüße betr. die Unfehlbarkeit und Allgewalt des Papstes aufgedrungen worden ist und der sich in immer weitere Kreise verbreitet, stehen uns viele tüchtige und edle Männer zur Seite, die durch ihre Gelehrsamkeit, Wissenschaftlichkeit und Ueberzeugungstreue sich auszeichnen. Und unter diesen Männern nehmen einen hervorragenden Platz die beiden Herren ein, die sich auf unsere Einladung hin, heute in unserer Mitte befinden, die Herren Prof. Reinkens aus Breslau und Huber aus München.

Er ertheilte hierauf zunächst das Wort Herrn Prof. Huber: „Meine sehr geehrte Versammlung!“ begann dieser seinen Vortrag. „Ich habe Ihnen zunächst einen Gruß zu überbringen aus München, den wackern Pfälzern Gruß und Handschlag zu treuer Waffen-Gemeinschaft in dem großen und schweren Kampfe, den wir gemeinschaftlich zu kämpfen unternommen haben. Immer, sobald es in Deutschland galt, für Recht, für Freiheit und Wahrheit einzutreten, haben die Pfälzer in erster Reihe gestanden. Und auch jetzt wieder, wo uns, nachdem wir soeben den äußern Feind unseres Vaterlandes niedergeworfen, ein innerer Feind bedroht, hat sich wieder in erster Linie die Pfalz miterhoben, und den Kampf aufgenommen gegen den mächtigen Gegner; und ich bin fest überzeugt: Kämpfen wir muthig fort und ermüden wir nicht im schweren Kampfe, so werden wir siegen.

Gestatten Sie mir einen kurzen historischen Rückblick auf die Zeit zu werfen, die dem Kampfe voranging.

Am 6. September 1869, vor ihrer Romfahrt erließen die deutschen Bischöfe einen Hirtenbrief an die deutschen Katholiken; sie sprachen darin aus, daß das Concil keine neuen und keine anderen Grundsätze aussprechen werde, als diejenigen, welche bisher durch den Glauben und durch das Gewissen in unserem Herz geschrieben ständen, keine anderen, als diejenigen Grundsätze, welche die christlichen Völker aller Jahrhunderte heilig gehalten, welche die Autorität der Obrigkeit, das Wohl der Völker erheischen und die Voraussetzung aller wahren Gesittung bilden. — Als sie nun nach Rom gekommen und nicht mehr zu läugnen war, daß der Zweck des Concils die De-

kretirung der päpstlichen Unfehlbarkeit sei, da erhoben sich die deutschen Bischöfe und erließen am 12. Januar 1870 eine Vorstellung an den Papst, worin sie ausführten, daß die neue Lehre in Widerspruch stehe mit den Handlungen und Aussprüchen der Kirchenväter, im Widerspruch mit den beglaubigten Thatsachen der Kirchengeschichte. — Und noch am 10. April 1870 sagten sie: „das Dogma berühre das Verhältniß der Kirche zum Staat; indem es die weltliche und geistliche Allgewalt des Papstes dekretire, errege es große und ernstliche Bedenken von Seiten der Staaten;" es wurde staatsfeindlich genannt und staatsgefährlich erklärt. Fast alle Bischöfe der katholischen Erde, so sagten sie, verbreiteten eine andere Lehre über das Verhältniß von Staat und Kirche, als diese, und fügten hinzu: „Gott möge es verhüten, daß wir den ursprünglichen Sinn des göttlichen Gesetzes fälschen."

Als nun der Protest gegen die erste Geschäftsordnung von Seiten der Kurie beantwortet wurde mit einer zweiten Geschäfts-Ordnung, welche die Freiheit der Berathung und Beschlußfassung noch mehr in Frage stellte, da richteten die Bischöfe noch einmal am 8. Mai 1870 einen Protest und eine Reklamation an d n heiligen Stuhl, worin sie sagten: „Die Behandlung, die uns hier zu Theil wird, verstößt gegen unsere Würde und gegen unser Recht. Auf alle unsere Eingaben und Vorstellungen ist uns keine Antwort geworden, Wir lehnen jedwede Verantwortlichkeit für die bösen Folgen ab, die durch diese Führung des Concils entstehen müssen." Und als das Unfehlbarkeitsschema vorgelegt wurde, da haben diese Bischöfe Bemerkungen zu diesem Dogma gemacht. Noch niemals früher, sagte Cardinal Rauscher, habe man die Päpste für unfehlbar gehalten. Der Bischof Ketteler von Mainz sagte: „Diese Lehre sei durchaus unbekannt im katholischen Volk; sie steht nicht im Katechismus Pius V. und wir Katholiken haben den Vorwurf, der uns von Seiten der Protestanten öfters gemacht wurde, daß wir an einen unfehlbaren Papst glaubten, stets als gehässig und unwahr bezeichnet." Und der Bischof Hefele von Rottenburg führte aus: „Das ganze christliche Alterthum sei gegen die Lehre der päpstlichen Unfehlbarkeit gewesen." So suchten die deutschen Bischöfe ihr Gewissen zu retten, wie sie es im Hirtenbrief versprochen hatten, daß sie ihre heilige Pflicht, von der Wahrheit Zeugniß zu geben, nicht verletzen würden, und daß sie für ihre Abstimmung keine andere Richtschnur nehmen würden, als die ihres Glaubens und ihres Gewissens.

Als nun in der Generalcongregation am 13. Juli 1870 über das Unfehlbarkeitsschema abgestimmt wurde, da stimmten 88 Bischöfe „Non placet"; und am 17. Juli erließen noch 55 Bischöfe ein Schreiben an Papst Pius IX. worin sie aussprachen: „Ihre Bedenken und Zweifel gegen die neue Lehren seien nicht gehoben, sondern noch verstärkt: sie hielten deßhalb ihr negatives Votum aufrecht, und nur die Ehrfurcht vor dem heiligen Vater verbiete es ihnen, in der feierlichen Concilssitzung zu erscheinen." Damit hatten die Bischöfe das feierliche Versprechen, das sie im Hirtenbrief von Fulda gegeben hatten, gebrochen. (Zustimmung.) Sie hatten versprochen nicht aus Menschenfurcht die Wahrheit zu verläugnen. Sie haben aber die Wahrheit verleugnet aus Furcht vor einem Menschen, aus Furcht vor Papst Pius IX. (Lebhafter Beifall).

Fortsetzung folgt.

---

## Verschiedenes

Siegen, 8. März. Das hiesige Volksblatt schreibt: Ein schrecklicher Unglücksfall hat sich gestern Morgen im benachbarten Bergrevier Daaden ereignet. Der unerwartete Durchbruch der Standwasser im „Altenmann" verschüttete sieben in der Grube „Bindweide" arbeitende Bergleute. Die sofort zum Nachsehen resp. zur Hilfe herbeigeilten Bergmeister Schmidt, 1 Steiger, 1 Fahrbursche und 2 Bergleute wurden bei ihrer Arbeit ebenfalls durch Verschüttung getödtet. 7 Personen, darunter Bergmeister Schmidt, sind bis jetzt als Leichen aufgefunden worden; 5 werden noch vermißt.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 24.** Mittwoch, 20. März **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Ehrmann war nach Ediths Geburt noch strenger gegen seine Frau geworden, und so kam es, daß Rosa in ihrem großen Unverstand das Kind als die Ursache ihres vergrößerten Unglücks betrachtete und einen wirklichen Widerwillen gegen das Mädchen faßte.

Vom Vater behandelt wie wenn sie gar nicht vorhanden wäre, von der Mutter mit zügelloser Heftigkeit zurückgestoßen, verfloß Ediths erste Kindheit sehr traurig. Wenn der Vater in Zorn gegen die Mutter ausbrach, mußte Edith jedesmal die Folgen allen Verdrusses ertragen, welchen Rosa gegen ihren Mann nicht auszulassen wagte. Oft wurde sie lediglich darum gezüchtigt, weil Rosa sonst Niemand zu tyrannisiren hatte.

Harm war unzertrennlich von der Mutter. Bei allen Vergnügungen und Zerstreuungen mußte sie dabei sein. Edith kam selten aus dem Hause. Der einzige Ort, den sie besuchen durfte, war die Aberneysche Wohnung, und zwar erhielt sie diese Erlaubniß bloß, weil Rosa aus Respekt vor Debora es nicht wagte, ihr unnatürliches Gefühl gegen ihr jüngstes Kind offen zu zeigen. Wenn Aberney oder Debora manchmal ihre Mißbilligung über die parteiische Behandlung der beiden Mädchen äußerten, erhielten sie zur Antwort:

„Ach meine Lieben, ihr wißt nicht wie widerwärtig Edith ist. Sie muß strenger erzogen werden, als ihre Schwester."

Dies war auch ihre Ueberzeugung. Sie hatte sich's in den Kopf gesetzt, daß Edith des Vaters Abbild sei. Jeder Fehler des Mädchens erschien der Mutter als eine Unart, die nicht streng genug bestraft werden könne.

Wahr ist, daß Edith ein ganz eigenthümliches Kind war, beinahe häßlich, ohne daß ein Zug in ihrem Gesicht andeutete, daß sie mit der Zeit schön werden könnte. Nur besaß sie große dunkle Augen. Sonst war sie klein, bleich und schwächlich, hatte Flachshaare, eine Klumpnase und einen stark hervortretenden Ausdruck von Stumpfheit oder eigensinnigem Trotz, und so wirkte ihr erster Anblick beinahe abstoßend. Durch die Strenge, womit sie behandelt wurde, hatte sie einen scheuen Blick bekommen, obschon ihr ganzes Benehmen sonst nicht gerade von Aengstlichkeit zeugte. Sie war sehr ungehorsam und verstieß beständig gegen die tausend kleinen Verbote, die täglich ausgingen, obschon sie für jedes Versehen und für jede Uebertretung derselben bestraft wurde.

Harm und Edith hatten eine und dieselbe Amme gehabt, die als Kindsmagd im Hause geblieben war. Diese faßte für Edith eine mütterliche Ergebenheit und suchte das Kind auf alle Arten, durch Bitten und Vorstellungen anzuhalten, daß es brav und gehorsam sein solle, bekam aber immer zur Antwort:

„Mama schlägt mich, wenn ich auch noch so artig bin, und deßhalb will ich lieber ungehorsam sein."

Weder die Bitten der Amme noch die Strafen der Mutter konnten sie bestimmen, das Wort Papa auszusprechen. Sie nannte den Vater nur er oder der Herr. Aberney dagegen nannte sie immer Vater. Tante Aberney und Papa Aberney waren für Edith Ideale und, mit Einrechnung der Amme, die einzigen Personen, gegen welche sie artig und gehorsam zu sein sich bemühte.

Frau Aberney wurde durch die Amme von Ediths unglücklicher Stellung im Hause unterrichtet, und besann sich lange, wie sie dieselbe verändern könnte, besonders da Edith jetzt neun Jahre alt war und noch nicht am Unterricht ihrer Schwester hatte Theil nehmen dürfen. Ihr ganzes Wissen beschränkte sich auf das, was die Amme ihr beigebracht hatte. Debora hatte mehrere Male zu Rosa gesagt, daß sie sehr Unrecht thue, das Kind zu vernachlässigen,

aber immer eine Antwort erhalten, welche deutlich anzeigte, daß sie ihre Kinder ohne fremde Einmischung zu erziehen wünsche, und daß Debora sich in diesem Fall nicht um ihr Thun und Lassen zu bekümmern brauche, da Rosa sich nie Bemerkungen über die Art und Weise erlaube, wie sie selbst ihren Mutterpflichten nachkomme. — Sowohl Debora als Aberney hatten Ehrmanns Aufmerksamkeit darauf zu lenken gesucht, wie sehr Edith in jeder Beziehung zu Hause verwahrlost werde, aber ohne Erfolg. Der Schwester antwortete er:

„Liebe Debora, sorge Du für Deine Kinder und kümmere Dich nicht um die meinigen.“

Gegen Aberney hieß es:

„Da ich dafür sorge, daß ihr und ihrer Schwester nichts fehlt, so kann ich das Uebrige wohl der Obhut der Mutter überlassen. In bessern Händen als in denen der Mutter kann ein Kind nicht sein.“

Daß diese Mutter ihr Kind schlecht besorgte, davon nahm Ehrmann gar keine Notiz, und da er mit den Jahren ein ganz harter Eheherr geworden war, so verlor Aberney alle Lust, ihn darüber aufzuklären, wie schlecht Rosa ihrer Mutterpflichten nachkam. Er fürchtete das Verhältniß zwischen den Gatten noch zu verschlimmern. Ein anderes Mittel mußte also ersonnen werden, um das arme Kind in eine bessere Stellung zu bringen. Debora und ihr Mann hatten eben beschlossen, Rosa und Ehrmann zu bestimmen, daß sie das Mädchen ihnen überlassen möchten, als der Zufall durch einen an sich unbedeutenden Umstand eine gänzliche Umwälzung in Ediths Leben hervorrief.

Ehe wir darüber berichten, müssen wir Einiges von Harm sagen. So stiefmütterlich Edith von der Natur behandelt schien, so reich war dagegen Harm ausgestattet. Schon als Kind besaß sie eine ungewöhnliche Schönheit und jene angeborne Anmuth in ihren Bewegungen und ihrem ganzen Wesen, welche das Kind, Mädchen oder Weib, das sie besitzt, zu einem bezaubernden Geschöpfe macht. Mit ihrem dunkeln Lockenhaar, ihren großen strahlenden Augen und ihrer rosigen Gesichtsfarbe war sie eine prächtige Knospe, die sich mit der Zeit zu einer üppigen Rose zu entfalten versprach. Lebhaft, heftig, leidenschaftlich und herrschsüchtig, hätte das Kind bei einer klugen und verständigen Mutter manche Besorgnisse erregen können, weil ihre ganze zukünftige Richtung von der Sorgfalt abhing, womit sie in ihren frühesten Jahren erzogen wurde, von den Gewohnheiten, die sie da annahm, und den Beispielen, die sie erhielt.

Bei einer schwachen Mutter, die gegen ihre Fehler blind war und in dem Willen des Kindes ihr einziges Gesetz erkannte, mußte Harm, obschon mit einem reichen Verstand und einem sehr aufopferungsfähigen Herzen ausgestattet, dennoch nur eine willige Sklavin ihres Egoismus und ihrer Wünsche werden. Wohin letztere sie führen konnten, wenn sie ihnen niemals einen Zügel anlegen lernte, ließ sich unmöglich zum Voraus berechnen, aber gleichwohl war vorherzusehen, daß sie dadurch sich selbst und Andere ins Verderben stürzen konnte. Sie besaß eine schnelle Auffassung und lernte mit großem Interesse. Schon früh war eine geschickte Gouvernante aus Stockholm angenommen worden, um sie zu unterrichten. Sie machte erstaunliche Fortschritte und war mit zehn Jahren ein kleines Meerwunder. Sie tanzte wie ein Engel, spielte mit außerordentlicher Fertigkeit, zeichnete allerliebste Landschaften, stickte die zierlichsten Blumen und sprach einige französische Phrasen, genug, die zehnjährige Harm war ein Genie und wenn Papa Abends in Gesellschaft ging und Mama Kaffeeschwestern bei sich hatte, so mußte Harm Etwas aus der Königin von Golconda spielen oder auch die Gavotte tanzen. Die Tanten riefen dann im Chor:

„Ei, der Tausend, wie geschickt das ‚Mädchen ist!“

Forts. folgt.

---

# Zwei Reden

der Herren Professor Dr. **Huber** aus München und Dr. **Reinkens** aus Breslau über

## die katholische Reformbewegung,

gehalten im Fruchthallsaal zu **Kaiserslautern** am 10. März 1872.

**Ausgearbeitet von Hugo Weise.**

(Fortsetzung.)

Als die Bischöfe nachher nach Deutschland zurückgekehrt waren, erließen sie abermals

einen Hirtenbrief an die deutschen Katholiken, worin sie die Gläubigen zur Unterwerfung unter die Concilsbeschlüsse aufforderten; denn — auf dem Concil habe der heilige Geist gesprochen. (Große Heiterkeit.) Und nun versuchten sie mit allen Mitteln der hierarchischen Gewalt, den neuen und unerhörten Glauben den ihnen anvertrauten Gewissen ihrer Diözesanen aufzudrängen.

Da erhob sich die deutsche Wissenschaft und von München, Breslau, Bonn ꝛc. wurde ein Protest erlassen gegen die Verfälschung des katholischen Glaubens, gegen die neue Last, die dem Gewissen aufgezwängt, gegen das unerhörte frevle Spiel, das mit den Gläubigen getrieben wurde. Und als die Opposition der Wissenschaft mehr Anhänger fand, da erließen im Mai 1871 von Eichstädt aus 20 deutsche Bischöfe (nur ein Bischof, Hefele von Rottenburg, schämte sich, mit zu unterschreiben), ein Pastoralschreiben an die deutschen Katholiken, welches nichts als Schmähungen gegen die Wissenschaft enthielt. Abgesehen von der Verletzung der religiösen Gewissensfreiheit, abgesehen von der mit hierarchischen Gewaltmitteln versuchten Auferlegung eines neuen, von den Bischöfen selbst als häretisch erklärten Glaubens, muß jedes gläubige Gemüth, jeder gewissenhafte Mensch, jeder selbstbewußte und überzeugungstreue Mann ein solches Verfahren und Gebahren mit Abscheu und Entrüstung zurückweisen. (Beifall.)

Auf dem Münchener Congreß 1871 wurde denn auch unser Widerstand organisirt und ein Programm ausgearbeitet, das Ihnen Allen bekannt ist und die Grundlage der katholischen Reformbewegung bildet.

Wenn wir nun an der Hand der heiligen Schrift, der Kirchenväter und der Kirchengeschichte das neue Dogma prüfen, so ist dessen Unrichtigkeit und Sinnlosigkeit über allem Zweifel erhaben.

Es sind hauptsächlich 2 Stellen in der heiligen Schrift, auf welche sich die Infallibilisten berufen. — Die eine Stelle, 1. Matth. 7, wo Petrus ausspricht, daß Christus der Sohn des lebendigen Gottes sei, und Christus ihm darauf erwidert: „Du bist Petrus, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“. Diese Stelle wird aber von sämmtlichen Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern nicht in dem Sinne verstanden, daß Petrus der Grund der Kirche sei, sondern der feste Glaube an die Gottheit Christi, den Petrus in diesem Augenblicke bekannt hat; und bis in das 7. Jahrhundert ist es Niemandem eingefallen, die Unfehlbarkeit des Papstes daraus ableiten zu wollen.

Die zweite Stelle ist bei Lucas, wo die Jünger unter einander streiten, wer der Größte unter ihnen sei.

Diesen gefährlichen Geist in den Aposteln entschieden bekämpfend, wendet sich der Heiland an Petrus, dessen tiefen Fall jetzt schon voraussehend mit den Worten: „Simon, Simon, siehe der Satan hat an Euch gewollt, Euch wie den Waizen zu sieben, doch ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht ganz erlösche und du, wenn du bekehrt sein wirst, stärke deine Brüder“. Diese Stelle, welche die Fehlbarkeit Petri geradezu ausspricht, kann doch wahrlich nicht die Unfehlbarkeit desselben beweisen.

Christus hat zu allen seinen Aposteln gesagt: „Gehet hin und lehret die Völker“, zu allen Aposteln und Jüngern, und nicht zu Petrus allein; er hat allen seinen Aposteln seinen Geist, den Geist der Wahrheit als Beistand versprochen; er hat allen versprochen, bei ihnen zu bleiben bis ans Ende der Welt, und nicht dem Petrus allein; ebenso hat Christus, als er die Jünger in die Welt aussandte, um die Völker zu lehren, ausdrücklich gesagt: „Ich sende Euch“ und nicht etwa zu Petrus: „Ich sende Dich und die Andern“.

Betrachten wir nun, was die Geschichte zum Dogma von der Unfehlbarkeit der Päpste sagt.

Gerade gegen spezifische Lehren des Christenthums, z. B. die Trinität, die Incarnation des Christenthums, die Lehre von der Erbsünde und dem Erbverderben ꝛc. haben die Päpste vielfach gefehlt und geirrt. Papst Pius I. hat den Marcellus anerkannt, welcher die Trinität leugnete; Papst Liberius hat das Arianische Glaubensbekenntniß unterschrieben, um seine Rückkehr aus dem Exil vom Kaiser Constantin zu erkaufen; er hat also die Gottheit Christi verleugnet; ein Papst hat auf den Wunsch des Kaisers die Lehre von den 2 Naturen in Christo verdammt. Papst Socimus hat das

Glaubensbekenntniß von Cölestius und Pelagius anerkannt, welche die Lehre von der Erbsünde und dem Erbverderben leugneten. Papst Honorius leugnete, daß in Christo ein doppelter, ein menschlicher und ein göttlicher Wille sei, indem er die Irrlehre bekannte, daß in Christo nur ein Wille sei. Die Päpste haben also geradezu gegen Grunddogmen des Christenthums entschieden. Papst Honorius wurde auf dem 6. allgemeinen Concil 680 in Constantinopel als Ketzer verdammt, und auf dem 7. und 8. ökumenischen Concil wurde die Verdammung wiederholt. Die alte Kirche war also weit entfernt von dem Glauben an die päpstliche Unfehlbarkeit. Der Nachfolger des Papstes Honorius hat den Beschluß von der Verdammung seines Vorgängers auf der römischen Synode feierlich bekräftigt. Ausdrücklich sprach Papst Leo die Worte aus: „Ich verdamme den Papst Honorius, weil er die göttliche Lehre durch gotteslästerlichen Verrath umzustoßen versuchte“. In dem Glaubensbekenntniß beschwören die Päpste auch die Verdammung des Honorius. Wenn ein Papst nun aber seinen Vorgänger verdammt, so gesteht er doch zu, daß er selbst nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubt. Im römischen Brevier war bis ins 17. Jahrhundert in der Lection vom 26. Juni, dem Tage Leo's des Großen, die Geschichte des 6. allgemeinen Concils und der Verdammung des Honorius zu lesen; im 18. Jahrhundert hat man dies aber ausgetilgt, also das römische Brevier verfälscht. — Auf dem Concil zu Constanz, im Anfange des 5. Jahrhunderts wollten die versammelten Väter Johann den XXIII., den sie den „eingefleischten Satan“ nannten, absetzen wegen Ketzerei, und Benedict XI. wurde abgesetzt wegen Ketzerei gegen die Einheit des Glaubens.

Auf dem Concil zu Basel wurde ausgesprochen, daß das allgemeine Concil über dem Papst stehe und viele Päpste haben diesen Ausspruch bekräftigt. — Selbst die päpstlichen Hoftheologen haben zu wiederholten Malen offen ausgesprochen, daß der Papst irren könne, und daß solche Päpste ihre Würde und Stelle verwirkt haben. „Wer vom Glauben abfällt, fällt von der cathedra Petri“. — Selbst Bellarmin, der größte jesuitische Schriftsteller, gestand zu, daß der Papst irren könne, und daß ein solcher Papst seiner Würde verlustig sei. Nur durch Fälschung der heiligen Schrift, durch Fälschung der Kirchenväter, durch Fälschung der Beschlüsse der Concilien, durch Fälschung des römischen Breviers ist es gelungen, die neue Lehre einzuführen.

Nun sagen die Infallibilisten wohl: Zugegeben, daß dieser Glaube bisher kein Dogma war; jetzt ist er durch ein allgemeines Concil festgestellt; es ist also jetzt wahr, wenn es auch früher nicht gegolten hat.

War denn aber das Vatikanum ein ökumenisches Concil? Die erste Bedingung eines ökumenischen Concils ist die Freiheit; diese aber war nicht vorhanden. Die Bischöfe selbst haben es ausgesprochen, daß das Geschäftsgebahren der geistlichen Behörde auf dem Concil der Würde des Episcopats zuwider, allen Rechtes und aller Freiheit baar war. Der Erzbischof von Paris, Darboy, hat ausgesprochen, daß der Despotismus auf dem Concil gewaltet habe; und Bischof Hefele hat geäußert: „Wir wurden auf diesem Concil geradezu genothzüchtigt.“

Aber angenommen, das Concil wäre selbst ein freies gewesen, so war es doch kein ökumenisches. Ein ökumenisches Concil kann nur jenes sein, auf welchem von den alten 2000jährigen Lehren der Kirche Zeugniß gegeben wird, von den Lehren der neutestamentlichen Schriften; ein ökumenisches Concil ist nur ein solches, auf welchem nichts ausgesprochen werden darf, was gegen die Lehre ist; sonst könnte ja durch jede Verschwörung einer Bischofsversammlung der Glaube geändert werden.

Fortsetzung folgt.

---

## Verschiedenes

— Speier, 9. März. Die k. Regierung giebt bekannt, daß das Einsammeln oder der Verkauf von Ameiseneiern ohne distriktspolizeiliche Erlaubniß verboten ist, und daß Zuwiderhandelnde mit einer Geldstrafe bis zu 10 Thalern oder mit Haft bis zu 6 Tagen bestraft werden.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

Nr. 23. Freitag, 22. März 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Aber so verschwenderisch die Natur gegen die schöne Harm gewesen, so hatte sie ihr gleichwohl eine ihrer Gaben versagt, nämlich die Stimme. Harm besaß ein gutes musikalisches Ohr, konnte aber nicht einen einzigen Ton singen, was sie selbst und die Mutter schwer verdroß, zumal da Edith, der alle andern Vorzüge fehlten, just diesen einzigen besaß. Nichts erbitterte Harm mehr, als wenn Edith mit klarer und schöner Stimme eine der schönen Melodien sang, welche Harm spielte. Edith dagegen wartete ihrer Schwester, so oft sie allein waren, mit einem Gesange auf, obschon sie wußte, daß Harm dann laut weinend zur lieben Mama hineinsprang, die ihrerseits Edith für ihre Bosheit gegen die sanfte und arglose Harm bestrafte.

Jeden Donnerstag und Sonntag Mittag brachten entweder Aberneys bei Ehrmanns zu oder umgekehrt. Es war ein Donnerstagsabend, als die Reihe der Bewirthung an Ehrmanns war. Debora hatte beschlossen, just an diesem Abend Rosa recht fein anzufassen, um Edith zu bekommen, und sie begann davon zu sprechen, wie öde es sich empfinde, keine Tochter zu besitzen.

Ehrmann und Aberney spielten Brett. Die drei jungen Herrn Aberney und die Fräulein Ehrmann waren in der Wohnstube versammelt und amüsirten sich mit einem Lotto.

Kaspar war damals fünfzehn Jahre alt und ein Junge von ganz gewöhnlichem Aussehen. Enoch, der zwei Jahre jünger war, hatte ein lebhaftes und geniales Gesicht. Zwischen den beiden Brüdern saß Harm schön und freundlich wie der Lenz. Ihnen gegenüber saßen Edith und der jüngste Aberney, Viktor.

Edith hatte das Ziehen.

„Mein Gott, wie langsam Du die Nummern sagst!" bemerkte Kaspar.

„Das thut Edith mit Fleiß," fiel Harm ein, „nur um uns zu quälen. Seht nur wie boshaft sie aussieht."

Die beiden Jungen schauten auf ihr kleines vis-à-vis und konnten nicht läugnen, daß Harm Recht hatte. Edith saß mit der Hand im Nummernbeutel da und sah ihre Schwester schadenfroh an, indem sie sagte:

„Ja, siehst Du, jetzt ziehe ich gerade so langsam als ich will, und ihr müßt euch damit begnügen."

„Pfui, wie garstig Du bist," fiel Enoch heftig ein; „Du siehst doch, daß es Harm quält."

„Was kümmere ich mich darum?" antwortete Edith mit lautem Lachen und schüttelte den Beutel.

„Zieh jetzt und mach' keine Umstände!" befahl Kaspar. „Wenn man so häßlich ist, wie Du, muß man wenigstens artig sein."

Jetzt zog Edith die Hand herauf und sagte: „Seht, da ist die Nummer; aber welche? das müßt ihr errathen."

Sie hielt die geschlossene Hand empor und fügte hinzu:

„Ich will euch ein Lied singen, so lange ihr wartet."

„Edith!" rief Harm, indem sie wie rasend aufflog, „wenn Du singst, so sag' ich's sogleich Mama."

„O das lässest Du wohl bleiben, so lange die Tante da ist." Damit sprang Edith an die Verbindungsthüre zwischem dem Salon und dem Wohnzimmer. Ehe eines der andern Kinder Etwas ahnte, öffnete sie dieselbe, stellte sich auf die Schwelle des Salons und sang aus vollem Halse ein damals sehr beliebtes Volkslied.

Auf dem Sopha im Salon hatten die beiden Frauen sich niedergelassen, und vor einem

der Fenster saßen die Herrn bei ihrem Brettspiel. Als die klare, schöne Stimme des Kindes erscholl, wandte sich Ehrmann rasch um Es war das Erstemal, daß er sie hörte, und dennoch war Edith neun Jahre alt.

Rosa wurde bleich und dann purpurroth vor Aerger; sie warf ihrer Tochter einen rasenden Blick zu. Die Kleine ihrerseits hatte ihre Augen mit einem herausfordernden Ausdruck auf die Mutter gerichtet.

Harm verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. Kaspar und Enoch suchten sie zu trösten, während der kleine Viktor mit einem ächten Spitzbubenlächeln der verzweifelnden Harm zuflüsterte:

„Geld, das schmeckt nicht nach Zuckerbrod? Hi, hi, hi

Der Gesang verstummte, und der Schall einer Ohrfeige, welche Kasper recht nachdrücklich dem kleinen Viktor applizirte, bildete den Schlußakkord. Viktor kreischte laut, und jetzt mußte Papa fragen, was es gebe. —

„Schämt ihr euch nicht, Jungen," sagte Aberney, „einen solchen Spektakel zu führen, wenn ihr auf Besuch seid?"

„Kaspar hat mich geschlagen, rief der Beohrfeigte.

„Kannst Du fünfzehnjähriger Bengel Dich so vergessen?" versetzte Aberney mit gerunzelten Brauen.

„Er war unartig gegen Harm und hat sie über ihr Weinen ausgelacht," antwortete Kaspar, etwas beschämt wegen seiner Uebereilung.

„Ja Papa, und ich hatte ganz Recht, denn Harm weinte nur aus Neid darüber, daß Edith sang," erdreistete sich Viktor ganz keck zu bemerken.

„Ihr müßt alle Beide nach Hause gehen. Leute wie ihr seid, kann man nirgends hinnehmen, wenn ihr euch nicht besser betragen lernt," erklärte Aberney mit einem so bestimmten Ton, daß man wohl sah, daß keine Appellation stattfand. Hierauf nahmen Aberney und Ehrmann ihre Plätze am Spieltisch wieder ein, und die beiden jungen Herren zogen ab.

Eine eigenthümliche Verstimmung folgte. Ehrmann sonst lebhaft und heftig im Spiel, saß schweigend und gedankenvoll da. Rosa war über Edith so aufgebracht, daß sie nur mit der größten Anstrengung ihren Zorn beherrschen konnte.

Im Wohnzimmer bemühte sich Enoch die erbitterte Harm zu trösten und wieder zu gutem Humor zu bringen, aber dieß war nicht leicht, denn jetzt beklagte sie sich bitter, daß die Jungen um der boshaften Edith willen nach Hause geschickt worden und daß die ganze Freude des Abends verdorben sey.

Edith hatte sich auf einen Schemel vor dem Feuer gesetzt und blickte mit einem Ausdruck der Reue hinein Es that ihr leid um Viktor. Die Andern waren ihr gleichgültig. Ein Spiel kam nicht mehr zu Stande. Als sie hinausgehen und essen sollten, erhielt Edith Befehl, zu bleiben. Ihre Amme brachte ihr dieses Gebot von der Mutter und strich ihr kosend das Haar, indem sie hinzufügte:

„Armer, kleiner Starrkopf, jetzt gibt es wieder Schläge auf den Abend."

„Nun, und dann? Ich bin ja daran gewöhnt," antwortete das Kind mit einem trotzigen Lächeln; „deßhalb singe ich jetzt noch ein Lied, da ich doch nichts zu essen bekomme."

„Liebes Herzchen, thue es nicht," bat die Amme ganz erschrocken.

Edith hörte nicht auf die Warnung, sondern stimmte einen neuen Gesang an. Bei den ersten Tönen öffnete sich die Salonthüre und Ehrmann stand auf der Schwelle. Mit gleichgültiger Miene sah Edith den Vater an und sang das Lied zu Ende. Als sie verstummte, sagte er:

„Komm heraus, Kind!"

Dieß war das Erstemal, daß er Edith anredete. Sie blieb unbeweglich.

„Hörst Du, was ich sage?" wiederholte er.

„Mama hat mir verboten hinauszugehen!" antwortete das Mädchen, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Komm, liebe Edith, folge jetzt," flüsterte die Amme, die bei dem Gedanken erschrack, daß ihr kleiner Liebling den Herrn reizen könnte; aber zu ihrer großen Verwunderung ging Ehrmann auf Edith zu und sagte mit ungewöhnlicher Milde:

„Ich befreie Dich von der Strafe, die Deine Mutter Dir auferlegt hat. Komm jetzt."

Er faßte sie am Arm. Edith erhob sich, sah verwundert ihrem Vater ins Gesicht und folgte ihm.

Wäre Frau Rosa Zeugin eines Erdbebens gewesen, so hätte es keinen schrecklicheren Eindruck der Bestürzung machen können, als der Anblick Ediths an des Vaters Hand, und als sie ihn zur Magd sagen hörte: Warum ist für Edith nicht gedeckt? da war sie nahe daran rücklings zu Boden zu sinken, hielt es aber doch für gerathener eilig ihren Platz am Tisch einzunehmen, um allem derartigen Unglück zuvorzukommen.

Fortſ. folgt.)

# Zwei Reden

der Herren Professor Dr. **Huber** aus München und Dr. **Reinkens** aus Breslau über **die katholische Reformbewegung,**

gehalten im Fruchthallsaal zu **Kaiserslautern** am 10. März 1872.

**Ausgearbeitet von Hugo Weise.**

(Fortsetzung.)

Es ist eine landläufige Vorstellung unserer Theologen heutigen Schlages, die unter dem Einflusse der Jesuiten gebildet sind, daß ein allgemeines Concil unfehlbar sei. Aber auch diese Lehre haben die Kirchenväter nicht gekannt. Augustinus hat ausdrücklich ausgesprochen: „Auch ein allgemeines Concil kann irren und durch ein folgendes verbessert werden". — Der große Theologe und Scholastiker Wilhelm Occam hat ausgesprochen: „Die allgemeine Kirche kann nicht irren; aber das Concil ist nicht die allgemeine Kirche. Die ewige Wahrheit des Christenthums kann nicht verdunkelt werden; aber es ist nicht nothwendig, daß sie durch die Conzilien erhalten wird; sie erbt fort in dem Gewissen des einfachsten Gläubigen. Es ist deshalb auch die Hoffnung vorhanden, daß von diesen Gewissen aus die Reinigung der entstellten Kirche wieder gewonnen werde." — Auf den Concilien von Pisa und Constanz wurde der Satz ausgesprochen: „das allgemeine Concil ist noch nicht die ganze Kirche"; also kann das Concil auch irren. Es ist deshalb nicht nothwendig, daß die Wahrheit auf dem Concil und bei der Schaar der Kleriker erhalten wird; sie kann erhalten bleiben bei den Kindern und bei Frauen". Die Theologen der vortridentinischen Kirche haben ausgesprochen: „Ob ein Concil richtig entscheidet, kann Jeder der in der heiligen Schrift bewandert ist, beurtheilen. Was nicht der Schrift gemäß ist, ist nicht mit Recht auf dem Concil festgestellt. Jeder muß sich vor dem Papst beugen, wenn dessen Angesicht begründet ist, aber umgekehrt muß sich auch der Papst vor jeder begründeten Ansicht beugen".

Das war die Lehre der Kirche bis zur Stiftung des Jesuitenordens. Der Jesuitenorden hat sich der ganzen Kirche, des Papstes, der Bischöfe, des Klerus, der Laien bemächtigt, er hat sich bemächtigt der katholischen Staaten in ihrem gesammten politischen und Culturleben, in ihrem geistigen Leben. Dem Jesuitenorden haben wir es durch seine Fälschungen zu verdanken, daß die alte Lehre verdunkelt worden, daß die Kirche, die bisher ein Organismus war, in dem jedes einzelne Glied lebendig war, zu einem Mechanismus herabgesunken ist, dessen Bewegungen alle nur von einer Hand geleitet worden, von der Hand des Papstes. (Zustimmung.) Früher galt nur die Kirche als unfehlbar. Wie aber haben wir diese Unfehlbarkeit der Kirche zu verstehen? Wir glauben, daß die ewigen Wahrheiten des Christenthums niedergelegt sind in der Kirche und daß diese Wahrheiten nicht sterben können; wir glauben, daß wenn von der Hierarchie und dem Klerus die Wahrheit geleugnet und verdunkelt wird, dieselbe fortlebt in den einzelnen Gemüthern, und daß von diesen aus eine Wiederherstellung des wahren Glaubens erfolgen wird. Soll dies aber geschehen, so ist es nothwendig, daß jeder Einzelne geistig lebt und denkt. Das Christenthum ist keine äußerliche Sache; Jeder Einzelne muß denken, Jeder muß die Wahrheiten des Christenthums zu einer Sache seiner Ueberzeugung machen. Weil nun aber Rom, weil die Jesuiten dies nicht wollen, sagen sie: „Ihr sollt nicht denken, opfert Euren Verstand; Ihr sollt nicht wollen, opfert Euren Willen; ihr braucht kein Gewissen; denn der Papst ist Euer Verstand, der Papst ist Euer Wille, der Papst ist Euer Gewissen! (Großer Beifall.) Ihr müßt Alle todt sein, Ihr dürft Euch nicht geistig regen; ihr braucht kein geistiges Leben; Euer geistiges Leben ist der Pontifex in Rom. (Lebhafter Beifall.)

Nicht blos darum handelt es sich bei der gegenwärtigen katholischen Reformbewegung, diese zwei Dogmen von der päpstlichen Unfehlbarkeit und päpstlichen Allgewalt abzuwerfen; es handelt sich um viel Größeres. Es handelt sich darum, die Wurzeln auszurotten, aus denen dies Unkraut aufgeschossen ist; es handelt sich darum, zurückzugreifen in die erste Kirche und mit der Leuchte der Wissenschaft zu untersuchen, wie das Christenthum ursprünglich war und welches die Grundlagen der christlichen Lehre sind. Eine durchgreifende Reform in der Kirche wird gewonnen werden, wenn wir die Wissenschaft walten lassen; diese kann und wird uns helfen. Die Wissenschaft wird alle verderblichen Auswüchse, welche den diamantenen Kern des Christenthums durch eine häßliche Hülle entstellen, abschälen helfen. Wenn wir in dieser Weise zurückgehen in die alte Kirche, auf den Kern des Christenthums, so ersteht für uns die schöne Hoffnung, daß die Christen wieder einig werden und sich auf dieser Grundlage begegnen. Wenn dann das Christenthum, das jetzt zu einem System der Lüge und der Gewalt gemacht wird, seine ideale Gestaltung wieder gewonnen hat, dann wird auch der religiöse Geist in der ganzen Menschheit wieder reger werden zum Heile der Menschheit. Dann können wir auch hoffen auf eine Versöhnung des Christenthums mit der Cultur, mit Allem, was wahr und gut, was recht und schön ist, und, was noch mehr ist, auf die Rettung der Gesellschaft. Denn wenn das religiöse Element untergeht, wenn der religiöse Factor nicht mehr wirksam ist, so verfault auch das glänzenste Culturleben von Innen heraus. Das Beispiel der alten Welt lehrt dies deutlich. Denn die Religion gibt dem einzelnen Leben die Beziehung zum Ganzen. Die Religion kettet das einzelne Leben ans Ganze, den Augenblick an die Ewigkeit. Wenn der religiöse Geist der Menschheit vollkommen abhanden kommt, so ist der Gesellschaft das Herz abhanden gekommen. Die Rechtsordnung und die sittliche Ordnung ohne Religion ist nichts, als eine leere Hülle, in welcher kein Herz mehr pulsirt. Die Religion muß deshalb gerettet werden für den Einzelnen und für die Gesellschaft, freilich nicht auf dem Wege wie die Jesuiten es thun, welche statt Religion Aberglauben, statt Erziehung in Wahrheit und Freiheit für die Ewigkeit Irrthum und Zwangsherrschaft bieten.

Hierauf erörterte Redner einige Punkte des Münchener Programms, die vielfach mißdeutet worden seien, u. A. den Satz 2 des Programms:

„Wir halten fest an der alten Verfassung der Kirche. Wir verwerfen jeden Versuch, die Bischöfe aus der unmittelbaren und selbstständigen Leitung der Einzelkirchen zu verdrängen. Wir verwerfen die in den vaticanischen Decreten enthaltene Lehre, daß der Papst der einzige göttlich gesetzte Träger aller kirchlichen Autorität und Amtsgewalt sei, als im Widerspruche stehend mit dem Tridentinischen Canon, wonach eine göttlich gestiftete Hierarchie von Bischöfen, Priestern und Diaconen besteht. Wir bekennen uns zu dem Primate des römischen Bischofes, wie er auf Grund der Schrift von den Vätern und Concilien in der alten ungetheilten christlichen Kirche anerkannt war."

Das Glaubensbekenntniß von Trident, das man diesem Satze entgegen halte, und dessen Verfasser Pius IV. sei, sei bereits eine Verfälschung des Beschlusses des Tridentinischen Concils, denn das Tridentinische Concil wollte die unmittelbare Institution des Episcopats nicht aufgeben, es wollte nichts wissen von dem Universalepiscopat des römischen Bischofs. Diese Formel wurde aber unterdrückt im Interesse der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Fortsetzung folgt.

---

## Verschiedenes

Unsere gefallenen Helden, die in elsaßlothringischer Erde ruhen, dürfen ruhig schlafen. Von Reichswegen ist dafür gesorgt, daß sämmtliche Grabstätten, auch die Einzelgräber außerhalb der Kirchhöfe, kenntlich gemacht und in dauernde Obhut genommen werden. Den Besitzern der betr. Grundstücke ist eine Entschädigung bewilligt worden. Der Kaiser hat das dahin zielende Gesetz bereits vollzogen.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

**Nr. 26.** Sonntag, 24. März **1872.**


## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Es war in der alten guten Zeit, wo man sich zu seinem Abendbrod an den Tisch setzte, statt daß wir jetzt stehenden Fußes soupiren.

Rosa war so aufgeregt, daß sie die Milch auf das Tischtuch verschüttete, und sie beging so viel Mißgriffe, daß ihr Mann zuletzt ganz ungeduldig rief:

„Wo hast Du denn Deinen Kopf, liebe Rosa? Du gibst mir ja Pfeffer zur Grüze.“

Endlich trennte man sich. Aberneys gingen nach Hause. Harm trat zu dem Vater, küßte ihm die Hand und sagte: „Gute Nacht, lieber Papa!“

„Gute Nacht!“ antwortete Ehrmann herb.

Edith schwieg wie gewöhnlich und sagte nichts.

„Willst Du Deinem Vater nicht die Hand küssen?“ sagte Ehrmann, indem er sie ihn reichte. Schweigend kam das Kind der Aufforderung nach.

„Nun warum wünschest Du mir nicht gute Nacht?“

Einen Augenblick sah sie ihn an, als wollte sie den Ausdruck seiner Züge erforschen. Dann sagte sie:

„Gute Nacht, Papa!“

Dieß war das Erstemal, daß sie diese Worte aussprach, und Gott allein weiß, was sich dabei im Innern des Mädchen regte; aber im selben Augenblick, wo sie über ihre Lippen kamen, stürzten Thränen die Wangen hinab, und ohne zur Mutter ein Wort zu sagen, sprang sie aus dem Salon und in das Wohnzimmer, das zugleich das Schlafgemach der Mädchen war. Dort warf sie sich auf ihr Bettchen und schluchzte laut, während Harm mit ihr zankte.

„Warum habe ich nie erfahren, daß das Mädchen Stimme hat? Du weißt, daß ich den Gesang sehr liebe,“ sagte Ehrmann zu seiner theuern Hälfte, als sie allein waren.

„Weil Du nie Etwas von ihr wissen wolltest,“ antwortete Frau Rosa schnauzig; „im Uebrigen ist man noch kein Meerwunder, wenn man singen kann.“

„Das gehört nicht hierher, und ich verbitte mir alle unnöthigen Redensarten. Du weißt, daß ich Deine Deklamationen nicht leiden kann.“

Ehrmann ging ins Schlafzimmer und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Das garstige Mädchen, was hat sie jetzt wieder angestellt?“ dachte Rosa, als sie eine Weile nachher ebenfalls eintrat. Sie sah ihrem Manne an, daß er bei sehr böser Laune war; sie hielt es daher fürs Beste, ihn nicht zu reizen, sondern sich ganz bescheiden zu Ruhe zu begeben.

Am folgenden Morgen sagte Ehrmann, ehe er in die Apotheke ging, zu seiner Frau:

„Laß die Kinder hereinkommen!“

„Was fällt Dir um Gotteswillen ein, da Du Dich ja sonst nichts um sie bekümmerst?“

„Was nicht hindert, daß ich Gehorsam verlange,“ antwortete Ehrmann barsch.

„Es ist entsetzlich, was Du für einen eigenen Ton in Deinem Hause hast; erst gehen Jahre vorüber, ehe Du nach den Kindern fragst, und da redest Du nur Harm in einem gebieterischen Tone an; dann kommst Du ganz plötzlich auf den Einfall, daß Du nicht in die Apotheke hinabgehen könnest, ohne sie zu sehen.“

Frau Rosa sagte dieß mit einer solchen Heftigkeit, daß die Worte ihr von den Lippen flogen. Die arme Frau glaubte immer, sich einem Mann widersetzen zu können, der sie dennoch mit Machtsprüchen zum Gehorsam zwang, nachdem sie zuerst einen ehelichen Streit hervorgerufen hatte. So auch jetzt. Ehrmann wurde böse, sprach bittere, schonungslose Worte, und das Ergebniß war, daß Rosa auf seinen

im Zorn ausgesprochenen Befehl die Kinder hereinrufen mußte.

Harm trat mit einem leichten tänzelnden Gang, lächelnd, blühend und wie eine Puppe gekleidet ein. Edith kam langsam nach, mit düsterer Stirne und scheuem Blick, sauber, aber äußerst dürftig gekleidet, in einem Aufzug der all der Zierlichkeit und Sorgfalt ermangelte, womit Mutterliebe die schöne Tochter geschmückt hatte.

Ehrmanns Blick ruhte auf Edith; Harm sah er kaum an. Als die Mädchen grüßten, sahen sie mit Verwunderung auf den Vater, der für die ältere nur ein strenger Herr gewesen und für die jüngere beinahe eine unbekannte Persönlichkeit war. Ehrmann sagte zu Edith:

„Du hast wohl bereits angefangen, zu spielen?"

„Nein, ich lese und spiele nicht," antwortete das Kind.

Ehrmanns Brauen runzelte sich, und er erinnerte sich jetzt, daß Aberney mehrere Male das Gespräch auf das Mädchen gelenkt und ihm seine gänzliche Gleichgültigkeit gegen sie vorgeworfen hatte.

„Nimmt Edith keinen Antheil am Unterricht der Mamsell E.?" fragte er seine Frau.

„Noch nicht antwortete Rosa; „Edith hat eine so träge Fassungsgabe."

Ehrmann sagte nichts; aber die geschwollenen Adern seiner Stirne bewiesen, daß er sehr zornig war.

„Du mußt mir das Lied singen, das Du gestern Abend sangst," begann er gegen Edith. Das Mädchen schien eine Weile zu zögern. Die Augen der Mutter funkelten buchstäblich. Aber nach kurzem Bedenken sang sie das finnische Volksliedchen. Nur Ehrmann selbst wußte, welche Erinnerungen aus der Kinderzeit darin lagen; wir wissen blos, daß er, als der Gesang vorüber war, das Kind auf den Kopf tätschelte und freundlich sagte:

„Du singst recht artig."

Damit verließ er hastig das Zimmer und ging in die Apotheke hinab. Eine halbe Stunde später kam Viktor Aberney hereingestürzt und rief:

„Tante Rosa schlägt Edith so schrecklich, bloß weil sie sich unterstanden hat, zu singen. Komm, komm, sonst geht es nicht gut!"

Und mit einem Ausdruck der Verzweiflung ergriff er Ehrmanns Arm und zog ihn mit sich. Als sie in den Salon hinauskamen, hörten sie aus dem Wohnzimmer ersticktes Klagen und Schluchzen. Ehe Ehrmann hineinkam, war Viktor vorangesprungen und hatte die Thüre aufgerissen. Der Junge sah ganz wild aus. Mit einem Sprung war er an Frau Ehrmann, die in größten Zorn Edith mit einer großen Birkenruthe züchtigte. Augenblicklich war ihr die Ruthe aus der Hand gerissen, und mit einer von Aufregung zitternden Stimme rief der Junge unter Thränen:

„Jetzt sollst Du die arme Edith nicht mehr schlagen, Tante!" In seinem Grimm zerriß Viktor die Ruthe und warf die Stücke Frau Rosa, die ihn ganz verblüfft betrachtete, zu Füßen. Sie hatte den Rücken der Thüre zugewandt, so daß sie ihren Mann erst bemerkte, als er fragte:

„Warum schlägst Du das Mädchen?"

Edith, die an diesem Tag mehr als gewöhnlich Schläge bekommen hatte und ganz dunkel ahnte, daß sie jetzt in dem Vater einen Beschützer erhalten würde, antwortete unter heftigem Schluchzen:

„Ich habe Schläge bekommen, weil ich singen kann." Sie ergriff des Vaters Hand und fügte mit kindlicher Verzweiflung hinzu: „Nimm mich fort von hier. Ich werde böse, weil man so garstig gegen mich ist."

„Du siehst selbst, was für ein unartiges Kind sie ist," schrie Frau Ehrmann, konnte jedoch nicht mehr sagen, denn ihr Mann unterbrach sie mit einem: „Schweig Weib, sonst . . ." Er nahm die kleine Tochter am Arm und ging hinaus.

„Was um Gotteswillen hat er vor?" dachte Rosa, die ihn über den Salon und den Treppen hinab gehen hörte. Die Thüre öffnete sich und fiel wieder zu. Frau Rosa sprang ans Fenster und sah ihren Mann mit der Tochter am Arm quer über den Weg zu Aberneys gehen. Als er eine Stunde nachher wieder nach Hause kam, war er allein. Edith war bei Tante Debora gelassen worden.

Die Erklärung, die jetzt zwischen den beiden Gatten erfolgte, belehrte Rosa auf eine schreckliche Weise, daß sie für immer die Ergebenheit verloren, welche sie einst besessen hatte.

Forts. folgt.)

# Zwei Reden

der Herren Professor Dr. **Huber** aus München und Dr. **Reinkens** aus Breslau über **die katholische Reformbewegung,**

gehalten im Fruchthallsaal zu **Kaiserslautern** am 10. März 1872.

**Ausgearbeitet von Hugo Weise.**

(Fortsetzung.)

Im Münchener Programm heißt es dann weiter:

„a) Wir erklären, daß nicht lediglich durch den Ausspruch des jeweiligen Papstes und die ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung der dem Papste zu unbedingtem Gehorsam eidlich verpflichteten Bischöfe, sondern nur im Einklange mit der hl. Schrift und der alten kirchlichen Tradition, wie sie niedergelegt ist in den anerkannten Vätern und Concilien, Glaubenssätze definirt werden können. Auch ein Concil, welchem nicht, wie dem vaticanischen, wesentliche äußere Bedingungen der Oecumenicität mangelten, welches aber in allgemeiner Uebereinstimmung seiner Mitglieder den Bruch mit der Grundlage und Vergangenheit der Kirche vollzöge, vermöchte durchaus keine die Glieder der Kirche innerlich verpflichtenden Dekrete zu erlassen.

b) Wir betonen, daß die Lehrentscheidungen eines Concils im unmittelbaren Glaubensbewußtsein des katholischen Volks und in der theologischen Wissenschaft sich als übereinstimmend mit dem ursprünglichen und überlieferten Glauben der Kirche erweisen müssen. Wir wahren der katholischen Laienwelt und dem Clerus wie der wissenschaftlichen Theologie bei Feststellung der Glaubensregeln das Recht des Zeugnisses und der Einsprache."

In diesem Satze ist der Begriff der Oekumenicität festgestellt. Wir wahren darin dem Klerus und der Wissenschaft das Recht der Prüfung; wir rufen darin das Gewissen der einzelnen Gläubigen auf, das Zeugniß der Wissenschaft, damit nicht das Gewissen und die Ueberzeugung der Gläubigen durch den Machtspruch einer vom Glauben und dem Evangelium abgefallenen Hierarchie vergewaltigt werde.

Satz 5 des Programms lautet:

„Wir halten zu den die bürgerliche Freiheit und humanitäre Cultur verbürgenden Verfassungen unserer Länder, verwerfen darum auch aus staatsbürgerlichen und culturhistorischen Gründen das den Staat bedrohende Dogma von der päpstlichen Machtfülle und erklären, unseren Regierungen im Kampfe gegen den im Syllabus dogmatisirten Ultramontanismus treu und fest zur Seite zu stehen."

Im Syllabus sind 5 Sätze ausgesprochen, die von den Infallibilisten auch als Glaubenssätze den Mitgliedern der katholischen Kirche auferlegt werden, die aber gegen politische Freiheit und Rechte, gegen die humane Cultur ganz offenbar verstoßen. So wird darin ausgesprochen, daß dem Papste das Recht zustehe, mit Feuer und Schwert gegen Andersdenkende zu wüthen, und die Jesuiten betrachten dies als ein würdiges Recht und als ein erhabenes Schauspiel menschlicher Vollkommenheit; und der Jesuit Schneemann sagt, daß er nicht principiell gegen die Anwendung der Prügelstrafe bei Ketzern sei. — Der moderne Staat beruht aber auf der Anerkennung der Gewissensfreiheit, der Freiheit der Lehre. — Im Syllabus heißt es ferner: „Für die Päpste bestehe nirgends eine Grenze der Gewalt; sie besitzen selbst das Recht, Könige abzusetzen und Völker in die Sklaverei zu verkaufen. Der Papst ist der universelle Weltlenker und geistliche Gebieter."

Im Syllabus ist ferner ausgesprochen, daß sich der Papst mit der modernen Civilisation nicht versöhnen könne. Die moderne Civilisation beruht auf der Anerkennung des Rechts des freien Gewissens, des Denkens und der freien Meinungsäußerung; sie beruht auf dem Rechte der Selbstverwaltung und der Selbstbestimmung der Staaten, sie beruht auf der Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung, auf der Anerkennung der Preßfreiheit; die moderne Cultur befördert die Hebung des geistigen Lebens, die Hebung der allgemeinen sittlichen und moralischen Wohlfahrt; mit einer solchen modernen Cultur kann sich allerdings ein Papst nicht vertragen, welcher die Niederhaltung des Geistes will. — Und warum? Weil er ein Feind des eigenen Gewissens, ein Feind des geistigen Lebens.

Die Geschichte beweist diese Behauptung. Als in England die magna charta von König Johann gegeben wurde, erließ Papst Innocenz III. den Bannfluch; als Ludwig XVIII Frankreich eine Verfassung gab, beschwerte sich Papst Leo XII.; auch die bayrische Verfassung hat Pius VII. nur widerwillig ertragen. Gregor XVI. nannte die Religions- und Gewissensfreiheit einen gotteslästerlichen Wahnsinn und Pius IX die neue österreichische Verfaßung einen Gräuel. — Als im Jahre 1849 nach der Niederwerfung der Revolution und der Restauration der verschiedenen italienischen Fürsten die Regierungen von Toscano und der übrigen italienischen Länder ihren Völkern eine Verfassung geben wollten, da protestirte Rom dagegen „weil dann das päpstliche Regiment sich nicht mehr behaupten könne, wenn der Kirchenstaat von lauter freien Staaten umgeben wäre."

Gegen die sogenannte Gesellschaft Jesu ist ein eigener Paragraph in das Münchener Programm aufgenommen. Er lautet:

„Da offenkundig durch die sogenannte "Gesellschaft Jesu" die gegenwärtige unheilvolle Zerrüttung in der katholischen Kirche verschuldet worden ist; da dieser Orden seine Machtstellung dazu mißbraucht, um in Hierarchie, Clerus und Volk culturfeindliche, staatsgefährliche Tendenzen zu verbreiten und zu nähren; da er eine falsche corrumpirende Moral lehrt und geltend macht; so sprechen wir die Ueberzeugung aus, daß Friede und Gedeihen, Eintracht in der Kirche und richtiges Verhältniß zwischen ihr und der bürgerlichen Gesellschaft erst dann möglich ist, wenn der gemeinschädlichen Wirksamkeit dieses Ordens ein Ende gemacht sein wird."

Hiermit ist nichts Anderes ausgesprochen, als was 1773 Clemens XIV., als er den Jesuitenorden aufhob, aussprach; und mit Recht. Denn so lange dieser Orden existirt, wird nicht nur in der Kirche kein Einverständniß hergestellt, es wird auch kein Friede mit der Wissenschaft und den Staaten. Der Jesuitenorden hat sich der Kirche bemächtigt; deßhalb war bisher keine Reform in der Kirche möglich; der Jesuitenorden war das Hemmniß jeder Reform, und niemals hat ein Jesuit von einer Forderung oder von der Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche gesprochen. So lange dieser Orden die Kirche dominirt, ist die Kirche nicht im Stande, die in ihr wohnende Wahrheit zum Ausdruck zu bringen; so lange der Orden in Deutschland existirt, ist die Einheit des Reiches nicht gesichert.

So häufig wird nun von Bischöfen, die sich unterworfen haben, geltend gemacht: „Sie hätten dies zur Erhaltung der Einheit gethan." Sie haben also die Wahrheit geopfert um der Einheit willen. Wer die Aussprüche der Bischöfe kennt, die sie vor und nach dem Concil gethan haben, der kann nicht glauben, daß sie an diesem Dogma festhalten mit dem Bewußtsein von der Wahrheit desselben. Kann man denn aber auf dem Grunde selbstbewußter Lüge die Einheit gründen? (Beifall.) Das heißt nichts anders, als: „Wir halten in der Lüge zusammen, um Euch zu unterdrücken." Eine solche Einheit, nur auf dem Grunde der Lüge erbaut, kann nicht von Dauer sein. Alle besseren Gemüther, welche die Wahrheit schätzen, müssen sich mit Entrüstung von einer Kirche abwenden, deren Grund die Lüge ist. Eine solche Kirche stirbt von Innen heraus und wird von Außen zerstört. Es ist eine grobe Selbsttäuschung, wenn die Bischöfe glauben, daß sie, wenn sie der Wahrheit entsagen und das Recht unterdrücken um der Einheit willen, ein Gott wohlgefälliges Opfer bringen. Forts. folgt.

---

### Verschiedenes

Schweinfurt, 21. März. Gestern wurde im Wartsaal des hiesigen Bahnhofes ein junger recht niedlicher Bauernbursche arretirt. Ein Würzburger Detektivpolizist war angekommen, um auf denselben zu fahnden, entdeckte auch sofort, was er suchte: „Ihr Haar ist abgeschnitten Sie sind ein Mädchen!" Ja, und der Bursche entpuppte sich als ein Bauernmädchen von Ramsthal bei Euerdorf im Alter von kaum 20 Jahren, welches sich in Würzburg mehrere Diebstähle hatte zu Schulden kommen lassen. Nachdem die Sache etwas ruchbar ward, sammelte sich eine derartige Menschenmenge, um den allerdings sehr hübschen Bauernburschen zu betrachten, daß er in ein gesondertes Zimmer gebracht werden mußte.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 27. Sonntag, 31. März 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Wochen kam Ehrmanns Schwester Sara auf Besuch nach Uleaburg. Sie hatte jetzt ihre Verwandten in Schweden verloren und wollte daher ihre Geschwister wieder sehen, mit denen sie seit ihrer Kindheit nicht mehr zusammen getroffen war. Sie war unverheirathet und besaß ein sehr ansehnliches Vermögen.

Nachdem sie den Sommer in Uleaburg zugebracht, kehrte sie im Herbst nach Schweden zurück und nahm Edith mit. Sie hatte es übernommen, das Mädchen zu erziehen und zu ihrer Erbin zu machen. Sie hatte zu ihrem Bruder und zu ihrer Schwester gesagt: „Ihr habt ja noch mehr Kinder und könnt mir Edith abtreten. Ich besitze keine Seele für die ich leben kann, gebt mir also das Mädchen."

Ehrmann ertheilte seine Einwilligung.

Jahre vergingen nach diesen Ereignissen, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorfiel. Harm wuchs zu einem bezaubernden Mädchen heran und wurde ein Gegenstand der Bewunderung für den Provisor Kaspar Aberney, wie auch für den jungen Studenten Enoch. Als Harm siebzehn Jahre alt wurde, hatte der Vater beschlossen, daß sie und Kaspar die Ringe wechseln sollten.

Enoch beschloß eben seine Studien in Abo und sollte sich dann nach Stockholm begeben, um im Hofgericht zu arbeiten.

Die Sommerferien sollte er in Uleaburg bei den Eltern zubringen. Er war zwanzig Jahre alt, lebhaft, warmherzig und schön. Er sah Harm täglich; was Wunder wenn er in seinem Jugendtaumel vergaß, daß sie für den Bruder bestimmt war? Genug, als eines Tages Enoch und Harm im Aberney'schen Garten saßen, hatte er ihr anvertraut, wie innig sie geliebt wurde, und hinwiederum von ihr erfahren, daß sie ihn weit mehr liebte, als Kaspar. Zu glücklich um den Betrug zu bedenken, der gegen diesen begangen wurde, vergaßen sie Alles, außer dem Bewußtseyn, daß ihre Herzen einander gehörten. Es ging indeß jetzt wie immer wenn der Mensch sich vom Rausche des Augenblicks beherrschen läßt; das Erwachen daraus wurde bitter, weil die Wirklichkeit da ganz unbarmherzig eintrat und über das Glück der entflohenen Stunde hohnlachte.

Auf acht Tage hatte Harms Vater ihre Verlobung mit Kaspar festgesetzt. Der Gedanke daran jagte das Blut wild durch Harms Adern, als sie sich eines Abends allein im Zimmer befand und überlegte, was geschehen sollte. Die Gefühle des jungen Mädchens waren heftig und leidenschaftlich, das Wort Entsagen hatte sie nicht verstehen gelernt. Es schien ihr unmöglich auf ihre Liebe zu Enoch zu verzichten. So weit sie sich zurück erinnerte, war er ihr liebster Freund gewesen; jedes gute und schöne Gefühl, das sie empfunden hatte, war von ihm geweckt worden, und jetzt, da sie wußte, daß sie beide einander gleich innig und warm liebten, jetzt kam eine vom Vater beschlossene Ehe und trat ihrem künftigen Glücke in den Weg. Nein, sie wollte sich mit Kaspar nicht verloben. Was lag ihr daran, daß er sie liebte, da sie nur Enoch ihr Herz schenken konnte? Sie beschloß am folgenden Tag dem Vater zu sagen, daß sie nicht Kaspars Frau werden könne. Mit diesem Beschluß schlief sie ein, wurde aber von unruhigen und fieberhaften Träumen gequält. Es war als flüsterte ihr Jemand ins Ohr: „Du hast jetzt die Sonne Deines Glückes untergehen gesehen." Die wildesten und schrecklichsten Phantasien marterten sie die ganze Nacht, und als sie am Morgen erwachte, stand die Amme mit einem Brief in der Hand vor ihr. Das junge Mädchen empfand eine

eigenthümlich unangenehme Aufregung beim Anblick desselben. Sie konnte sich nicht erklären warum, aber sie ahnte, daß er etwas Trauriges enthalten würde.

„Es ist entsetzlich, liebes Herzchen, wie lange Du heute geschlafen hast," sagte die Amme, die jetzt, nachdem Edith von ihr genommen war, ihre ganze Ergebenheit auf Harm übergetragen hatte.

„Was für einen Brief hast Du da?" fragte Harm mit tiefem Athemholen. Sie fühlte sich so wunderlich beklommen.

„O es ist bloß eine Bagatelle. Enoch Aberney übergab mir ihn. Er ist vor ein paar Stunden abgereist."

„Abgereist!" rief Harm, indem sie sich heftig im Bette aufsetzte. „Wohin?"

„Ich weiß nicht. Er sagte bloß, er müsse abreisen, und so sah ich Herrn Aberney und ihn um sieben Uhr wegfahren."

Harm streckte die Hand aus und nahm den Brief. Sie dachte:

„Sie sind wohl nach dem Landgute des Onkels gefahren."

Jetzt erbrach sie das Siegel. Das Schreiben war lang und Harms Augen flogen über die Zeilen; aber je länger sie las, um so bewölkter wurde ihre Stirne, um so bleicher ihre Wangen, und als sie fertig war, warf sie sich unwillkürlich auf das Kissen zurück und brach in ein wildes und heftiges Weinen aus, während sie krampfhaft den Brief zusammen drückte. Die Amme war weggegangen, so daß sie sich ungestört dem ersten Ausbruch ihres Schmerzes überlassen durfte. Was stand denn in dem Briefe, um ihn hervorzurufen? Enochs Vernunft und Rechtsgefühl waren erwacht.

Als Harm und Enoch am vorhergehenden Abend sich getrennt hatten, kam Kaspar zum Bruder herüber und plauderte mit ihm bis tief in die Nacht hinein. Kaspar hatte von seiner Zärtlichkeit gegen Harm, seinen Hoffnungen auf Glück an ihrer Seite u. s. w. gesprochen. Er hatte mit so großer Zuversicht von der Zukunft geredet, daß Enoch einen stechenden Schmerz empfand, als er sich erinnerte, was zwischen ihm und Harm vorgefallen war.

Von religiösen und moralischen Eltern mit strengen Begriffen von Ehre und Pflicht erzogen, hatten Aberneys Söhne von Kindheit auf die Rechte Anderer und ihrer eigenen Pflichten innig respektiren gelernt. Dabei herrschte zwischen den Brüdern eine wahre Ergebenheit vor. Genug, Enoch betrachtete sich als Denjenigen, der Kaspar verrathen hätte und glaubte seine Augen nicht gegen ihn erheben zu dürfen. Durfte wohl er, Kaspars Bruder, dessen Glück zerstören und zu nichte machen? Ein Glück, das man ihm von Kindheit an als den Gegenstand aller seiner Träume vor Augen gehalten hatte!

Als Kaspar endlich Enoch verließ, schrieb dieser an Harm. Er sagte ihr Alles, was sein redliches und unverdorbenes Herz empfand, und daß er, obschon er sie innig liebe, doch eher sterben, als auf Kosten seines Bruders die Seligkeit einer Stunde erkaufen möchte. Er bat Harm ihn zu vergessen und ihre Liebe wieder demjenigen zuzuwenden, der zu ihrem Gatten bestimmt sei. Schon am folgenden Morgen, als sie seinen Brief empfing, hatte er Uleaburg verlassen und wollte nicht eher dahin zurückkehren, als bis er Harm und Kaspar glücklich wußte.

Das Schicksal begünstigte auch diesen Entschluß Enochs, denn am nächsten Morgen sollte sein Vater eine Geschäftsreise nach Abo machen, und Enoch benützte die Gelegenheit ihn zu begleiten.

Als Aberney am Tage vor Harms Verlobung zurückkam, war er allein. Enoch war mit einer Postyacht nach Stockholm weiter gereist.

Bleich als sollte sie dem Tode angetraut werden, war Harm an dem Tage wo sie und Kaspar die Ringe wechselten, einem Tag den die Väter mit großem Jubel feierten, die Mütter aber mit ganz andern Augen betrachteten. Frau Aberney, die zärtliche Mutter, seufzte:

„Mein armer Kaspar, ich fürchte, daß Harm nicht geschaffen ist, ihn glücklich zu machen."

Frau Ehrmann hinwiederum dachte:

„Meine schöne und gefeierte Harm hätte wohl eine bessere Partie machen können, als daß sie wie ich Apothekerin wird."

Kaspar sah glücklich aus, wie es einem verliebten Bräutigam ziemt und ansteht.

Viktor Aberney war so eben erst Student geworden und befand sich also auf dem Ver-

lobungsball als ein recht großer Kavalier, wenigstens in seinen eigenen Augen.

Fortsetzung folgt.

# Zwei Reden

der Herren Professor Dr. **Huber** aus München und Dr. **Reinkens** aus Breslau über

**die katholische Reformbewegung,**

gehalten im Fruchthallsaal zu **Kaiserslautern** am 10. März 1872.

**Ausgearbeitet von Hugo Weise.**

(Fortsetzung.)

Deshalb, verehrte Versammlung, halten Sie aus in diesem Kampfe. Wenn unsere Schaar auch noch klein ist, wenn wir materielle Mittel auch fast keine haben, sondern blos die Mittel der Wissenschaft, wenn auch die Gegner imposant sind an Zahl, an Millionen unwissender Menschen, wenn ihnen auch eine Garde von 8000 Jesuiten zur Verfügung steht, wenn sie auch über Milliarden von Kirchenvermögen verfügen können, während wir arm sind, so haben wir auf unserer Seite mächtige Bundesgenossen: auf unserer Seite stehen die Vernunft und das Gewissen, die Wahrheit und das Recht. Das sind lichte Zeichen, und an diesen Zeichen wird das Wort Constantin's des Großen zur Geltung kommen: „In hoc signo vinces.“ In diesen Zeichen werden wir siegen! (Lebhafter anhaltender Beifall.)

---

Hierauf bestieg Herr Professor Reinkens aus Breslau die Rednertribüne und begann folgendermaßen:

„Hochgeehrte Versammlung! Es ist mir heute vergönnt, unter einem Volksstamm das Wort zu nehmen, der in der Geschichte gezeigt hat, daß er den Werth der Freiheit kennt. Deshalb möchte ich heute mit Ihnen die Frage prüfen, ob die Religion Sache der Freiheit oder des Zwanges sei.

Zur Erörterung dieser Frage wird uns ein kurzer Rückblick auf die Religionsgeschichte der Pfalz mit Leichtigkeit führen.

Ich bin wohl öfter schon im Eisenbahnwaggon rasch durch einzelne Theile der Pfalz hindurchgeeilt; zum ersten Male aber habe ich heute in diesem Lande auf kurze Zeit festen Fuß gefaßt; in der Geschichtsforschung freilich weilte ich schon oft in Ihrem Lande. Und wie ist mir da? Ich denke mir, Jemand habe von einem schönen fruchtbaren Lande gehört, und erfahren, daß dort herrliche Aussaat geschehen sei; später aber vernimmt er die Kunde, daß Wasserfluth, daß Hagelschlag dort Alles verwüstet; jede neue Kunde berichtet von einer neuen Störung, von neuen Verwüstungen. Nun aber kommt er selber einmal in dies Land, und sieht, daß die Saat herrlich aufgegangen ist und schöne Früchte getragen hat.

Gerade so geht es dem Geschichtsforscher in der Pfalz.

Alles was mir denkbar ist, um einen gesunden Volksstamm materiell und geistig zu Grunde zu richten, das ist in der Pfalz geschehen. Die unverwüstliche Natur dieses edlen deutschen Stammes hat aber Alles überwunden, und steht trotz alledem frisch und rüstig da, nicht gedrückt, aufblühend an Geist und Körper, daß es eine Freude ist, ihn anzusehen.

In der Pfalz hat sich zuerst das Kurfürstenthum ausgebildet zu einem Stamm; in der Pfalz hat sich zuerst das reformirte Glaubensbekenntniß gestaltet bis zu einer festen sicheren Kirchenordnung und hat sich erhalten bis zu den Stürmen des 30jährigen Krieges; in der Pfalz sehen wir das Unglück Deutschlands deutlich. Durch fremde Völker, Spanier, Franzosen, Schweden wird zerstörend in diesem Lande gearbeitet, und leider auch durch die Deutschen. Die religiösen Kämpfe wütheten dort in erschreckender Weise; hier feindeten sich an das lutherische, das katholische und das reformirte Glaubenbekenntniß; die sogenannten Kirchlichen, der orthodoxe Fanatismus aller 3 Bekenntnisse haben hier schreckliches Unheil angerichtet. Viermal in einem Menschenalter hat hier das Volk sein Glaubensbekenntniß ändern müssen auf Befehl der Fürsten. Die Pfälzer haben erfahren, was Religionszwang bedeutet.

Im Jahre 1546 führte Kurfürst Otto Heinrich statt der katholischen Kirche das lutherische Bekenntniß ein, von der Kirche

blieb nur das äußere Gebäude; im Innern wurde Alles verändert. Die Altare wurden hinausgeschafft, die Bilder entfernt, der Gottesdienst anders gestaltet; nicht weil das Volk in seiner Gesammtheit es so wollte, sondern weil der Kurfürst es befahl. 1559 starb er, und sein Nachfolger Friedrich III. führte 1560—1566 das reformirte Bekenntniß ein. Da wurden die Kirchen noch mehr ihres Schmuckes beraubt; da wurde sogar das Standbild eines Ahnen des Kurfürsten mit schwarzem Flor behangen, damit man in der Kirche kein Bild sehen sollte. Diese Veränderung in das reformirte Bekenntniß ging noch gewaltsamer vor sich, als die Umwandlung aus dem katholischen in das lutherische. Die Klöster wurden eingezogen wider Willen der Bewohner, und es fehlte dabei nicht an Gewaltthätigkeiten. Der Kurfürst war sonst ein Mann, milde gestimmt und von redlichem Willen; dadurch aber, daß er sich in den Religionszwang einließ, wurde diese so milde Natur von religiösem Fanatismus ergriffen. So unterschrieb er denn im Jahre 1572 ein Todesurtheil über Silvanus, der unvorsichtiger Weise Zweifel an der Trinitätslehre aussprach. Und der Kurfürst sagte, daß er dies gethan habe auf Antrieb des heiligen Geistes. Dieser sonst so milde Kurfürst wurde hier also zum ketzerrichterlichen Papste. Auch die Päpste behaupten, wenn sie Ketzer verdammen, sie thäten ein Werk des heiligen Geistes. Am 23. Dezember 1572 wurde an dem Ketzer Silvanus auf dem Marktplatze zu Heidelberg das Todesurtheil vollstreckt. Ludwig VI. hatte sich wieder dem Bekenntniß des Lutherthums zugewandt, und gab schon gleich nach dem Tode seines Vaters dadurch Zeugniß davon, daß er beim Begräbniß seines Vaters, der dem reformirten Glauben angehangen hatte, von einem lutherischen Prediger die Grabrede halten ließ. Zwei Monate nach dem Antritt seiner Regierung wurde wieder das kirchliche Angesicht des Landes verändert. Im Jahre 1583 übernahm der Bruder des Vorigen, Casimir über den minderjährigen Sohn des verstorbenen Kurfürsten die Vormundschaft. Die testamentarische Bestimmung, daß der Kurprinz lutherisch erzogen werden sollte, beachtete er nicht, und gab dem Prinzen einen reformirten Hofmeister. Das Religionsbekenntniß des Landes wurde abermals geändert, und unter Ludwig VII. die Aenderung noch vervollständigt. So wurde also in einem Menschenalter das Religionsbekenntniß dieses Landes 4 Mal geändert.

Als nun der 30jährige Krieg mit seinen Schrecken kam, wurden da, wo die Heere der Katholischen siegten, Gewaltthätigkeiten an den Reformirten verübt und der katholische Kultus wieder eingeführt. — Im Jahr 1652 führte Kurfürst Carl Ludwig das reformatorische Bekenntniß wieder ein. 1688—1697 im französischen Kriege fand wieder die katholische Restauration statt. Von nun an hatte die Pfalz katholische Kurfürsten und Johann Wilhelm wurde erzogen von den Jesuiten. Er stellte den katholischen Gottesdienst systematisch wieder her. Ohne Rücksicht auf das Bekenntniß der Mehrheit der Gemeinden (die Zahl der Reformirten war doppelt so groß, wie die der Katholiken) wurden 39 Kirchen für katholisch erklärt, 100 simultan und nur 40 reformirt, und diese lagen noch nicht einmal alle in der Pfalz; und im Jahre 1699 erklärte der Kurfürst auch noch diese Kirchen für simultan. Die Franzosen kamen öfter über die Grenze und verübten Gewaltthätigkeiten an den Reformirten; der Kurfürst aber drückte das Auge zu. Auch innerhalb des eigenen Gebiets wurden Grausamkeiten an den Reformirten verübt. So wurde an einem 18jährigen Mädchen, das aus gemischter Ehe stammte und reformirt geworden war, öffentlich die Prügelstrafe vollzogen, ein anderes wurde ins Gefängniß geworfen. Als in einer Simultankirche ein reformirter Prediger, weil er sehr viele Communikanten hatte, zu lange Gottesdienst hielt, drang der katholische Priester in die Kirche und schoß nach dem reformirten Pfarrer, fehlte diesen zwar, tödtete aber einen communicirenden Bauer; und auch dies geschah ungestraft. Ganze Institute wurden mit Gewalt aufgehoben, weil man das reformatorische Bekenntniß nicht abschaffen wollte.

(Forts. folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 28.** Freitag, 5. April **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr später fand die Hochzeit statt. Zu diesem Fest kamen auch Tante Sara und Edith nach Finnland. Letztere war jetzt sechzehn Jahre alt und, obschon ganz und gar keine Schönheit, doch ein recht hübsches und liebenswürdiges Mädchen. Alle schienen überrascht durch die vortheilhafte Veränderung, die mit ihr vorgegangen, Vater und Schwester empfingen sie mit herzlicher Freundlichkeit, die Mutter aber zeigte einen vollständigen Kaltsinn.

Am Hochzeitstage sah Harm so leidend aus, daß Edith mehrere Male fragte, ob sie krank sei; aber sie erhielt eine verneinende Antwort. Enoch hatte der Hochzeit des Bruders nicht angewohnt. Harm war während der Trauung so heftig aufgeregt, daß sie nur mit Mühe die üblichen Worte über ihre Lippen brachte, und im Augenblick, wo der Priester Amen sagte, taumelte sie und fiel ohnmächtig in Kaspars Arme. Als sie wieder zur Besinnung kam, hatte sie heftiges Fieber und konnte sich den Gästen nicht zeigen, sondern mußte zu Bette gehen.

Dieß war ein trauriger Schluß eines solchen Tages, und es sah wirklich aus, als wollte Harm aus dem Leben scheiden. Sie erkrankte an einer gefährlichen Entzündung. Mehrere Wochen schwebten ihre Mutter und ihr Mann in der tödtlichsten Unruhe um sie.

Höchst eigenthümlich war es, daß sie während ihrer ganzen Krankheit keine andere Person, als Edith an ihrer Seite duldete, und so tief das ihre Mutter und ihren Mann schmerzte, so mußten sie sich gleichwohl fügen, weil der Doktor erklärte, daß man sich ihren Wünschen nicht widersetzen dürfe. Edith wurde also ihre eigentliche Wärterin.

Wenn Harm sich in Folge physischer oder moralischer Martern auf ihrem Lager hin und her warf, konnte nur Ediths Gesang sie beruhigen.

Nach sechs Wochen befand sie sich endlich auf dem Wege der Besserung und konnte angekleidet daliegen, wollte aber noch immer Niemand als Edith bei sich haben. Die Schwester war ihr nach dieser Krankheit gleichsam unentbehrlich geworden, und doch hatte die stolze und launische Harm sie in ihren Kinderjahren nicht ausstehen können und in den Jahren der Trennung ihr beinahe niemals geschrieben. Kam dieß daher, daß Edith ihre Vertraute geworden war? Nein. Harm besaß keine solche und wollte auch keine besitzen. Ungeachtet die Mutter mit beispielloser Uebertreibung dieses Kind geliebt hatte, war diese Liebe gleichwohl nie von der Art gewesen, daß sie das Vertrauen der Tochter hatte erwecken können. Das veränderliche, parteiliche und unverträgliche Wesen der Frau Ehrmann war nicht geeignet Achtung oder Vertrauen einzuflößen. Harm liebte ihre Mutter, weil diese die einzige Person war, die ihr als Kind Liebe gezeigt hatte, aber diese Ergebenheit ging von reinem Egoismus aus; sie erzeugte kein Bedürfniß nach dem Rathe der Mutter, kein Verlangen nach einem Worte des Trostes von ihren Lippen in des Leben bittern Augenblicken. Nein, Harm hatte keinen Wunsch von ihren Gefühlen oder Leiden mit einer Mutter zu sprechen, der sie nicht die Fähigkeit zutraute, sie in diesem Falle zu verstehen. Dabei war Harm einer jener verschlossenen und rückhaltsamen Charaktere, welche die Dunkelheit lieben; man weiß nie, was sie verbirgt, aber man hat immer Ursache sie zu fürchten.

Der Grund warum Harm die Gesellschaft Ediths vorzog und sich nur bei ihr wohlbefand, lag ganz einfach darin, daß die Schwester im letzten Jahr täglich mit Enoch beisammen gewesen war, der in Stockholm bei Tante Sara wohnte. Dieß hatte zur Folge, daß Edith

häufig von dem Vetter sprach. Sie beschrieb, wie er die Abende zubrachte, welche Vergnügungen und welche Beschäftigungen Enoch hatte, wie gut, redlich und talentvoll er war u. dgl. Harm lauschte aufmerksam auf jedes Wort, gleich als fürchtete sie, ein einziges davon zu verlieren. Oft veranlaßte sie Edith dieselbe Sache mehrere Male zu erzählen, ohne daß Edith bemerkte, daß dieß um Enochs willen geschah. Harm gab ihrem Wunsche das Ansehen, als wollte sie sich das Leben in der Hauptstadt recht klar vergegenwärtigen.

Enoch besaß eine schöne Stimme, und alle Lieder die er zu singen pflegte, sang auch Edith. Es war ein Trost für die arme Harm, sie zu hören. Die Folge war, daß sie unwillkürlich den Wunsch äußerte, Edith möchte bei ihr bleiben, was indessen der Vater und Tante Sara entschieden verweigerten, weil Edith nach Stockholm zurück müsse, um ihre Sprach- und Musikstudien zu vollenden

Als Harm nach Verlauf zweier Monate wieder gesund war, kehrte Edith und Tante Sara nach Schweden zurück, und jetzt fühlte sich Harm so entsetzlich einsam, daß sie nur mit Ueberdruß ihrer Zukunft entgegen sah.

Die so traurig begonnene Ehe des jungen Paares kam indeß dem oberflächlichen Beobachter ganz glücklich vor. Die lebhafte und feurige Harm war allerdings nach der Krankheit gänzlich verschwunden und jetzt still, ruhig und träumerisch geworden. Beinahe nie zeigte sie sich heftig, und von den eigensinnigen und herrschsüchtigen Launen, welche sie früher gekennzeichnet hatten, fand man keine Spur mehr vor. Es war, als hätte sich eine Wolke über dem Sonnenlicht der Seele gelagert. Harm erschien deßungeachtet jetzt einnehmender und lieblicher, als zuvor. In den großen düstern Augen brannte eine dunkle Flamme, die ihnen etwas Zauberhaftes verlieh, und um das bleiche schöne Gesicht wogten die schwarzen Locken, wie stille Leidenschaften, welche die gedankenvolle Stirne der jungen Frau in ihrem Schooße beherbergte.

Ohne Liebe verheirathet, während das Herz von einem Andern erfüllt war, hartnäckig und verschlossen von Charakter, verlebte Harm in den ersten Jahren ihrer Ehe nur eine Reihenfolge endlos trübseliger Tage. Weit entfernt, wie ihre Mutter, dem Willen des Gatten der ihr Herz nicht besaß ewigen Widerstand entgegensetzen zu wollen, blieb Harm passiv. Sie that Alles, um was der Mann sie bat, widersprach ihm niemals, war nie ungeduldig oder unfreundlich, aber auch nie zärtlich oder herzlich.

Kaspar Aberney, ein Mann von ruhiger und ernster Gemüthsart, liebte seine Frau, machte aber keine romantischen Ansprüche an ihre Ergebenheit. Bald nach ihrer Krankheit schätzte er sich allzu glücklich, sie ins Leben zurückkehren zu sehen, als daß er sie mit Fragen über diese merkliche Veränderung gequält hätte, besonders da er dieselbe als eine Folge der Krankheit betrachtete.

Da sie fortwährend still, nachgiebig und sanft blieb, so fand er sie weit angenehmer und liebenswürdiger, als während ihrer Verlobung, einer Periode in welcher sie ihn unaufhörlich mit ihren Launen und ihrer Heftigkeit gequält hatte. Glücklicher Weise für Kaspar hatte er es von Kindheit an, als ausgemacht betrachtet, daß Harm ihm am meisten vor allen zugethan, daß er der Gegenstand sei, dem alle ihre Gedanken und Träume gelten; eine angenehme Selbsttäuschung in Folge welcher der junge Apotheker Harms augenscheinliche Veränderung, als eine Folge ihrer Liebe zu ihm betrachtete. Genug, die jungen Eheleute wurden von Jedermann für ungemein glücklich gehalten. Man sprach allgemein davon, wie sehr Harm sich veredelt habe, was für eine hübsche und häusliche Frau sie sei, und wie sie nur höchst selten Vergnügungen mitmache.

So vergingen zwei Jahre, bis Edith wieder einen Besuch in der Heimath machte. Ihr Anblick schien Harm mit Freude zu erfüllen, und diese umarmte die Schwester mit einer Herzlichkeit, die einen lebhaften Eindruck auf Edith machte. Dießmal war Tante Sara nicht dabei. Edith blieb einen Monat in der Heimath, dann sollte sie nach Schweden zurückkehren.

Eines Abends, kurz vor ihrer Abreise, schlug Harm einen Spaziergang durch das Zollthor bis nach Lötan vor. Es war ein schöner Abend am Ende Juni. Arm in Arm wandelten die beiden Schwestern dahin.

Fortsetzung folgt.

# Zwei Reden

der Herren Professor Dr. **Huber** aus München und Dr. **Reinkens** aus Breslau über

**die katholische Reformbewegung,**

gehalten im Fruchthallsaal zu **Kaiserslautern** am 10. März 1872.

**Ausgearbeitet von Hugo Weise.**

(Fortsetzung.)

Endlich nahm sich Preußen der unterdrückten Pfalz an; es ergriff Repressalien an den Katholiken innerhalb seines Gebiets. Hierdurch endlich bewogen, gelobte der Kurfürst am 21. November 1705, die Religionsfreiheit anzuerkennen. Aber trotzdem wurden die Reformirten noch verfolgt. Im Jahre 1719 eröffnete der Kurfürst Karl Philipp wieder offene Verfolgungen auf Anstiften der Jesuiten; sein Nachfolger Karl Theodor (1744—1799) setzte dieselben mit noch größerem Nachdruck fort. Er gab hierin den Jesuiten nach; dafür entschuldigten diese ihm sein sittenloses Leben am Hofe. Sie hatten für jedes Verbrechen, das der Kurfürst beging, eine casuistische Entschuldigung. Dafür ließ er die Jesuiten in der Pfalz schalten und walten, wie sie wollten, zur Ausrottung der anderen Bekenntnisse. Die Pfalz also hat erfahren, was „Religionszwang“ heißt, der nach dem Satz stattfand: Cujus regio, ejus religio. (Wem das Land gehört, dem gehört auch die Religion.) Als ob die Religion als Mittel da wäre für die Fürsten, um sich ihr Volk dienstwillig zu machen. Es ist nicht einmal der Mensch um der Religion willen da, sondern die Religion für den Menschen Die Religion ist nichts anderes, als das Band, welches das Kind an den Vater fesselt, nichts anderes, als das Band der Liebe zwischen Gott und den Menschen. Die Religion soll nicht in der Hand des Fürsten zu einem Mittel der Tyrannei herabgewürdigt werden. Es ist ein großes Verbrechen von einem Fürsten, wenn er durch die Religion seinen Thron sichern will; das heißt die Religion als Mittel gebrauchen zu irdischen Zwecken, und das ist ein Verbrechen.

Aber die Fürsten und Staaten haben gelernt und diese Grundsätze heute völlig aufgegeben. Heute sagt der Staat selbst, daß er nichts hineinzureden habe in das religiöse Bekenntniß. Heute erklärt der Staat, daß er nicht urtheilen könne über Dogmen. Der Staat also hat gelernt. Aber wer hat nichts gelernt? Der Papst und seine Kurie. (Lebhafte Zustimmung.) Während jetzt von Seiten der Staaten in Deutschland wenigstens, Religionsfreiheit gewährt wird, wird von dort Religionszwang eingeführt in einer Weise, wie er in der Geschichte noch gar nicht dagewesen ist. Lassen wir uns nicht dadurch täuschen, daß keine Scheiterhaufen für die Ketzer mehr errichtet werden. Wenn sie es könnten, sie würden sie schon errichten. (Lebhafte Zustimmung.)

Die Katholiken werden in der Anschauung aufgezogen, daß die gegenwärtige katholische Kirche die allgemeine sei. Das ist nicht wahr. In der Mitte des 11. Jahrhunderts entstand ein großer Riß in der ganzen Christenheit zwischen dem Orient und dem Occident. Und wodurch ist dieser Riß entstanden? Dadurch, daß die Päpste nicht mehr das Wort achteten, welches der größte Papst, Gregor der Große ausgesprochen: „Wenn einer der Bischöfe Universalbischof werden will, so zerstört er die ganze Kirche.“ Erst als seine Nachfolger sich das Recht anmaßten, über den Orient zu herrschen, da wurde die katholische Kirche zerstört; es trennten sich 4 Patriarchate von dem einen Patriarchat des Occidents ab; und der Bischof von Rom, der nur ein Patriarchat des Abendlandes unter sich hatte, nannte sich den Bischof der katholischen Kirche und entschädigte sich für seinen Verlust dadurch, daß er sich zum Selbstherrscher der einzelnen Bischöfe machte. Mit Hülfe verblendeter Fürsten zerstörte man die Nationalkirchen der Deutschen, der Spanier 2c. und der Bischof von Rom riß alle Rechte an sich. Statt das Volk bei der Bischofswahl mitsprechen zu lassen, sagte er, daß er allein die Bischöfe zu ernennen habe, und entzog den Bischöfen nach und nach alle ihre Rechte. Er centralisirte die Kirche immer mehr und richtete den Glaubenszwang auf.

Als nun von den Bischöfen und vom Volke der Ruf ertönte: „Die Kirche müsse reformirt werden“, und Hunderte von Beschwerden aus Deutschland an den Papst kamen,

da ergriff der Papst, anstatt den Beschwerden abzuhelfen, nur noch viel strammer die Zügel; dadurch entstand ein neuer Riß in der Kirche. Es wurden die Brüder auseinander gerissen, die sich in Liebe umfassen sollten. So gingen, durch das Verschulden des Papstes, die Trennungen in der Kirche immer fort, und heute stehen wir abermals vor einer Trennung, nachdem der Papst einen neuen Glaubenszwang einführen und alle Gewissen unter seinen despotischen Willen unterwerfen will.

Aber wir thun ihm den Gefallen nicht, wie es im 16. Jahrhundert geschehen ist, daß wir aus der katholischen Kirche austreten; (Beifall) wir bleiben darin und wirken nach dem Gesetz Gottes innerhalb der Kirche, um den Boden zu gewinnen, auf dem wir uns mit den getrennten Brüdern wieder vereinigen können. (Lebhafter Beifall.)

Der Papst sagt nun: Mein Land ist die ganze Erde, und Alle sind verpflichtet durch die Religion, sich von mir beherrschen zu lassen. Wir aber sagen Nein! Die Religion ist keine Sache des Zwanges, sondern der höchsten Freiheit.

Schon Lactantius, ein Kirchen-Schriftsteller des 4. Jahrhunderts sagte: „Es gibt nichts, was so tief im Rechte der Freiheit wurzelt, als die Religion", und Tertullian (Ende des 2. Jahrhunderts) rief den Bischöfen zu: „Wenn Ihr der Religion die Freiheit nehmt, so führt Ihr die Irreligiosität ein"; und Augustin sagte: „Zum Glauben darf Niemand wider seinen Willen gezwungen werden". Gregor der Große sprach die Mahnung aus: „Kein Bischof und Priester soll Gewalt üben in Glaubenssachen; nur mit Sanftmuth und Milde sollen sie verfahren und, wenn ein Bruder irrt, ihn durch Belehrung zur Wahrheit führen".

Sie lesen hier, (nach den an der Wand angebrachten Sinnsprüchen deutend) den schönen Ausspruch:

„Ewiger Wahrheit Licht leuchtet dem Glauben voran."

Von Rom aus aber verlangt man, Blindheit solle voranleuchten. Wenn die Vernunft nach einem Grunde fragt, so sagt man: „Opfert Eure Vernunft". Wenn ein Blinder den Andern führt, so fallen Beide in den Graben. Drum, wenn sie in Rom blind sind, so wollen wir wenigstens die Augen offen behalten. (Beifall.) Das Wort Gottes ist Licht; und um Licht in mich aufzunehmen, bedarf ich des Auges. Wenn ich das Sonnenlicht in mich aufnehmen will, so darf ich das Auge nicht verschließen; gerade so verhält es sich mit dem Worte Gottes. Man sagt uns nun, das sei Hochmuth. Ist das Hochmuth, wenn wir unsere Vernunft anwenden? Von wem haben wir denn die Vernunft? Hat sie Gott uns nicht gegeben? Vernünftig soll jeder Gottesdienst sein, den wir üben; wir können aber keinen vernünftigen Gottesdienst treiben, wenn wir unsere Vernunft nicht wirksam sein lassen.

Die Bischöfe verlangen nun Unterwerfung von uns. Wie sollen wir uns nun dem Worte Gottes unterwerfen, das bestimmt ist, uns zu leuchten? Der Glaube kommt zu Stande durch die Vernunft, durch die Gnade Gottes und die Freiheit. Was wollen die Bischöfe uns nun befehlen? Etwa die Gnade Gottes? Das wäre eine gewaltige Ueberhebung der Bischöfe. Oder wollen sie uns die Erkenntniß befehlen, die durch unsere Vernunft vermittelt wird? Dazu haben sie keine Macht; der Mangel der Erkenntniß kann nur ergänzt werden durch Belehrung, die Belehrung aber verweigern sie uns. Der Glaube besteht nur im Innern des Menschen und läßt sich nicht von Außen hineinbefehlen. Und doch verlangen die Bischöfe Gehorsam von uns in Glaubenssachen. Gehorsam ist ebenfalls eine Sache der Freiheit, und er hat nur dann Werth, wenn er von der Freiheit ausgeht. Der Gehorsam, den das Christenthum will, ist keine äußerliche Unterwerfung: nicht Knechte sollen wir sein, sondern Kinder Gottes; die Mutter Kirche will nicht Mutter sein von Sklaven, sondern von Freien. Die Kirche ist überhaupt nicht der Papst, nicht die Bischöfe, sondern die Gläubigen. Nicht anders haben die Apostel geredet vom Reiche Gottes: dasselbe ist die Gemeinschaft der Gläubigen, die sich eins wissen in Glauben und Liebe.

Forts. folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 29.** Sonntag, 7. April **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Edith sprach von Stockholm, und Harm ging nachdenklich an ihrer Seite. Als sie nach Lötan kamen, wo viele Jungen aus der Stadt sich auf dem Felde herumtummelten, setzte sich Harm auf einen kleinen Hügel, der von einigen Bäumen beschattet war. Sie nahm den einfachen Sommerhut ab und unterbrach Edith plötzlich mit der Bemerkung:

„Ich bin jetzt zwei Jahre verheirathet; wie sehr habe ich mich nicht verändert!

„Ja sehr!" fiel Edith lebhaft ein, „aber zu Deinem Vortheil."

„Das meinst Du blos." Harm lächelte bitter. „Meine Veränderung kommt mitunter daher, daß ich jetzt gänzlich passiv bin." Sie faßte Edith beim Arm und fügte heftig hinzu: „Sprich, hast Du eine wahre Ergebenheit gegen mich?"

„Ja gewiß; seit Deiner Krankheit habe ich Dich lieb gehabt; aber Harm, warum machst Du eine solche Frage?"

„Darum, weil Du mir eine Probe Deiner Ergebenheit ablegen mußt. Höre mich an: Seit meiner Krankheit habe ich ein brennendes Verlangen gehabt, nach Stockholm zu kommen und dort einen Arzt zu befragen. Ich werde von einem innern Leiden verzehrt." Sie verstummte und dachte: „Gott allein weiß, daß ich jetzt die Wahrheit rede."

„Warum sprichst Du nicht mit Kaspar darüber?" fragte Edith und sah die Schwester besorgt an.

„Er würde unruhig werden, und Mama würde mich mit ihren ewigen Fragen quälen. Nein, Edith, eher mag es bleiben, wie es ist, und gleichwohl würde ich, wenn ich nur in die Hauptstadt kommen könnte, ganz sicher wieder hergestellt werden."

Harm fügte mit angstvoll bittender Stimme hinzu:

„Edith, hilf mir zur Erfüllung dieses Wunsches. Es ist mehr als mein Leben, was ich in diesem Augenblick von Dir erbitte."

Edith wurde unruhig, als sie in das aufgeregte Gesicht der Schwester blickte; aber sie lächelte ihr freundlich entgegen und versicherte, daß sie Alles thun wolle, um ihren Wunsch zu erfüllen, wenn sie nur wüßte, wie sie es anstellen sollte.

„Sprich Du mit Papa; Kaspar richtet sich in Allem nach ihm, und Du vermagst so viel über Papa. O Edith, Edith! Wie dankbar werde ich nicht sein!" Harm lehnte sich gegen die Schwester und weinte.

Thränen waren etwas so ungewöhnliches bei Harm, daß Edith sich nicht erinnern konnte, wann sie dieselbe zum Letztenmal weinen gesehen hatte. Gerührt über diesen Ausdruck von Schmerz, versprach Edith Alles aufzubieten, damit Harm sie nach der Hauptstadt begleiten dürfe.

„Liebe Harm," sagte Edith, „Du kannst es als ausgemacht ansehen, daß Du mitdarfst, denn wenn ich einmal Etwas beschlossen habe, so muß es geschehen. Ich bin nicht blos zum Scherz eine Finnin."

„Zu Dir steht auch meine ganze Zuversicht; obschon Du, wie ich, nicht von ungemischtem finnischem Blute bist, . . ."

„Will doch Gott, was das Weib will," fiel Edith scherzend ein.

* * *

Eines Abends am Ende Juli spazirten ein älterer Herr und zwei junge Damen im Thiergarten. Eine von ihnen war von so ungewöhnlicher Schönheit, daß überall, wohin sie kam, die allgemeine Aufmerksamkeit sich ihrer Person zuwandte und Jedermann flüsterte:

„Welch' ein schönes Gesicht!"

Nachdem sie eine Weile auf der Ebene lustgewandelt und die schöne Dame ihre un-

ruhig forschenden Blicke der wogenden Volksmasse nachgesandt hatte, sagte der ältere Herr:

„Jetzt ist es Zeit ins Theater zu gehen; dort treffen wir Enoch bestimmt. Ich kann nicht begreifen, daß wir hier nicht auf ihn gestoßen sind."

„Assessor P.s Mittagsmahl hat sich wohl länger hinausgezogen," sagte die weniger schöne der Damen, die keine andere als Edith war.

„Vermuthlich antwortete ihr Begleiter, in welchem wir den ältern Aberney erkennen.

„Ich bin mitgekommen, um mich an seiner Ueberraschung zu erfreuen, wenn er Harm treffen würde. Als ich ihn gestern Abend, während ich Edith zur Schwägerin begleitete, traf, sagte ich weder ihm noch Sara, daß Harm da sei. Ich wollte sie gerne heute überraschen, wenn sie hier zusammenträfen."

Sie schlugen jetzt den Weg noch dem Thiergartentheater ein und gingen hinein. Kaum hatten sie ihre Plätze eingenommen, als ein junger Mann mit schönen, edlen und intelligenten Gesichtszügen, begleitet von einer ältern Dame eintrat. Seine Augen fielen sogleich auf Aberney, Edith und Harm. Der Anblick der letzteren überraschte ihn dermaßen, daß er unbeweglich vor der Thüre stehen blieb, und Gott allein weiß, wie lange er so stehen geblieben wäre, wenn nicht Tante Sara ihn gezwungen hätte, sie nach den Plätzen zu begleiten, die sie neben den Reisenden besaßen.

Harm hatte Enoch sogleich bemerkt, und ihre Aufregung war noch heftiger, als die seinige. Ein Glück war es für die Bewahrung ihres Geheimnisses, daß Edith und Aberney auch an der Thüre saßen und die Aufmerksamkeit beider auf die Eintretenden geheftet war; sonst hätte Edith leicht das eigentliche Leiden Harms ergründen können. Jetzt konnte sie sich einigermaßen erholen, ehe Ediths Augen auf sie gerichtet wurden. Aberney grüßte Schwägerin und Sohn, dann kam die Reihe an Harm. Tante Sara lächelte, flüsterte der Nichte einige herzliche Worte zu und setzte sich neben Schwager Aberney.

„Welche Freude, Harm, daß ich Dich auch wieder einmal zu sehen bekomme," sagte Enoch mit unsicherer Stimme und nahm Platz neben ihr.

„Es ist sehr lange, daß wir uns nicht mehr getroffen haben," stammelte Harm und legte ihre Hand in die seinige. Aber nach einem leichten Druck ließ er sie los und begann dann mit großem Interesse nach den daheim Gebliebenen zu fragen.

* * *

Zwei Wochen lang war Harm täglich mit Enoch zusammen, aber kein Blick, ja nicht einmal ein Zittern der Stimme deutete auf eine Spur der frühern Neigung, Das Benehmen Enochs rief eine Veränderung im Benehmen Harms hervor, die oft ihr launisches Wesen hervortreten ließ. Enoch war gegen Harm wie gegen Edith, und nichts ließ vermuthen, daß sein Gefühl gegen sie anderer Art sei. Es war ein bitterer Kampf für das stolze Weib. Als sie vollkommene Gewißheit zu haben glaubte, daß sie nicht mehr geliebt werde, verlangte sie mit fieberhafter Ungeduld nach Hause zurück, ein Wunsch, dem Alles entgegenkam. Aberney, der Edith und Harm nach Stockholm begleitete, weil er dort Geschäfte zu besorgen hatte, war nach drei Wochen reisefertig, und Harm zeigte sich vollkommen zufrieden mit ihm in die Heimath zurückkehren zu dürfen. Genug die Reise wurde festgesetzt, und es blieb nur eine ganz kurze Zeit für den Aufenthalt in Stockholm übrig.

Einige Tage vor dem Abschied hatte Tante Sara ihre Verwandten zu einem Ausflug nach ihrer kleinen Villa beredet, die außerhalb des Kungsholmer Zollhauses lag, und wohin sie einige Freunde geladen hatte.

Harm war schön. Die junge finnische Dame wurde daher von den eingeladenen Herren mit Huldigungen umgeben. Alle wetteiferten ein Lächeln oder einen Blick von ihr zu erhalten. Mit feinem Takt verstand Harm verbindlich zu sein, ohne aufzumuntern. Ihr Gespräch war gebildet, zuweilen lebhaft, aber über ihrem ganzen Wesen lag ein schwerer Schleier, hinter welchem man das Feuer glühen zu sehen meinte; allein es war kein Feuer, das diesen Schmetterlingen Hoffnungen gestattete, sondern eines, das sagte: Nicht für euch.

Enoch war ungewöhnlich still und gedankenvoll; seine Augen ruhten unablässig auf Harm, ohne daß sie es jedoch bemerkte, weil sie nicht ein einziges Mal auf ihn schaute. Forts. folgt.

# Zwei Reden

der Herren Professor Dr. **Huber** aus München und Dr. **Reinkens** aus Breslau über

**die katholische Reformbewegung,**

gehalten im Fruchthallsaal zu **Kaiserslautern** am 10. März 1872.

**Ausgearbeitet von Hugo Weise.**

(Fortsetzung.)

Der Prüfstein für die göttlichen Gebote, mit denen man uns schrecken will, liegt in unserem eigenen Gewissen. Die Bischöfe sagen uns: Wir müßten Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Als der Religionslehrer Wollmann in Braunsberg die Staatsgesetze hielt, da hat ihn der Bischof Cremens von Ermeland zur Empörung aufgefordert, indem er ihm sagte: „Er müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Der Gott, der dies redete, war aber kein anderer, als Bischof Cremens selbst. (Beifall.) Das System der römischen Kirche hat so viele Gesetze, die als Gottesgesetze gepriesen werden, daß es nie einen Staat und eine Gesellschaft gegeben hat mit so zahllosen Gesetzen; und ich habe die feste Ueberzeugung, daß es keinen Papst, keinen Bischof, keinen Gläubigen giebt, der nicht tausendmal Kirchengesetze verletzt hat, ohne daß er sie kannte. (Beifall.) Wenn ihnen aber irgend ein Gesetz für ihren Zweck paßt, so erklären sie es für ein Gesetz Gottes und verlangen Unterwerfung darunter; denn „den Gesetzen Gottes muß man ja gehorchen.“

Was sind denn überhaupt die Gesetze Gottes? Es giebt ein Kriterium, einen Prüfstein dafür. Gott hat die menschliche Natur geschaffen, unser Geist ist nach Gottes Ebenbild gestaltet; dies Ebenbild ist erkennbar an der Vernunft und an der Freiheit; und diese stehen unter dem Gesetz Gottes im Gewissen: auch ein Gesetz von Außen ist gegeben im Evangelium. In uns selbst aber liegt das Kriterium, um zu prüfen, ob etwas, was von uns verlangt wird, Gottes Gesetz ist oder nicht. Jedes wahre Gesetz Gottes findet im Gewissen jedes unverdorbenen Menschen Anklang. Wenn ein Gesetz Gottes an einen guten Menschen kommt, so findet es Zustimmung in dessen Gewissen; und wenn das Gewissen damit übereinstimmt, so wird auch die Vernunft ihre Zustimmung geben; die Vernunft lernt dadurch heller sehen, der Mensch fühlt eine innere Harmonie und kommt zu dem freien Entschluß: „Ja, so mußt du handeln, und nicht anders“. Bei den Gesetzen, die man uns aber jetzt aufzwingen will als Gesetze Gottes, fühlt kein Mensch die innere Zustimmung des Gewissens, die Stärkung der Vernunft, die Freiheit seines Willens und in Folge dessen keine innere Harmonie. Ich selbst habe in das Herz manches Unfehlbarkeitsgläubigen hineingeschaut und weiß, daß er keinen inneren Frieden hat. Alle solche Gesetze verletzen das Gewissen und führen dahin, daß der Mensch das verlieren kann, was ihn allein aufrecht erhalten kann in bitteren Stunden, daß er die Selbstachtung verliert. Die Religion ist Sache der Freiheit, nicht des Gehorsams, den jene verlangen.

Wir lesen hier oben den Sinnspruch:

„Hoffnung.
Möge der Glaube mit Wahrheit sich einen,
der Liebe in Wahrheit!
Dies ist das himmlische Ziel, das sich die
Hoffnung gesteckt.“

Die Erfüllung dieser Hoffnung ist nur möglich, wenn die Religion innerste Gewissenssache ist, Sache der Freiheit. Die Forderung des Glaubens an die Lüge ist ein Verbrechen am Menschengeist, der Glaube an den Irrthum ist Aberglaube. „Prüfet Alles, was gut ist, behaltet!“ heißt es in der heiligen Schrift. Nur, wenn der Glaube umfaßt, was gut ist, was weise ist, die Liebe in Wahrheit, dann ist es der wahre Glaube; wer aber an die Lüge glaubt, wer im Glauben heuchelt, der hat nicht die innige Liebe, die uns als das himmlische Ziel gesteckt ist.

Die Religion ist, ich wiederhole es, Sache der Freiheit.

Schluß folgt.

## Verschiedenes

Von den Kosten des Leipziger Monstreprozesses kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß die Vertheidigung allein ca. 640 Thlr. liquidirt hat.

— Köln, 4. April. Einen höchst merkwürdigen Erfolg chirurgischer Heilkunst hatten wir gestern Gelegenheit zu constatiren. Einer jener Braven vom ostpreußischen Füsilier-Regiment Nr. 33 war in der Schlacht von St. Quentin schwer verwundet worden. Bis zur Unkenntlichkeit entstellt, hatte man ihn gänzlich entkleidet auf dem Schlachtfelde gefunden und so bald wie thunlich mit einem Transporte Schwerverwundeter nach Köln gebracht und dem hiesigen Hospital überwiesen. Ein Granatsplitter hatte dem Manne von dicht unterhalb des linken Auges an das Gesicht, Backenknochen, Nase und Oberkiefer zur Hälfte hinweggerissen, so daß man durch die Oeffnung bis in den Schlund hinabsehen konnte. Nunmehr, nach einem Jahre der Behandlung, ist es der bekannten Geschicklichkeit unseres Hospital-Oberarztes, Herrn Sanitätsrathes Dr. Fischer, gelungen, die Gesichtshälfte wieder so zusammenzutheilen, daß der Verwundete dieser Tage als geheilt in seine Heimath entlassen werden kann. Das linke Auge ist wunderbarer Weise erhalten, die linke Wange, wenn auch eingefallen, mit einer Haut überzogen, deren Nähte sich durch senkrechte und wagerechte Furchen kenntlich machen; Nase und Mund sind ebenfalls wieder zusammengenäht und geheilt, und anstatt der verlorenen Kiefertheile und Zähne sind künstliche eingesetzt, so daß der so geschickt und glücklich Hergestellte wieder essen und sprechen kann.

— Paris, 1. April. Der Posten des Scharfrichters von Paris ist nicht lange unbesetzt geblieben. Von nicht weniger als 50 Mitbewerbern erhielt die mit einem Gehalt von 12,000 Fr. verbundene Stelle der bisherige erste Scharfrichter-Gehilfe, Hr. Ploque, ein 42jähriger Mann, welchem die „Liberté" „eine bemerkenswerthe Kaltblütigkeit, leichte Hand und savoir-vivre" nachrühmt.

— Mannheim, 4. April. Der Schneider-Strike ist zu Ende, die Gehülfen haben eingesehen, daß die von den Arbeitgebern gebotenen ganz beträchtlichen Aufbesserungen der Sachlage angemessen sind und solche angenommen.

---

# Am Grabe
von
# Julius Hierthes.

Ich dachte **And're** würden singen,
Des todten Jünglings Schwanenlied;
Mir will es gar nicht recht gelingen,
Weil tiefe Trauer mein Gemüth
Und Seele, fest gefangen hält,
Im Aufblick nach der andern Welt.

Dahin sei auch mein Lied gesungen,
Wo mit dem Vater Du vereint,
So früh, die Palme Dir errungen,
Und keine Thräne wird geweint;
In Seeligkeit an Gottes Thron,
Verklärter Geist, geliebter Sohn.

Die Mutter will der Schmerz erdrücken,
Sie hat ihn ja so heiß geliebt,
Kann nicht in's treue Aug' mehr blicken,
Dem Sohne, der sie nie betrübt.
Gott tröst' Dich trauernd Mutterherz,
Einst wirst auch **Du** befreit vom Schmerz.

Die Erde deckt ja nur die Hülle,
Den Geist rief nach den lichten Höh'n,
Des lieben Vaters heil'ger Wille,
Und flüstert uns auf **Wiederseh'n**.
Die hier die **Liebe** an uns band,
Wir seh'n sie einst im **Heimathland**.

München, im März 1872. **Z.**

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 30.** Mittwoch, 10. April **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Harms stolzes Herz ertrug es nicht, daß er glauben sollte, sie liebe ihn noch, während er selbst aufgehört hatte, es zu thun.

Man machte einen Spaziergang im Garten. Eines der fremden Kinder brach eine weiße Rose ab und gab sie Harm. Sie befestigte sie an ihrer Schärpe. In demselben Augenblick schaute sie auf und war ganz überrascht. Enoch vor sich zu sehen. Ueber Wangen, Stirne und Hals flog eine Purpurröthe, als sie seinen Augen begegnete. In diesem Blicke lag Etwas, das sie im Nu in die Vergangenheit zurück versetzte, aber es war eine Offenbarung die in der nächsten Sekunde verflog; denn Enoch wandte sogleich seinen Kopf ab und sagte in gleichgültigem Tone:

„Eine schöne Blume das!"

„Ja, mir gefällt die weiße Rose besser, als die rothe," antwortete Harm.

Sie konnte nicht dieselbe Macht über ihre Stimme gewinnen, wie er.

Die übrige Gesellschaft begann eine lange Erörterung über rothe und weiße Rosen, und als man bei dieser Gelegenheit an einen schmalen Fußsteig kam, der sich abwärts neigte, sagte Enoch lächelnd zu Harm:

„Liebe Schwägerin, willst Du nicht meinen Arm zur Stütze annehmen?"

Harm nahm ihn.

Es war das Erstemal, daß er ihr ein solch vertrauliches Anerbieten machte. War es Irrthum oder Wirklichkeit, Harm meinte, durch Enochs Arm gehe ein Zittern, als sie den ihrigen hineinlegte. Sie kamen, ohne daß Harm recht wußte wie, den Andern ein gut Stück voran.

„Woher kommt Deine Vorliebe für die weißen Rosen?" fragte Enoch.

Gott weiß, ich habe mir das nie klar gemacht."

„Dann bin ich glücklicher, denn ich weiß warum sie mir gefallen."

„Laß hören! Ich bin neugierig darauf."

„Ich kann eine weiße Rose nie sehen, ohne mir vorzustellen, daß sie ein Bild des Frauenherzens sei. So rein wie die Blätter der Rose sind, muß es an Gedanken und Gefühlen sein. Auch verachte ich den Mann, der die Gebote des Gewissens so schlecht versteht, daß er die Frau, die er liebt, Versuchungen aussetzt, die den mindesten Schatten auf ihre Seelenreinheit werfen können."

„Aber, Enoch, die Vernunft des Mannes kann nicht immer über seine Gefühle Wache halten, und deßhalb thun wir am Besten, wenn wir Andere nicht zu streng beurtheilen."

„Beim Weib wie beim Manne müssen Ehre und Pflicht vorherrschen, sonst sind sie verächtlich."

„Nimm Dich in Acht; das Schicksal kann sich so rächen, daß Du Dich selbst vor Deinen Gefühlen duckst."

„Nein, Harm, das kann nie geschehen."

Eine lange Pause folgte. Harm sprach dann von gleichgiltigen Dingen; aber ihre Wangen waren weiß wie die Blätter der Rose in ihrer Schärpe.

Als man nach Hause zurückkehrte, wurde Musik gemacht. Edith sang und sang so, daß sie alle Welt entzückte. In einen Armstuhl zurückgelehnt, saß Harm in dem Kabinet, das an den Salon gränzte. Sie hörte den Gesang nicht, so sehr war sie von den Gedanken an Enoch in Anspruch genommen, so sehr sehnte sie sich nach einer Gewißheit, ob sein Blick wirklich ein Spiegelbild seiner Gefühle oder nur ein trügerisches Luftgebild gewesen.

Enoch stand unmittelbar vor der Thüre des Kabinets; er hatte seinen Rücken Harm zugekehrt und schien gänzlich in den Gesang verloren. Als dieser verstummte, wandte er sich um; in demselben Augenblick erhob sich Harm, um in den Salon hinauszugehen. Bei dieser

Bewegung verlor sie die weiße Rose, die in der Schärpe steckte. Ohne von Enoch scheinbar Notiz zu nehmen, ging sie an ihm vorbei und trat in eine der aufgeschlagenen Glasthüren, wo sie stehen blieb und sich mit Edith unterhielt. Während sie dastand, konnte sie ins Kabinet hineinsehen und bemerkte sehr wohl, daß Enoch, einige Augenblicke nachdem sie es verlassen hatte, hineinging. Durch die Vorhänge an den Glasthüren verborgen, drehte sie ihren Kopf und schaute ihm nach. Sie sah wie Enoch hastig die Blume aufhob, an seine Lippen führte und an seiner Brust verbarg.

„Jetzt kann ich glücklich sterben," dachte Harm im Uebermaß ihres Gefühles. „Ich weiß, daß er mich noch liebt."

Die übrigen Stunden des Abends war sie vergnügt und voll Seligkeit. Sie scherzte und lächelte, aber ohne ihre Worte an Enoch zu richten. Seine Stirne dagegen verfinsterte sich immer mehr, und auf der Heimfahrt war Enoch so düster, daß es sogar Aberney und Edith auffiel.

Am folgenden Morgen genügte jedoch die Geschichte mit der Blume nicht mehr für Harms Herz. Gatte, Pflichten, Alles war vergessen. Sie bekümmerte sich nur um Eines, nämlich um die Gewißheit, ob sie geliebt werde oder nicht. Sie hatte ja nur noch zwei Tage Frist bis zu ihrer Abreise, und sie fand es unmöglich Stockholm zu verlassen, ehe Enoch mit Worten bekräftigt hätte, was seine Blicke und die Bewegung mit der Blume ihr zu verstehen gaben. — Den ganzen Tag wurde sie von einer fieberhaften Angst beherrscht, die äußerst peinlich wurde als Enoch nicht zum Vorschein kam. Aberney war fort; Edith war mit einigen Bekannten ausgegangen; Harm hatte erklärt, sie sei unwohl und könne nicht mitkommen; Tante Sara hatte viel mit Speisevorräthen und andern Reisevorbereitungen zu schaffen, und so sah Harm auch sie nicht.

Gegen Abend kam Enoch nach Hause und fand Harm allein im Wohnzimmer. Ohne scheinbar im Mindesten dadurch genirt zu sein, begann er davon zu reden, wie sehr er beschäftigt gewesen, und dann ging das Gespräch auf andere Gegenstände über. Enoch redete von der Heimath, und wie er sich sehne, seine Brüder und seine Mutter wieder zu sehen. Sein ungezwungenes Wesen wirkte auf Harm so, daß auch sie allen Zwang ablegte.

„Wirst Du nächsten Sommer nach Finnland hinüberkommen?" fragte sie.

„Ja, ganz sicher. Ich habe den Versuch früher nicht wagen wollen," fügte er mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu.

„Und warum nicht?"

„Weil ich meiner eigenen und vielleicht auch einer fremden Kraft mißtraute. Ich wäre sehr unglücklich gewesen, wenn ich bei ihr eine Schwäche entdeckt hätte, die den von ihr übernommenen Pflichten zu nahe getreten wäre." Enoch schien aufgeregt, Harm dagegen vollkommen ruhig.

„Eine solche Befürchtung, lieber Enoch, ist mir unerklärlich. Glaubtest Du, daß sie ihre Gattinpflichten nicht kenne?"

„Harm, höre mich an," rief Enoch lebhaft. „Als man mir schrieb, daß Du an Deinem Hochzeitstag erkrankt seiest, entstand in meinem Innern der bittere Gedanke, daß ... daß ..."

„Es war eine heftige Erkältung," fiel Harm frostig ein. „Es war nicht der Mühe werth, ein so großes Gewicht auf Deine und meine Kinderneigung zu legen, die doch nichts Anderes als eine Kinderei war."

„Kinderei!" wiederholte Enoch ernsthaft. „Ich weiß recht gut, daß mein Gefühl gegen Dich von tieferer Natur war."

„Im Fall Du von unserer Freundschaft sprichst, so hoffe ich, daß sie stets eine geschwisterliche Ergebenheit bleiben werde," antwortete Harm mit freundlichem Lächeln; „aber die Thorheiten, die Dich veranlaßten, Uleaburg zu verlassen, hätten Dich nicht abhalten sollen, uns zu besuchen, denn im Ganzen können wir doch darüber lachen." Sie reichte ihm die Hand. Enoch ergriff sie.

„Harm, Du bist ein großes und edles Weib. Als solches hast Du stets vor meiner Phantasie gestanden, als solches bewahrte ich Dich immer gern in meiner Erinnerung. Dank, tausend Dank, Du meine erste und einzige Liebe, daß ich Dich so wieder gefunden."

Er küßte ihre Hand; ein Schauer ging durch Harms ganzes Wesen, und sie schloß ihre Augen, um ihre äußere Ruhe bewahren zu können.

(Forts. folgt.)

# Zwei Reden

der Herren Professor Dr. **Huber** aus München und Dr. **Reinkens** aus Breslau über

**die katholische Reformbewegung,**

gehalten im Fruchthallsaal zu **Kaiserslautern** am 10. März 1872.

Ausgearbeitet von Hugo Weise.

(Schluß.)

Als ich mir heute früh von einem freundlichen Begleiter die Sehenswürdigkeiten der alten Barbarossastadt zeigen ließ, führte er mich auch unten in die Fruchthalle und zeigte mir das Bild des riesigen Fisches, der dort hängt, und erklärte mir die Bedeutung der Sage, die sich daran knüpft. Der Kaiser Barbarossa hatte nämlich einen Lieblingsfisch. Um denselben wieder zu erkennen, ließ er demselben einen goldenen Ring um den Leib schlagen; dieser Ring war aber so eingerichtet, daß er den Fisch in seinem Wachsthum nicht hinderte, sonst wäre er zu Grunde gegangen; der Ring war dehnbar und wuchs also mit dem Fische. Ganz so verhält es sich mit der Kirche. Auch die Kirche ist ein Leib und ist riesig gewachsen unter den Völkern. Und der Herr hat auch dem Kirchenleib, der ihm angehört, einen Ring gegeben, worin er ihn erkennen will als den seinen; dieser Ring besteht aus Licht und Liebe. Aber auch dieser Ring ist künstlich gemacht aus Gotteshand, damit er nicht die Kirche erdrücke bei ihrem Wachsthum: er ist von Gott gearbeitet nach dem Gesetze der Freiheit; und wer von diesem Ringe aus Liebe und Licht das Gesetz der Freiheit nehmen will, der zerstört damit den Kirchenleib.

Die Geschichte beweist dies. Zerstört liegen die Glieder der Kirche da und führen in ihrer Isolirtheit ein kümmerliches Leben; dadurch, daß man der Kirche die Freiheit geraubt, hat man ihre Einheit zerstört.

Lassen wir uns nun heute nicht noch mehr zertrümmern; wenn wir auch heute noch nicht die Mehrheit bilden: alle rechtlichen Menschen werden uns als Bundesgenossen zur Seite stehen.

Die Jesuiten setzen Alles ins Werk, um die Einigkeit der christlichen Confessionen zu verhindern. Man hat sich aber verrechnet. Wenn die Jesuiten auch alle Mittel in Bewegung gesetzt haben, sie haben dabei doch nicht die Klugheit bewiesen, die man gewöhnlich bei ihnen voraussetzt.

Als ich im Jahre 1868 in Rom war, fragte ich einen von den Häuptern der Jesuiten: „Was wollen Sie denn mit der Unfehlbarkeit? (Es war nämlich Alles schon fertig, ehe die Bischöfe gerufen wurden.) Die Culturvölker werden sich erheben, und ihr Widerstand wird nie mehr zu bewältigen sein." „Oh," sagte Jener, „das sind Illusionen; wenn der Papst zum Universalbischof ernannt und für unfehlbar erklärt worden ist, so werden die Staaten von den Völkern genöthigt werden, die weltliche Herrschaft des Papstes wiederherzustellen." Lachend erklärte ich darauf: „Das ist das beste Mittel, um auch das zu verlieren, was Ihr noch habt." (Beifall.) Und ein Anderer sagte zu mir: „Wenn der Papst so groß dasteht mit göttlichen Privilegien, dann wird sich die Ehrfurcht in den Gläubigen so steigern, daß man uns noch mehr Geld schickt, als bisher;" worauf ich erwiderte: „Ich glaube gerade das Gegentheil." Er sagte darauf: „Dann werden wir die Völker in die Zucht nehmen und dahin führen;" worauf ich entgegnete: „Die Völker werden sich aber nicht führen lassen, wohin sie nicht wollen, sondern sie werden Euch hinführen, wohin Ihr nicht wollt." Die Unterredung wurde hierauf so lebhaft, daß man mir die Engelsburg zeigte, ich aber deutete hinüber nach dem Palazzo Caffarelli, das noch über die Engelsburg hinausragt, nach dem Sitze der deutschen Gesandtschaft. (Beifall.)

In Rom hat man sich verrechnet; man würde vielleicht heute gerne das ganze Concil zurücknehmen, wenn man nur könnte. Man hat 2 Faktoren nicht berechnet, die heute eine große Rolle spielen: die freie Presse und die Communicationsmittel; noch nie hat eine Reformation stattgefunden mit diesen mächtigen Mitteln; dies ist das erste Mal. Noch etwas anderes hat man nicht in Betracht gezogen: Das deutsche Volk. Es ist unendlich schwer, dem deutschen Volk sein Gewissen zu nehmen und zu sagen: „Seid ruhig! Der Papst hat ja

das Gewissen für Euch; der Papst hört in seinem Gewissen ganz allein die Stimme Gottes." Nein, der Deutsche wird sich den Ring von Licht und Liebe, der nach dem Gesetz der Freiheit gearbeitet ist, nicht mehr nehmen lassen; von Niemandem, er möge noch so mächtig sein und sich selbst Statthalter Gottes nennen. Gott wird uns dabei stützen, Gott ist mit uns, Gott ist mit dem deutschen Volke. Wir beugen unser Gewissen vor keinem Menschen. Und wenn uns der Papst sagt: „Was **ich** für gut halte, das ist gut," so sagen wir: „Die Stimme unseres Gewissens ist mächtiger, als Dein Wort." Der heilige Bernhard von Clairveaux hat schon gesagt: „Meinst Du denn, wenn der Papst etwas Böses erlaubt, so höre es auf böse zu sein?" Eine schlechte Sache wird nicht besser, auch wenn sie der Papst erlaubt. Wie man hierüber aber in Rom denkt, möge folgendes Beispiel zeigen: In Rom wird in der Kirche Ara coeli wirklicher Götzendienst getrieben mit einem sogenannten Bambino, einer Figur, die das Christuskind darstellt. Am Dreikönigsfest wird für diese Puppe ein besonderes Fest gefeiert. Ein Cardinal, mindestens aber ein Erzbischof trägt den Bambino und segnet damit, wie mit einer Monstranz, das Volk. Ein ungarischer Magnat fragte nun einen Jesuiten: „Was würden Sie thun, wenn Sie Papst wären und ein Bischof ließe sich göttliche Ehren erweisen?" „Ich würde ihn excommuniciren,„ antwortete derselbe. „Wie kommt es denn aber," fragte der Ungar weiter, „daß man einer Puppe göttliche Ehre erweist?" „Ja," sagte der Jesuit, „wenn ich als Papst erlaubt hätte, sich göttliche Ehre erzeigen zu lassen, so würde ich ihn nicht excommuniciren." (Große Heiterkeit.) Wenn der Papst also das Böse erlaubt, so ist es gut.

Mit solchen Grundsätzen ist aber die heilige Schrift nicht einverstanden, und wir auch nicht. Wir werden uns deshalb nicht beirren lassen. Im Vertrauen, daß Gott mit uns ist, widerstreben wir jeder Zumuthung, das Böse für gut und das Gute für bös zu halten, wenn der Papst es befiehlt. Wir werden uns die Freiheit der Religion bewahren. Ludwig Häußer hat in seiner Vorrede zur Geschichte der Pfalz gesagt: „Es ist eine schöne Sühne für all das Elend, das die Pfalz erdulden mußte, für allen religiösen Zwang, der ihr angethan wurde, daß jetzt alle religiösen Formen in so zwangloser Freiheit und Duldung neben einander leben." Als Häußer dies schrieb, wußte er nicht, daß die Jesuiten daran arbeiten, diese zwanglose Freiheit zu vernichten.

Wir proclamiren die Gewissensfreiheit; und wir sind überzeugt, daß auch hierin Gott mit uns ist. Und mag ein ungetreuer Statthalter sich auch in Uebermuth erheben, um die Hand Gottes, die über uns ist, von uns zu entfernen, es wird ihm niemals gelingen. (Stürmischer anhaltender Beifall.)

Der Vorsitzende des Centralcomites, Herr Richter Reuthner dankte hierauf im Namen des Comites und der ganzen Versammlung den Rednern für ihre begeisterten und begeisternden Worte, für ihr offenes und muthiges Eintreten im Interesse der Wahrheit und des wahren Christenthums. Möchten alle Christen mit demselben Muth und mit derselben Thatkraft eintreten und fest und treu zusammenstehen, so werde der Sieg der guten Sache nicht fehlen. — Ein schweres Hinderniß, das in früheren Zeiten dem offenen Bekenntniß entgegengestanden, sei beseitigt; die gegenwärtige Regierung, der König an der Spitze, hätten in treuer Wahrung der Verfassung auch in Bayern Gewissensfreiheit proclamirt. Er forderte deshalb die Versammlung auf, dem König von Bayern, dem Schirmherrn der Gewissensfreiheit ein Hoch auszubringen, in das die ganze Versammlung lebhaft einstimmte.

Gegen $5^1/_2$ Uhr war die Versammlung zu Ende, die gewiß allen Theilnehmern unvergeßlich bleiben und dem Fortgang der katholischen Reformbewegung in der Pfalz in hohem Maße förderlich sein wird.

---

## Verschiedenes

In Waldkirchen (bei Beilngries) haben in der Osternacht die Brüder P. und J. Bogner den Bauerssohn L. Schlierf, den sie darüber ertappten, wie er dem ersteren wegen anderweitiger Verlobung seiner Geliebten Spreu streute, erschlagen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

// Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nr. 31. Sonntag, 14. April 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Um meinetwillen brauchst Du Deine Heimath und Deine Angehörigen nicht mehr zu fliehen.“

„Um Deinetwillen nicht, aber . . .“

„Keine Aber, denn Deines Bruders Frau kann unmöglich für Deine Ruhe gefährlich sein.“ Harm lächelte so schwesterlich gegen ihn. „Laß uns das Vergangene vergessen und gute Verwandte und Freunde bleiben.“

„Du bist glücklich?“

„Ja, ich bin sehr glücklich,“ versicherte Harm.

„Harm laß uns dieß Gespräch nicht länger fortsetzen. Ich habe dabei meine ganze Schwachheit kennen gelernt. In diesem Augenblick wünsche ich, daß ich Dich nie wieder gesehen hätte.“

Er erhob sich und ging einige Male im Zimmer auf und ab.

Harm saß in dem Sopha zurückgelehnt und dachte:

„Mein Leben wollte ich gern dafür geben, wenn ich sagen dürfte, wie innig, wie ausschließlich ich ihn liebe; aber ein einziges Wort, das die Gefühle meines Herzens andeutete, würde mir für immer seine Achtung und mit ihr seine Liebe rauben.“ Sie drückte die Hand hart gegen ihre Brust und seufzte. — Bei diesem Tone blieb Enoch stehen.

„Du seufzest, Harm,“ sagte er. „Solltest auch Du . . .“

„Ob ich mich nach meinem Heimwesen und meinem Manne sehne? Ja . . .“ Harms Augen ruhten forschend auf Enoch. Sie sah ihn die Farbe wechseln und fügte hinzu: „Ich kann nicht ohne Unruhe daran denken, wie lange Kaspar mich vermissen muß.“

„Er liebt Dich noch immer gleich innig?“

„Ja, das thut er gewiß.“

„Und wie wäre es wohl anders möglich? Du gehörst nicht zu Denjenigen, die man vergessen kann. Ach Harm, Du wirst es nie verstehen, wie ich Dich geliebt habe und bis in meinen Tod lieben werde.“

Es entstand eine Pause. Harm besaß nicht die Kraft, zu antworten. Tante Sara's Ankunft unterbrach alles weitere Gespräch.

Zwei Tage später war Harm abgereist.

Kaspar begrüßte seine Frau mit Freude und Herzlichkeit, und es hätte einen angenehmen Eindruck auf Harm machen müssen, sich noch immer gleich sehr von ihrem Manne geliebt zu sehen; aber sie blieb kalt dagegen und verschmähte es, in seiner Ergebenheit einen Trost und Ersatz für die ihr von der Pflicht auferlegte Entsagung zu suchen. Die junge Frau hatte nicht gelernt, daß es hier im Leben für alle Leiden und Opfer einen Trost gibt, nämlich das Bewußtsein erfüllter Pflichten. Harm verwarf Alles was ihren innern Kummer verringern konnte, und fand einen Genuß darin, im Schmerz gleichsam zu erstarren. Ihr Körper, nicht ihre Seele war es, was in die Heimath zurückkehrte.

Ohne alles Interesse für die äußere Welt, empfing sie mit gänzlicher Gleichgültigkeit die Nachricht, daß ihr Mann einen jungen Ausländer, einen Deutschen, wie es hieß, zu sich genommen habe. Kaspar wurde dafür bezahlt, daß der junge Jvano sich in seinem Laboratorium beschäftigen durfte. Derselbe sollte Chemiker werden.

In ein Gefühl maßloser Sehnsucht versunken und ihrer ganzen Umgebung überdrüssig, schenkte Harm den jungen Menschen wenig Aufmerksamkeit und redete ihn selten oder niemals an, abschon Kaspar sie oft darum ersuchte. In Folge solcher Bitten konnte es geschehen, daß sie einige nichtssagende Worte an den Jüngling verlor, wenn er sich bei den Mahlzeiten einstellte oder Abends in den Familienkreis kam; sonst aber benahm sie sich,

als ob er gar nicht für sie vorhanden wäre.

Ivano seinerseits konnte Harm nicht aus dem Auge lassen, vom Moment an, wo er das gleiche Zimmer mit ihr betrat, bis er es wieder verließ. Sie war zu schön, um nicht ein Gegenstand der Bewunderung für den gleichalterigen Jüngling zu werden.

Einige Wochen nach Harms Rückkehr traf jedoch ein Ereigniß ein, das sie der einsilbigen Trägheit, worein sie versunken war, einigermaßen entriß. Debora Aberney starb nach kurzer Krankheit und hinterließ Mann und Söhne in tiefster Trauer. Harm beweinte die Heimgegangene, weil sie wußte, wie sehr der Verlust der geliebten Mutter Enoch zu Herzen gehen würde, besonders weil er diese so theuern Züge seit drei Jahren nicht wieder gesehen hatte und sie nun nie mehr sehen sollte.

Ein Jahr war über Deboras Gruft dahingerollt, als Frau Ehrmann ihrer Schwägerin ins Grab folgte. Harm wurde nach der Mutter Tod noch stiller und verschlossener, ohne daß Kaspar darauf achtete. Er gehörte zu denjenigen Männern, die es für eine Weichheit ansehen, sich beständig mit ihrer Frau zu unterhalten, besonders da in Harms stets nachgiebigem und passivem Wesen Etwas lag, was äußerst einförmig wurde, so daß er seine schöne Frau sehr oft langweilig fand. Auf Alles, was er sagte, antwortete sie immer Ja und ließ sich nie auf eine Erörterung ein, so daß Kaspar gegen seine Freunde äußerte:

„Meine Frau ist so verliebt, daß sie, um mir nicht zu mißfallen, nie einen andern Gedanken hat als ich.“

Der arme Kaspar, wie verblendet war er nicht, um nicht in Harms ganzem Benehmen einen deutlich ausgesprochenen Lebensüberdruß, eine vollständige Gleichgiltigkeit gegen Alles zu sehen! Hätte Harm einen Freund, einen Vertrauten besessen, mit dem sie ihre Gefühle und ihre Leiden besprechen konnte, so würde die Richtung in ihrem Innern keinen so furchtbaren Charakter angenommen haben, wie es jetzt der Fall war. —

Eines Tages war Kaspar aus der Apotheke herausgekommen und hatte eine Flasche mitgebracht, die er in einen Schrank in seinem Zimmer stellte, wo er seine Droguen verwahrte. Dabei äußerte er:

„Unser Leben ist doch ein gebrechlich Ding: einige Tropfen von dieser Flüssigkeit hier und die Lebenslampe erlischt augenblicklich.“

„Ist es Gift? fragte Harm.

„Ja, und dazu eines, das augenblicklich tödtet.“

Kaspar schloß den Schrank und legte den Schlüssel in seine Tischschublade. Als er sich entfernt hatte, zog Harm den Schlüssel hervor und öffnete den Schrank. Sie nahm die Flasche und betrachtete sie, während sie in Gedanken die Worte ihres Mannes wiederholte:

„Einige Tropfen davon und die Lebenslampe erlischt! Und ich könnte mich also von einem Leben befreien, das mir unerträglich wird! Wer würde mich vermissen? Niemand. Einige Wochen nach meinem Tode wäre ich vergessen. Ich habe kein Kind und folglich kein Band, das mich an's Leben knüpft.“

Sie griff nach dem überbundenen Glaspropf, aber in diesem Augenblick kam eine Magd herein. Harm stellte ganz hastig die Flasche weg und schloß den Schrank. Dieß geschah indeß nicht schnell genug, denn die Magd bemerkte ihre Bewegung.

„Herr Aberney wünscht Sie zu sprechen,“ sagte die Magd und warf einen neugierigen Blck im Zimmer umher. „Der Tausend, was doch die Frau mit diesen Flaschen zu thun haben mag?“ dachte sie: „der Herr hat ja so ausdrücklich Jedermann verboten, sie anzurühren.“

Harm erhielt von ihrem Schwiegervater einige Aufträge, in Folge deren sie in die Stadt zu gehen hatte, was den ganzen Tag in Anspruch nahm. Abends saßen die beiden alten Freunde bei den jungen Leuten im Salon und rauchten ihre Pfeifen. Harm hatte Haushaltungsgeschäfte bekommen, die sie in der Küche aufhielten. Als sie in den Saal treten wollte, hörte sie Aberney sagen:

„Siehst Du, Ehrmann, daß ich doch von Anfang an Recht hatte, als ich Dir von Deiner Heirath mit Rosa abrieth? Aber Du warst eigensinnig.“

„Und dafür habe ich auch büßen müssen. Meine Ehe war so unglücklich, daß ich seit meiner Wittwerzeit schon manchmal Gott für die Erlösung aus diesen Banden gedankt habe.“

„Ich dagegen werde nie aufhören, Debora zu vermissen.“

„Das ist natürlich; denn wo gegenseitige Liebe ist, da ist auch Glück; aber wo diese fehlt, da ist der Tod die einzige Rettung, die man hoffen kann."

Harm stand lange unbeweglich da, ohne weiter von dem Gespräch zu hören. Sie wiederholte:

„Wo Liebe fehlt, da ist der Tod der einzige Retter, der übrig bleibt; das Beste ist also zu sterben?" Diese letzten Worte hatte sie, ohne es beinahe zu wissen, laut ausgesprochen.

„Ganz und gar nicht," antwortete eine freundliche Stimme, und sie fühlte ein Paar Hände, die sie um den Leib faßten. Es war Viktor, der aus Abo gekommen war, um auf einige Wochen zu Hause zu bleiben. Er präparirte sich auf's Examen.

Von diesem Tage an wurde Harm unruhig und launisch. Es war, als ginge ein schwerer Kampf in ihrem Innern vor.

Viktor endeckte während seines Aufenthaltes zu Hause bald, daß Harm einen Kummer hatte; aber war dieß auch zu verwundern? Im Verlauf von anderthalb Jahren hatte sie ja Mutter und Schwiegermutter verloren. In Viktor regte sich jedoch der Argwohn, daß Harm ihren Mann nicht liebe, sondern von einer geheimen Liebe verzehrt werde.

Eines Tags, sechs Wochen nach Viktors Heimkehr nach Uleaburg, saßen Aberney und Viktor am Mittagessen bei Ehrmann, als eine von Kaspars Mägden zu ihnen hereinstürzte und rief:

„Der Herr ist todt vom Stuhle gefallen, nachdem er von einem Glas Wein getrunken hatte."

Die beiden Alten und Viktor eilten über die Straße und in Kaspars Wohnung. Sie fanden ihn rücklings auf dem Boden liegend und Harm, mehr einer Bildsäule, als einem lebendigen Wesen ähnlich, über ihn hingebeugt.

Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß Kaspar Aberney in Folge eines plötzlich tödtenden Giftes gestorben sei. Der Rest des Weines wurde untersucht; man fand aber kein solches darin, und ebenso wenig in den Ueberresten der Speisen, die auf dem Teller waren. Das Glas, woraus Kaspar getrunken hatte, lag zerbrochen neben ihm.

Jetzt erfolgte eine genaue Untersuchung, woraus sich ergab, daß unter den von Kaspar aufbewahrten Droguen die Flasche mit der Blausäure geöffnet worden war. Eine Magd erzählte, sie habe eines Tags gesehen, wie die Frau gerade diese Flasche in den Schrank zurückgestellt habe. Da während der Mahlzeit Niemand im Zimmer gewesen war, außer der Dienerin und Harm, und da letztere den Wein eingeschenkt hatte, woran Kaspar starb, so wurde eine Untersuchung angestellt, bei welcher auf Harm ein starker Schein fiel, daß sie ihren Mann vergiftet habe, obschon die öffentliche Meinung sie vollkommen frei sprach. Man wußte ja, daß die beiden Gatten ganz glücklich gelebt hatten. Ein Nebenumstand machte sie sehr verdächtig, nämlich, daß auf das Nastuch, das sie an dem Tag gebrauchte, Blausäure verschüttet worden war. Der Prozeß wirkte erschütternd auf Alle. Harm zeigte jedoch dabei eine Ruhe und Würde, die selbst dem Richter imponirten.

Kaum hatte die Untersuchung begonnen, als Enoch nach fünfjähriger Abwesenheit ganz plötzlich in Uleaburg auftrat. Brieflich von dem unglücklichen Ende des Bruders und dem auf Harm fallenden Schatten von Verdacht unterrichtet, eilte er herbei, um ihr wo möglich als Jurist beizustehen.

Fortſ. folgt.)

---

### Verschiedenes

[Reise-Abenteuer.] Einem Berliner jungen Engrossisten ist kurz vor Ostern auf einer Geschäftsreise nach Nürnberg ein Abenteuer passirt, das er wahrscheinlich sein Leben lang nicht vergessen wird. In dem Eisenbahnwagen, in welchem er saß, hatte unterwegs auch eine junge Dame mit einem Kinde von etwa einem Jahre Platz genommen. Ihr ansprechendes Aeußere, ihr einnehmendes Wesen verfehlten nicht, auf unseren unverheiratheten Reisenden Eindruck zu machen und er wollte den Versuch wagen, ob sich hier die Gelegenheit zu einer interessanten Reisebekanntschaft biete. Die Schöne zeigte zwar ein stilles sittsames Wesen, wurde aber bald gesprächiger, theilte ihre Lebensschicksale mit, und daß sie Willens sei, einige Zeit mit ihrem Kinde in Nürnberg sich aufzuhalten. Bald waren Beide so bekannt geworden, daß unser Kaufmann den Vorschlag wagen konnte, ob die Dame

nicht mit ihm in demselben Gasthof Quartier nehmen wolle. Die Schöne gewährte nach anfänglicher Weigerung die Bitte und unser Reisender schwamm in einem Meer von Seligkeit. „In dem Gasthofe", äußerte er, „wo wir logiren werden, bin ich schon auf früheren Reisen eingekehrt. Der Wirth kennt mich, weiß aber nicht, ob ich verheirathet bin oder nicht. Am besten ist es, Sie reisen als meine Frau, und das Kind, das Sie auf dem Arme tragen, ist das unserige." Mit einem holdseligen Lächeln stimmte die Dame zu; das Pseudo-Ehepaar langte in dem Gasthofe an und als unser Reisender in das Fremdenbuch als Kaufmann aus Berlin nebst Frau und Kind sich eintrug, zeigte der Wirth sich sehr erfreut, die ganze Familie kennen zu lernen. Als der Pseudo-Ehemann auf das Zimmer sich begeben wollte, fuhr ihm trotz aller Verliebtheit doch der Gedanke durch den Kopf, daß Vorsicht zu allen Dingen gut sei. Er hielt es für gut, seine Geldtasche, in der sich circa 6000 Thaler befanden, nicht auf das Zimmer zu nehmen, sondern sie dem Wirth zur Aufbewahrung zu geben. Es geschah dieß in Gegenwart seiner Begleiterin. Dann bezog der Kaufmann mit der ihm so plötzlich gewordenen Familie sein Zimmer, um bald darauf mit seiner Gattin bei der Table d'Hôte zu erscheinen. Am folgenden Morgen gegen 11 Uhr eröffnete ihm die Holde, daß sie einen nothwendigen Ausgang zu machen habe, von dem sie jedoch in kurzer Zeit zurückkehren werde. Er hatte Nichts dagegen und übernahm auch einstweilen die Sorge für das Kind, welches die Mutter nicht mitnahm. Als aber eine Stunde nach der andern verging und auch bei der Table-d'Hôte die junge Frau nicht erschien, fiel dies doch unserem Reisenden auf; er fragte endlich den Wirth, ob dieselbe noch nicht zurückgekehrt sei und erfuhr bei dieser Gelegenheit zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß die Frau vor ihrem Fortgange die Geldtasche unter dem Vorwande, ihr Mann wolle Geld daraus entnehmen, sich hatte geben lassen. „Und Sie haben sie ihr gegeben? ich habe ihr kein Wort gesagt," rief plötzlich der aus allen seinen Himmeln gestürzte Ehemann. „Warum sollte ich nicht, wenn Ihre Frau es verlangte!" Jetzt begann der Reisende den Sachverhalt zu beichten und seine Ahnung ging in Erfüllung; er sah von der Frau und der Geldtasche nichts wieder. Was ihm aber geblieben, war das Kind, welches ihm jetzt die alleräußerte Verlegenheit bereitete. Bei seiner Abreise wollte der Gasthofbesitzer dasselbe natürlich nicht behalten und dem Pseudo-Vater blieb die Sorge, Rath zu schaffen. Nachdem die ganze Angelegenheit zur Kenntniß der dortigen Behörde gekommen, mußte der improvisirte Vater sich legitimiren und zu bedeutenden Opfern verpflichten, damit das verlassene Kind in der Stadt untergebracht werden konnte. Wahrscheinlich aber wird er noch öfter an jene Vaterschaft erinnert werden.

[Ein seltenes Naturspiel.] Eine Handarbeiterin in einem Orte nächst Iglau genas vor mehreren Wochen eines gesunden Mädchens, welches bereits von Hunderten von Neu- und Wißbegierigen als ein Phänomen angestaunt wurde und welches selbst Aerzte als eine Curiosität bezeichnen. Die Gesichts- und Körperbildung dieses Kindes ist eine ganz normale, dagegen befinden sich an der Stirn und an den Wangen schwarze Flecken, am behaarten Theil des Kopfes, und zwar am Scheitel ist ebenfalls ein schwarzer Fleck, der aber so groß ist, daß er einer Kappe gleicht, endlich ist das Mädchen vom Gürtel bis zu den halben Schenkeln beiderseits ebenfalls schwarz, als ob es Schwimmhöschen anhätte. Die Farbe ist intensiv schwarz und zugleich sind die betreffenden Theile mit einem zarten Flaum bedeckt, so daß sie sich wie Sammt anfühlen.

Bei Otesville-Orange (im Staate New-York) hat man im Januar in einem Sumpfe das vollständige Gerippe eines Mastoden gefunden, das nach den Untersuchungen einer Bostoner Autorität größer sein soll, als das berühmte im Bostoner Museum, das, in eben derselben Gegend gefunden, bisher für das größte dieser Mammalien galt; ein Schenkelknochen allein hat 350 Pfund Gewicht, das ganze Thier hat eine Höhe von 15 Fuß und eine Länge von 25 Fuß.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

Nr. 32. | Freitag, 19. April | 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Das Zusammentreffen zwischen Beiden war für ihn im höchsten Grad schmerzlich. Harms ganze Erscheinung bewies, wie sehr ihre Seele von den bittern Leiden verheert wurde, die sie getroffen hatten. Sie war so bleich und so abgezehrt, daß sie wie ein Schatten von sich selbst erschien. Bei der ersten Besprechung mit Enoch war sie sehr aufgeregt, bei der zweiten vollkommen ruhig. Es handelt sich da nur um eine genaue Schilderung alles dessen, was sich an Kaspars Todestage zugetragen hatte. Mit vollkommener Klarheit beschrieb Harm Alles vom Kleinsten bis zum Größten. Enoch brachte es zu Papier, dann sprach er mit seinem eigenen und Harms Vater, welche bezeugten, daß sie vom Anfang bis zum Schluß ihrer Ehe eine gute Frau gewesen sei, ein Zeugniß, das auch alle Leute im Hause gaben. Nie hatten die Dienstboten einen Streit zwischen den Gatten gehört, sondern Harm hatte sich immer nachgiebig und freundlich gegen ihren Mann gezeigt. Freilich stimmten auch alle darin überein, daß sie sehr still und schwermüthig gewesen.

Nach all diesen Untersuchungen und den beharrlichsten Verhören unter den Lehrlingen und Provisoren in der Apotheke, erinnerte sich Ivano, daß er am Morgen des Todestages in Kaspars Zimmer gewesen sei und dort auf dem Tisch ein Weinglas gesehen habe. Kaspar habe eine schwarze Flasche in der Hand gehalten, während er mit Ivano gesprochen. Diese Aufschlüsse gaben Anlaß zu neuen Nachforschungen, woher das Glas genommen worden sei, aus welchem Kaspar getrunken. Die Magd erklärte, sie habe es aus dem Schrank geholt, aber als Enoch fragte, ob sie an diesem Tage kein Glas aus Kaspars Zimmer getragen habe, zeigte es sich, daß sie ein solches, das auf dem Tische ihres Herrn gestanden, in den Schrank gestellt, weil es ganz rein ausgesehen habe. Jetzt schien die Sache klar. Kaspar hatte das Glas gebraucht und Blausäure hineingeschüttet; die Magd hatte es ihm dann vorgesetzt, und so hatte die Vergiftung stattgefunden.

Am Nachmittag wurden diese Aufklärungen bei dem stattfindenden Untersuchungsverhör vorgebracht, und Harm, die dadurch beinahe vollkommen von allem Verdacht befreit worden, saß ganz allein in ihrem Haus, als Ivano bei ihr eintrat.

„Entschuldigen Sie, Madame," sagte er auf französisch, „daß ich Sie störe. Aber ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Ein Brief von meinem Gönner ruft mich sogleich nach Petersburg."

Harm antwortete einige allgemeine Phrasen. Als sie fertig war, ergriff Ivano einen Stuhl und setzte sich neben sie.

„Sie erwarteten, daß ich mich jetzt entfernen würde; aber ehe ich dieses Haus verlasse, wo ich von Ihrem verstorbenen Mann so viel Gastfreundschaft und von Ihnen so viel kalte Höflichkeit empfangen, habe ich einige Worte zu sagen. Sie sind ein außerordentlich schönes Weib; man kann Sie nicht sehen, ohne ein Meisterwerk des Schöpfers in Ihnen zu bewundern. Ich bin jung, und kein Wunder also, wenn Ihre Schönheit einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat — doch das ist jetzt vorbei. Beim Tod Ihres Mannes haben Sie in meinen Augen aufgehört schön zu sein," fügte er mit starker Betonung hinzu. „Sie haben indeß lange Zeit den Gegenstand meiner wärmsten Gefühle gebildet. Ihr ganzes Wesen war geschaffen, um in einer Jünglingsbrust schlummernde Träume zu wecken. In Folge meiner stillen Anbetung und Bewunderung für Sie habe ich heute vor Gericht eine Erklärung abgegeben, wodurch der Tod Ihres Mannes den Schein eines unglücklichen Zufalls

gewinnt und Sie von allem Verdacht befreit werden. Aber, Madame, das geschah nicht um Ihret, sondern um meiner selbst willen. Ich wollte diesen Namen, den ich einst verehrt und geliebt hatte, nicht durch einen schrecklichen Verdacht gebrandmarkt hören, wenn auch meine Gefühle jetzt das Gegentheil von dem geworden sind, was sie früher waren."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Harm stolz und blickte Ivano düster an. „Wenn das, was Sie vor meinem Schwager und vor Gericht erzählt haben, unwahr ist, wer hat Sie denn gebeten, mit einer erdichteten Geschichte aufzutreten?"

„Meine frühere Schwäche für Sie hat mich dazu bestimmt."

Ivano richtete sich auf und flüsterte Harm einige Worte ins Ohr. Die junge Wittwe wurde noch bleicher als sie gewesen. Sie stierte Ivano an; dieser aber fügte mit einer Verbeugung hinzu:

„Das Grab und ich sind gleich stumm. Leben Sie wohl!"

Er eilte aus dem Zimmer und Harm lehnte sich bebend in den Sopha zurück.

Etwas später am Abend kam die Post mit zwei unglücksschwangeren Nachrichten, einer persönlichen und einer öffentlichen.

Letztere enthielt den Befehl an die finnischen Regimenter sich schleunigst auf den Kriegsfuß zu stellen; die andere war von Tante Sara. Sie meldete Ehrmann unter Ausdrücken der tiefsten Verzweiflung, daß seine Tochter Edith verschwunden und, wie ein an sie hinterlassener Brief vermuthen lasse, mit einem Russen nach Petersburg gereist sei.

Diese beiden Hiobsposten wirkten so heftig auf Ehrmann, daß er vom Schlage getroffen wurde und nach einigen Tagen starb.

Sein Hinscheiden, die Untersuchung über Kaspars Tod und Ediths Flucht waren lauter Ereignisse, die über der allgemeinen Unruhe beim Gedanken an den bevorstehenden Krieg vergessen wurden. Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde so ausschließlich darauf gerichtet, daß man alle Privatereignisse bei Seite setzte.

Im Februar 1808 brachen die russischen Truppen unter General Buxhövden über die Gränze. In Folge der russischen Proklamation hoffte man noch, daß die begonnenen Feindseligkeiten ein glückliches Ende nehmen könnten, aber leider war Gustav Adolph VI. zu starrköpfig, um seine Kraft klug zu berechnen, und die Folge war, daß er, um einen gefaßten Beschluß heilig zu halten, alle verständigen Rathschläge und Warnungen verwarf. Er setzte das Wohl des Landes auf einen einzigen Wurf und öffnete die Thore desselben für alle Verheerungen des Krieges.

Finnland hatte sich einige Zeit lang von den unseligen Kriegen, die es verheert, erholen können; mit freudiger Hoffnung hatte es den allgemeinen Wohlstand auf dem Boden, der so viel von seiner Kinder Blut getrunken, erblühen gesehen.

Beim Ausbruch des Krieges von 1808 blühte Finnland, das kann man dreist sagen, sowohl in materiereller als intellektueller Beziehung. Die Bevölkerung hatte mit jedem Jahr bedeutend zugenommen, und mit ihr vermehrten sich auch die Produkte des Landes. In wissenschaftlicher Bildung war es ebenfalls vorangeschritten, und die Universität Abo konnte sich vollkommen mit den schwedischen messen. Stille bildete sich hier eine Reihe von Männern die jedem Jahrhundert zum Ruhm gereichen würden. Namen wie Porthan, Calonius, Menander, Tengström, Gadolin und Hällström werden in der Geschichte der Gelehrsamkeit mit ausgezeichneter Ehre aufbewahrt bleiben; sie zeugen von Kraft und Beharrlichkeit, die stets eine intellektuelle Ueberlegenheit hervorgerufen und sie fruchtbar gemacht haben. Stolz auf sein Land und seine Söhne, träumte Finnland von fortwährendem Voranschreiten, als der Kriegssturm kam und die Veränderlichkeit des Glückes bewies.

O Finnland! Welcher Schwede kann ohne Schmerz an den 17. September 1809 denken? Da wurde der Frieden zwischen Schweden und Rußland abgeschlossen, ein Friede, der dich von dem schwedischen Mutterherzen losriß, welches nie aufhören wird, den Verlust des Kindes zu beweinen, auf das Schweden so stolz war. Treu und stark wie deine Felsen, hast du ein Jahrhundert den Verheerungen des Krieges Trotz geboten, für dein Land gestritten und gesiegt mit einem Muth und einer Entsagung, die dein Volk zu einem der seltensten machen, was dieser letzte für Schweden so unglückliche Krieg am besten beweist, und

worüber Adolph Ivar Arvidson sich folgendermaßen ausspricht:

„So endete dieser für den schwedischen Soldaten immer gleich ehrenvolle, obschon nicht immer gleich glückliche Feldzug. Beinahe ohne Unterstützung von Schweden bestand das finnische Heer einen gänzlich ungleichen Kampf mit überlegenen Feinden zuweilen mit einem unter solchen Umständen erstaunlichen Erfolg, und erkämpfte sich überhaupt mehr Siege, als die früheren Kriege, selbst im Verein mit Schwedens gesammelter Streitmacht, darboten. Bei dem großen Mißverhältniß in Bezug auf die Kräfte der kriegführenden Parteien war es vorherzusehen, daß das kleine finnische Heer zuletzt unterliegen mußte; aber wie es Siege ohne Ehre gibt, so gibt es auch Niederlagen die unsterblichen Ruf mit sich führen, und dieß kann man von den Niederlagen des finnischen Heeres sagen. Bei der Erinnerung an all den Heldenmuth, der sich im Kriege des Jahres 1808 kundgab, fühlt man sich versucht, den Betrug zu verfluchen, der es wagte, ein solches Volk zu verrathen."

---

Sechs Jahre später.

In einer freundlichen Gegend mitten in Schweden lag die ausgezeichnet schöne Landrichterwohnung von Särnäs. Das Jahr zuvor war ein neuer Richter mit seiner Frau hier aufgezogen.

Landrichter Enoch Aberney war zwar noch jung für den Posten, den er erhalten, aber diese rasche Beförderung hatte er durch seine ungewöhnlichen Kenntnisse, so wie seine große Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit gewonnen, guter Eigenschaften, welche den gebildeten Finnen mehr oder weniger auszeichnen. Seit zwei Jahren war er mit Harm, der Wittwe seines Bruders, verheirathet. Das erste Jahr ihrer Ehe hatten sie in Stockholm zugebracht, worauf Enoch das Landgericht erhielt und sich in Särnäs niederließ.

Harm war seit zwei Jahren die Gattin des Mannes, den sie von Kindheit auf so ausschließlich geliebt hatte. Enoch besaß jetzt diese Frau, die in ihrer Person alles Hohe und Edle vereinigte, was er am Weibe anbetete. Beide waren also sehr glücklich? Ja, Enoch war es wirklich; aber wie es Harm zu Muthe war, das ließ sich nicht so leicht bestimmen. Wenn sie Enoch an ihrer Seite hatte, vergaß sie Alles über der Freude des Augenblicks; aber es war nicht dieses frische, lächelnde und friedliche Bild innigen Glückes und innerer Zufriedenheit, sondern eine gewisse fieberhafte Unruhe, worüber ein Trauerschleier ausgebreitet lag. Der Liebe rosige Freude war in Wolken gehüllt oder auch von stillen und unruhigen Träumereien gestört. Ueber Harms innere Welt war ein Schatten geworfen, der nie davon wich.

„Die Erinnerung ist es, die mich quält," pflegte sie Enoch zu antworten, wenn er sie zärtlich fragte, warum die Wolke beständig auf der bleichen Stirne weile. Enoch liebte sie doppelt in solchen Augenblicken. Sie wäre nicht seine feinfühlende Harm gewesen, wenn sie über dem gegenwärtigen Glück leichtsinnig die unheimlichen Bilder der Vergangenheit hätte vergessen können.

Nach zweijähriger Ehe wurde Harm Mutter, und die düstern Erinnerungen schienen jetzt beinahe weggeblasen zu sein. Sie schien wirklich glücklich und Enochs Seligkeit war vollkommen. Das Leben lächelte ihm so verheißungsreich entgegen, als ein äußeres Ereigniß kommen und das Glück verjagen sollte.

Beim zweiten Herbstgericht, seit Enoch sein Amt angetreten, kam eine garstige Verbrechergeschichte vor. Eine Bäuerin wurde angeklagt, ihren Mann vergiftet zu haben. Am ersten Untersuchungstag, als Enoch aus dem Gerichtssaal kam, war er bleich, und zum Erstenmal seit seiner dreijährigen Ehe ruhte ein Zug von Düsterheit über seinem Gesichte. Harm fragte, was es sei und er antwortete:

„Ach meine geliebte Harm, es wird mir mitunter recht schmerzlich, Richter zu sein, denn man bekommt den Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung zu sehen. Der Anblick des Verbrechers regt immer unser Inneres auf."

Beim Mittagessen war Enoch schweigsam und sein Blick ruhte mit einem schmerzlichen Ausdruck auf Harm. Einer der Notare bemerkte während der Mahlzeit:

„Haben Sie gehört, Frau Landrichterin, welches abscheuliche Verbrechen wir heute vorhatten?"

„Nein," antwortete Harm, aber aus Aberneys düsterem Aussehen kann ich schließen, daß es etwas Ungewöhnliches war."

„Eine ganz junge Bäuerin ist angeklagt,

ihren Mann durch Gift ermordet zu haben," antwortete der Notar.

Harm erblaßte; ein Schauer ging durch ihr ganzes Wesen. In diesem Augenblick sah sie auf ihren Mann. Er schaute sie unruhig forschend an.

„Sonderbar," sagte Enoch, indem er seine Frau betrachtete, „ich werde ganz sicher das arme Weib zum Tod verurtheilen müssen, und doch ist sie möglicherweise unschuldig."

„Das ist unmöglich," Herr Landrichter," fiel der Notar ein; „es liegen gar zu viele Beweise gegen sie vor."

„Nichts ist unmöglich," erwiderte Enoch und richtete sich vom Tische auf. Als er Harm küßte, nahm er ihren Kopf in seine Hände und sah tief in ihre Augen; dann flüsterte er mit aufgeregter Stimme:

„Armes Kind!"

Harm verbrachte die Zeit, wo Enoch bei Gericht war, in ihr Zimmer eingeschlossen, indem sie Kopfweh vorgab. Abends, als Enoch zu ihr kam, trugen ihre Augen Spuren von Thränen, und man konnte deutlich sehen, daß sie viel geweint hatte.

Enoch war jetzt freundlich, herzlich und heiter wie gewöhnlich. Er plauderte munter und liebkoste Harm; aber als er sie an sich zog und mit den zärtlichsten Namen nannte, begann sie wieder zu weinen.

Am folgenden Tag schien Harm ruhig, obschon eine gewisse Wehmuth auf ihren Zügen ruhte. Die Untersuchung gegen die des Mords angeklagte Bäuerin währte den ganzen Morgen, und bei der Mahlzeit war Enoch wieder nachdenklich.

Der Prozeß gegen die Verbrecherin machte die Wolke auf Enochs Stirne immer düsterer. Er war freundlich gegen Harm, zuweilen leidenschaftlich zärtlich, aber es wurden nur wenige Worte zwischen ihnen gewechselt. Er schien einem Gespräch mit ihr ausweichen zu wollen. Am letzten Gerichtstag, ehe er ausging, um der Giftmischerin ihr Urtheil zu verkündigen, kam er zu Harm herein. Sie saß an der Wiege ihres schlafenden Kindes. Enoch betrachtete Beide eine lange Weile, dann küßte er Harm auf die Stirne und sagte sanft:

„Nur Diejenige, die unglücklich, aber nicht verbrecherisch war, kann es wagen, die Freuden der Mutterschaft zu genießen. Nicht wahr, meine Geliebte?"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, küßte er sie und fügte hinzu:

„Auf Mittag ist das Gericht aus, und dann, Harm, wirst Du mir mit einem Lächeln auf Deinen schönen Lippen entgegentreten, so daß ich Alles, was mich quälte, vergessen kann. Wir essen allein. Der Gerichtshof ist ins Pfarrhaus eingeladen, aber ich habe für meine Person abgelehnt."

Als Harm allein war, sank sie an der Wiege des Kindes auf die Kniee nieder und stammelte unter heftigem Schluchzen:

„Nur Diejenige, die keine Verbrecherin ist, kann es wagen, die Freuden der Mutterschaft zu genießen. O Jesus Christus, erbarme dich über mein unschuldiges Kind!"

Harm richtete ein beinahe festliches Mahl an. Der zierliche Tisch stand mitten im Zimmer gedeckt. Mit einem Lächeln, hinter welchem sie den ganzen Schmerz verbarg, der in ihrer Seele wohnte, ging sie dem eintretenden Enoch entgegen und bot ihm ihre Lippen zum Kusse. Enoch blieb gleich an der Thüre stehen. Sein Blick fiel auf den Tisch, wo eine Weinflasche stand, und gleich als hätte dieser Anblick eine schreckliche Erinnerung hervorgerufen, fuhr er mit der Hand über die Stirne und holte einen tiefen Seufzer.

Als er dann sein Gesicht Harm zuwandte, war es streng, milderte sich aber, als er ihrem liebreichen Blick begegnete. Man setzte sich. Harm that Alles, um liebenswürdig zu sein.

(Forts. folgt.)

---

**Verschiedenes.**

[Ein Kind ohne Gesicht.] In Siffel gebar vor drei Wochen die Frau eines Eisenbahnwächters ein Kind, welchem die wahre Gesichtsform fehlt, die Nase ist nur mit Einem Nasenflügel versehen; das Kind besitzt ferner keinen Mund, nur eine Oeffnung, durch welche demselben Milch hineingegossen wird. Es ist wunderbar, daß sich dieses Kind so lange am Leben erhält, nachdem die Aerzte es für lebensunfähig erklärt hatten.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 33.** Sonntag, 21. April **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Zufall, diese unerklärliche und geheimnißvolle Macht, wollte, daß man diesen Mittag Geflügelbraten hatte, ein Gericht, das Harm nicht gerne auf ihrem Tische sah, weil es das letzte war, das Kaspar gegessen, ehe er das unglückschwangere Weinglas geleert hatte. Als Enoch seine Portion verzehrt hatte nahm Harm die Weinflasche und schenkte ihm sein Glas ein, aber ohne das ihrige zu füllen.

„Trinkst Du keinen Wein?" fragte Enoch in einem Ton, der von seinem gewöhnlichen ganz verschieden war.

„Nein, Enoch, Du weißt ja, daß ich nie Wein trinke," antwortete Harm.

„Ja, es ist wahr, Du trinkst nicht, Du schenkst bloß Deinen Männern ein."

Die Stimme war scharf und hart. Er ergriff das Glas und fügte hinzu:

„Vor sechs Jahren, ja just am heutigen Tage, schenktest Du Deinem ersten Manne Wein ein."

Enoch goß langsam, beinahe tropfenweise sein Glas auf den Teller aus, indem er dann mit dumpfer Stimme fortfuhr:

„Ich will sehen, ob nicht auch auf dem Boden dieses Glases Gift liegt."

Sein durchdringender Blick hing fest auf den todtenbleichen Zügen seiner Frau. Als er die letzten Worte aussprach, fuhr Harm auf und rief verzweiflungsvoll:

„Gnade, Barmherzigkeit!"

Sie warf sich vor Enoch auf die Kniee und ergriff seine Hand. Er zog sie weg, stützte seinen Kopf darauf und sagte, indem er fortwährend die Knieende fixirte:

„Im Kabinet des Mannes befand sich ein Schrank; dieser Schrank enthielt Flaschen mit Gift; eines Tages just an demselben Tag, den wir jetzt haben, vor sechs Jahren, ging die Frau in dieses Zimmer, nahm eine schwarze Flasche und schlich in den Saal hinaus, wo der Tisch gedeckt stand. Ins Glas des Mannes goß sie einige Tropfen der farblosen Flüssigkeit, dann stellte sie die Flasche wieder an ihren Platz, nachdem sie dieselbe mit ihrem Nastuch abgetrocknet. Einige Augenblicke darauf tritt sie dem Manne mit ihrem holdesten Lächeln entgegen. Sie läßt ihn mit seinen Lieblingsgerichten bedienen, und endlich schenkt sie ein Glas von dem Weine ein und heißt ihn trinken. Er trinkt! (Enoch ergriff mit krampfhafter Heftigkeit ihren Arm). Und nachdem er dieses Glas geleert, das sie ihm mit so treuloser Freundlichkeit gereicht hat, stürzt er todt zu ihren Füßen."

Enoch erhob sich und riß Harm buchstäblich aus ihrer knieenden Stellung auf, indem er rief:

„Unglückselige, Du hast mich betrogen; Du warst nicht unschuldig; Du hast meinen Bruder gemordet, und ich . . ." Er schleuderte sie weit von sich, fuhr mit den Händen durch sein Haar und rief in verzweiflungsvollem Tone:

„Und ich, ich habe die Mörderin meines Bruders geheirathet!"

Harm sank auf ihre Kniee zusammen. Sie vermochte nicht zu stehen, sondern schleppte sich zu den Füßen ihres Mannes, indem sie schluchzte;

„Höre mich, ehe Du verdammst!"

„Folge mir," war Alles, was er antwortete; dann ging er in sein Arbeitszimmer und verriegelte die Thüre hinter sich.

Am folgenden Morgen kam ein Bote ins Pfarrhaus mit der schrecklichen Nachricht, Landrichter Enoch Aberney habe sich in der Nacht erschossen, und seine liebenswürdige Gattin sei vor Kummer verrückt geworden.

In den Falten ihres Mantels hatte die Zeit zehn Jahre mitgeführt. Zehn Winter hatten ihren Schnee über Enoch Aberney's Gruft geworfen, und sechzehn Jahre lang hatte Schweden den Verlust Finnlands beweint. Mit

Schmerz und Sehnsucht blickte Schweden dem Verlorenen nach, und von Finnlands treuer Brust wurde mancher Seufzer nach der schwedischen Küste entsandt. Vergebens suchte man in Uleaburg nach einem der Abkömmlinge Ehrmann's und Aberney's. Die Apotheke war in fremden Besitz gekommen und das Aberney'sche Haus war ein Raub der Flammen geworden. Von Aberney's drei hoffnungsvollen Söhnen lebte nur noch der jüngste, Viktor, aber er wohnte nicht mehr in seiner Vaterstadt.

Was war wohl aus Ehrmanns beiden Töchtern geworden? Man wußte es nicht.

Viktor Aberney war Professor an der Universität Abo geworden und dort ansässig. Er besuchte Uleaburg niemals.

Das Frühlingssemester von 1825 war in Abo zu Ende. Professoren und Studenten begaben sich fort, um nach den ausgestandenen Strapazen den Sommer zu genießen und sich zu restauriren. Auch Professor Aberney verließ die Universitätsstadt und zog auf ein kleines Landgut, etliche Meilen von Abo, das er just damals gekauft hatte. Es hatte eine abgeschiedene Lage. Der Professor gedachte den Sommer dort zuzubringen, ohne eine andere Gesellschaft als Tante Sara, die seinen Haushalt besorgte. Aberney war Junggeselle. In den frühern Sommern war er auf einen Hof gezogen, den er gepachtet hatte; aber da Aberney dort nicht ungestört ausruhen durfte, so hatte er sich weiter hinweg begeben.

Viktor Aberney's Beschäftigung während seines Aufenthaltes in Junta (so hieß sein Gut) sollte darin bestehen, daß er sich in seine wissenschaftlichen und musikalischen Studien vertiefte. Er war ein beliebter Komponist und ausgezeichneter Musiker. Auf seinen Sommerausflug nahm er eine ganze Bibliothek Bücher und Musikalien mit und verbrachte seine Tage gerne so, daß er im Walde ausgestreckt lag und einen seiner Lieblingsautoren las, oder, daß er mit einem Buch in der Gegend umherstreifte, oder auch vergaß er die ganze äußere Welt bei seiner Violine oder seinem Klavier; denn er liebte die Einsamkeit und suchte nie freiwillig eine andere Gesellschaft als die Natur, seine Bücher und die Musik. Er war damals noch nicht volle vierzig Jahre alt, von hohem Wuchs und kräftigem Bau, hatte eine freie und offene Stirne, auf welcher intellektuelle und moralische Ueberlegenheit thronte, und in jedem Zuge lag ein stark ausgeprägter Ausdruck von Charakterfestigkeit. Er sah wie ein echter Finne aus, rechtschaffen, klug und entschieden. Im Uebrigen war er ein genialer Gelehrter, der nie etwas Anderes als seine Bücher geliebt, ein geistreicher Komponist, der nie für etwas Anderes, als die Musik geschwärmt hatte, und ein rechtschaffener Mann, der für sein Vaterland leben wollte.

Er entzog sich dem Gesellschaftsleben so viel als möglich; aber wenn er daran Theil nahm, that er es nicht, wie ein halb überwitziger, zerstreuter Bücherwurm, dessen Manieren ein Lächeln hervorriefen, sondern wie ein gebildeter und angenehmer Gesellschafter.

Es war am Ende Mai, eine Woche nach Aberney's Ankunft auf Junta. Mit einigen Büchern unter dem Arm begab sich der Professor nach einem seiner Lieblingsplätze im Walde. Aber kaum war es ihm gelungen, sich im zarten Grase auszustrecken, als eine Stimme rief:

„Viktor, Viktor!"

„Sieh, da kommt Tante Sara; was kann die Alte von mir wollen?" dachte der Professor und sah ganz verdrießlich aus. In diesem Augenblick schimmerte eine Frauengestalt zwischen den Bäumen hervor. Es war ein kleines mageres Frauenzimmer, mit großer Sorgfalt und Zierlichkeit gekleidet, ohne daß jedoch etwas Uebertriebenes in ihrem Anzug lag. Die ausgezeichnet feine und schöne Spitzenhaube war einfach und blendend weiß. Das davon umschlossene Gesicht war ganz sicher vor etwa dreißig oder vierzig Jahren schön gewesen; jetzt war es klein und ausgetrocknet, zeigte aber noch feine und regelmäßige Züge. Die braunen tiefliegenden Augen waren äußerst lebhaft und hatten einen gemischten Ausdruck von Schärfe und Freundlichkeit. Ihr ganzes Wesen trug das Gepräge einer rastlosen Thätigkeit. Als sie leichten und schnellen Schrittes Aberney erreicht hatte, sagte sie mit kurzer und hastiger Stimme:

„Lieber Viktor, es ist nicht recht, daß Du mir davon springst; Du solltest mich genug kennen, um zu wissen, daß ich Dich doch be-

komme, wenn ich einmal zu einem Gespräche entschlossen bin."

Tante Sara breitete ihr Taschentuch auf dem Boden aus, strich ihr Kleid glatt und setzte sich ein Stück von Viktor hinweg.

„Es ist nichts Leichtes mir zu entkommen, das kann ich Dir gleich sagen," fügte Sara mit schlauer Miene hinzu.

„Ich merke es," seufzte Viktor und schlug sein Buch zu; dann fragte er:

„Nun warum verfolgst Du mich so hartnäckig, Tante?"

„O Du weißt es recht wohl," sagte Sara und strich mit großer Sorgfalt eine Falte an ihrer Schürze glatt. „Hättest Du nicht geahnt, was es war, so wärest Du nicht so schnell hinweggelaufen."

„Liebe Tante, wenn es sich darum handelt, den Brief zu lesen, so . . ." Viktors Brauen zogen sich zusammen, „so versichere ich Dich, daß es sich nicht der Mühe lohnt. Ich bitte Dich in aller Freundschaft, sprich mir nicht mehr von der Sache."

„Nach dieser Warnung hast Du also Dein Gewissen beruhigt in Bezug auf das, was zwischen Dir und mir geschehen kann, im Fall wir einander in die Haare gerathen sollten? Sonst will ich Dir melden, daß Tante Sara nicht sehr ängstlich ist und deßhalb . . ."

Sie zog einen Brief aus der Tasche. Augenblicklich war Viktor auf den Beinen.

„So ist es aus mit meiner Geduld," rief er. „Ich versichere Dich, Tante, daß ich nicht zum Mittagessen heimkomme, im Falle noch ein einziges Wort von der Sache gesprochen wird."

Damit machte Viktor einige lange und hastige Schritte, so daß er weit von Tante Sara hinwegkam. Sie blieb sitzen und sah ihm nach. Als sie ihn aus dem Auge verloren hatte, murmelte sie:

„Spring immer zu, mein Junge, aber sieh, es hilft nichts; oder hältst Du denn Deine alte Tante für ein so armseliges Geschöpf, daß sie das Recht nicht verfechten könnte, weil Du davon laufst? O Du bist viel zu sicher. So gewiß ein Mann bei seinem Wort und ein Ochse bei seinem Pflug bleiben muß, ebenso sicher ist, daß, wenn ein Weib Etwas will, dieß durchgesetzt wird, und wenn auch zehn Männer sich quer in den Weg stellen. Jetzt will ich, daß Du den Jungen nehmen sollst, weil es recht und billig ist, und das wird auch geschehen."

Mit diesem Vorsatz erhob sich Tante Sara und trippelte nach dem Hofe hinauf. Sie setzte sich mit ihrer Arbeit in den Erker und schaute jeden Augenblick umher, ob die Knechte und Mägde arbeiten. Sie waren mit Anordnung der Blumenbeete beschäftigt.

Forts. folgt.)

---

## Verschiedenes.

Ein Bürger von Wiskonsin war auf einer Reise gefährlich erkrankt. Er schickte nach seiner Frau, damit sie sofort zu ihm komme. Nun war aber auch die Mutter seiner Gattin krank geworden, und sie sendete daher ihren sehnsüchtigen Gemahl folgende Depesche: „Theurer Mann, die Mutter ist krank; ich kann sie nicht verlassen. Du mußt Dich allein behelfen. Solltest Du sterben, so schick' mir Deine Leiche!"

---

„Jack", sagte ein Spaßvogel, „weßhalb läßt Du Dir nicht die Ohren beschneiden? — Sie sind für einen Menschen wirklich zu groß."

„Und die Deinigen," erwiederte Jack, „sind für einen Esel zu kurz."

---

[Lebendig begraben.] In Witeki starb am 4. April eine junge Frau, Namens Gitel Lärber, im Alter von 18 Jahren. Die russischen und galizischen Juden haben die Gewohnheit, ihre Todten so schnell als möglich beerdigen zu lassen, und es ist Thatsache, daß noch warme Körper zur Erde bestattet werden. Auch bei der genannten Frau war dies der Fall. Kaum war sie gestorben, als sogleich unter den üblichen Ceremonien die Abwaschungen vorgenommen und die Todte mit Sterbegewändern bekleidet wurde. Dann legte man sie in den Sarg, jedoch, wie es scheint, etwas unsanft, denn der Körper zeigte ein kaum bemerkliches Zittern. Während man nun die scheinbar Verstorbene auf den Friedhof trug, kam dieselbe völlig wieder zum Leben zurück, konnte sich jedoch nicht sofort orientiren, wo sie eigentlich sei. Erst als sie aus der Bahre gehoben, um ins Grab versenkt zu werden, errieth sie Alles und stieß einen Schreckens-

schrei aus. Man kann sich nun das Entsetzen der Anwesenden, die Freude der Eltern und des Gatten denken. Jubelnd wurde die Wiedererstandene nach Hause gebracht, wo sie nach einigen Tagen vollkommen genaß.

---

[In der Kinderstube.) Mutter: Hübsch beten, Kinder, vor dem Schlafengehen!

Töchterchen (faltet die Hände):
Lieber Gott, laß mich auf Erden
Niemals doch ein Hauswirth werden,
Der nur früh und spät drauf denkt,
Wie er Nebenmenschen kränkt!

Mutter: „Bösewicht“ heißt es, aber nicht „Hauswirth!“

Töchterchen: Aber, Mamachen, du sagtest doch neulich, alle Hauswirthe wären Bösewichte!

Mutter: Schlafe! — Sage dein Gebet, Karl!

Söhnchen (die Hände faltend):
O Herr, sie deine Kinder
Vor deinem Throne steh'n,
Und laß uns nicht als Gründer
Zur Hölle niedergeh'n!

Mutter: „Sünder“ nicht „Gründer“ heißt es! Wenn ihr mir so quatsches Zeug betet, werde ich morgen eine Ruthe für euch kaufen!

Die Kinder (springen und tanzen freudig in den Betten). Mamachen kauft uns eine Ruthe! Mamachen kauft uns eine Ruthe!

Mutter: Und darüber jubelt ihr noch!

Das Söhnchen: Aber, Mamachen. Papachen meinte ja heut' beim Abendbrod, daß an jeder Ruthe noch 200 Thaler zu verdienen wären. (Aus Berlin, im März 1872. Kladderadatsch.)

---

Ein New-Yorker Blatt erzählt: „Zu einem hiesigen Advokaten kam ein in der Stadt wohlbekannter junger Mann und bat ihn um einen Rath, wie er wohl, ohne gegen das Gesetz zu verstoßen, eine reiche junge Erbin entführen könne? „Dafür wüßte ich nur einen Ausweg“, sagte der Advokat: „lassen Sie das Mädchen ein Reitpferd besteigen, während Sie die Zügel und die Peitsche halten; dann setzen Sie sich rückwärts auf, geben Sie dem Pferde die Sporen und Sie können sagen, daß Sie nur einen Scherz machen wollten, daß aber das Pferd mit Euch beiden durchging. In diesem Falle wären Sie straflos.“ Am nächsten Morgen erfuhr der Advokat, daß seine eigene Tochter mit dem jungen Manne in der bezeichneten Weise „durchgebrannt“ war.

---

[Ein Räuberhäuptling als Advokat.] Man schreibt aus Florenz unterm 12. ds.: „Es wird Ihren Lesern bekannt sein, daß in Italien es Jedermann erlaubt ist, als Vertheider eines Angeklagten vor Gericht zu erscheinen, ohne daß von ihm Beweise für seine juridischen Kenntnisse oder seine Unbescholtenheit von ihm verlangt werden. Seit drei Jahren nun lebte hier ein Mann unter dem Namen Advokat Rappone, eröffnete ein Komptoir und machte gute Geschäfte als Vertheidiger. Vor wenigen Tagen erfuhr man endlich, daß dieser aus dem Neapolitanischen nach Florenz eingewanderte elegante Herr, der immer im schwarzen Anzuge in den Gesellschaften erschien, der Häuptling einer Räuberbande war, welche unter dem Namen Banda Ciccone sich in Calabrien berüchtigt gemacht hatte, vor drei Jahren aber gänzlich zersprengt wurde, ohne daß es jedoch gelungen wäre, den Häuptling derselben, Ciccone, welcher der Bande seinen Namen gegeben hatte, fangen zu können. Ciccone hatte noch vorher den wirklichen Advokaten Roppone ermordet und sich seiner Papiere bemächtigt. Mit diesen Papieren nun kam Ciccone nach Florenz. Erst vor drei Tagen kam die Polizei auf seine Spur, doch gelang es ihm, durch einen Sprung aus dem Fenster zu entkommen. Gestern Früh jedoch wurde er festgenommen, um seinerzeit dem Scharfrichter übergeben zu werden. Ciccone war schon längst zum Tode verurtheilt. Seine Bande gab den Carabinieren, den Nationalgarden und den Truppen viel zu schaffen, da diese mit der Bande viele Gefechte zu bestehen hatten.

---

— Klagenfurt, 12. April. Im hiesigen Strafhause brach heute eine Sträflings-Revolte aus, welche nur durch energisches Einschreiten des Militärs unterdrückt werden konnte.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 34.** Mittwoch, 24. April **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag kam Aberney nach Hause. Als er Tante Sara im Erker sitzen sah, blieb er am Gatterthor stehen, als wäre er unentschlossen, ob er in den Hof hineingehen sollte oder nicht; aber als sie, ohne auf ihn zu achten, mit ihrer Näherei fortfuhr, faßte Aberney einen Entschluß und setzte seinen Weg fort. Als er die Hausflur hinaufging, sagte er:

„Guten Tag, liebe Tante! Kann man bald essen?"

„Essen?" rief Sara. „Du sagtest ja, daß Du nicht zum Essen heimkommen wolltest?"

„Hm!" Mehr antwortete Aberney nicht, sondern ging in den Saal hinein. Tante Sara blieb sitzen und nähte ganz verzweifelt. Viktor ging im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile kam er zu Sara hinaus.

„Ich möchte doch jetzt Etwas zu essen bekommen."

„So, so, Du möchtest Etwas zu essen bekommen, und ich soll mich bei Deinen Wünschen schnell bereit zeigen; aber wenn ich Etwas zu sprechen habe, so läufst Du davon und sagst, Du wollest lieber Nichts essen, als mich anhören. So viel ist gewiß und wahr, daß ..."

„Ei, ei, liebe Tante, sei nicht böse; Du weißt ja, daß es nur ein einziger Gegenstand ist, von dem ich Nichts hören will."

„Und da glaubst Du, daß ich schweigen werde? Du meinst, ich lasse mir Stillschweigen befehlen?"

Tante Sara war ernstlich böse.

„Ich denke, Du werdest artig sein und mir ein Essen geben," fiel Viktor lachend ein.

Tante Sara erhob sich brummend und ging in die Küche hinaus.

„Jetzt kann ich überzeugt sein, daß ich mit Pöckelfleisch bewirthet werde," dachte Viktor und setzte sich auf die Treppe. Nach einer Weile erscholl die Stimme der Tante:

„Jetzt kannst Du hineingehen und essen."

Viktor ging in den Saal. Es war bloß für eine Person gedeckt.

„Nun, was bedeutet das? Wirst Du nicht mitessen?" fragte er.

„Nein ich bin nicht hungrig."

Sara ging in die Küche hinaus, und Viktor setzte sich, indem er murmelte:

„Die Alte ist aufgebracht. Es ist doch schrecklich mit den Weibern, daß sie so zanksüchtig sind."

Der Professor hob den Deckel von der Platte und war vollkommen überzeugt, daß er Pöckelfleisch zu sehen bekommen würde, was gar nicht seine schwache Seite war; aber er täuschte sich. Es war ein Fleischgericht. Nachdem er sein Essen mit tüchtigem Appetit expedirt hatte, ging er in den Erker hinaus, um seine Pfeife zu rauchen und mit seinem großen Hühnerhund zu spielen. Tante Sara ließ sich nicht blicken, sondern die Magd brachte den Kaffee. Aberney war nach dem Essen so sehr an Sara's Geplauder gewöhnt, daß es ihm ganz leer und öde vorkam. Bald verfiel er in Gedanken, aber diese mußten von eigener Art sein, denn eine Wolke um die andere zog sich um sein Gesicht. Er vergaß das Rauchen und die Kaffeetasse blieb unberührt stehen. Plötzlich wurde das Schweigen umher von einer klaren schönen Kinderstimme unterbrochen, die ein finnisches Volkslied sang. Aberney fuhr beim Klang dieser Töne, die aus dem Walde kamen zusammen. Es war dasselbe Lied, das Edith gesungen hatte, als ihr Vater sie zum Erstenmal hörte. In Viktors Seele riefen diese Töne so manche bittere Erinnerungen zurück. Mit gespanntem Interesse lauschte er auf die Melodien, welche die Bilder von dem theuren elterlichen Hause und Allen, die er geliebt hatte, zurückführten. Als der Gesang aufhörte, blieb er

noch immer, den Kopf in die Hand gelehnt, in Träumereien versunken sitzen. Es war eine Stimme, ganz wie die ihrige, dachte er, und merkte nicht, daß er diesen Gedanken laut aussprach, bis Tante Sara sagte:

„Und gleichwohl werden Diejenigen, die mit ihr verwandt sind, der Armuth preisgegeben, während Du so leicht . . ."

„Tante," rief Viktor heftig, indem er sich erhob, „was für Possen hast Du da vor?"

„Mit Possen kannst Du Dich selbst belustigen, oder glaubst Du vielleicht, ich habe es so veranstaltet, daß dieses Lied gesungen werde?"

„Ja, das glaube ich; wer hat gesungen?"

„Vermuthlich ein Nachbarskind. Die Sache ist übrigens ganz gleichgültig; ich kam bloß um . . ."

Weiter kam Sara nicht. Aberney erhob sich sogleich und schlug mit hastigen Schritten den Weg in sein Zimmer ein, das er doppelt verschloß.

„Welch ein Stierschädel!" brummte Tante Sara.

* * *

Der Abend war ungewöhnlich mild. Die Sonne war nahe daran, sich in des Meeres Schooß zu verbergen, als Aberneys Thüre sich wieder öffnete und er in den Saal hinaustrat, von wo er nach dem Erker ging. Dort war kein Mensch, und froh, einem Zusammentreffen mit Sara zu entgehen, wandelte Viktor über den Hof und durch den Wald, bis er an's Ufer kam. Da warf er sich in's Gras, nahm den Hut ab und ließ den Abendwind kosend über seinen Scheitel streichen, während seine Augen der Bewegung des Wassers folgten.

Die Vögel lockten einander und schienen sich an dem herrlichen Abend zu erfreuen. Aberney lag am Fuß einer Klippe und war gänzlich verborgen von den dichten Gebüschen. Aus seinen tiefen Gedanken wurde der gelehrte Mann durch ein raschelndes Getöne oben auf der Klippe und einige Steine geweckt, die herabrollten und dicht neben ihm fielen. Ehe er sich aufrichten konnte, um nach der Ursache dieser Bewegung zu sehen, ließ sich eine ungewöhnlich starke und klangvolle Kinderstimme hören, die ein Lied sang, das zu den älteren Volksmelodien, und zwar zu denjenigen gehörte, deren sich Aberney aus seinen Kinderjahren erinnerte. Die Stimme sang jeden Vers zweimal, und mit so musikalischer Auffassung, daß sie Aberneys ganzes Interesse weckte.

Als die Töne endlich verklangen, sprang er auf, um die Sängerin zu sehen.

Auf dem Fels saß ein kleines Mädchen. Ihr Kopf war abgewandt, denn sie schaute nach dem Wasser. Aberney konnte also nur ihr Profil sehen, aber dieses war von seltener, regelmäßiger Schönheit. Die ganze Form dieses einnehmenden kleinen Kopfes war hübsch, und man ahnte leicht, daß sie in der Nähe ungewöhnlich reizend erscheinen mußte. Sie war noch Kind und konnte höchstens zehn oder elf Jahre zählen.

Aberney betrachtete das Mädchen lange mit unverwandter Aufmerksamkeit; endlich drehte sie den Kopf und sah ihn. Sie erhob sich sogleich, um hinabzueilen.

„Mein Kind, schlag diesen Fußsteig hier ein," sagte Aberney, „dann brauchst Du nicht herabzuklettern."

Das Mädchen nickte zustimmend; leicht wie ein Geist schwebte sie herab und stand nach einigen Augenblicken vor Aberney, den sie mit einem eigenthümlich freimüthigen und offenen Blick begrüßte.

„Wie wagst Du es, allein hier im Walde zu gehen?" fragte er von ihrer Erscheinung gefesselt.

„Warum soll ich es nicht wagen? Ich bin ganz allein und so an den Wald gewöhnt, wo ich meine Lieder den Vögeln vorsinge, die ihnen lauschen, daß ich den Berg und die Bäume da lieb habe, und obschon ich mir oft gewünscht, daß die Ajatten*) sich offenbaren und mich irre führen möchten, so ist es doch noch nicht geschehen."

„Wohnst Du hier in der Nähe?"

„Ja gewiß. Ich bin der Wittwe Tochter, wie sie mich nennen. Meine Heimath ist Ektorp. Aber wer bist Du? Ich habe Dich noch nie gesehen."

Das Mädchen betrachtete den stattlichen Mann, dessen Aussehen ihr Vertrauen einflößte. Bei Kindern ist der erste Eindruck gänzlich entscheidend. Nicht Ueberlegung oder Verstand spricht in diesem Alter, sondern der reine Instinkt.

---

*) Dem finnischen Volksglauben zufolge, ein weiblicher Waldgeist, der die Leute im Walde irre zu leiten pflegt.

Das Mädchen setzte sich, während sie sprach, auf einen Stein am Strande, und begann flache Steine, die sie aus dem Sand aufhob, in's Wasser zu werfen, so daß sie hoch aufhüpften.

„Du willst wissen, wer ich bin," antwortete Aberney lächelnd und setzte sich auch auf einen Stein. „Ich bin der neue Besitzer von Junta."

„Ah, jetzt weiß ich; dieser schöne Hof da drüben im Walde. Die alte Annika sagte, es sei ein Herr dahin gezogen, den ich sehr fürchten müsse." Das Mädchen begann zu lachen. „Du siehst nicht gerade gefährlich aus. Weißt Du, was ich dachte, als Annika behauptete, ich dürfe nicht in den Hof gehen?"

„Laß hören."

„Das Erste, was ich thun müsse, sei, daß ich dahin gehe. Das that ich auch heute Mittag; aber es waren Leute da, die arbeiteten, und deßhalb wollte ich nicht weiter gehen. Wie ärgerlich! Ich habe jetzt schon lange keinen Stein mehr zum Schnellen gebracht. Gewiß hast Du böse Augen." Sie betrachtete Aberney.

„O nein, es kommt daher, daß Du zu schwere Steine wähltest," antwortete er, ungemein belustigt von der Art des Mädchens. „Aber sag' einmal, warum hat Annika gesagt, daß ich gefährlich sei?"

„Ja das weiß ich nicht; aber gestern, als ich von einer meiner Wanderungen nach Hause kam, sagte sie: „„Höre einmal Schuldfried, Du darfst nicht nach Junta gehen. Du wohnt ein Herr, der gegen alle kleine Mädchen und besonders gegen Dich Böses vorhat."" Als die Alte dieß sagte, sah sie ganz erschrocken aus, und dieß hat auch dazu beigetragen, daß ich nach Junta gehen mußte."

„Du bist also nicht besonders gehorsam?" bemerkte Aberney.

„O nein, Annika gehorche ich nicht sehr. Wenn sie Etwas sagt, so thue ich immer das Gegentheil."

„Wem gehorchst Du denn?"

„Ich gehorche Mama," antwortete das Mädchen ganz ernsthaft.

„Wie heißest Du?"

„Schuldfried Smith," sagte die Kleine und erhob sich mit dem Bemerken: „Nein, ich darf nicht länger mit Dir schwatzen, sondern muß jetzt heimgehen. Komm morgen Abend hieher, dann will ich auch kommen und Dir meine Lieder vorsingen." Sie nickte und eilte leicht und flink wie ein Vögelchen davon.

Aberney sah ihr nach und dachte:

„Ein außerordentlich frisches und unverdorbenes Kind; eine kleine Wilde. Ich möchte doch wissen, wer die Eltern sind."

In Junta war während der Abwesenheit des Professors ein Junge von vierzehn Jahren angelangt. Er fragte nach Fräulein Sara Ehrmann und wurde von ihr umarmt und unter Thränen geherzt und geküßt. Die Alte war bei seinem Anblick so tief aufgeregt, daß sie lange nicht sprechen konnte, sondern den Jungen fest an ihre Brust drückte und wie ein Kind schluchzte. Als die erste heftige Gemüthsbewegung sich gelegt hatte, folgte eine Masse von Fragen. Tante Sara hatte viel, was sie wissen wollte.

Nachdem ihre Neugierde einigermaßen befriedigt war, sagte sie:

„Jetzt, liebes Kind, will ich Dich auf Dein Zimmer führen, wo Du heute Abend zu bleiben hast. Ich muß mit Viktor sprechen, ehe ich Dich ihm vorstelle."

Sara bewirthete den Jungen mit dem Besten, was ihre Vorrathskammer vermochte; dann führte sie ihn in ein Stübchen im obern Stock. Nachdem er ordentlich dort installirt war, trippelte die Alte hinab und trat in den Erker hinaus, just in dem Augenblick, wo Viktor nach Hause kam.

Da sie noch nicht ganz im Klaren war, wie sie Aberney auf die Ankunft des ungebetenen Gastes vorbereiten sollte, und ihren Angriffsplan noch nicht ausgedacht hatte, so sah sie beim Anblick ihres Neffen ganz überrascht aus.

„Ei der Tausend, kommst Du schon wieder heim?" sagte sie in ungewöhnlich freundlichem Tone.

„Komme ich Dir zu bald, Tante?" fragte Aberney mit gutmüthigem Lächeln. „Es ist zehn Uhr!"

„Schon so spät?" Saras Ton war ganz außerordentlich mild. „Dann ist es nicht zu früh, daß Du ein Abendbrod bekommst."

Sara huschte in die Küche, und nach einer Weile stand ein zierlicher Tisch mit frischen Eiern und andern Lieblingsgerichten Aberneys im Erker. Während all dieses Wohlwollen

aus der Speisekammer der sonst sehr sparsamen Sara auf ihn herabhagelte, dachte er:

„Was wohl die Alte ankommt? Sie traktirt mich sonst meiner Seele nicht, wenn ich nicht, auf ihre Pläne eingegangen bin. Gewiß hat sie eine Absicht dabei, daß sie mir ein so prächtiges Mahl aufträgt.“

Zu Aberneys großer Verwunderung sprach Sara sowohl bei, als nach dem Essen beinahe von nichts Anderem als dem Hof, den nöthigen Verbesserungen und dergl. Als Viktor gegessen hatte, blieb er noch lange sitzen und rauchte. Sara leistete ihm Gesellschaft und strickte dazu mit ihrer gewöhnlichen Emsigkeit.

„Du verdirbst ja die Augen mit Deinem Stricken, Tante, denn es ist schon dunkel,“ sagte Aberney und erhob sich. Die Pfeife war ausgeraucht.

„Ganz und gar nicht, denn ich sehe nie auf meine Strickerei. Aber jetzt mag es Zeit sein zur Ruhe zu gehen; gute Nacht!“ Die Alte sah auf ihre Schürze, nickte Aberney zu und ging hinaus.

„Sie lebt gewiß nicht mehr lang. So Etwas habe ich nie gesehen,“ sagte Aberney und rief seinen getreuen Anders, welcher der Kammerdiener und das Faktotum des Professors war; er hatte schon bei Viktors Eltern gedient. Als Anders von dem Professor herauskam, begegnete er Sara in der Vorhalle. Sie fragte, ob sein Herr schon liege.

„Ja, Fräulein, er hat sich so eben gelegt.“

„Hast Du ihm verschweigen können, daß ein Gast angekommen ist?“ fragte Sara.

„Ach, Herr Jemine, wie Sie so sprechen mögen, Fräulein! Ich hatte Ihnen ja versprochen, kein Wort zu sagen.“

„Das ist recht, lieber Anders; geh jetzt und leg Dich.“ Sara ging in den Saal und dann direkt zu Aberney in sein Schlafzimmer.

Anders dachte, während er über den Hof ging: „Ich möchte mein sündiges Leben daran wagen, daß es der Sohn der Harm ist. Er hat ja ihre schwarzen Augen. Wollen jetzt sehen, wie der Professor diese Veranstaltung aufnimmt. Nun, nun, man wird schon fragen dürfen.“

Während Anders solche Schlüsse machte, hatte Aberney mit nicht geringer Verwunderung Tante Sara zu sich hereinkommen gesehen, und zwar nachdem er bereits zur Ruhe gegangen war, was der ehrbaren alten Jungfrau sonst nicht mit der Sittsamkeit vereinbar schien.

(Forts. folgt.)

## Verschiedenes.

[Ein auf dem Meeresgrund ertappter Dieb.] Nach dem „Petit Marseillais“ kommt vor dem Zuchtpolizeigericht zu Marseille dieser Tage ein höchst merkwürdiger Fall zur Verhandlung: die Klage eines Kaufmanns gegen einen Taucher wegen Diebstahls. Der Taucher war beauftragt worden, die Trümmer eines in der Nähe des Hafens gestrandeten Schiffes heraufzuholen. Es hatte jedoch bald den Anschein, daß derselbe das gefundene Geld in der Höhlung eines Felsens im Meere verberge. Um ihn auf der That zu ergreifen, steckte sich der Kaufmann und einer seiner Freunde in Taucherkleidung und legten sich auf dem Meeresgrunde in Hinterhalt, wo sie dann auch bald den Dieb in flagranti überraschten.

Eine komische Geschichte erzählt die „Zeitung für Lothringen“ von einer bayerischen Schildwache, die letzten Samstag Nachmittag im Metzer Justizpalast vor der Hauptkasse postirt war und der man befohlen hatte, Niemanden ein- und durchzulassen. Nun kam aber der Landrentmeister in Person, um sich zur gewohnten Stunde auf sein Bureau zu begeben; da kreuzt unser Posten das Gewehr und verbietet ihm den Eingang. Dem Kassier, der gleich darauf erscheint, geht es nicht besser; alles Parlamentiren, alle sonstige Erklärung und Auseinandersetzung hilft nichts, der ehrliche Bayer hat keine andere Antwort als die eine, er habe strengen Befehl, Niemanden ein- und durchzulassen, und wird zuletzt ganz böse und droht von seiner Waffe Gebrauch zu machen, wenn die Herren nun nicht bald gingen. Sogar einem zufällig vorübergehenden und herbeigerufenen bayerischen Offizier gelang es nicht, den Burschen zur Raison zu bringen, und man mußte auf die Hauptwache schicken, um einen Unteroffizier kommen zu lassen, der ihn mit zwei Worten eines Besseren belehrte.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 35. Freitag, 26. April 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Was gibt es, daß Du um diese Zeit herein kommst, Tante?" rief er, indem er sich ganz gefangen fühlte, wie eine Ratte in der Falle. Was auch die Alte jetzt zu sagen haben mochte, so mußte er es anhören, denn es gab durchaus keine Möglichkeit zu einem Rückzug.

„Ja, mein Lieber, da ich heute den ganzen Tag nicht mit Dir sprechen konnte, so muß ich wohl meine sehr natürliche Abneigung, Dich im Bett zu besuchen überwinden, um Dir zu sagen, was ich Dir mitzutheilen habe. Du bist jetzt Deinerseits gezwungen, mich anzuhören. Du kannst nicht wohl aus dem Bette springen, sollte ich meinen. Deine Halsstarrigkeit hat mich genöthigt, diesen Ausweg zu ergreifen."

„Ich sehe die Nothwendigkeit Deiner Handlungsweise gar nicht ein," antwortete Aberney zornig.

„Nicht? Aber ich sehe sie ein, und das könnte wohl genügen, denke ich. Jetzt frage ich Dich im Ernst und bestimmt: Willst Du den Jungen aufnehmen und erziehen oder nicht?"

Das Blut strömte Aberney nach dem Kopfe, als er mit Heftigkeit antwortete:

„Tante, ich will mit dem Sohne dieses verbrecherischen Weibes nichts zu thun haben; dieß habe ich schon einmal bestimmt erklärt, und ich glaubte, Du solltest meinen Charakter so weit kennen, um zu wissen, daß ich von meinem Wort niemals abgehe."

„Wenn Du bei Deiner ungerechten Handlungsweise verharrst und das Kind darum hilflos lässest, weil die Mutter verbrecherisch war, so halte ich es für meine Pflicht, Dein Haus zu verlassen und den Rest meiner jetzt kleinen Mittel mit ihm zu theilen. Man soll von Sara Ehrmann nicht sagen, sie habe einen Menschen verlassen, dem sie hätte helfen können. Was gehört das hieher, ob Tages Mutter noch so große Fehler begangen hat? Das Kind kann nichts dafür. Außerdem, mein lieber Viktor, hat die arme Frau schwer genug dafür büßen müssen. Jetzt handelt es sich übrigens um ein unschuldiges Kind, das sie auf eine so bewegliche Art unsern Händen anvertraut hat. Und wenn auch Du Dein Herz den Bitten der armen Mutter verschließest, so thue ich es nicht." Die Alte glättete mit großem Eifer an ihrer Schürze und war so heftig aufgeregt, daß ihr Kopf ein nervöses Zittern zu verrathen anfing.

„Du brauchst nicht für ihr Kind zu sorgen, Tante, nachdem Du den größten Theil Deines Vermögens für die Kinder von Brüdern und Schwestern aufgebraucht hast. Ich werde dem Jungen einen jährlichen Unterhalt aussetzen, bis er selbst für sich sorgen kann, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nie über meine Schwelle kommt und sich auf keine Weise in persönliche Berührung mit mir zu setzen sucht. Ich überlasse es Dir selbst, die zu seinem Studium erforderliche Summe zu bestimmen, und dann wünsche ich, daß sein Name nicht mehr unter uns genannt werde."

„Ah so, Du glaubst, es sei genug, dem armen Jungen ein Almosen hinzuwerfen," rief Sara im größten Zorn, und bei ihren Bemühungen die Schürze zu glätten, runzelte sie dieselbe noch immer mehr; „aber siehst Du, das war es nicht, um was ich Dich anflehte. Ich will Dir erzählen, daß ich zehn Jahre lang für ihn gesorgt habe und dieß in Zukunft auch ohne Deine Hilfe thun würde, wenn es sich nur um Geld handelte; aber sieh, ein Vater, eine Familie, ein Schutz ist es, was dem Jungen Noth thut, und das soll er auch haben. Was die Bedingung betrifft, daß er Deine Schwelle nicht betreten soll, so kommt sie etwas zu spät. Der Junge schläft bereits unter Deinem Dache."

„Tante! rief Aberney, indem er sich in sei-

nem Bette setzte. „Du hast doch nicht . . .“

„Gewagt, ihn hieher kommen zu lassen? Ja sieh, das habe ich gewagt, und entweder bleibt er hier oder wir verlassen Beide das Haus, wo ein kalter Egoist aus unsinnigem Haß gegen die Mutter das Kind verabscheut. Jetzt habe ich mich ausgesprochen. Entweder Du nimmst ihren Sohn auf oder ich theile mit dem Jungen die Brocken, die ich besitze. Wir wollen sehen, ob Du von Deiner Handlungsweise Segen erntest.“

Sara ging nach der Thüre zu, ohne sich umzuwenden oder einen Blick auf Aberney zu werfen. Just als sie die Hand an's Schloß legte, sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Willst Du nicht so gut sein, Tante, und noch einen Augenblick dableiben? Ich dürfte doch ein Recht haben, zu erfahren, wie der Junge hiehergekommen ist.“

„Auf meine Aufforderung, weil ich einen Neffen von Herz zu besitzen glaubte. Ich habe mich getäuscht; folglich bleibt nichts übrig, als einzupacken und mich sogleich wegzubegeben. Allein stehend mit Deiner Unversöhnlichkeit, wirst Du, hoffe ich, einst einsehen, wie übel Du gehandelt; aber dann wird es zu spät sein, es wieder gut zu machen.“

Der Schlüssel wurde umgedreht, und Tante Sara verschwand durch die Thüre, ohne daß Aberney sie zurückrief.

In der Nacht schlief weder er noch Sara. Letztere riß all ihre Kleider aus den Schränken und packte sie in die Koffer, die sie ohne alle Hilfe vom Boden herabschleppte. Sie war so im Innersten empört, daß sie jeden Augenblick von Neuem zu weinen anfing. Sie packte ein und wieder aus. Sie warf den Inhalt der Schubladen wild unter einander. Sie war ganz aus dem Gleichgewicht gekommen; die gestärkte Schürze wurde abscheulich verrunzelt, ohne daß sie ein einziges Mal daran dachte, sie zu glätten. Als am Morgen die Arbeitsglocke läutete und Sara die letzte Hand an ihre Packarbeit legte, öffnete sich die Thüre und Viktor trat bei ihr ein. Er war ungewöhnlich bleich, und aus seinem verstörtem Gesicht konnte man leicht abnehmen, daß er die ganze Nacht gewacht hatte.

„Wo hast Du ihn einlogirt, Tante?“ fragte er.

„Im gelben Gastzimmer,“ lautete die Antwort.

„Er schläft wohl noch?“

„Nun und dann? Du wirst wohl nicht verlangt haben, daß ich ihn aus dem Bette reißen und mich in der Nacht mit ihm auf den Weg machen soll?“ Die Alte sah mächtig ergrimmt aus.

„Ich möchte ihn gerne sehen,“ antwortete Aberney kurz.

„Oeffne die Thüre und geh hinein,“ schnauzte Sara, „aber halte mich nicht auf. Ich muß hinunter und die Reisepferde bestellen, ehe die Leute sich an die Arbeit begeben.“

„Es ist überflüssig, daß Du abreisest, Tante.“

„Ich nicht abreisen! Du wirst es schon sehen. Ich habe mich gewiß nicht als eine solche Wetterfahne bekannt gemacht, daß ich meinen Entschluß ändern sollte. Nein, mein lieber Neffe, was ich einmal gesagt habe, das habe ich gesagt.“

„Willst Du so gut sein und noch einige Minuten dableiben, so wollen wir das Gespräch fortsetzen, das Du gestern Abend angefangen hast.“

Sara sah ihren Neffen an und wandte sich dann zu einer ihrer Schubladen zurück. Aberney, der aus dieser Bewegung schloß, daß sie seine Rückkehr abzuwarten gedenke, ging wieder hinaus und begab sich nach dem gelben Gastzimmer, das er ganz behutsam öffnete.

In einem von leichten Vorhängen umgebenen Bett ruhte ein junger Knabe. Er lag in dem tiefen ruhigen Schlaf, welcher der Jugend so eigen ist. Aberney schlich sich an das Bett. Er blieb stehen und heftete seinen Blick auf den Schlafenden, der ein außerordentlich schöner und blühender Knabe war, mit üppigem hellbraunen Locken, die sich in Unordnung um eine hohe und freie Stirne ringelten. Auf den halb offenen Lippen spielte ein trotziges Lächeln, vermuthlich von einem Traum hervorgerufen.

Aberney betrachtete ihn lange, drehte sich dann schnell auf dem Absatze um und verließ das Zimmer eben so lautlos wie er eingetreten war. Er ging direkt an Tante Saras Thüre, öffnete sie und sagte:

„Ich behalte den Jungen in meinem Hause und will ihn adoptiren. Alles Reisen ist also überflüssig.“ Damit wurde die Thüre wieder zugeschlagen und Aberney verschloß sich auf sein Zimmer.

Tante Sara, die noch an der Kommode stand, wo Aberney sie verlassen hatte, drehte sich bei seinen Worten um, aber als die Thüre eben so schnell zugeschlagen wurde, wie sie geöffnet worden war, schlug sie ihre Hände zusammen und sank verblüfft auf einen Stuhl. Lange überließ sie sich jedoch der Ueberraschung nicht. Als der erste Eindruck sich gelegt hatte, flüsterte sie in größter Eile ein Gebet der Dankbarkeit zu Gott, der sie einen solchen Sieg hatte gewinnen lassen, u. dann war es eine schreckliche Hast, Alles wieder einzupacken, was sie herausgelegt hatte und alle Spuren der beabsichtigten Reise zu verwischen. Die Dienstboten durften natürlich nichts davon zu schwatzen bekommen. Die Alte tummelte sich dermaßen, daß sie ganz fertig war, als um 7 Uhr Lisa heraufkam, um zu sehen, ob das Fräulein unwohl sei, weil sie sich nicht habe blicken lassen. Sara hielt es für das Klügste zu sagen, sie sei ein wenig unpäßlich gewesen.

Den ganzen Vormittag blieb Aberney unsichtbar, und Niemand wagte an die Thüre zu klopfen, wenn er sich eingeschlossen hatte. Dies war ein deutliches Zeichen, daß er allein und ungestört sein wollte.

Der neuangekommene Gast, der junge Tage, hatte mit Tante Sara gefrühstückt und sodann mit ihr einen kleinen Spaziergang im Garten gemacht.

* * *

Die Mittagsglocke erscholl so hell und rief die Leute auf Junta von der Arbeit zur Mahlzeit; da öffnete Aberney seine Thüre und trat in den Saal hinaus, wo der Tisch gedeckt stand, aber kein Mensch ließ sich blicken. Er ging in den Erker und sagte zu dem im Hofe arbeitenden Anders, er solle Tage bitten, herabzukommen, im Fall er im gelben Zimmer sei.

Im nächsten Augenblick stand der Junge vor Aberney.

„Hat Tante Sara Dir gesagt, daß mein Haus künftig das Deinige sein soll? Daß Du mich von heute an als Deinen Vater betrachten sollst?“ fragte Aberney mit einer Stimme, die etwas herb klang.

„Ja, Tante Sara hat mir's gesagt,“ antwortete der Junge.

„Gut, dann habe ich nichts hinzuzufügen.“ Er reichte Tage die Hand. „Ich hoffe, daß wir gegenseitig mit einander zufrieden sein werden.“

Tage ergriff die dargebotene Hand und führte sie an seine Lippen, indem er stammelte:

„So lange ich mich erinnern kann, hat man mich gelehrt, den Namen Aberney zu lieben.“

„Man,“ wiederholte Aberney, fuhr aber nicht fort, sondern winkte Tage, in den Speisesaal mitzukommen, wo die Mahlzeit und Tante Sara sie erwarteten.

Sara hatte eine nagelneu gestärkte Schürze an, obschon erst die Hälfte der Woche um war. Sonst berechnete sie die Schürzen gewöhnlich wochenweise. Auch eine frische Haube umschloß das magere kleine Gesicht, denn die letzte war unter den Gemüthsbewegungen der Nacht ganz unbrauchbar geworden. Sara hätte nicht geglaubt, daß sie ins Himmelreich treten dürfe, wenn sie sich in einer runzlichen Schürze und in einer nicht ganz schneeweißen Haube gezeigt hätte. Die Alte hatte jetzt ihr gewöhnliches Aussehen wieder gewonnen.

Aberney sprach im Allgemeinen nicht viel und war bei dieser Mahlzeit noch schweigsamer als gewöhnlich. Er stellte an Tage einige Fragen, was er könne, in welche Schule er in Helsingfors gegangen sei u. s. w. In Bezug auf seine Eltern und seine früheren Lebensschicksale fragte er gar Nichts. Was Aberney an seinem Pflegesohn besonders gefiel, war sein offener Blick, so wie seine freien und ungezwungenen Bewegungen und Reden. Tage war mit Tante Sara und Aberney so wie wenn er sie seiner Lebtage gekannt hätte, und gleichwohl sah er sie Beide jetzt zum Erstenmal.

Nach dem Essen ließ der Professor sämmtliche Hausgenossen hereinrufen und sagte zu ihnen, auf Tage zeigend:

„Hier sehet ihr meinen Sohn, Tage Aberney.“

Als Tante Sara und Viktor allein waren, umarmte ihn die Alte und rief:

„Du bist doch mein lieber Junge, mit einem Herzen wie ein echter Aberney. Es war schön und großsinnig, daß Du ihr Kind aufnahmst und ihm Deinen Namen gabst.“

Gegen Abend machte Aberney einen Streifzug gegen die Küste hinab, aber nicht so planlos

wie gewöhnlich. Er nahm seinen Weg sogleich zu dem Platze, wo er Tags zuvor das kleine Mädchen getroffen hatte. Als er an Ort und Stelle kam, fand er sie bereits da. Sie saß auf demselben Stein, wie bei ihrem ersten Zusammentreffen und rief ihm entgegen:

„Das ist artig, daß Du kommst. Ich glaubte schon, Du würdest Dich nicht einfinden. Dann hätte ich gewiß geweint."

„Du wolltest mich also gerne wiedersehen?"

„Ja, sehr, sehr!" Sie hüpfte vom Stein herab, sprang zu Aberney vor, ergriff seine Hand und zog ihn auf die grüne Matte, die am Fuße des Berges lag.

„Setze Dich hieher, so will ich Dir erzählen, warum es mich betrübt hätte, wenn Du nicht gekommen wärest."

Aberney warf sich ins Gras. Das Kind nahm neben ihm Platz, legte seine geschlossenen Hände auf seine Schultern und fuhr fort:

„Als ich gestern Abend heimkam, dachte ich bis zum Einschlafen daran, daß ich Dir einige meiner Lieder vorsingen dürfe. Dieß war mir etwas so Neues, daß ich mich recht darauf freute."

„Warum kam es Dir so angenehm vor?"

„Hem!" Schuldfried neigte ihr Köpfchen schief und sann eine Weile nach. „Das kann ich so genau nicht sagen; aber Du mußt wissen, daß ich außer Mama und des Waldschützen Annika noch nie Jemand gesungen habe, als den Vögeln, und diese können mich nicht loben, aber das kannst Du. Ueberdieß dachte ich, wir könnten wohl gute Freunde werden. Ich werde Dich recht lieb haben."

Es war Aberney ganz unmöglich, über Schuldfrieds ungekünstelte Worte nicht zu lächeln. Er versicherte, daß er bereits ihr Freund sei. Wer hätte sich nicht zu diesem bezaubernden und naturfrischen Kinde hingezogen gefühlt? Obschon die Freundschaft in ihrem Alter meist vorübergehend ist, so hat sie gleichwohl etwas so Anziehendes, daß man sich davon fesseln läßt, weil sie gänzlich von der Eingebung des Augenblickes diktirt wird. Ueberdieß hatte Schuldfried etwas so Eigenthümliches an sich, daß sie unwillkürlich Interesse erwecken mußte, selbst wenn sie nicht so schön gewesen wäre.

„Soll ich Dir einige finnische Lieder singen?" fragte sie. „Liebst Du Finnland?"

„Ja, sehr. Es ist ja mein Vaterland."

(Forts. folgt.)

---

### Verschiedenes.

Eine hübsche Anekdote, die zwar nicht mehr ganz neu, aber immerhin lesenswerth ist, tischt ein Wiener Correspondent in folgender Version wieder auf:

Ort der Handlung: Ein Bahnhof. Das erste Glockenzeichen ist gegeben, — der Zug wird sich gleich in Bewegung setzen. Am Perron aber läuft ein Mann auf und ab und schreit: Herr Maier! Ist nicht Herr Maier aus Groß-Meseritsch im Zuge?" — Zweites Glockenzeichen. „Herr Maier!" schreit der Mann wieder, — „Herr Maier aus Groß-Meseritsch!" „Was gibts denn?" fragt aus einem der Waggons ein Herr und steckt neugierig den Kopf zum Fenster des Coupes hinaus. Kaum aber hat er das gethan, als der Mann vom Perron auf das Trittbrett springt, dem Frager 2 klatschende Ohrfeigen gibt und in dem Tumulte der Menge verschwindet. — Der Geohrfeigte schimpft, flucht, tobt, schreit nach dem Condukteur, bis dieser erscheint. „Was wünschen Sie den eigentlich?" fragt der Condukteur. — „Was ich wünsche? Da ruft Einer nach Herrn Maier aus Groß-Meseritsch, — ich steckte den Kopf hinaus, — gibt er mir zwei Ohrfeigen." — „Ja!" fragt der Conductur „sind Sie denn der Herr Maier aus Groß-Meseritsch" — Gott bewahre! Ich heiße Hallutscheck." „Nun, sehen Sie," sagte der Condukteur, — „da geht Sie ja die ganze Sache nichts an. Was wollen Sie denn eigentlich?" — Schlägt die Wagenthüre zu. — drittes Glockenzeichen — der Zug rollt zum Bahnhof hinaus.

---

In Donauwetzdorf (bei Passau), äußerte ein gemüthlicher Bauer bezüglich der jüngsten Reichstagswahl: „Ich begreif' diese Passauer gar nicht; sie wissen doch, daß nur Einer nach Berlin kommt, und jedesmal stellen sie zwei auf!"

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nr. 36.** Sonntag, 28. April **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Mit starker und klarer Stimme sang das Mädchen einige Lieder, die Aberney nur allzu bekannt waren; das eine hatte Edith in ihrer Kindheit gesungen; das andere war eine seiner ersten Kompositionen. Während Schulfried sang, schloß Aberney seine Augen, und er glaubte sich in die glücklichen heitern Kinderjahre zurückgeführt, wo Finnland noch schwedisch war, und wo sein Herz nichts von Kummer und Schmerz wußte. Unwillkürlich stahlen sich einige Thränen aus den Augen des starken Mannes und rannen langsam über seine Wangen beim Gedanken an die erlittenen Verluste.

Schuldfried, die ihre Blicke auf ihn geheftet hielt, verstummte plötzlich, als sie Thränen auf seinen Wangen sah. Sie rief heftig:

„Wie, Du weinst? Hat mein Lied Dich betrübt? Und ich glaubte, es würde Dir gefallen."

„Ich weinte über Finnland," antwortete Aberney; „mein geliebtes, theures Finnland! Singe, Kind, Deine Lieder sind mir lieb!"

Schuldfried sang ihr unterbrochenes Lied vollends aus und dann noch eines. Aberney liebkoste und lobte sie, wobei sie so heiter lächelte; aber als er sie bat, noch eines zu singen, antwortete sie lachend;

„Nein, heute Abend nicht. Wir müssen eines für morgen aufsparen; jetzt muß ich heimkehren."

Aberney erhob sich mit den Worten:

„Ich will Dich begleiten."

Schuldfried legte den Finger auf ihre Lippen und blieb eine Weile nachdenklich stehen; dann erhob sie ihr Haupt und antwortete:

„O ja, das kannst Du wohl thun; aber Du darfst nicht bis in den Hof gehen, wo Annika Dich sehen könnte; denn sonst dürfte ich bestimmt lange nicht mehr über den Garten hinausgehen."

„Und warum?"

„Annika will nicht, daß ich mit andern Leuten als dem Landvolk rede." Schuldfried ergriff Aberneys Hand und sie traten den Heimweg durch Wald und Gebüsche an.

„Du sprichst beständig von Annika und nie von Deiner Mutter. Wie kommt das?"

„Meine Mutter ist so gut, so fromm, daß ich manchmal glaube, sie sei eine Heilige. Von ihr spreche ich nicht gerne, weil . . . weil . . . ich sie zwar schrecklich lieb habe; aber dennoch . . . dennoch . . . habe ich eine solche Verehrung vor ihr, daß ich beinahe niemals wage, in ihrer Gegenwart zu lachen."

„Du bist vielleicht selten bei Deiner Mutter?"

„O Nein, das bin ich nicht. Ganze Tage lang lese, nähe, spiele, schreibe und zeichne ich bei Mama. Bloß in meinen freien Stunden gehe ich von ihr weg. Dann ist es mein Vergnügen, im Wald umherzuspringen."

„Mit welchen Nachbarn geht Deine Mutter um?"

„Wie närrisch Du fragst! Wir kennen Niemand in der Nachbarschaft. Mama fährt nie weiter als in die Kirche, und da begleite ich sie."

„Hast Du keinen Spielkammeraden?"

„O ja freilich, ich habe eine sehr schöne Katze und viele, viele Tauben."

Unter solchem Geplauder wurde der Weg zurückgelegt, und als man an's Ende des Waldes kam, bat Schuldfried ihren Begleiter, er möchte sie jetzt verlassen. Sie küßte ihn zum Abschied auf die Finger und eilte dann, leicht und heiter wie eine Gazelle, eine krumme Allee entlang, die aus dem Waldweg hinab zu dem einsamen Höfchen führte, das unbeschreiblich hübsch und romantisch am Ufer eines Sees lag.

* * *

Auf Ektorp oder dem Hof der Wittwe, wie Frau Smiths Gütchen gewöhnlich von den Bauern genannt wurde, wollen wir schleunig einen Besuch machen, bevor Schuldfried zurückkommt.

Das Haus selbst lag zwischen einem mit großen Bäumen bepflanzten Hof und einem Garten, der bis an den See hinabging und von einem ungewöhnlich hohen Zaun umgeben war. Rundum lag ein hoher düsterer Fichtenwald. Der am Ufer gelegene Garten war ausgezeichnet gut gehalten und mit verschiedenen Lauben, so wie einem kleinen Lusthause versehen. Letzteres war den Sommer über Frau Smiths Lieblingsplatz. Dort saß sie Vormittags mit ihrem Töchterchen und gab ihm Unterricht. Nachmittags, wenn das heitere Kind seine Freiheit genoß und seine Ausflüge machte, blieb Frau Smith allein da, arbeitete, weinte und blickte düster in den leeren Raum hinaus. Sie verbrachte ganze Tage in diesem Lusthaus, ohne sich in ihren Gewohnheiten stören zu lassen.

Frau Smith wohnte seit sechs Jahren in Ektorp. Ihre Landwirthschaft wurde von einem Verwalter, das Hauswesen von Jungfer Annika besorgt.

Der Ertrag des Hofes war gering und Frau Smiths Mittel beschränkt, so daß große Sparsamkeit im Haus der Wittwe vorherrschte. Sie selbst arbeitete mitunter sehr fleißig; was sie dann that, war ein Geheimniß zwischen ihr und Annika; aber es gab wieder andere Zeiten, wo sie in Schwermuth versank und nichts Anderes that als mit Schuldfried las. Dazwischen hinein wandelte sie in ihrem Zimmer auf und ab oder trieb sich, wie von einer innern Angst gejagt, in der großen Gartenallee herum.

Am fraglichen Abend saß sie eifrig mit einer Stickerei beschäftigt im Lusthause. Sie war ganz schwarz gekleidet und trug auch eine schwarze Haube, die ein bleiches Gesicht und ein silberweißes Haar umschloß. Alles um sie war still und schweigsam. Der einzige Ton, den sie hörte, war das Geräusche der Wogen am Strand und das Singen der Vögel auf den Zweigen. Plötzlich erscholl eine gelle Weiberstimme in vollem Gezänke mit einer frischen Kinderstimme.

„Ja das sag ich Dir, Schuldfried, dießmal klage ich bestimmt bei Mama," kreischte die gelle Stimme.

„Das sollst Du bleiben lassen, ich kann Alles selbst erzählen," antwortete die Kinderstimme.

Frau Smith schaute auf und sah Schuldfried die breite Allee hinab in das Lusthaus springen, dessen Glasthüren offen standen. Als die Kleine in die Nähe kam, mäßigte sie ihre Eile, und bei der Thüre angelangt, trat sie ganz sittsam und anständig zur Mutter hinein. Sie ergriff ihre Hand und grüßte sie mit den Worten:

„Guten Abend, geliebte Mama." In diesem Augenblick wandte sie sich um und sah Annika den Gang herab auf das Lusthaus zu kommen. Bei diesem Anblick fügte sie schnell, ehe noch Frau Smith eine Frage gethan hatte, hinzu:

„Mama, Annika will mich verschwatzen; aber ich will am liebsten selbst sagen, was ich gethan habe."

„Das wünsche ich auch, mein Kind," antwortete die Mutter und ein liebevolles Lächeln verklärte die düstern Züge.

„Nun die Sache ist so, daß —"

„Schuldfried springt bei den Nachbarn umher," fiel Annika ein, indem sie in das Lusthaus trat.

„Laß Schuldfried selbst reden," sagte Frau Smith. „Du weißt ja, daß ich es nicht gern sehe, wenn Du zu den Nachbarn gehst; warum thust Du es doch?"

„Mama, ich bin bei Niemand gewesen," antwortete das Mädchen. „Meine ganze Schuld besteht darin, daß ich gestern beim östlichen Vorgebirge meinen Freund, den Eigenthümer von Junta, traf. Ich saß auf dem Berge und sang. Er rief mir zu, ich sollte herabkommen, und so wurden wir ganz gute Freunde. Ich bat ihn heute wieder zu kommen und versprach ihm zu singen, und das that er auch. Jetzt hat er versprochen, mich lieb zu haben und daß wir uns oft treffen wollen. Annika, welche sah, daß er mich begleitete, sagt, ich hätte etwas Böses gethan, und Du würdest recht ungehalten auf mich werden; aber das glaube ich nicht." Schuldfried ergriff der Mutter Hand und fügte hinzu: „Geliebte Mama, Du darfst nicht dulden, daß Annika mich innerhalb des Gartenzaunes einsperrt, sondern Du wirst mich am Abend gehen und meinem

Freund meine Lieder vorsingen lassen. Ich werde den Tag über um so fleißiger sein."

„Wie heißt Dein Freund?"

„Das weiß ich nicht."

„Aber ich weiß es," murmelte Annika, jedoch so leise, daß weder Mutter noch Tochter hörte, was sie sagte.

Frau Smith blieb einige Augenblicke still, dann klopfte sie das Mädchen auf den Kopf und sagte ganz freundlich:

„Du hast so wenig Freude, mein liebes Kind, daß ich Dir diese da wahrlich nicht verweigern will. Gehe immerhin zu Deinem neuen Freund und singe ihm Deine Lieder."

„Nein, Madame, das darf das Mädchen nicht thun," fiel Annika ein.

„Und warum nicht?" Frau Smith sah die Alte an.

„Der Eigenthümer von Junta heißt Victor Aberney."

Ein Schauder durchzuckte Frau Smith. Sie saß lange unbeweglich da; dann erhob sie sich, küßte Schuldfried auf die Stirne und verließ das Lusthaus. Schuldfried sah forschend die Mutter an; aber da diese äußerlich ruhig schien, so ahnte das Kind nicht, daß ihre Ruhe ein aufgeregtes Inneres verbarg. In der glücklichen Sorglosigkeit ihres Alters legte Schuldfried kein Gewicht darauf, daß die Mutter so eilig das Lusthaus verließ. Sie war allzu sehr an die Eigenthümlichkeiten ihrer Gemüthsart gewöhnt, um zu bedenken, daß der Name ihres Freundes die Ursache dieses plötzlichen Ausbruches sein konnte. Als sie mit Annika, die ganz betrübt der Entschwindenden nachsah, allein war, sagte Schuldfried mit kindlichem Uebermuth:

„Nun Annika, was hast Du jetzt davon, daß Du mich verschwatzen wolltest? Habe ich einen Zank bekommen? Wurde mir verboten, ans Ufer zu gehen und meinen Freund zu treffen?"

(Forts. folgt.)

## Männertreue.

Es ist nicht gut, wenn Einer
Zwei schöne Geliebten hat,
Die Eine davon bei Frankfurt,
Die Andre daheim in der Stadt.

Das ist eine schlimme Geschichte
Wenn man bei jedem Kuß
An die schönen glühenden Lippen
Einer Andern denken muß.

Noch schlimmer ist's, wenn der Jüngling
Sich eine Dritte wählt
Und sich am Ende vom Liebe
Mit einer Vierten vermählt.

Dann kommen der Liebe Thränen,
Der Liebe Pein und Qual;
Das nimm Dir zu Herzen mein Liebchen,
So geht's auch Dir einmal. —

## Verschiedenes.

Von dem Ueberfall und der Ausplünderung eines spanischen Eisenbahnzuges, worüber der Telegraph vor einigen Tagen berichtete, gibt ein Madrider Korresondent des „Journ. des Deb." unterm 1. d. folgende Schilderung: „Die Eisenbahnen konnten die Entfernungen abkürzen und den Verkehr vervielfältigen, wie es in den betreffenden Ankündigungen heißt, aber an den spanischen Sitten haben sie nichts geändert, denn Spanien ist ein Land, das keinem andern gleicht. Spanien fürchtete, seine Originalität zu verlieren und hat sorgfältig die Saat des alten Räuberthums bewahrt. Nicht genug, daß die Eisenbahn die Räuber nicht aufzuhalten vermag; es sind im Gegentheil die Räuber, welche die Eisenbahn aufhalten. Statt die Postwagen anzufallen, greift Fra Diavolo die Eisenbahnzüge an. „Also, Sonnabend Nachts gegen 2 Uhr, gerieth der von Sevilla nach Madrid gehende Zug bei der Station Consolacion zwischen Valdepegnas und Manzanares aus dem Geleise. Augenzeugen erzählen (und das ist charakteristisch), daß gegen 9 Uhr Abends bewaffnete Männer sich der Barrierenwächter versichert und sie gezwungen hätten, die Schienen und Schwellen aufzureißen und den Zug anzuhalten. Zu dem letzteren Behufe mußten die Wächter das Zeichen geben; aber da der Zug mit voller Kraft fuhr, so gerieth er in das aufgerissene Erdreich, die Reisenden empfanden einen starken Ruck und erhielten gleichzeitig einen Hagel von Gewehrkugeln. Das Erwachen war nichts weniger als angenehm; man sah sich über einem Eisen-

bahndamm schweben und wenn man den Kopf zum Fenster hinausstreckte, stieß man mit ihm an Gewehrläufe. Da die Räuber sahen, daß der Zug auf ihr Kommando nicht still hielt, gaben sie auf den Lokomotivführer und den Heizer Feuer, und diese Beiden sahen sich nun in den ersten Waggons um Hülfe um. Sie fanden dort zwei von jenen muthigen Soldaten, welche in Spanien die Gendarmerie bilden und die sich blos als Reisende auf dem Zuge befanden. Die beiden Gendarmen zögerten nicht, im Verein mit einem Infanterielieutenant auf die Angreifer loszugehen. Aber sie hatten mit ungefähr 25 Mann zu thun, welche ohne Erbarmen auf sie feuerten, alle drei wurden verwundet, und mit ihnen, leider sogar tödtlich, ein aus Granada kommender Komiker, der seinen Wagen verlassen wollte. Als aber jeder Widerstand bewältigt war, wurden die Räuber höflicher; sie beruhigten die Reisenden, forderten sie auf, sich nur in nichts einzumischen, und erklärten, es handle sich nur um das Geld, welches, wie sie wußten, in einem Gepäckwagen liege. Die Reisenden verstanden diesen Wink und zogen sich ehrfurchtsvoll auf ihre Sitze zurück! während der halben Stunde, welche die Operation dauerte, herrschte in dem Zuge die Ruhe eines Kirchhofs. Der Gepäckwagen enthielt in der That, wie es heißt, 25,000 Scudi = 125,000 Fr.; der größte Theil davon gehörte zu den Erträgnissen der Eisenbahn. Nachdem die Räuber sich der Kasse bemächtigt hatten, erscholl ein Pfiff und nun sah man sie, die einen zu Fuß, die anderen zu Pferde, sich, wie in den komischen Opern, dem Gebirge zuwenden. Sie hatten es sich angelegen sein lassen, die Telegraphendrähte zu zerschneiden, so daß man erst sieben Stunde später von Manzanares einen Zug abschicken konnte, wo die Nachricht von dem Abenteuer ihnen bereits vorangegangen war und eine starke Volksmenge auf den Bahnhof gelockt hatte. Wissen Sie, was die Spanier trösten wird? Der Führer der Bande ist, dem Vernehmen nach, ein junger Mann von 24 Jahren, welcher einen französischen Namen trägt und in der Gegend sehr wohl bekannt ist. Man versichert, daß er sehr gute Manieren und seinen Untergebenen ausdrücklich anbefohlen hatte, den Reisenden kein Leids zu thun, es sei denn aus Nothwehr. Auf dem Zuge befanden sich zwei englische Familien. Die Engländer sind so seltsame Leute, daß sie wohl im Stande gewesen sein konnten, sich einen Räuberanfall zu bestellen, wie sie sich in Rom die bengalische Beleuchtung des Kolosseums bestellen, und wenn der junge Räuberhauptmann so liebenswürdig ist, wie man sagt, so gebe ich die Hoffnung nicht auf, eine junge oder alte Engländerin ihm die Hand reichen zu sehen. Indeß ernsthaft gesprochen, fassen Sie nicht dieses Abenteuer als ein Beispiel der normalen Lage in Spanien auf. Die seit mehr als 25 Jahren bestehende Gendarmerie, welche wirklich eine Elitetruppe bildet, hatte in dem Lande eine Sicherheit hergestellt, wie man sie zuvor nicht gekannt hatte. In der letzten Zeit aber wurde Gebirge und flaches Land sich selbst überlassen, weil man aus Furcht vor politischen Unruhen die ganze bürgerliche Garde in den Städten konzentrirt hatte. So konnte eine Bande von 25 oder 30 Bewaffneten ungestraft und unter den Augen der Bevölkerung einen gewaltthätigen Angriff auf einen Eisenbahnzug anzetteln und ausführen. Es steht zu hoffen, daß nach den Wahlen Alles in die Prosa und in die Ordnung zurückkehren wird; denn dieses Ding des pittoresken Elements überschreitet ein wenig das Maß und die komische Oper geht zu sehr in's Tragische über.

---

[Entdeckung von Goldlagern.] In Sioux City im nordamerikanischen Staate Jawa herrscht große Aufregung in Folge von Berichten über Entdeckung von Goldlagern im Gebiet der Crow-Indianer in Dakota. Major F. W. Prase, Agent des genannten Indianerstammes, berichtet, daß die Goldfelder den Indianern schon längst bekannt seien und daß die Letzteren mehrmals Weiße, welche Behufs der Ausbeute in ihr Gebiet gekommen waren, umgebracht haben.

---

— Kaiserslautern. Einige hiesige Jagdfreunde haben gestern einen guten Fang gemacht. Beim Ausgraben zweier Fuchsbaue haben sie 15 junge Füchse abgefangen. — Auch einige Wildschweine wurden gestern geschossen.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

Nr. 37. Mittwoch, 1. Mai 1872.


## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Still, liebes Kind, Du ahnst nicht, welchen Schmerz Dein Unverstand hervorruft,“ antwortete Annika und verließ Schuldfried.

„Jetzt ist die Alte böse, dachte das Mädchen und begann unter fröhlichem Singen ihre Blumen zu begießen und ihre Tauben zu füttern, was ihre gewöhnliche Abendbeschäftigung war.

* * *

Am folgenden Morgen sah man schon in aller Frühe Frau Smith unruhig in einem der entlegensten Gänge des Gartens auf- und abgehen. Ihr Gesicht war so düster, daß man in jedem Zug eine hoffnungslose Verzweiflung zu sehen meinte, die sich mit ihren Klauen im Herzen festgehackt habe und dasselbe ohne alle Schonung zerfleische. Sie preßte die fest zusammengedrückten Hände an ihre Brust, gleich als wollte sie den Schmerz innerhalb der stillen Mauern festhalten, so daß kein Klageton über die farblosen Lippen kommen konnte.

Das aschbleiche Gesicht, die rothen, vom Nachtwachen matten Augen verkündeten Qualen, die in der verflossenen Nacht allen Schlaf und alle Ruhe von ihrem Lager verjagt hatten.

Annika stand lange in der offenen Saalthüre, welche auf die Terrasse hinausführte, und betrachtete die unruhige Wandlerin. Endlich, nachdem sie einen tiefen Seufzer ausgestoßen und gemurmelt hatte: „Armes Kind, wann wird Dein Kummer sich mindern?“ ging sie über die Terrasse hinab in den Gang, wo Frau Smith mit ungleichen Schritten promenirte.

„Wie ist es heute?“ fragte Annika mit der Stimme einer Mutter, die über ihr Kind unruhig ist.

„Ah, Du bists, Annika!“ Frau Smith blieb stehen und warf einen fragenden Blick auf die Dienerin.

„Kommen Sie jetzt hübsch in den Saal herein; dort habe ich warmen Kaffe bereitet. Es ist erst fünf Uhr, so daß außer uns beiden noch Niemand im Hofe auf ist.“ Annika ergriff Frau Smiths Hand und fügte hinzu: „Thun Sie der Alten ihren Willen und trinken Sie ein wenig Kaffee. Nach einer schlaflosen und unter freiem Himmel verbrachten Nacht mag das sehr nöthig sein. Denken Sie an die kleine Schuldfried und seien Sie besorgt um ihre Mama.“

Annika's runzliches Gesicht zeigte so viel Zärtlichkeit, daß sein Anblick nur wohlthätig auf das Herz wirken konnte; auch glitt Etwas wie ein freundliches Lächeln über Frau Smiths Züge und schweigend schlug sie den Weg nach dem Saale ein. Als sie dort eine Tasse Kaffee getrunken, welchen Annika mit großer Befriedigung auftrug, blieb sie eine Weile in Gedanken vertieft sitzen; dann wandte sie sich an die Dienerin und sagte:

„Ist Viktor Aberney wirklich mein nächster Nachbar?“

„Ja, und deßhalb zankte ich Schulfried, weil sie mit ihm sprach. Ich wußte ja, daß . . .“

„Daß ich ihm sorgfältig ausgewichen bin, meinst Du? Das ist wahr und soll ewig so bleiben. Er und ich können nicht zusamentreffen. Doch mit Schuldfried ist es ganz anders. Sie ist frei von aller Schuld, und wie gut wäre es nicht, wenn sie in Viktor einen Freund erhielte, für die Zukunft vielleicht eine Stütze?“

„Aber Viktor ist nicht freundlich gesinnt!“

„Gegen mich, nein; — aber ein ganzes Jahrzehnt ist seitdem verstrichen . . . Gleichviel, er kennt Schuldfrieds Mutter nicht und wird sie nie kennen lernen. Mag seine Theilnahme nur dem Kinde gelten, welches ihm

vom Schicksal in den Weg geführt worden ist! Ueberdieß, Annika, besitze ich denn auch das Recht, Schuldfried gänzlich von andern Menschen abzusondern?"

„Das wollte ich nicht sagen; aber ich glaube doch, daß sie am glücklichsten ist, so lange sie von der Welt abgeschieden lebt."

„So habe auch ich gedacht; aber Alles hat eine Gränze, und wenn sie daher Etwas wünscht, was ihr einsames Leben versüßen kann, so will ich, daß sie es bekommen soll. Was ist denn das Ziel und der Zweck meines Daseins? Für ihr Glück zu leben, so daß sie nur das Sonnenlicht des Lebens zu sehen bekommt, ohne alle Ahnung, daß es auch eine Nachtseite hat. Lege also meinem kleinen Sommervogel keine Fesseln an; mag er in Wäldern und Thälern umherfliegen und Alles genießen, was ihm Freude schenkt!"

Jetzt hörte man eine heitere Stimme, die eine muntere Melodie sang, und leichte Tritte, auf der Treppe die vom obern Stock herabführte. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thüre, und Schuldfried, blühend und lächelnd wie der klare Lenzmorgen, hüpfte ins Zimmer herein. Beim Anblick der Mutter nahm ihr Gang einen gesetzteren Charakter an, und sie näherte sich ihr mit dem Gepräge der Ehrfurcht, das immer in ihrem Benehmen gegen sie vorwaltete.

An diesem Tag las sie fleißiger als gewöhnlich. Mutter und Tochter arbeiteten eifrig, bis die Mittagsglocke erscholl. Mit einem: „Jetzt ist es aus für heute!" schlug Schuldfried das Buch zu und küßte der Mutter die Hand, worauf sie nach dem Saal eilte, um Annika beim Decken zu helfen, was Schuldfried immer that, wenn sie die Alte ein wenig erzürnt zu haben glaubte.

Das kleine Mädchen war die Dienstfertigkeit und Freundlichkeit selbst. Annika konnte unmöglich umbin, ihr als Belohnung für ihre Artigkeit etwas Rahm mit Gesälz zu geben. Nach Tisch nahm Schuldfried ihren Hut, warf einen schalkhaften Blik auf Annika und einen forschenden auf ihre Mutter, indem sie sagte:

„Jetzt gehe ich zu meinen Tauben und dann an's Ufer, um meinen Freund zu treffen."

Annika runzelte ihre Brauen, Frau Smith nickte beifällig, und in der nächsten Minute war der Vogel aus dem Käfig.

Dießmal hatte Aberney sich zuerst beim Rendezvous eingefunden, so daß Schuldfried ihn am Fuße des Berges liegend fand. Als er die Kleine erblickte, streckte er ihr die Hand entgegen und sagte:

„Komm jetzt, setze Dich zu mir her und erzähle ein wenig von Deinen Eltern und Dir selbst. Ich habe seit gestern viel an Dich gedacht."

„Das hab ich auch gethan," versetzte Schuldfried, indem sie sich neben ihn setzte; dann erzählte sie, Annika sei böse gewesen, weil sie Aberney bei ihr gesehen habe. Nach dieser Mittheilung fragte der Professor:

„Was war Dein Vater?"

„Mein Vater ist todt und von ihm darf man nie sprechen. Ich soll noch sehr klein gewesen sein, als er starb, so sagt Annika; aber ich kann mich nicht erinnern, daß sie gesagt hat, was er war. Das will ich sie fragen."

„Bist Du in der hiesigen Gegend geboren?"

„O nein, das bin ich gewiß nicht, denn ich erinnere mich ganz deutlich, daß ich an einem Orte war, wo sehr große Häuser, viele Leute und viele Equipagen waren, wie auch, daß alle eine andere Sprache redeten als wir; aber es war nicht deutsch und auch nicht französisch."

„Hat man Dir nie gesagt, was für ein Ort es war?"

„Nein. Als ich Annika darum fragte, antwortete sie: Das Kind soll nicht an diese Zeit denken, sondern sie vergessen, sonst betrübt es seine Mama. Und das ist etwas, was ich sehr fürchte."

„Wie alt warst Du, als Du diesen Ort verließest? Weißt Du das?"

„Vier Jahre; denn jetzt bin ich elf alt und wir wohnen seit sieben Jahren auf Ektorp. Ich erinnere mich so wohl als wir aus der großen Stadt wegreisten, wo ich nur sehr wenig ausgehen durfte. Wir fuhren über breite Straßen und Plätze, wo hübsche Kirchen und Bildsäulen standen. Dann kamen wir an andere Orte, die auch Städte sein sollten; aber sie waren klein, und so kamen wir eines Abends hieher. Seitdem war ich nirgends als hier; nur daß wir dreimal im Jahr in die Kirche fahren."

„Nun, möchtest Du nicht noch einmal in die große schöne Stadt kommen?“

„Nein, das will ich gewiß nicht. Dort durfte ich nur selten ausgehen und niemals ohne daß Annika mich begleitete. Hier darf ich im Wald umherspringen, auf dem See rudern und frei und fröhlich sein. Findest Du nicht, daß es sehr angenehm ist zu leben?“

Aberney lächelte, und statt die Frage zu beantworten, bat er sie um eines der Lieder, die sie Tags zuvor gesungen hatte.

„Und warum gerade dieses?“ fragte Schuldfried.“

„Das sollst Du nachher erfahren.“

Als der Gesang aus war, sagte Aberney:

„Weißt Du, wer die Musik zu diesem Liede gemacht hat?“

„Nein.“

„Ich.“

„Du?“ rief das Kind und schlang ganz vergnügt die Arme um seinen Hals, während es seine Ueberraschung und Bewunderung in den ungekünsteltsten Worten ergoß und dieselben mit kindlichen Liebkosungen begleitete.

Auch an diesem Abend ging Aberney ein Stück Wegs mit ihr. Das originelle Kind hatte den gelehrten Mann wirklich gefesselt, und am folgenden Tage erhielt Frau Smih einen Brief folgenden Inhalts von ihm:

„Madame! Obschon gänzlich unbekannt, nehme ich mir gleichwohl die Freiheit, Ihnen schriftlich meine Aufwartung zu machen. Sie besitzen ein Töchterchen, ein ungewöhnlich reichbegabtes Kind. Der Zufall hat mich und sie zusammen geführt. Sie wissen wie. Ich dagegen weiß, daß Sie keine Besuche empfangen und daß Sie selbst nie welche machen. Nun wohl, ich respektire Ihre Einsamkeit und will Sie nicht dadurch stören, daß ich Ihnen meinen Besuch aufnöthige; aber auf der andern Seite interessirt mich Ihr Töchterchen zu sehr, als daß ich mich enthalten könnte, Ihnen einen Vorschlag zu machen, nämlich daß Sie mich die Mühe ihres Unterrichtes mit Ihnen theilen lassen und mir die Freude vergönnen möchten, ihren ungewöhnlichen Verstand und ihre musikalischen Anlagen ausbilden zu helfen. Ich glaube in beiden Fällen Ihrer Tochter von nicht geringem Nutzen sein zu können. Ich selbst besitze einen Sohn, der mit Ihrer Tochter den Unterricht erhalten und in den Freistunden ihr Spielkamerad sein würde. Schuldfried ist jetzt in den Jahren, wo sie einer Gesellschaft bedarf, die ihre kindlichen Freuden theilen und mit der sie von ihren Spielen sprechen kann. Wir Alten können für ein so junges Gemüth nicht sein, was ein Kind von gleichem Alter ist, und deßhalb glaube ich, daß der Umgang mit meinem Sohn ihr sowol nützlich als erfreulich sein wird. Genug, ich wünsche denjenigen Theil ihres Unterrichts der unter dem Namen allgemeine Bildung zusammengefaßt werden kann, so wie die vollständige Leitung ihrer musikalischen Studien zu übernehmen.

„Sie wundern sich vielleicht über meinen Vorschlag; aber ich kann ihn motiviren, indem ich Ihnen sage, wer ich bin.

„Ich bin, was man einen Gelehrten nennt, mit allen Eigenheiten eines Bücherwurms. Das heißt ein geschworner Feind des Gesellschaftslebens, Freund der Einsamkeit und meiner Bücher; darum interessire ich mich für alles Ungewöhnliche und deßhalb auch für Ihre Tochter. Meine alte Tante hält mir Haus.

„Nehmen Sie meinen Vorschlag an, so wird jeden Nachmittag ein Wagen Schuldfried abholen und nach Junta bringen. Ich erwarte ihre Antwort.

„Mit Achtung
Victor Aberney.“

Der Bote brachte folgende Antwort von Frau Smith:

„Mit Dank wird der Vorschlag angenommen von
Schuldfrieds Mutter.“

Schon am folgenden Mittag stand ein Wägelchen am Gartenthore von Ektorp. Einige Minuten darauf saß Schuldfried mit heiterem Lächeln neben dem alten Anders, der den Pferden einen Klatsch gab und damit abfuhr.

„Was, in Gottes Namen, fällt dem Mann ein?“ murmelte Tante Sara, als Anders wegfuhr, um Schuldfried zu holen. „Was will er jetzt mit dem jungen Mädchen hier machen? Wie schwer ließ er sich dazu bringen, den Knaben zu nehmen!“

Tante Sara war recht verstimmt gegen

Schuldfried, und als der Wagen zurückkam und das Mädchen heraushüpfte, gedachte sie ganz verdrießlich auf ihr Zimmer zu gehen, ohne das Kind zu begrüßen; aber Schuldfried, welche die konventionelle Höflichkeit ganz und gar nicht verstand, sprang ihr mit einigen hurtigen Schritten nach und verneigte sich so allerliebst vor der Alten, daß ihr Gesicht sich sogleich erheiterte. Sie empfing das Kind mit einem freundlichen Lächeln. In der Saalthüre stand Aberney. Sobald Schuldfried ihn erblickte, eilte sie vor, ergriff seine Hand und küßte sie mit großer Lebhaftigkeit.

Der junge Tage hatte sich an einem der Saalfenster niedergelassen und betrachtete die Fremde mit neugierigen Blicken, indem er dachte:

„Das Mädchen bewegt sich, wie wenn es ein Knabe wäre. Es wird vielleicht recht angenehm, sie zur Kamerädin zu erhalten."

Angenehm wurde es auch, denn in weniger als einer halben Stunde waren die elfjährige Schuldfried und der vierzehnjährige Tage die besten Freunde von der Welt. Tage war der erste Altersgenosse von Kindern sogenannter besserer Leute, mit dem Schuldfried in Berührung kam. Bisher hatte sie nur Bauernkinder gekannt und mit diesen war sie nie auf einen vertraulichen Fuß gekommen.

Wir müssen jetzt die Bewohner von Junta und Ektorp auf einige Augenblicke verlassen, um ein wenig rückwärts zu gehen und von Ereignissen zu berichten, die sich mehrere Jahrzehnte vor unserer Erzählung zugetragen haben.

Nach der Revolution von 1778 fand sich in Schweden ein der Mützenpartei zugehöriger Edelmann, der aus Erbitterung über die stattgehabte Revolution sein Vaterland aufgab und nach Rußland ging. Dort trat er unter dem angenommenen Namen Canitz in Kriegsdienste. Einige Jahre vor der Revolution hatte er sich mit einem reichen finnischen Edelfräulein vermählt und durch sie bedeutende Güter in Finnland erhalten. Als er daher die Vatererde verließ, besaß er eine Frau und zwei Söhne. Seine Gattin unterlag indeß bald dem Gram, ihren Mann in den Reihen des uralten Feindes von Schweden zu erblicken. Sie starb kurz darauf in Finnland auf ihrem Gute Kronbrück.

Nach ihrem Tode ließ er seine Söhne nach Rußland holen und erzog sie dort zu künftigen Unterthanen dieses Landes.

Im Kriege von 1788 standen Canitz und sein ältester Sohn bei der russischen Armee gegen ihre Landsleute und wurden wegen ausgezeichneter Tapferkeit belohnt. Bald nach dem Frieden von 1789 starb Canitz. Sein ältester Sohn, damals russischer Hauptmann, vermählte sich im folgenden Jahre mit einer reichen und vornehmen Russin. Ein widriges Schicksal wollte, daß diese Ehe mehrere Jahre hindurch kinderlos bleiben sollte. Es sah wirklich aus, als ob die neuen Barone von Canitz mit den beiden Söhnen des Landesverräthers aussterben sollten! denn der jüngere war ledig geblieben und hielt sich beständig im Auslande auf. Er hatte die diplomatische Laufbahn gewählt.

Am Krieg von 1808 nahm der ältere Canitz wiederum Theil, und stand also zum zweiten Mal mit bewaffneter Faust seinen Landsleuten gegenüber. Sein Name war für das finnische Volk ein Schrecken und Abscheu geworden, weil man gehört hatte, daß er ein geborner Schwede war. Beim Friedensschluß wurde er zum General ernannt und Vater eines Sohnes, den ihm seine Frau bald darauf schenkte. Das Geschenk kostete die Mutter ihr Leben.

(Forts. folgt.)

### Verschiedenes.

Straßburg, 26. April. Ein Besucher des Münsterthurms hat eine kühne, wir möchten fast sagen „Frevelthat" ausgeführt. In der Höhe bei den ausgesteckten Fahnen angekommen, gelüstete es ihn, ein Stück von dem Fahnenzeuge als Andenken in Besitz zu haben und im Nu war er an einer der schräg ausgesteckten Fahnenstangen hinausgeklettert, sich die erwünschte Reliquie zu holen. Die Sache klingt unglaublich; sie ist aber wahr, mehr als ein Augenzeuge hat es schaudernd angesehen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nr. 38. Freitag, 3. Mai 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr nach ihrem Tod erhielt General Canitz eine militärische Würde in Finnland, und da erst trat er in den Besitz seines mütterlichen Gutes Kronbrück. Er fand es im höchsten Grad übel verwaltet und ganz verfallen. Doch mit den Mitteln, die er jetzt besaß, wurde es ihm leicht, den alten Herrensitz wieder herzustellen. Das Hauptgebäude wurde niedergerissen und dagegen ein stattlicher Palast aufgeführt. Der frühere Verwalter wurde verabschiedet und ein deutscher verschrieben, der die Landwirthschaft besser betreiben sollte. Genug, nach einigen Jahren war Kronbrück eines der besten Landgüter in der ganzen Provinz, besonders da der General unaufhörlich noch ein neues Land dazu kaufte.

Sein Söhnchen Lothar Constantin hatte er nach Finnland mitgenommen, und so lange der Vater sich dort aufhielt, wurde der Junge zu Hause von einem älteren deutschen Frauenzimmer aus guter Familie erzogen. Als der Erbe des fürstlichen Vermögens sieben Jahre alt wurde, schickte man ihn in Begleitung eines jungen Polen als Hofmeisters in eine deutsche Lehranstalt.

Was aus dem jüngeren Bruder des Generals geworden, war nicht bekannt. Er war gleichsam verschwunden, und des Generals ganzes Auftreten in Kronbrück gab zu erkennen, daß er sich als den einzigen Eigenthümer des mütterlichen Gutes betrachtete.

Von den Wenigen, welche die beiden Brüder in ihren Kinderjahren gekannt, als ihre Eltern in Finnland gewohnt hatten, fühlte Niemand Lust, sich dem Manne zu nähern, der gegen seine Landsleute gefochten, und so war der General von allen Fragen in Betreff seines Bruders befreit.

Der düstere strenge und stolze Krieger war eben so wenig geneigt, mit seinen Jugendgenossen die Bekanntschaft zu erneuern, sondern zeigte gegen Alles, was Finne und Schwede hieß, einen eisigen Hochmuth. Mit allen seinen Sympathien Russe geworden, hegte er einen sichtbaren Abscheu gegen Alles, was an Schweden erinnerte. Vielleicht weil ihn bei diesen Erinnerungen eine Stimme in seinem Innern wegen des Bösen verklagte, das er dem Vaterland anthun geholfen. Sicher rief das Bruderblut, das er vergossen, um Rache, so oft er mit Landsleuten zusammentraf, und so kam es, daß er aller Berührung mit ihnen auswich.

Zehn Jahre waren verflossen, seit der General von seinem Posten in Finnland abberufen worden. Während dieser Zeit war er einige Male in Kronbrück gewesen, indessen nur ganz kurz; aber er schickte jedes Jahr seinen Amtmann herüber, um die Rechnungen zu untersuchen und dafür zu sorgen, daß das Gut sorgfältig verwaltet wurde.

Im selben Jahre, wo Aberney nach Junta zog, hatte der Verwalter von Kronbrück schon im April Befehl erhalten, daß das Gut in Ordnung gebracht und mit der größten Pracht eingerichtet werden solle; denn der General und sein Sohn beabsichtigten zugleich mit einer größeren Anzahl von Gästen gegen Johannis anzukommen und den Sommer über dort zu verweilen.

Die große Wohnung, alle Gastzimmer und die Zimmer des jungen Barons erhielten neue Möbel und wurden mit fabelhafter Pracht eingerichtet. Die ganze Gegend und die Nachbarn bis auf die Einwohner der elendesten Hütte herab, wußten von nichts Anderem als von Herrlichkeiten zu erzählen, die nach Kronbrück gebracht wurden.

Die Bewohner Ektorps und Juntas waren indeß die einzigen, die nicht davon sprachen, obschon ersteres nur fünf Viertelmeilen und letzteres nur eine Meile von Kronbrück lag. Die Ursache lag gewiß nicht in einer etwaigen

Unkenntniß von diesen Merkwürdigkeiten, sondern ganz einfach darin, daß alles Neue, was man sich erzählte, zwischen dem Großknecht Ivar und der alten Annika blieb, die es weder Schuldfried noch Frau Smith mittheilte. Ebenso stand es mit Tante Sara. Die Alte interessirte sich ungemein für Klatschereien und Neuigkeiten, brachte sie aber niemals weiter zu ihrem Neffen, weil sie wußte, daß er alles solches Gerede verabscheute. So kam es, daß die Hauptpersonen in gänzlicher Unwissenheit von Dingen lebten, welche die Zungen des ganzen Bezirks ausschließlich beschäftigten.

Am Tage vor Johannis kam der General sammt seinem Sohne und einer großen Anzahl von Gästen nach Kronbrück. Das so lange verlassene Gut wimmelte von Leuten. Schöne Damen, stattliche Kavaliere in schimmernden Uniformen und sterngeschmückte alte Herrn erfüllten die Säle. Die Rückkehr des jungen Erben von den deutschen Universitäten wurde mit allen möglichen Lustbarkeiten gefeiert.

Lothar Constantin Canitz war damals ein Jüngling von 17 Jahren, mit einem feinen, intelligenten, bleichen und interessanten Gesicht. Ein übermüthiges Lächeln und ein Gepräge höhnischer Verachtung entstellten indeß die sonst regelmäßigen Züge. Es schien, als wären allzu früh geweckte Leidenschaften in scharfen Streit mit den edleren Instinkten seines Herzens gerathen und hätten in seinem Innern ein Chaos hervorgerufen, aus welchem nur hochmüthige Selbstüberschätzung und Verachtung gegen Andere recht deutlich hervorgingen. Er war groß und schlank, von beinahe schwächlicher Konstitution, die mit dem Feuer in seinem Auge und der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen nicht recht zusammenstimmte. Wenn man diesen Jüngling ansah, fragte man sich unwillkürlich, ob es ein physisches oder moralisches Leiden sei, was vor der Zeit die Wangen gebleicht und den Körper gebeugt, so daß erstere ihre Jugendfrische und letzterer seine Geschmeidigkeit verloren hatte.

Constantin hatte seit seinem siebenten Jahre seinen Vater nicht gesehen. Sechs Wochen vor ihrer Ankunft in Kronbrück umarmte der General seinen Sohn nach so langer Trennung. Vielleicht hatte diese Vater und Sohn einander entfremdet und die Kälte hervorgerufen, womit er dem General bei ihrem ersten Zusammentreffen entgegentrat. Dem sei wie ihm wolle. Thatsache war, daß er einen gänzlichen Mangel an kindlicher Ergebenheit zeigte und die Zärtlichkeit des Vaters mit auffallender Kälte erwiderte. Gleich nach Constantins Ankunft in Petersburg äußerte der General den Wunsch, der Sohn möchte in die Kriegsschule treten und sich zum Marineoffizier ausbilden. Darauf antwortete Constantin:

„O ja, warum nicht? Es ist ganz eins, was ich werde. Für einen Russen paßt es am besten, ein Henkersknecht von Handwerk zu werden."

„Mein Sohn, Du solltest Dich erinnern, daß. . ."

„Daß ich in diesem verfluchten Lande hier vorsichtig sein muß," fiel Constantin höhnisch ein. „Seien Sie ruhig, Vater; ich werde das nicht vergessen."

Der General runzelte die Brauen, ohne zu dem Sohne ein Wort zu sagen. Dagegen ließ er dessen Hofmeister, Dr. Wagner, rufen. Mit scharfen Reden verwies er ihm die falsche Richtung, in welche der Geist seines Sohnes geleitet worden zu sein scheine.

„Ich beauftragte Sie darüber zu wachen, daß er zu einem verständigen Jüngling und einem guten russischen Edelmann ausgebildet werde; aber zu meinem Erstaunen finde ich, daß er weder in der einen noch der andern Beziehung meinen Erwartungen entspricht. Sollte Ihr polnisches Blut Sie vielleicht verleitet haben, meinen Instruktionen zuwider zu handeln? In diesem Fall könnte es geschehen, daß . . ."

„Herr General," fiel Wagner mit einem einschmeichelnden Lächeln ein, „ich habe meine Pflicht als Gouverneur gewissenhaft zu erfüllen gesucht; aber Baron Constantin ist wie ein junger Löwe; er läßt sich nicht so leicht zähmen und geht die entgegengesetzte Richtung von Derjenigen, die man ihm vorzeichnet. Gleichwohl ist er sehr klug und wird sich nie kompromittiren."

„Gut, wir wollen sehen. Sie bleiben mir verantwortlich."

Abends stellte sich der Doktor bei seinem Schüler ein, der in einem äußerst prachtvollen Kabinet in seiner Privatwohnung auf einem Sopha lag.

„Ah, so, der Alte hat Ihnen den Marsch

gemacht, mein lieber Doktor," sagte der Jüngling, „und das haben so krumm genommen, daß Sie aus purer Angst nicht auf die Abenteuerjagd mit mir ausgehen wollen? Pah! Lassen Sie ihn nur brummen! Ich schwöre, daß Ihnen, was auch geschehen mag, kein Leid widerfahren soll. Also fort mit allen Skrupeln, und lassen Sie uns versuchen, ob dieß abscheuliche Petersburg nicht auch Würfel, Mädchen und Wein bieten kann."

„Baron, wir sind nicht mehr in Heidelberg, und darum sage ich bestimmt: Hier werden keine Tollheiten gemacht!"

„Meinen Sie? Und wenn ich sie auf eigene Faust, ohne Gesellschaft begebe, wer will mich daran hindern?"

„Ich!"

„Auf welche Art?" rief Constantin und sprang auf. —

„Ich würde mich dann gezwungen sehen, dem General zu sagen, daß ich schwach gewesen sei, in direktem Gegensatz zu seinen Instruktionen zu handeln, und daß ich Sie, statt einen russischen Unterthanen aus Ihnen zu bilden, zu einem freisinnigen Manne erzogen habe. Ja, ich würde dann gestehen, daß ich seinen Willen vollständig übertreten und Sie seinem Verbote zum Trotz Schwedisch habe lernen lassen."

„Nun was geht es mich an, wenn Sie ihm das Alles sagen?"

„Nicht viel; aber er würde mich nach Sibirien schicken lassen."

„Ha Wagner, Sie haben eine abscheuliche Art, über mich zu siegen."

Constantin warf sich wieder auf den Sopha. In diesem Augenblick hatten die Züge des Jünglings einen wahrhaft edlen Ausdruck.

* * *

Einen ganzen Monat hatte sich die vornehme Gesellschaft in Kronbrück aufgehalten, als Schuldfried und Tage an einem schönen Juliabend von Junta weggingen. Letzterer wollte seine Spielgenossin nach Hause begleiten, was ganz zur Tagesordnung gehörte.

Durch den großen hohen Fichtenwald, der zwischen Junta und Ektorp lag, führte ein schöner Weg. Wenn man fuhr, hatte man nicht viel über eine Viertelmeile von Aberney's Gut bis auf den Hof der Wittwe. Halbwegs von der Anhöhe pflegten die Kinder sich zu setzen und auszuruhen; sie schwatzten dann über dieß und das, oder auch sang Schuldfried ihrem Begleiter Etwas vor. Der genannte Abend war ungewöhnlich warm und ruhig. Sie setzten sich unter eine alte hohe Tanne, welche sie mit ihren Zweigen überschattete.

„Warst Du auch schon in Kronbrück?" fragte Tage.

„Nein, gewiß nicht, und Du kannst überzeugt sein, daß ich nie hingehen werde," antwortete Schuldfried mit der allerliebsten schnippigsten Miene von der Welt.

„Und warum das? Ich denke mit der nächsten Gelegenheit einmal hinüber zu kommen und diesen stattlichen Herrensitz anzusehen. Du mußt wissen, Anders erzählt mir, die Zimmer dort seien mit Sesseln und Sophas von Gold und Silber möblirt. Es sind jetzt so viele Gäste aus Rußland da, daß täglich große Feste gegeben werden. Gewiß wäre es recht angenehm, Alles das mitanzusehen, und ich gedenke, dieser Tage einmal mit Anders hinüberzugehen."

„Nein, Tage, das darfst Du nicht thun," rief Schuldfried mit einem Ausdruck von Angst.

„Warum nicht?"

„Weil . . ." Schuldfried sah sich erschrocken um und fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort: „Weil auf ganz Kronbrück ein Fluch ruht, der alle diejenigen trifft, die diesen Unglücksort betreten, so daß ein Unglück sie früher oder später heimsucht."

Wie kindisch Du herausschwatzest," versetzte der vierzehnjährige Tage mit einer Miene überlegenen Verstandes.

„Liebster Tage, das ist gar kein so unverständliges Gerede, sondern die reine Wahrheit. Du mußt wissen, daß der Vater des Generals Canitz ein Verräther war, d. h. daß er Schwede war und dennoch gegen die Schweden Krieg führte. Während des Krieges wurden viele finnische und schwedische Gefangene nach Kronbrück gebracht, und da soll der General sie so schlecht behandelt haben, daß sie vor Elend starben. Jeder von ihnen rief einen Fluch auf Kronbrück, seinen Eigenthümer und Alle die sein Haus betreten herab. Ueberdieß starb die Mutter des Generals dort aus Gram darüber, daß ihr Mann sich an die Russen ver-

kaufte, und sie geht als Geist und weint über ihren bösen Sohn. Der General hat auf Kronbrück seinen Bruder umbringen lassen und ihn in einen Keller begraben, so daß man, wenn es Mitternacht wird, tiefe Seufzer aus dem Grabe hört. Hu! Hu! was für ein grauenhafter Ort dieses Gut ist!"

„Wer hat Dir diese Geschichten da erzählt?" fragte Tage mit einer sehr nachdenklichen Miene.

„Annika hat mir an den Winterabenden so viele sonderbare Sachen über Kronbrück und seinen Eigenthümer gesagt. Eines Abends erzählte sie, wie schlecht die schwedischen und finnischen Gefangenen behandelt wurden, und während sie so sprach, kam meine Mutter und hörte, was sie sagte. Mama ersuchte sie dann nie mehr Etwas zu erwähnen, was den General betreffe, sondern lieber von andern Dingen zu reden. Meine Mutter legte ihre Hand auf meine Schulter und fügte hinzu: „„Beschäftigte Deine Einbildung nicht mit Kronbrück, sondern bedenke, daß wir auch in unsern Gedanken das Böse meiden sollen, und böse ist Alles, was den Namen Canitz führt." "

„Ich will doch mit Papa darüber reden," fiel Tage ein. „Von ihm kann ich gewiß erfahren, ob es wahr ist, was Deine Annika gesagt hat."

Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden, bat Tage seine kleine Begleiterin um ein Lied. Mit klarer Stimme sang sie, wie folgt:

Nein meine Ruhe täusch' ich nimmer
Um alles Gold der neuen Welt;
Was hilft des Staubes eitler Schimmer,
Wenn's mich im tiefen Herzen quält?
Mich rührt nicht leckrer Mahlzeit Lust,
Mich locket nicht des Goldes Pracht:
Ach, nur die Unruh', in der Brust,
Das ist's, was ewig in mir wacht.

Im Augenblick wo der Gesang verstummte, sprang ein Jüngling über den Graben hinter ihnen und rief in gebrochenem Schwedisch:

„Höre Mädchen singe das Lied noch einmal, es gefällt mir; ich will es noch einmal hören."

Schuldfried und Tage erhoben sich beim Anblick des Fremdlings. Tage nahm Schuldfried bei der Hand und sagte:

„Komm, laß uns gehen!"

„Thue zuerst, was der Baron befohlen hat," sagte ein Herr von etlichen und dreißig Jahren, der jetzt ebenfalls über den Graben sprang und sich vor die Kinder stellte. Auch seine Aussprache hatte etwas Fremdes in der Betonung.

„Sollst Du auf Befehl singen, Schuldfried?" fragte Tage. Auf den Wangen des Knaben brannte die Röthe des Verdrusses und er blickte die Unbekannten stolz an.

„Du unverschämter Junge, Du wirst doch nicht verlangen, daß ich das Mädchen darum bitten soll?" rief der Jüngling.

„Ja, das verlange ich," antwortete Tage trotzig.

„Liebe Kinder, es ist der junge Baron Canitz," sagte der ältere Herr und wollte den Knaben auf den Kopf tätscheln; dieser aber stieß die Hand weg und ergriff nur um so fester Schuldfrieds Arm, indem er mit einem Ausdruck des Entsetzens sagte:

„Canitz!"

Beide machten eine Bewegung sich zu entfernen.

„Bleibt stehen!" kommandirte Constantin und stellte sich ihnen in den Weg. „Hast Du nicht gehört, daß ich das Lied da noch einmal hören will?"

„Ich will nicht singen," sagte Schuldfried und warf einen Blick des Abscheus auf Constantin. „Ich singe nie für . . ."

„Einen Russen," ergänzte Tage und that einige Schritte, um sich mit Schuldfried hinwegzubegeben; aber Constantin ergriff das Mädchen am Arm und riß sie von Tage weg, indem er heftig sagte:

„Ich habe gesagt, daß Du singen sollst, und da hilft Alles nichts. Wenn Du nicht gehorchst, so bekommst Du Schläge und Dein naseweiser Protektor da auch." Constantin erhob seine Reitgerte, als wollte er wirklich seine Drohung ausführen.

(Forts. folgt.)

Straßburg, 1. Mai. Das Offizierscasino ernannte sämmtliche Professoren der Straßburger Universität zu Ehrenmitgliedern.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

// Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 39. Sonntag, 5. Mai, 1827.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Keine Uebereilung," warnte der ältere Herr, konnte jedoch nicht mehr sagen; denn als Tage sah, daß Constantin über Schuldfried seine Reitgerte erhob, stürzte er auf den jungen Baron los und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht, indem er ganz rasend rief:

„Laß Schuldfried los!"

Mit einer kräftigen Bewegung seines Arms schleuderte Constantin den Knaben, der ihm an Größe und Stärke sehr unterlegen war, weit von sich, so daß er rücklings in einen Graben fiel.

„Elender Junge, ich zermalme Dich und Deine Schwester, weil Du es gewagt hast, Hand an mich zu legen," schrie Constantin und gab Schuldfried zuerst einen Schlag ins Gesicht und dann auf die Schulter. Bei diesem Anblick war Tage wieder auf den Beinen, und mit wilder Raserei warf er sich auf Constantin, der, um sich selbst zu vertheidigen, Schuldfried loslassen mußte. Es entstand ein fürchterlicher Kampf, aber nach einigen Augenblicken blieb der Sieg auf Seite Constantins. Er hatte Tage unter sich bekommen und erhob seine Reitgerte, um seinen Gegner mit dem Stiel recht gründlich durchzubläuen, aber Schuldfried ergriff den erhobenen Arm, indem sie mit angstvoller Stimme rief:

„Sie sollen, Sie dürfen Tage nicht schlagen!"

Ohne seine Bewegung in seinem aufgereizten Zustand zu berechnen, schleuderte Konstantin das Mädchen eben so heftig von sich wie so eben den Knaben. Sie fiel rücklings und blieb unbeweglich liegen. Bei Schuldfrieds Dazwischenkunft war es jedoch Tage gelungen, wieder loszukommen, und einige Augenblicke wälzten sich die beiden Jünglinge wie Bälle um einander her, bis sie wieder auf den Beinen standen. Aber beim erneuten Zusammentreffen ergriff Constantin seinen Gegner im Nacken, hielt ihn hoch in die Luft und schleuderte ihn dann rücklings auf den Boden, worauf er ihm noch einige Streiche gab mit den Worten:.

„Unverschämter Bauernlümmel, jetzt wirst Du Deinen Ton herabstimmen lernen."

„Um Gotteswillen, Baron, bedenken Sie, daß wir in Finnland sind," rief Dr. Wagner, der über die bewußtlose Schuldfried hingebeugt dastand. „Ich glaube Ihre Raserei hat beiden Kinder das Leben gekostet."

Bei Wagners Worten entfiel die Reitgerte der Hand Constantins; er faßte Tage um den Leib und richtete ihn auf. Das Blut rann dem Knaben von der Stirne. Als er aufgehoben war, schöpfte er tief Athem, machte eine schwache Anstrengung um loszukommen, und stand wieder aufrecht, taumelte aber, als er einen Schritt gegen Constantin thun wollte so daß er stehen bleiben und sich an einem Baum stützen mußte. Jetzt hörte man das Geräusch eines Wagens, der herannahte.

„Fort, Baron!" sagte der Doktor; wenn Jemand Sie sähe, könnte es zu großen Widerwärtigkeiten führen. Sputen Sie sich, oder bei Gott, wenn Sie noch einen Augenblick bleiben, so thue ich nichts, um den Kindern hier zu helfen."

„Aber . . ." stammelte Constantin.

„Baron Canitz!" sagte der Doktor in entschiedenem Tone und erhob sich in seiner vollen Größe. „Entfernen Sie sich sogleich; Sie haben bereits mehr als zu viel Unheil angerichtet.

Constantin sprang über den Graben und verschwand im Walde.

Tage hatte sich soweit erholt, daß er mit dem Schnupftuch das Blut abtrocknen konnte, das ihm über die Augen rann. Sein erster Blick, als er diese frei hatte, fiel auf Schuldfried.

„Mein Gott, was ist geschehen?" stammelte

er, und das Schnupftuch um seine blutige Stirn haltend, taumelte er auf seine kleine, bleiche Kamerädin zu, die eben jetzt einen tiefen Seufzer ausstieß und die Augen aufschlug.

„Wie ist's, mein Kind?“ fragte der Doktor.

„Liebe, liebe Schuldfried, wie steht's mit Dir?“ schluchzte Tage, indem er sich an ihrer Seite auf die Kniee warf und mit seiner freien Hand eine der ihrigen ergriff.

Schuldfried schaute zuerst den Doktor, dann ihren Kameraden an und warf sich hierauf diesem um den Hals, indem sie in Thränen ausbrach und murmelte:

„Tage, Tage, er hat uns geschlagen

Sie griff nach ihrem Backenknochen, über dessen feiner Rundung ein dunkelrother Streif von Constantins Reitpeitsche zu sehen war. Inzwischen kam der Wagen immer näher und wurde bald sichtbar. Es war ein bedeckter Reisewagen. Als er eben vorbeifahren wollte, rief Wagner dem Kutscher Halt zu. Dieser kam der Aufforderung sogleich nach.

„Wohin fährst Du?“ fragte der Doctor.

„In das Wirthshaus von X,“ lautete die Antwort.

„Sagt mir, Kinder, woher seid ihr?“ sagte Wagner zu Tage, der noch immer Schuldfrieds Hände in den seinigen geschlossen hielt. Die Kleine hatte einen so heftigen Schlag ins Genick bekommen, daß sie ganz verwirrt war.

„Schuldfried wohnt in Ektorp, dicht hier neben,“ sagte der Junge, indem er den Schmerz vergaß, den seine Stirnwunde ihm verursachte.

„Kannst Du,“ fuhr der Doktor gegen den Kutscher fort, „Deine Herrschaft bitten, daß sie diese beiden Kinder in den Wagen nehme und auf ein kleines Gut bringe, das auf dem Wege nach X. liegt? Sie sind gefallen und haben sich verletzt, so daß sie nicht heimgehen können.“

„Das müssen Sie selbst fragen, denn sehen Sie, die Dame die ich führe, versteht mein Gerede nicht,“ antwortete der Kutscher.

Die Reisende schob in diesem Augenblick die Vorhänge vom Wagenfenster weg, und ein verschleiertes Frauengesicht kam zum Vorschein.

„Verzeihen Sie, Madame,“ sagte der Doktor auf Französisch, „daß ich Sie aufhalte, aber ich muß Sie bitten, daß Sie diesen Kindern da die Güte erweisen möchten, sie auf ein Gut zu bringen, das ganz in der Nähe liegt.“

Die Dame nickte zustimmend und öffnete selbst den Schlag. Wagner hob Schuldfried und auch Tage, der sich kaum vor einem Augenblick entschließen konnte, ihre Hand loszulassen, hinein.

„Warte am ersten Hof rechts, wohin Du kommst,“ sagte der Doktor zu dem Kutscher, nachdem er der Dame gedankt hatte. „Ich werde vor Dir dort sein,“ fügte er hinzu. Im nächsten Augenblick war Wagner über dem Graben und verschwand im Walde.

Während der Fahrt behandelte die Dame die beiden Kinder mit großer Zärtlichkeit. Sie hatte ihr Schnupftuch genommen und Tages blutende Stirne verbunden, wie auch Schuldfrieds Schläfe mit wohlriechendem Wasser besprengt. Während dieser Beschäftigung hatte sie den dichten Schleier aufgehoben. Sie hatte ein bleiches und kummervolles Gesicht mit großen dunkeln Augen. Sie war nicht mehr jung; aber Etwas in diesen Zügen flüsterte, daß sie in ihren jüngern Jahren ein vortheilhafteres Aeußeres gehabt habe. Als sie an die krumme und schmale Allee kamen, die aus dem Waldweg nach Ektorp hinabführte, hielt der Wagen an. Doktor Wagner öffnete den Schlag. Nachdem er der Dame abermals gedankt, hob er Schuldfried heraus; aber als er Tage heraushelfen wollte, stieß der Junge seine Hand hinweg und sprang selbst herab. Im nächsten Augenblick war die Reisende verschwunden und der Doktor mit seiner Last nach Ektorp hinabgegangen, wo er Annika begegnete, die beinahe einen Schlag bekam, als sie das Kind von einem fremden Herrn getragen und von einem Jungen mit blutiger Binde um den Kopf begleitet sah. Gleichwohl gelang es Wagner der Alten klar zu machen, daß die beiden Kinder erschreckt worden, in Folge deß gefallen seien und sich verletzt haben, wie auch, daß Schuldfried Ruhe und Pflege bedürfe.

Da Wagner mit starker ausländischer Betonung schwedisch sprach, so hatte Annika einige Mühe ihn sogleich zu verstehen. Sie begriff indeß die Hauptsache, nämlich daß für Schuldfried Ruhe und Pflege Noth thue; auch währte es nicht lange, so lag das Mädchen in ihrem Zimmer im obern Stock. Annika wurde von dem Doktor in volle Thätigkeit versetzt, mit Senfpflastern u. s. w. Tage hatte

Schuldfried getreulich begleitet und mit ängstlichen Blicken das verwirrte Aussehen seiner Freundin betrachtet. Während er so an der Sophalehne stand, kam es ihm vor, als begönne der Boden unter seinen Füßen sich zu bewegen, und endlich war es ihm, als ob er Schuldfried nur noch durch einen Nebel sehe; er griff krampfhaft in die Sophalehne, fühlte sich aber in diesem Augenblick von ein paar Armen umfaßt, worauf Alles um ihn her verschwunden war.

Als Annika zurückkam, fand sie Tage auf dem Bette liegend und Schuldfried auf dem Sopha.

„Herr Jemine, ist des Professors Junge auch weg!" rief sie; Gott tröste mich!

Nachdem Tage vom Doktor verbunden und wieder zur Besinnung gebracht war, ersuchte er Annika anspannen und ihn nach Junta zurückführen zu lassen. Wagner erklärte die Ohnmacht sei nur eine Folge des Blutverlustes und Tages Zustand im Uebrigen ganz und gar nicht gefährlich. Anders verhielt es sich mit Schuldfried; sie hatte eine schwere Kontussion am Kopfe erhalten und diese hatte eine starke Gehirnerschütterung verursacht.

Mit elf Jahren, wenn man einen gesunden Körper hat, ist die Natur ein mächtiger Arzt. So auch bei Schuldfried.

Frau Smith, die erst nach des Doktors Weggang von Annika unterrichtet worden war, nahm sogleich ihren Platz an Schuldfrieds Krankenbett ein, aber nach einigen Wochen befand sich diese außer aller Gefahr. Doktor Wagner hatte sie mit rühmenswerthen Eifer und einer Sorgfalt, die dem Arzt alle Ehre machte, verpflegt.

Frau Smith wich beharrlich jedem Zusammentreffen mit dem Doktor aus, obschon sie Tag und Nacht bei dem Kinde wachte. Sobald Wagner kam, ging Frau Smith ins anstoßende Zimmer, und Annika war Diejenige, die ihn empfing und seine Vorschriften ausführte.

Fortf. folgt.)

## Vom Vesuv.

(Aus der Wiener „Presse.")

Am 3. ds. Mts. langte in Neapel eine Gesellschaft von elf Wienern an, welche sich die Aufgabe der geologischen Untersuchung der vielbeschriebenen vulkanischen Umgebung Neapels gestellt hatte. Dieser Gesellschaft gehörte auch Schreiber dieser Zeilen an. Wenige Tage nach der Ankunft sollte der Neapel beherrschende Vesuv erstiegen werden, was durch den Umstand, daß er eben in Thätigkeit war, doppeltes Interesse gewann. Wir hatten schon an den vorangehenden Nächten von Neapel und Pompeji aus den Berg an drei Punkten erglühen sehen, während nämlich am Tage von den zwei Kratern, welche gegenwärtig auf dem Gipfel des Berges vorhanden sind, nur Dampf und Aschenwolken ausgestoßen zu werden schienen, sah man Nachts eine dreifache Feuererscheinung. Der kleine Krater, welcher Tags, dem Schornstein einer Lokomotive ähnlich, dichte Dampfwolken in die Lüfte sendete, erschien nun in einem immerwährenden Lichte, das von Zeit zu Zeit flammenartig aufflackerte. Der große Krater, der den Tag über nur von Zeit zu Zeit dunkle Aschensäulen ausstieß, die sich seltsam von dem weißen Dampf des kleinen Kraters abhoben, wurde auch in der Nacht nur von Zeit zu Zeit sichtbar, dann aber erleuchtete ein jähes Licht den Gipfel des Berges, und gleich einer Girandola unseres Stuwer entstiegen dem Eingeweide des Berges glühende Körper, die wir mit dem Fernrohr deutlich am Kratermantel hinabrollen sahen. Am Fuße des Schlackenkegels endlich war im Dunkel der Nacht der bei Tag unsichtbare neue Lavastrom zu sehen, dessen Licht dort, wo die Schlackendecke zerrissen war, lebhafter erglänzte. Prachtvoll war der Anblick, als die Dampfwolken des kleinen Kraters, vom Seewinde über das Atrio hinweggetrieben, von der glühenden Lava angestrahlt, selbst zu leuchten schienen.

Als nun der Morgen graute, an welchem wir dem großen Sicherheitsventil selbst einen Besuch abstatten wollten, fühlte Jeder von uns ein leichtbegreifliches Gefühl freudiger Begierde, nun bald an der Spitze eines thätigen Vulkans zu stehen, ein Schauspiel zu genießen, das nur Wenigen gegönnt ist.

Von Resina aus ritten wir, nachdem die gewöhnlichen Plagen, die jedem Touristen in Italien drohen, überstanden waren, den ziemlich steilen und mühsamen Pfad aufwärts, der zum königlichen Observatorium und zu den „Ere-

miten" führt. Es gibt nämlich am Vesuv zwei Gasthäuser, deren jedes sich den Namen „Eremit" beilegt. Der Weg führt anfangs durch Weingärten und andre Anpflanzungen; dann aber über die Schlacken einiger Lavaströme, welche sich verheerend den Berg hinabgewälzt hatten und, von der Höhe betrachtet, über die Landschaft ausgegossenen Tintenströmen glichen.

Nach kurzer Rast beim „obern Eremiten" ging es durch die Lavaschlacken des Atrio del cavallo bis an den Fuß des Schlackenkegels. Hier mußten die Pferde zurückgelassen und eine beschwerliche Fußwanderung über den losen Schutt angetreten werden. Die Hilfe der spekulativen Italiener abweisend, welche die Touristen an Lederriemen aufwärts ziehen wollen, was das Steigen gar nicht viel erleichtert, gelangten wir nach etwa drei Viertelstunden mühsamen Klimmens auf die Höhe, oder vielmehr auf einen Absatz, hinter welchem noch ein kleiner Wall sich erhob, der den großen Krater umgab. Hier hatten wir einen prachtvollen Anblick des kleinen Kraters, dessen dichte Dampfwolken und auflodernde Lichter wir nun aus unmittelbarer Nähe sehen konnten. Eine Zeichnung zu machen, gestattete die Eile unseres Führers nicht, da derselbe eine Aenderung des Wetters befürchtete. Es wehte nämlich ein ziemlich heftiger Wind von der Seeseite her, welcher zwar unser Unternehmen insoweit begünstigte, als er die chlorgeschwängerten Dampfwolken in's Atrio jagte, aber auch einen tüchtigen Regen herbeizuführen drohte. Wir machten uns daher daran, zwischen dem großen und kleinen Krater hindurchzuwandern, um dann von der andern Seite den Rand des großen Kraters zu erklimmen. Als wir, um eine den Weg sperrende Lava-Barriere zu übersteigen, uns dem großen Krater etwas genähert hatten, erscholl plötzlich jenes unbeschreibliche dumpfe Gebrüll des Berges, welches wir schon im Atrio vernommen hatten und dem wie wir wußten, alsbald die herausgeschleuderten Steine und Schlacken folgen mußten.

Der Führer ermahnte uns, kaltblütig in die Höhe zu sehen, um etwaigen größern Trümmern. die weiter flogen und uns treffen konnten, durch rechtzeitig veränderte Stellung auszuweichen. Sofort sahen wir in nicht allzugroßer Entfernung die Steine herabkommen, ja einzelne fielen mitten zwischen uns. die Asche stob empor und lange noch aufsteigender Rauch bezeichnete die Stelle, an welcher ein glühender Auswürfling zur Ruhe gekommen.

Wir beeilten uns selbstverständlich, aus der gefährlichen Nähe des großen Kraters zu gelangen, um so mehr, als an dieser Stelle auch Chlordämpfe das Athmen erschwerden. Sämmtliche Eisengegenstände, welche wir an uns trugen, Hämmer. Schlüssel 2c, erwiesen sich später durch den Einfluß von Chlor verrostet.

(Schluß folgt.)

## Verschiedenes.

Eine Verwechslung ganz seltsamer Art meldet die Wiener „Vorstadt-Ztg.": In Tyrol — so schreibt das genannte Blatt — ist es frommer Brauch, über den Hausthüren das Konterfei von Heiligen aufzuhängen. Die geistlichen Herren in Tyrol, die diese Thürmalerei in besondern Schutz genommen, sind dieser Tage ganz außer Rand und Band gerathen. Ein Kaplan war nämlich durch den kleinen Ort Girlan gekommen, wo ihn an einem Hause ein großes Bild anlockte. Näher tretend bemerkte er, daß der Heilige eine Uniform und außer mehreren Orden auf der Brust noch ein breites gelbes Ordensband trug und einen modernen weißen Schnurr- und Backenbart hatte. Der geistliche Herr steckt seine Brille auf die Nase und — wer beschreibt sein Entsetzen! — der Heilige ist Niemand anders als der deutsche Kaiser Wilhelm, der protestantische Hohenzoller. Unter Verwünschungen und Verfluchungen wird der Bauer aus der Stube herausgezetert. „Wastl, Du Haderlump, wo isch der Heilige her?" fragte wuthentbrannt der geistliche Herr. Wastl kratzt sich hinter den Ohren und erwiedert: „Hochwürdeh, den Gott Vaader häb' i gestern von einem reisenden Bilderhändler um 1 Gulden gekauft."

(Etymologie.) „Welches ist der schlechteste Buchstabe?„ — „Der Buchstabe Z!" — „Warum?" — „Weil nichts hinter ihm ist!"

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 40. Mittwoch, 8. Mai, 1827.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schon am ersten Tag nach dem betrübenden Ereigniß fand sich Aberney auf Ektorp ein. Er wurde von einer Dienerin in den Saal geführt, und nachdem er eine Weile dort gewartet, übergab ihm ein Dienstbote ein Billet folgenden Inhalts:

„So lange Schuldfrieds Zustand erfordert, daß die Mutter an ihrem Krankenlager wacht, bittet die Mutter, daß Sie diese Tochter nicht besuchen mögen. Ueber ihren Gesundheitszustand sollen Sie jeden Morgen in Kenntniß gesetzt werden."

Aberney las das seltsame Billet zweimal durch und entfernte sich dann. Während der ganzen Krankheit Schuldfrieds schickte er zweimal täglich, um nach ihrem Befinden zu fragen; aber wenn auch der Professor, mit seinen hohen Begriffen von der persönlichen Freiheit jedes Menschen, Frau Smiths Wunsch allzu sehr respektirte, um sie auf irgend eine Weise zu belästigen, so war dieß doch Etwas wozu der kleine Tage ganz und gar keine Lust hatte.

Vier volle Tage mußte der Junge vor Schmerz und Wundfieber das Bett hüten, aber trotz Allem, was er dabei ausstand, würde er sich ganz sicher nach Ektorp begeben haben, wenn Aberney ihm nicht verboten hätte, sein Zimmer zu verlassen. Es ist sehr ungewiß, ob er diesem Verbote nachgekommen wäre, wenn nicht Tante Sara oder Aberney ihm beständig Gesellschaft geleistet hätte. Es blieb ihm also nichts Anderes übrig, als daß er sich ruhig hielt, und dieß machte ihn höchst ungeduldig. Es kam ihm vor, als würden seine Schmerzen mit jedem Tage schlimmer, und in seiner Unruhe darüber, daß er auf Junta bleiben mußte, während er bei Schuldfried hätte sein mögen, jammerte er unaufhörlich und warf sich auf seinem Lager hin und her. Er bereitete seiner Umgebung eine ordentliche Geduldprobe. Ganze Tage lang grübelte er über ein Mittel, aus seinem Krankenzimmer zu entkommen und sich nach Ektorp zu begeben.

Am vierten Abend, als Aberney selbst einen neuen Verband um die Stirne des Jungen gelegt und dieser dabei große Unverträglichkeit gezeigt hatte, sagte der Professor:

„Du bist doch ein rechter Tropf, daß Du wegen dieser Schramme so jammern magst! Wie kann ein Junge sich wegen einer solchen Kleinigkeit grämen?"

„O es ist nicht darum, sondern weil ich eingesperrt sein muß," stammelte Tage.

„Du hast immer Fieber gehabt, und so lange dieses währt, mußt Du auf Deinem Zimmer bleiben. Gute Nacht jetzt, Junge, und danke Gott, daß Du nicht eben so krank bist, als Schuldfried." Der Professor tätschelte ihn auf den Kopf und entfernte sich.

Wie unwissend zeigen sich nicht die klügsten Menschen bei Beurtheilung der Gefühle von Kindern oder jungen Leuten! Sie fassen nur die Aeußerungen derselben auf, aber nicht die Motive. So auch jetzt. Aberney sah bei Tage nur die Ausbrüche seiner Ungeduld, nicht aber das, was sie hervorrief, und deßhalb glaubte er ihn, daran erinnern zu sollen, daß seine Kamerädin noch übler daran sei, als er. Die Folge davon war jedoch, daß Tage um jeden Preis nach Ektorp gehen mußte.

Abends, nachdem Tante Sara gute Nacht gesagt hatte und alle Hausgenossen von Junta zur Ruhe gegangen waren, stand Tage auf. Er war zwar ein wenig wirr im Kopf und auch etwas schwach auf den Beinen, aber sein Beschluß stand fest; er mußte nach Ektorp, und sollte er auch dahin kriegen müssen.

Gut behutsam schlich er sich die Treppe hinunter und hatte große Mühe, um mit freundlichen Worten den Hofhund zu beschwichtigen, der sich der nächtlichen Wanderung

widersetzen wollte. Endlich war es ihm gelungen, in den Wald zu kommen, und obschon seine Kräfte gering waren, so wanderte er doch unerschrocken weiter in der schönen Sommernacht. Wohl zehnmal mußte er ausruhen und eine Weile seinen schwer schmerzenden Kopf in die Hände legen, um Kraft zu sammeln; aber trotz Schmerzen und Schwäche fiel es ihm nicht ein, einziges Mal ein seinem Plan zu entsagen. Als er ungefähr drei Viertheile des Weges zurückgelegt hatte, sank er vor Mattigkeit zusammen. Er legte seinen kranken Kopf an einen Rasen und dachte:

„Ich muß weiter, ich muß weiter, und sollte ich darüber sterben. Es ist bloße Weichlichkeit, daß ich mir so müde vorkomme; in einer Weile setze ich meinen Weg fort und ruhe nicht bis ich in Ektorp bin."

So groß war die Willenskraft des fünfzehnjährigen Jungen, daß er nach einigen Minuten seine Wanderungen ununterbrochen bis nach Ektorp fortsetzte. Er ging in den Hof und schleppte sich buchstäblich bis unter den Giebel des Hauses, wo, wie er wußte, Schuldfrieds Fenster sich befand. Wie oft hatte sie es ihm nicht gezeigt! Unter dieses Fenster, welches den liebsten Gegenstand umschloß, den der Jüngling besaß, setzte er sich. Es wurde ihm jetzt leichter ums Herz, als er sich so nahe bei ihr befand. Er legte sich auf die Bank, gebrauchte seine Mütze als Kopfkissen, faltete die Hände zum Gebet und so schlief er vor Müdigkeit ein.

Die ersten Strahlen der Sonne fielen auf den Schlafenden und weckten ihn. Sein Kopf schmerzte heftig, und es währte lange, ehe er ihn aufzurichten vermochte. Mit einer kräftigen Anstrengung geschah es endlich dennoch. Lange saß er unbeweglich da, und begann zu überlegen, wie er Schuldfried zu Gesicht bekommen könnte. In diesem Augenblick öffnete sich das Fenster über seinem Kopf. Tage schaute hinauf, sah aber Niemand. Statt dessen entdeckte er hinter der Hecke ein Spalier, das an der Wand hinaufging und beinahe zum Fenstersims reichte. Tage überlegte:

„Wenn ich Annika bitte, mich zu Schuldfried hineinzulassen, so weist sie mich ab, wie Papa gethan hat; aber wenn ich an diesem Spalier da hinaufklettern und ins Zimmer hineinspringen würde, so träfe ich sie ganz gewiß, wer auch drinnen sein möchte."

Gesagt, gethan. Tage begann, obschon mit einiger Schwierigkeit, am Spalier hinaufzuklettern Als er ans Fenster kam, warf er einen Blick ins Zimmer hinein. Es war Niemand darin. Rechts stand ein Bett, dessen Vorhänge sorgfältig zugezogen waren. Noch ein Paar Schritte und der junge Abenteurer befand, sich in Schuldfrieds Zimmer. Die Thür eines anstoßenden Zimmers stand halb offen. Tage blieb einen Augenblick stehen und lauschte, aber als Alles ruhig und still blieb, schlich er sich bis zum Bette vor und schob die Vorhänge weg. Hier ruhte Schuldfried auf dem schneeweißen Lager, selbst blaß wie eine geknickte Lilie. Sie schlummerte. Tage stand unbeweglich da und betrachtete die theuren Züge mit bethränten Augen. Sie kam ihm wie todt vor. — So verfloßen einige Minuten, als Schuldfried plötzlich die Augen aufschlug.

„Tage!" rief sie mit einer Stimme, die, obschon matt, dennoch ihre ganze Freude verkündete. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und flüsterte: „Gott sei Lob und Dank, daß Du gekommen bist!"

Bei Schuldfrieds Ruf ließ sich eine Bewegung im anstoßenden Zimmer vernehmen; ohne daß eines der Kinder darauf achtete, wurde die Thüre aufgeschoben und Frau Smiths düstere Gestalt erschien auf der Schwelle. Beim Anblick des Jungen zog sie sich schnell zurück, und unmittelbar darauf hörte man ein Geklingel. In der nächsten Minute trat Annika ein. Die Alte wagte nicht, zu brummen, obschon sie beim Anblick Tages große Lust zu hadern empfand; denn der Doctor hatte gesagt, Schuldfried müsse in Ruhe erhalten werden. Sobald sie davon zu sprechen anfing, daß er sich entfernen solle, wurde Schuldfried aufgeregt, und nun verstummte Annika sogleich. Schuldfried hielt Tages Hand fest und wollte nicht, daß er sie verlasse. Annika, die nicht wußte, wie sie sich benehmen sollte, ging zu Frau Smith hinein, um ihren Willen zu hören. Inzwischen ergriff Schuldfried den Arm Tages und sagte heftig:

„Tage, Du darfst nie davon reden, daß man uns geschlagen hat. Du hast es doch zu Niemand gesagt?"

„Nein, Schuldfried, das habe ich nicht.

Ehe ich Genugthuung für mich und für dich erhalten habe, sage ichs Niemand," antwortete der Junge mit einer stärkeren Farbe auf seiner Wange. Er erzählte jetzt, wie er sich fortgestohlen habe und daß er vor dem Frühstück wieder daheim sein müsse.

Als Annika zurückkam, brachte sie von Frau Smith die Erlaubniß mit, daß Tage wiederkommen und Schuldfried besuchen dürfe, wie er es wünsche. Frau Smiths Oberknecht erhielt Befehl Tage nach Junta zurückzukutschiren.

Bei seiner Heimkehr erhielt Tage Vorwürfe von Aberney; diese aber waren nicht gefährlich und wurden gänzlich vergessen, als der Professor versprach, daß er am folgenden Tag nach Ektorp gehen dürfe.

Nach einigen Wochen befand sich Schuldfried vollkommen auf dem Wege der Besserung und verbrachte die Nachmittage auf einer Bank außen im Hofe liegend. Sie litt jetzt nur am Schwindel, einem Uebel, von welchem der Doktor behauptete, daß sie es noch einige Zeit behalten würde. Tage war jeden Nachmittag bei ihr und dann las er ihr vor oder erzählte Geschichten.

Endlich nach einem Monat war sie vollkommen gesund und konnte zu ihrer unbeschreiblichen Freude die Fahrten nach Junta wieder unternehmen; aber mit den angenehmen Spaziergängen nach Hause war es zu Ende, denn der alte Anders brachte Schuldfried zu Wagen hin und her.

Oft, wenn Tage und Schuldfried allein waren, sprachen sie mit tiefer Erbitterung von Constantin Canitz, und dann pflegte das Mädchen mit feuerrothen Wangen und blitzenden Augen zu rufen:

„Wenn ich hundert Jahre alt würde, könnte ich die abscheuliche Schande nicht vergessen, daß Du und ich von ihm geschlagen worden sind. Mama hat immer gesagt, es sei eine unaustilgbare Erniedrigung, Schläge zu bekommen, und siehst Du, Tage, noch nie hat mich Jemand auch nur mit einem Finger berührt, um mich zu schlagen. Er, ein Canitz, hat es gethan und ich werde es ihm nie verzeihen."

Sie deutete auf die Schramme an Tage's Stirne und fügte hinzu:

„Bis in meinen Tod werde ich den Menschen verabscheuen, der Dir dieß zugefügt hat, und wenn ich seinen Namen höre, wird mich immer der Schlag schmerzen, den er mir ins Gesicht gab."

Constantin hatte nach den Vorfällen mit den Kindern ganz plötzlich Kronbrück verlassen, obschon alle Gäste und der General selbst noch blieben. Dr. Wagner war zum Bezirksarzt ernannt worden und somit ebenfalls geblieben.

Alles, was man von Constantins plötzlicher Abreise erfuhr, war, daß er noch am selben Abend, wo der Auftritt im Walde statt hatte, ein Billet erhielt, das ein Bote aus dem Gasthaus brachte. Nach Durchlesung desselben war er sogleich fortgeritten und erst am folgenden Morgen zurückgekommen, wo er den General aufsuchte und eine lange Unterredung mit ihm hatte.

Nachmittags erklärte der General seinen Gästen, sein Sohn müsse in die Kriegsschule in Petersburg eintreten.

Forts. folgt.)

## Vom Vesuv.

(Aus der Wiener „Presse.")

(Schluß.)

Auf der andern Seite des kleinen Kraters angelangt, konnten wir diese mit Muße betrachten. Erst seit ungefähr einem Jahre entstanden, hatte er die Gestalt eines der Seite des großen Schlackenkegels aufgesetzten kleinern Kegels, an den untern Theilen aus aufgerichteten Schlacken bestehend, oben hingegen aus den eigenen Auswürflingen aufgebaut. Der obere Theil dieses kleinen Kraters, der nur wenige Schuh im Durchmesser haben konnte, war mit lebhaften Farben geschmückt. Zumeist erschien ein glänzendes Schwefelgelb — grün und roth traten daneben in allen Schattirungen auf. Zahlreiche Schlacken in der Umgebung zeigten eben dieselbe Färbung. Viele Touristen nehmen solche Steine, deren Ueberzeugung sie für Schwefel halten, als Andenken einer Vesuv-Besteigung mit, um sie, nach Neapel zurückgekehrt, mit großem Entsetzen wegzuwerfen. Denn das Eisenchlorid, welchem diese Schlacken ihre lebhaften Farben verdanken, hat die unangenehme Eigenschaft, in feuchter Luft zu zerfließen bei welchem Vorgang die Salzsäure langsam ab-

tropft und die Umgebung zerstört. Allerdings ein fataler Umstand für Rocktasche und dergleichen!

Aus der Oeffnung des kleinen Kegels stiegen Dampfwolken, dann und wann von seltsamen Lichtern erhellt. Ueber die Natur dieser Beleuchtung konnten wir uns nicht einigen, mehrere von uns wollten wirkliche Flammen aus dem Krater schlagen sehen; mir schien jedoch der Dampf nur durch Reflexwirkung zu leuchten. Die inneren Kraterwände sind jedenfalls glühend und daher wohl im Stande, die Dampfsäule über dem Krater zu beleuchten, wie etwa die geöffnete Feuerungsthür einer Lokomotive die Dampfwolke ihres Schornsteins leuchten macht.

Hie und da sprühten auch feurige Schlacken aus dem kleinen Krater, der jedoch im allgemeinen nur Dampfwolken ausstieß. Wir konnten uns demselben ganz gut nähern und hätten den Rand erklimmen können, wenn das Material des Kegels nicht zu bröckelig gewesen wäre.

Nach rasch aufgenommener Skizze begannen wir die Wanderung um den großen Krater, den wir nur von der Windseite aus ersteigen konnten, um vor den ausgeworfenen Schlacken geschützt zu sein.

Wir passirten eine Solfotare, deren Dampf uns sehr belästigte. Dazu trieb uns der immer stärker werdende Wind Regentropfen mit Asche vermischt entgegen, ja es entstand ein förmliches Aschenwehen, welches uns nicht wenig im Gehen hinderte. Endlich war die Stelle erreicht, welche unser umsichtiger Führer für geeignet hielt, den Rand zu ersteigen und einen Blick in das Innere des Kraters zu werfen.

Rasch wurde der letzte Wall überwunden, der uns noch vom Krater trennte und der Rand erreicht — vor uns lag eine unbestimmte Tiefe, erfüllt mit dichtem Rauch und Dampf, nur wenige Klafter konnten wir die Wände senkrecht, ja an mehreren Stellen überhängend abstürzen sehen. Der Führer wollte zwar anfangs an dieser Stelle eine Eruption abwarten, da dieselbe an der entgegengesetzten Seite des Kraters stattfinden mußte; doch fand er es gerathener, nicht allzuviel zu wagen und wir verließen nach kurzem Aufenthalt die Spitze des Vulkans.

Unseren Weg um den Gipfel fortsetzend, gelangten wir bald an die Stelle, an welcher wir beim Heraufsteigen den Absatz erreicht hatten, der ringsum den obersten Gipfel umgibt als Spur eines einstigen gewaltigen Ausbruches, durch den der damalige Gipfel in die Luft geschleudert worden. Wir ruhten hier eine kurze Zeit und betrachteten die nun in kürzeren Pausen erfolgenden Eruptionen des großen Kraters. Lauter erdröhnte das vorhin erwähnte Getöse des Berges, welches ganz eigener Art war und weder beschrieben noch mit einem anderen Schall verglichen werden kann. Es ähnelt noch am meisten einem schlecht geleiteten Pelotonfeuer, verbunden mit einem Knirschen, welches wahrscheinlich von der Reibung der ausgeworfenen Steine untereinander und an der Wandung des Schlotes herrührte. Wir konnten nun sehen, wie sich die Auswürflinge von einer rückwärts liegenden schwarzen Wolkenwand leuchtend abhoben — eine großartige Wiederholung des Schauspiels, welches wir die Nacht zuvor von Neapel aus genossen hatten. Es schien, als ob der verminderte Luftdruck (der Wind war mittlerweile zu einem heftigen Sturme angeschwellen) die Eruptionen stärker und schneller aufeinander folgen ließ.

Nun aber wurden wir durch immer erneuerte, an Heftigkeit zunehmende Regenschauer gezwungen, uns von dem prachtvollen Anblick loszureißen. Der Führer wies uns einen anderen Weg in's Atrio hinab, durch losen Sand, über den wir kaum den Gipfel erreicht haben würden.

Im Atrio harrten unsere Pferde, auf denen wir zum „Eremiten eilten. Seine gastlichen Räume waren überfüllt mit Touristen, welche den Vesuv besuchen wollten und daran durch die Ungunst des Wetters verhindert wurden. Wir hielten uns nur so lange Zeit auf, als die Trocknung unserer Kleider und ein frugales Mahl in Anspruch nahmen, um so bald als möglich den Heimweg fortzusetzen.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 41. Freitag, 10. Mai 1827.

## Maienwonne.

Der Frühling hat wieder sein grünes Gewand
Sich um die Schultern geschlagen,
Die rieselnde Quelle durchwandert das Land,
Sie gleicht einem blitzenden, silbernen Band,
Und Schwalben die Lüfte durchjagen.
Die Wandervögel kamen herbei,
Die eilig die Wolken durchschifften,
Und jauchzend ertönet ihr Jubelgeschrei,
Auf Fluren, auf Feldern und Triften.

Willkommen, Du leichtes, geflügeltes Heer,
Du nahest in endlosen Zügen,
Du schwangest Dich über das brausende Meer,
Wie zog Dich die Sehnsucht so mächtig hierher,
Der Süden nicht konnt' Dir genügen.
Der Storch sucht wieder sein heimisches Dach,
Die Amsel ihr Wäldchen, das traute,
Die Schwalbe kehrt wieder zum Sims und zum Fach,
Zum Nest, das sie kunstvoll erbaute.

Ihr brachtet, was wir schon entbehret so lang,
Ihr Herzigen brachtet es wieder,
Den flötenden Ton und den süßen Gesang,
Der Nachtigall tiefaufathmenden Klang,
Und die Fülle der herrlichsten Lieder.
Und wer noch von Kummer und Elend beschwert,
Der Frühlingsluft wollte entsagen,
Ihr herzigen Sänger, den habt ihr's gelehrt,
Der Sorgen sich rasch zu entschlagen.

Der Frühling durchwirkte den Teppich der Au,
Mit Blumen, mit blauen und rothen,
Es funkelt auf Kelchen und Gräsern der Thau,
Welch' reiche und welch' unermeßliche Schau
Wird dem jauchzenden Herzen geboten!
Wie bist Du, Natur, so verschwenderisch,
Wie bist Du so reich an Erbarmen,
Wie deckst Du mit Gaben der Liebe den Tisch
Selbst den Verlass'nen und Armen!

H. Z.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Wir wollen uns sechs Jahre weiter versetzen. Für die Bewohner von Ektorp und Junta waren sie verflossen, ohne daß sich etwas besonders Merkwürdiges zutrug.

Jeden Herbst reiste Professor Aberney von Junta nach Abo. Tage und Tante Sara zogen dann mit, und während ihrer Abwesenheit wurde Junta von einem Oberknecht und seiner Frau bewohnt. In Ektorp verfloß der Winter einförmig; Schuldfried las, spielte, arbeitete, fuhr in die Kirche und besuchte die eine oder andere Hütte, wo ihre mildthätigen Hände immer einen Segen hinterließen. So war ihr Leben von Kindheit auf dahingegangen, und sie empfand keine Sehnsucht nach einer andern Lebensweise.

Im Frühjahr kehrte Aberney nach Junta zurück; sie traf dann ihren guten Freund Tage und Tante Sara wieder, und nun begannen die Lektionen, Spaziergänge, Spiele und Gespräche, welche Schuldfried immer mehr an Tage und Aberney fesselten. So waren drei Jahre vergangen. Am vierten Frühling kamen Sara und Aberney allein. Tage war auf Aberneys Wunsch nach Schweden gegangen und sollte sich in Carlsberg zum Marineoffizier ausbilden.

So verflossen drei Jahre, ohne daß Schuldfried ihren theuren Jugendfreund wieder sah.

Schuldfried zählte jetzt siebzehn Sommer. Aus dem hübschen Kinde war eine schöne Jungfrau geworden, die noch immer ihren frischen frohen Sinn und ihr ungekünsteltes Herz bewahrte. Das in vollkommener Einsamkeit erzogene Mädchen hatte indeß Nichts von der Scheu eines Einsiedlers, und wußte von keiner schwermüthigen Träumerei. Wenn sie manchmal beim Singen ihrer Lieder träumte, so waren es heitere Träume, frisch und natur-

wahr, wie ihr ganzes Wesen, oder auch stolz wie ihr Charakter, niemals aber sehnsuchtskrank oder wehmüthig.

Fröhlig wie eine Lerche, eilte sie an einem schönen Tag zu Anfang Mai nach Junta. Sie war durch einige Zeilen Aberneys von seiner Ankunft daselbst unterrichtet worden. Ihr guter Freund war im höchsten Grad überrascht, als er seinen Schützling wieder erblickte, und sah, wie sie sich in den letzten Monaten zum Weibe entwickelt hatte. Der Blick den er auf sie heftete, bewies, daß der gelehrte Mann, obschon in seine Studien vertieft, gleichwohl von einer ungewöhnlichen Schönheit überrascht werden konnte.

Tante Sara, deren ganz besonderer Liebling sie geworden war, bewirthete sie mit allem Kostbaren, was ihre Vorrathskammer an Eingemachtem und Backwerk besaß, und das junge Mädchen war an Seele und Herz noch so vollkommen Kind, daß sie sich all die guten Sachen, die Sara aufstellte, recht wohl munden ließ. —

Der erste und auch der zweite Besuch auf Junta wurden vollständig von Erzählungen, wie man den Winter zugebracht, so wie von all den mehr oder weniger merkwürdigen Ereignissen, die einigermaßen von der täglichen Ordnung abwichen, in Anspruch genommen. Vor dem Erker sitzend, erzählte sie ihrem guten Freund, wie sie Aberney fortwährend nannte, daß sie ein langes Gewebe gemacht, daß sie so und so viel Garn gesponnen, welche Bücher sie gelesen, welche Musik sie eingeübt, wie oft sie die Kirche besucht, was für schöne Topfpflanzen sie aufgezogen, und wie viele Taubenpaare sie jetzt besaß. Als der Bericht über all diese Merkwürdigkeiten zu Ende war, fügte sie hinzu:

„Ich habe auch Reiten gelernt."

„Reiten!" wiederholte Sara und sah bestürzt von ihrer Stickerei auf. „Das ist nicht möglich. Es ziemt sich nicht für ein sittsames Mädchen. In meiner Jugend würde man so etwas nicht gestattet haben. Bloß sehr vornehme Damen können sich solche Unweiblichkeiten erlauben, ohne daß es sehr auffällt."

„Wenn eine vornehme Damen reiten kann, ohne daß es anstößig ist, so kann auch ich es thun; denn was für die eine paßt, das paßt auch für die andern." Schuldfried sah mit einer lächelnden und trotzigen Miene Tante Sara an. „Annika daheim," fuhr sie fort, „bekam beinahe einen Schlag, als sie mich zum Erstenmal zu Pferde sah. Sie sprang sogleich zur Mama, um zu klagen; aber damit war Nichts gewonnen. Ich erhielt von meiner Mutter volle Erlaubniß, meinen Zelter zu tummeln. Schuldfried lachte. Tante Sara glättete ihre Schürze, ein Zeichen, daß die Alte bei übler Laune war. Aberney ergriff, mit echter Professorsmiene das Wort:

„Liebes Kind, das solltest Du, glaube ich, ganz bleiben lassen. Eine Reiterin zu sein ist gerade nichts, was ein Weib schmückt. Es ist gar nicht anmuthig zu sehen, wie ein junges Mädchen gleich einem Kosaken zu Pferde einhersprengt. Wir Männer bewundern in der Frau gerne ein schüchternes und mildes Wesen, das in seinem Thun und Lassen alles Mannhafte verabscheut."

„Ach, mein guter Freund, ein solches mildes und schüchternes Wesen werde ich nie," versetzte Schuldfried. „Die Furcht ist mir fremd, und da ich nichts Böses thue, so muß ich Alles thun können, was mich gelüstet. Ich liebe Bewegung und Freiheit. Diese zwei Vortheile habe ich besessen, soweit ich mich zurückerinnern kann. Sie waren meine Schätze und sind es noch jetzt; deßhalb liebe ich es, wie eine Windsbraut auf meinem Pferde dahinzufliegen. Wollte Gott, daß ich ein rechtes Reitpferd besäße, aber so glücklich bin ich nicht."

Ein kleiner Disput entstand zwischen Schuldfried und Aberney, wobei er sich über den wirklich überlegenen Verstand des Mädchens, ihr logisches Denken und die Klarheit ihrer Beweisführung wundern mußte. Dieß war indeß ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß Schuldfried, in Folge der wissenschaftlichen Richtung, die sie durch Aberney erhalten, ihren Geist wahrhaft ausgebildet und ihren von Natur außerordentlich guten Kopf ungewöhnlich geübt hatte.

Bei ihrem dritten Besuch begannen die Lektionen wieder. Wenn Schuldfrieds Stimme schon in ihren Kinderjahren schön war, so hatte sie jetzt eine ganz ungemeine Kraft und Klarheit gewonnen und war eine wahre Nachtigallenstimme geworden.

Ein Paar Wochen verflossen schnell für Schuldfried, die ihre Lektionen liebte und sich

an der Seite ihres väterlichen Freundes so glücklich und froh fühlte. Eines Tages beschloß Schuldfried nach Junta zu reiten. Sie machte den Weg sonst immer zu Fuße. Der Oberknecht Ivar hatte ihr Mittags gesagt, daß Bleß, das beste von den drei Pferden auf Ektorp, frei sei, im Fall das Fräulein davon Gebrauch machen wolle. Natürlich wollte Schuldfried das, und der Oberknecht erhielt den Auftrag, es zu satteln.

Nach dem Mittagessen ging Schuldfried in den Stall hinab. Sie wollte Annika nicht wissen lassen, daß sie ritt, weil die Alte sonst ein Geschrei von dem Schreck angefangen hätte, worin Schuldfried sie versetzte.

In einem kurzen Blousenröckchen und Beinkleidern von dunklem selbstgewobenem Zeug mit einem runden Strohhut auf dem Kopf, war Schuldfried eine, wenn auch nicht gerade elegante, doch ausgezeichnet schöne Reiterin. Mit dem Pferde und Geschirr verhielt es sich jedoch anders. Bleß war ein kleiner, brauner Bauernklepper, mit einem weißen Stern auf der Stirne, einer langen ungekämmten Mähne und kurzen Ohren, die er unaufhörlich spitzte. Die Ausrüstung bestand aus einem alten abgetragenen Sattel, den der Oberknecht bei irgend einer Auction gekauft, sowie aus einem Zaumgeschirr, das ebenfalls seine besten Tage gesehen hatte. Die Zügel waren von Hanf, allerdings ganz neu, aber unbeschreiblich einfach. Doch was bedeutete das Alles? Die Hauptsache für Schuldfried war, daß sie reiten durfte; das Uebrige war Nebensache. Fröhlich und stolz saß sie im Sattel, gleich, als wäre ihr Klepper ein ausgezeichneter andalusischer Springer und das Gebiß mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Es ging frisch weg, obschon nur im sogenannten Hundetrab. Als sie ein Stück weit gekommen war, hielt sie ihr Pferd an und ließ es im Schritt gehen. Der Wald war Schuldfrieds Entzücken und durch diesen ritt sie immer langsam.

Gott weiß, an was das Mädchen dachte, während Bleß mit seiner Last gemächlich voranschritt. Ganz plötzlich wurde sie durch Hufschläge hinter ihr, aus ihren Gedanken geweckt. Es kam Jemand in gestrecktem Galopp einhergeritten. Bleß erhob seinen Kopf und wieherte. Schuldfried wandte sich um und wartete mit nicht geringer Neugierde, wer es wohl sein könnte. Sie erinnerte sich nicht, einen Reiter in der Gegend gesehen zu haben, seit General Canitz vor drei Jahren gestorben war. Daß es kein Bauernjunge war, der auf der Waide umherritt, hörte man wohl an den leichten Hufschlägen.

„Wie angenehm," dachte Schuldfried, „daß man einmal einen Fremden zu sehen bekommt! Das wäre wahrhaft epochemachend!

Kaum hatte sie das gedacht, als ein schneeweißer Zelter den kleinen Hügel heransprang, den sie hinter sich gelassen hatte. Das Pferd trug auf seinem Rücken einen schlanken Reiter.

Ohne im Mindesten über den Anblick eines jungen Mannes zu Pferde zu erschrecken, ließ Schuldfried ihren Bleß seinen bescheidenen Hundetrab weiter gehen und wartete ungeduldig, bis sie den Reiter zu sehen bekäme. Jetzt war er ganz nahe. Wieder wandte sie ihren Kopf.

Bei dieser Bewegung riß der Reiter die Zügel an sich, just in dem Augenblick, wo sein Pferd vorbeispringen sollte. War es die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens, oder war es der eigenthümliche Anblick dieser schlanken, eleganten Frauengestalt in einem so dürftigen Reitkleid und auf einem Pferd, das zu ganz andern Diensten bestimmt war, als es jetzt verrichtete, was den jungen Mann veranlaßte, so plötzlich anzuhalten, oder war es wirklich der Grund, den er angab, als er seine Uniformsmütze abnahm und sagte:

„Entschuldigen Sie und erlauben Sie mir die Frage, ob dieß der rechte Weg nach Kronbrück ist?"

Seine Augen hafteten mit dem Ausdruck der größten Ueberraschung auf dem Mädchen.

„Nein Sie sind ganz davon abgekommen, und müssen entweder bis zu dem Kreuzweg bei Junta vorreiten oder zurück bis zu dem Hauptweg am Ende des Waldes," antwortete Schuldfried, zwar mit einer starken Röthe auf den Wangen, aber sonst ohne allen Zwang. Sie hatte mit der Hand die beiden verschiedenen Richtungen bezeichnet, die er einzuschlagen hatte.

„Dann will ich lieber vorwärts," antwortete der junge Mann mit einem fremden Accent: „ich kehre nicht gerne um, wenn ich einen Weg betreten habe."

„Dieß ist gleichwohl zuweilen unumgänglich

nöthig, denn sonst würden wir nie in die Heimath zurückkehren, die wir verlassen müssen."

Schuldfried sagte dieß mit ihrer gewöhnlichen Ungezwungenheit, ohne sich durch die klaren und strahlenden Augen des Fremden belästigt zu fühlen. Sie war sich ihrer eigenen Schönheit viel zu wenig bewußt, um den Ausdruck unverstellter Bewunderung in seinem Blicke zu beachten. Der junge Mann dagegen schien gar nicht geneigt, seinen Weg allein fortzusetzen, sondern ritt im gleichen Schritte mit Schuldfried weiter, nahm das Gespräch wieder auf und führte es auf eine eigenthümlich lebhafte und originelle Art, die unwillkürlich interessirte. Schuldfried wußte kein Wort davon, bis sie an dem Kreuzweg waren.

„Hier scheiden sich unsere Wege," sagte sie lächelnd; „Kronbrück liegt rechts."

„Und wohin geht Ihr Weg?" fragte der Fremde.

„Links nach Junta. Wenn Sie jetzt gerade vorwärts reiten, werden Sie bald die Hauptstraße finden." Sie nickte zum Abschied mit dem Kopfe.

„Erlauben Sie eine Frage: Ist das Ihre Heimath, wohin Sie jetzt reiten?"

„Nein, ich will nur einen Freund besuchen Leben Sie wohl!" Schuldfried nickte abermals mit dem Kopfe. In dieser Bewegung lag etwas so bestimmt Abweisendes, daß des jungen Mannes einzige Antwort darin bestand, seine Mütze abzunehmen und mit einigen verbindlichen Worten für die angenehme Gesellschaft zu danken, worauf er sich im Galopp entfernte.

Nachdenklich setzte Schulfried ihren Weg fort. Die feinen schönen Gesichtszüge des Fremden, seine stolze und dennoch ungezwungene Haltung, seine tiefen und durchdringenden Augen, Alles das hatte auf Schulfried einen lebhaften Eindruck gemacht, besonders da in diesem Gesichte etwas lag, was ihr bekannt vorkam.

„Vermuthlich gleicht er irgend einem Traumbild in meinem Innern," dachte Schulfried lächelnd, „denn in der Wirklichkeit selbst habe ich noch keinen andern Menschen gesehen, als den Pastor, Aberney, Tage und Tante Sara so wie die Leute im Hause."

An diesem Tage ging es mit der Lektion ungewöhnlich schlecht. Schulfried schenkte dem naturgeschichtlichen Vortrag ihres guten Freundes keine Aufmerksamkeit, sondern unterbrach ihn unaufhörlich mit Fragen über ganz andere Gegenstände. Endlich sagte sie lachend:

„Heute wäre es gewiß angenehmer, Etwas über Finnland und den letzten Krieg zu hören. Ach, mein guter Freund, die Wärme ist so drückend, daß ich nicht denken kann."

Aberney sah mißlaunisch aus, was er seit der Ankunft Schuldfrieds gewesen war; denn es war ihm unangenehm, sie zu Pferde zu sehen. Aber bei diesem Beweis von mangelndem Interesse wurde er es noch mehr. Schuldfried bemerkte sogleich die Wolke auf seiner Stirne; sie neigte ihren Kopf schief und sagte lächelnd.

„Sie dürfen nicht böse sein, Onkel, wenn ich zuweilen unaufmerksam bin, aber dieß kommt daher, daß mich manchmal eine Sehnsucht ergreift, von diesem Lande reden zu dürfen, das so manche blutige Kämpfe durchgemacht hat und das ich eben deshalb so innig, so von ganzem Herzen liebe, daß ich mich nie versöhnen kann mit . . ." Eine Hand legte sich auf Schuldfrieds Lippen: es war Tante Sara.

Inzwischen war die Wolke von Aberneys Stirne verschwunden, und er begann von diesem Finnland zu reden, das auch ihm lieb und theuer war. Ein Besuch des Pastors unterbrach indeß bald das Gespräch, und da Aberney, jetzt von diesem in Anspruch genommen wurde, so nahm Schuldfried Abschied und begab sich nach Hause. Als sie den großen Waldweg hinabritt, wunderte sich Schulfried darüber, daß sie Onkel Aberney Nichts von der Begegnung mit dem Fremden gesagt hatte. Sie konnte nicht begreifen, warum sie es nicht gethan, und wäre beinahe umgekehrt, um diesen Fehler gut zu machen, als ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand am Kreuzweg gelenkt wurde. Dort stand nämlich ein weißes Pferd an einen Baum gebunden Sie erkannte es sogleich. Forts. f.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

**Nro. 42.** Sonntag, 12. Mai **1827.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Hat er seinen Weg nach Kronbrück nicht fortgesetzt?“ fragte Schuldfried in Gedanken; „oder warum hat er das Pferd hier gelassen?“

Jetzt erhob sich eine männliche Gestalt. Er hatte von den Gebüschen verdeckt unter dem Baume gelegen, wo das Pferd stand. Ehe Schuldfried an Ort und Stelle kam, hatte er sich in den Sattel geschwungen, und erwartete sie zu Pferde.

„Zürnen Sie über meine Keckheit, Sie hier zu erwarten?“ fragte er mit einer höflichen Verbeugung und einem verbindlichen Lächeln.

„Sie wollten ja nach Kronbrück?“

„Allerdings; aber bei näherer Ueberlegung zog ich es vor, den andern Weg zu nehmen, den Sie mir bezeichneten.“

„Geschah es darum, weil sie dann doppelt so weit zu reiten hatten?“

„Ja es gibt wirklich in unserm Leben Augenblicke, wo wir die Zeit festzuhalten und den Weg zu verdoppeln wünschen, den wir zurückzulegen haben.“

„Sie sagten indeß, daß Sie nicht gerne umkehren.“

„Das ist wahr, aber ich kehre nicht um, sondern setze nur meinen Weg fort. Im Uebrigen liegt in den Umständen so viel, was veranlaßt, unser Benehmen zu ändern. Nur unsere Prinzipien dürfen nie verändert werden.“

Ohne eine weitere Erlaubniß abzuwarten ritt er neben Schuldfried her.

„Wenn man Finnland zum ersten Mal besucht,“ sagte er im Laufe des Gesprächs, „so hat seine Natur etwas Abschreckendes durch seine tiefen Wälder, seine Moräste und seine Berge. Das Land ist für einen Nichteingebornen nicht sehr einladend.“

„Das sagen Sie, weil Sie dieses Land mit seinem Reichthum an Seen und seiner großartigen Natur nicht kennen. Ach in meinen Augen ist es schön und lieblich.“

„Sie sind darin geboren und erzogen. Wenn Finnland noch so häßlich wäre, so hätte es doch ein Recht auf seine schönen Töchter stolz zu sein.“

„Sagen Sie lieber auf seine muthigen Söhne. Seine Männer sind wie die Felsen, bei denen sie aufgewachsen sind, stark und muthig.“

Der junge Mann lächelte, indem er antwortete:

„Das glauben wir alle von unsern Landsleuten.“

„Möglich, aber in diesem Fall entscheidet die Geschichte. Das Volk, das mit Heldenmuth für seine Selbstständigkeit gesiegt und gestritten hat, ist von Charakter ein großes Volk.“

„Wie die Finnen,“ fiel der Fremde etwas ironisch ein.

„Ja, das finnische Volk ist groß von Charakter,“ antwortete Schuldfried mit flammenden Wangen und blickte den Fremden stolz an.

„Ich kenne Ihr Volk nicht, aber ich glaube gern was so schöne Lippen sprechen, besonders wenn es mit so vieler Begeisterung vorgetragen wird. Sie dürfen indeß nicht vergessen, daß Finnland jetzt ein russisches Fürstenthum ist. Es ist also nicht immer siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen.“

„Es wurde nicht besiegt, sondern verrathen. Gegen die Gewalt hat der Finne bis auf den letzten Mann gestritten, aber gegen Betrug und Verrath gibt es keinen Heldenmuth.“

„So jung und schon so heimisch in ernsten Dingen, daß Sie mit Wärme Ihre Nation vertheidigen?“

Das Interesse des Fremden hatte sich bedeutend gesteigert.

„Sind wirklich hohes Alter und große Kenntnisse nöthig, um die Vatererde zu lieben? Jeder Bauer hegt ja dasselbe Gefühl. Die Liebe zum Vaterland ist uns angeboren.“

„Möglich; sie ist indessen ein Instinkt, den nicht Alle haben. Ich kenne Menschen, welche die ganze Welt als ihr Vaterland betrachten."

„Dieß müssen sehr Wenige sein."

„Glauben Sie das?" sagte der Fremde mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Ich gehöre leider zu diesen Wenigen, die kein Vaterland anerkennen."

„Ich beklage Sie," versetzte Schuldfried und versetzte ihrem Pferde einen kleinen Schlag mit der Weidengerte, die sie als Reitpeitsche benützte.

Bleß trabte ein wenig schneller.

„Warum reiten Sie ein so schlechtes Pferd?" rief der Fremde unwillkürlich, als er eine Weile den Bauerngalopp betrachtet hatte, welchen Bleß ausführte.

„Aus dem einfachen Grund, weil ich kein anderes besitze," antwortete Schuldfried lachend, ohne im Mindesten verlegen zu werden.

„Wer hat sie reiten gelernt?"

„Unser Oberknecht und ich selbst. Sie halten mich ganz gewiß für eine schlechte Reiterin. Aber das bedeutet Nichts, denn ich reite einzig und allein, weil ich es angenehm finde. Ach, ich möchte wie ein Sturmwind dahineilen können!"

„Wirklich! Und doch reiten Sie so langsam?"

„Durch den Wald, ja! Da lausche ich gerne auf die Seufzer der Waldfrau, die durch die Bäume säuseln, und auf den Gesang der Vögel; da ist mir so wohl."

Es entstand eine kleine Pause. Schuldfried hatte ihr Pferd wieder im Schritt gehen lassen und schien einige Augenblicke vergessen zu haben, daß sie nicht allein war. Der Fremde brach das Stillschweigen.

„Sie wohnen hier in der Gegend?"

„Ja ich bin hier aufgewachsen."

Sie waren jetzt auf einem Hügel, und durch eine Oeffnung im Wald zeigte sich ein schöner Landsee und an demselben ein Gut. Schuldfried deutete auf das Letztere und fügte hinzu:

„Dort liegt meine Wohnung Ekorp."

Ah!" — Eine leichte Wolke glitt über die breite und klare Stirne des Fremden, als drängte sich ihm eine unangenehme Erinnerung auf.

„Sie sind vermuthlich ein Reisender, der Finnland zum Erstenmal besucht," begann Schuldfried wieder, ohne die Veränderung auf seinem Gesicht zu bemerken.

„Ja, ich bin ein Reisender, und halte mich gegenwärtig in Kronbrück auf."

„In Kronbrück! — Der Eigenthümer ist also zurückgekehrt? Er war, Gott sei Dank! mehrere Jahre nicht hier."

„Warum sagen Sie, Gott sei Dank?

„Weil . . . weil . . . er Russe ist," antwortete Schuldfried. „Für jeden solchen, der sich nicht in Finnland befindet, danke ich Gott."

Das Gesicht des Fremden verfinsterte sich, und es lag ein eigenthümlicher Ausdruck in seiner Stimme, als er antwortete:

„Sie sind unbedachtsam und vergessen gänzlich, daß ich ein Fremder bin."

„O nein; aber welchen Nutzen hätten Sie davon, wenn Sie meine Worte übel deuteten? Ich habe ja blos gesagt, was ich denke, und das kann doch kein Verbrechen sein?"

„Zuweilen doch, z. B. wenn ich selbst ein Russe wäre!"

„Sie!" — Schuldfried zerrte so stark an ihrem Pferde, daß Bleß, der an solche Bewegungen ganz und gar nicht gewöhnt war, einen heftigen Seitensprung machte und bei dieser Gelegenheit die Reiterin aus dem Sattel warf. Sogleich stand der Fremde auf dem Boden und beugte sich hinab, um Schuldfried aufzuheben. Bleß, der sich frei fühlte, folgte seinem Verlangen nach dem Stalle und sprang in vollem Carriere nach Hause. Das Pferd des Fremden dagegen blieb lammfromm stehen, während sein Herr Schuldfried aufhob.

„Wie ist's? Haben Sie sich beschädigt?" fragte er theilnehmend.

Ein sonderbares Spiel des Schicksals wollte, daß sie sich jetzt auf demselben Platze befanden, wo Constantin vor sechs Jahren Tage und Schuldfried mißhandelt hatte.

„Ich kann auf dem einen Fuß nicht stehen; ich muß ihn verrenkt haben," antwortete Schuldfried, die bei dem Versuche zu stehen vor Schmerz todesblaß wurde.

Mit starken Armen trug der Fremde sie auf eine weiche Grasbank, wo er sie niedersetzte.

„Dieses Ihr Mißgeschick muß ich auf mein Gewissen nehmen," sagte er. „Wie stehts mit dem Fuße?" fügte er sanft hinzu. „Wenn Sie nicht hier bleiben wollen, so reite ich auf

Ihr Gut und schaffe einen Wagen her; oder wenn Sie auf meinem Pferde sitzen zu können glauben, so will ich Sie zu Fuße begleiten. Das Gehen wird, wie Sie selbst finden, unmöglich."

„Ach, da will ich lieber Ihr Pferd benützen. Sie sind gar zu gütig, daß Sie es mir so ritterlich anbieten."

Schuldfried lächelte.

„Aber Sie dürfen nicht länger hier bleiben, denn Ihr Fuß erfordert baldige Hülfe, und bis ich nach Kronbrück zum Arzte komme, steht es noch lange an."

„Zum Arzte!" rief Schuldfried erschrocken. „Nein, um Gottes Willen, schicken Sie nach keinem Arzte. Man wird mich daheim schon pflegen."

Das Wort Arzt erinnerte sie an das einzige Mal, wo sie eines solchen bedurft hatte.

„Und man wird es schlimmer machen. Das ist wahrscheinlich."

Er beugte sich hinab um Schuldfried aufzuhelfen, aber sie schob sachte seinen Arm zurück und sagte:

„Ich bin schon manchmal gefallen und habe mir wehe gethan, aber ich habe nur ein einziges Mal ärztliche Hülfe gebraucht. Versprechen Sie mir daher, daß sie keinen Arzt schicken wollen."

„Ich verspreche Nichts; aber ich sage mit aller Bestimmtheit, daß Sie hier nicht länger bleiben dürfen. „Ehe Schuldfried noch weitere Einwendungen machen konnte, war sie vom Boden aufgehoben und auf das Pferd gesetzt.

„Thut der Fuß sehr weh?" Schuldfried konnte vor Schmerz kein Wort sagen; auch erwartete er keine Antwort, sondern nahm das Pferd beim Zügel und brachte so das arme Mädchen nach Ektorp. Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt. Am Thor bat Schuldfried ihren Begleiter, er möchte anhalten und ihr aus den Sattel helfen, was er auch that. Sie setzte sich auf eine kleine Bank, die dort stand, und als er sie über den Hof führen wollte, sagte sie:

„Nein, lassen Sie mich hier bleiben. Wenn Sie sich entfernt haben, will ich Jemand zu Hülfe rufen."

„Warum erlauben Sie nicht, daß ich Sie die wenigen Schritte über den Hof begleiten und stützen darf?"

„Meine Mutter sieht nicht gern Gäste," antwortete Schuldfried. Er betrachtete sie einige Minuten, als wäre er unschlüssig, ob er gehorchen solle oder nicht; dann nahm er seine Mütze ab, machte eine achtungsvolle Verbeugung und entfernte sich mit den Worten:

„Leben Sie wohl! Möge Ihr Fuß bald gut werden!"

Fortf. folgt.)

## Ein Arbeiterfreund.

In Nürnberg feierte in den ersten Tagen des Mai die Cramer-Klett'sche Fabrik ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Die 3000 in dieser Fabrik beschäftigten Arbeiter hatten einen dem dermaligen Chef Hrn. Reichsrath v. Cramer-Klett, zu bringenden großartigen Fackelzug beschlossen, welche Ovation jedoch dankend abgelehnt wurde. Als das Komite der Arbeiter ihrem Herrn die Glückwünsche ihrer Kameraden überbrachte, wurde ihnen von Hrn. v. Cramer-Klett Näheres über die wahrhaft großartigen Stiftungen, welche er aus Anlaß dieses Jubiläums neuerdings errichtet hat, mitgetheilt. „Meinen Dank" — heißt es in der am Morgen des 2. Mai an die Arbeiter vertheilten Proklamation — „mögt ihr aus den folgenden Anordnungen erkennen, zu welchen mir die heutige Gedächtnißfeier Veranlassung gibt: 1) Ich bestimme die Summe von 6000 fl. zum Besuche der Wiener Ausstellung durch eine Anzahl von Arbeitern. 2) Abgesehen davon, daß eine Anzahl von Häusern, welche schon früher für 31,000 fl. von mir erworben wurden, jetzt Wohnungen für Arbeiterfamilien bieten, habe ich eine Summe von 25,000 fl. dazu bestimmt, durch leihweise Zuschüsse einzelnen Arbeitern die Erwerbung eines Hauses zu erleichtern, und sind hievon bereits 20,000 fl. verausgabt. Außerdem habe ich inzwischen für den Betrag von 30,000 fl. Bauplätze zur Errichtung von Wohnungen angekauft. Mit dem Heutigen bestimme ich nun die weitere Summe von 150,000 zur Erbauung von Miethwohnungen und Einzelhäusern für Arbeiter. Mit dem Bau der Miethwohnungen ist bereits begonnen. Die Miethpreise der Wohnungen und die

Erwerbspreise der Einzelhäuser sollen durch ihre Billigkeit zu einer Herabsetzung der Miethen überhaupt beitragen. 3) Meine Fabrikschulstiftung von ursprünglich 15,000 fl. beträgt jetzt 20,000 fl. Grundkapital und 2500 fl. Jahreszuschuß. Ich bestimme nun außerdem den Beitrag von 30,000 fl., welche je nach Bedarf in den nächsten zehn Jahren zur Bezahlung von Schulgeld für die Kinder meiner Arbeiter verwendet werden soll. Wird innerhalb des obigen Zeitraums, wie zu erwarten steht, das Schulgeld überhaupt aufgehoben, so fällt der Rest des ausgesetzten Betrages der Fabrikschulstiftung zu. Möge das nun kommende Vierteljahrhundert für euch und für die Fabrik ein segensreiches werden! Möge das gute Verhältniß zwischen der Fabrikleitung und den Arbeitern, auf das wir alle stolz sein können, ein stets gleich freundliches und gedeihliches bleiben! Mit diesem Wunsch und in dieser Hoffnung rufe ich euch allen zu: ein herzliches Glück auf!" — Die städtischen Behörden überbrachten Hrn. v. Cramer-Klett eine Adresse, das Ministerium des Innern beglückwünschte denselben telegraphisch und von S. M. dem König erhielt er folgendes Handschreiben: „Hr. Reichsrath v. Cramer Klett! Leider habe Ich erst nachträglich in Erfahrung gebracht, daß am 2. Mai die Feier des 25jährigen Besitzes Ihres Etablissements in Nürnberg begangen wurde. Es war ein Fest der Dankbarkeit; denn die großartigen Erfolge, welche Sie durch ihre Leitung an das Unternehmen zu binden wußten, sind bei Ihrem hochherzigen Gemeinsinn und der warmen Theilnahme an dem Wohl und Wehe Ihrer Arbeiter, von welcher Sie neuerdings durch eine Reihe von Stiftungen den glänzendsten Beweis gaben, für Tausende ein Segen geworden. Im Interesse der vaterländischen Industrie, im Interesse Meiner treuen Stadt Nürnberg und der vielen Familien, welchen Sie an den Früchten Ihres Schaffens so reichen Antheil gewähren, wünsche Ich aus ganzem Herzen, daß der Himmel Ihnen noch lange Jahre jene hervorragende Leistungsfähigkeit erhalte, durch welche das vor 25 Jahren in Ihren Besitz gelangte Unternehmen zu so bewunderungswürdiger Blüthe emporgediehen ist. Ich bin mit besonderer Werthschätzung Ihr gnädiger König.
Gez. Ludwig."

---

## Verschiedenes.

München 9. Mai. Letzten Sonntag sah man hoch in blauer Luft über dem Residenzplatze ein Storchenpaar schweben, welches offenbar auf Wohnungssuche begriffen, sich endlich auf einem Kamine der Residenz niederließ. Da sich diese Unterkunft sichtlich als eine höchst unbequeme erwies, wurde denselben auf dem Residenzdache ein Nestgerüst errichtet, welches von den Reisewürden alsbald sachdienlich acceptirt ward. Das klappert nun in luftiger Höhe, fliegt ab und zu und freut sich der behaglichen Storchenhäuslichkeit — vielleicht nicht unbeneidet von so manchem Eingesessenen, der, von dem grassirenden Wohnungsfieber erfaßt, lange Tage vergeblich Straße auf Straße ab läuft, um für sich und seine Sippe irgend ein leeres Nest zu entdecken!

* Speier, 6 Mai. Die Eröffnung der Bahn von Germersheim nach Landau soll den 15. d. Mts. stattfinden.

Im neuen Berliner Rathskeller befindet sich unter den dort angeschriebenen Sing- und Trinksprüchen auch folgender:

„Daß Bayerisch Bier auch Helden nährt,
Das haben die Bayern in Frankreich gelehrt."

Auf einem Kirchhof in Südfrankreich liest man über dem Grabe eines jungen Mädchens folgende Worte an der Kirchhofsmauer:

Hier ruht ein Mägd'lein, ach,
Der Treue das Herze brach!
Fliehe nicht, Du Wandersmann,
Die Krankheit — steckt nicht an!

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 43. Mittwoch, 15. Mai 1827.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Ehe Schuldfried einige Worte des Dankes stammeln konnte, hatte er sich auf sein Pferd geschwungen und enteilte ventre à terre. Sie blickte ihm wehmüthig nach. Es kam ihr vor, als ob der Buchfink der zwitschernd auf dem Baum über ihrem Kopfe saß, eine ganze Menge trauriger Geschichten erzählen wollte. Eine eigenthümliche Unruhe und Qual erfüllte ihre sonst so ruhige Brust, und eine stille Ahnung flüsterte, daß die Geschichte mit dem Fuß Unglück bedeute. Endlich als sie von dem enteilenden Reiter nichts mehr sah, begann sie zu rufen, und nach einer Weile erschien Annika in der Küchenthüre; da eine hohe Syringenhecke die Bank verdeckte, wo Schuldfried saß, so konnte die Alte sie nicht sehen, sondern ging erst nach einigen wiederholten Rufen auf die Richtung los, woher die Töne kamen.

„Was gibts? Warum schreist Du so schrecklich?"

„Liebe Annika, ich habe den Fuß verrenkt und kann nicht vom Fleck," antwortete Schuldfried.

„Herr mein Vater, was ist das? Hast Du den Fuß verrenkt? Wie du aussiehst! Ganz verrückt, wie eine Landstreicherin! Jetzt begreife ich; Du bist ausgeritten. Das Mädchen, es stürzt gewiß noch in sein Verderben . . ." Hier unterbrach sich Annika plötzlich, denn Schuldfried wurde sehr blaß.

„Peter, Peter," begann die Alte einem Knecht zuzurufen, der des Weges kam; „trag das Fräulein hinauf, sie hat sich den Fuß verletzt."

Annika ging selbst hadernd voran, und Peter folgte mit Schuldfried, die er auf Jungfer Annikas Befehl in ihr Zimmer hinaustrug.

Als man ihr den Strumpf auszog, zeigte es sich, daß der Fuß geschwollen war. Annika wusch ihn mit Branntwein, während sie mi Schuldfried überlegte, wie man es vermeiden könne, Frau Smith wenigstens an diesem Abend noch etwas zu sagen. Trotz aller Bemühungen Annikas, wurden die Schmerzen immer stärker, und die Alte wurde ganz trostlos, als der Versuch, den Fuß durch Ziehen wieder ins rechte Geleise zu bringen, ohne Erfolg blieb.

„Es wird wohl das Beste sein, liebes Herzchen, wenn Ivar oder Peter nach Kronbrück zum Doktor hinübereitet," sagte Annika. In diesem Augenblick hörte man einen Wagen vorfahren und vor dem Gitterthor anhalten. Dieß war etwas so Außerordentliches, daß Annika trotz ihrer Angst von der stöhnenden Schuldfried hinweg und ans Fenster sprang.

„Ein fremder Herr, und das mitten in diesem Elend," rief sie und eilte hinaus. Im Vorhaus traf sie den Ankömmling, einen ältern Mann von vortheilhaftem Aeußern. Annika erkannte sogleich Dr. Wagner.

„Man hat mir gesagt, daß Fräulein Smith sich verletzt habe," sagte der Doktor.

Annika stierte ihn an, und in ihrem Kopf spuckten wunderliche Ideen von Waldgeistern und dergleichen die Botendienste verrichtet hätten. Wer sonst hätte nach dem Doktor schicken können, und wie ließ es sich natürlich erklären, daß er gerade in dem Augenblick kam, wo sie seine Hülfe wünschte? Als die Alte nichts antwortete, fuhr Wagner fort:

„Sollte man etwa Spott mit mir getrieben haben, und sollte Fräulein Smith meiner Hülfe nicht bedürfen?"

„Ach, Du lieber Gott, freilich bedarf sie Hülfe; aber es ist so wunderbar, es ist . . . es ist . . ."— Annika verneigte sich einmal ums andere und führte den Doktor zu Schuldfried hinauf.

Er grüßte die Patientin, die bei seinem Anblick die Farbe wechselte, mit ausgesuchter Höflichkeit, untersuchte den beschädigten Fuß

und fand, daß er gänzlich verrenkt war. Mit einigen gewählten Worten, bat er Schuldfried um Entschuldigung, daß er genöthigt sei, ihr Schmerz zu verursachen. Schuldfried überstand jedoch den Schmerz mit bewunderns-würdiger Geduld und ohne daß ein Laut der Klage über ihre Lippen kam. Der Doktor verschrieb hierauf einige Umschläge.

Als der Wagen mit dem Arzt weiter rollte, kam Frau Smith langsam aus dem Garten. Die verflossenen sechs Jahre hatten die Runen des Kummers noch tiefer in ihre Züge eingegraben. Ihr ganzes Aussehen schien von Schmerz versteinert zu sein. Bei ihrem Eintritt in die Vorhalle rief sie Annika, die sogleich aus Schuldfrieds Zimmer herabkam.

Ich meinte ein Wagengerassel zu hören," sagte Frau Smith. „War ein Gast da?"

„Ja, der Doktor von Kronbrück," antwortete Annika ganz dreist.

„Was sucht er hier?"

„O, drum hat Schuldfried . . ."

„Schuldfried, Schuldfried," wiederholte Frau Smitt, indem sie auf die Alte zutrat. „Was ist ihr begegnet?"

„Sie hat den Fuß verrenkt. Aber es ist nichts Gefährliches, der Doktor hat ihn bereits eingerichtet."

Ohne mehr anzuhören, ging Frau Smith zu ihrer Tochter hinein. Annika murmelte:

„Gott sei Dank, daß sie nicht fragte, wie der Doktor hieherkam, denn da hätte ich ihr nicht antworten können."

* * *

Wir versetzen uns jetzt nach Kronbrück. Der große Herrensitz hatte seit dem vor drei Jahren erfolgten Tod des Generals leer gestanden. Constantin befand sich, als sein Vater starb, auf einer Seeexpedition. Jetzt nach sechs Jahren kam der junge Eigenthümer ganz plötzlich in Begleitung zweier russischen Edelleute, die leidenschaftliche Jäger waren, auf seinem Erbgute an.

Das Schloß in Kronbrück war ein viereckiges Gebäude mit zwei großen Flügeln. General Canitz hatte die Zimmer mit fürstlicher Pracht einrichten und möbliren lassen. Da war aller Luxus angehäuft, der den Geschmack des reichen Russen kennzeichnete. Das Haus mit seinen Marmorsäulen und Balkon war ein wahrer Palast. Der größte Saal im ersten Stock, der mitten im Hause lag und quer durch dasselbe ging, mit Fenstern die bis auf den Boden reichten, und Glasthüren die zum Balkon hinausführten, kann als Probe für die Einrichtung der übrigen Gemächer dienen. Die Tapeten daselbst waren von grauem Seidendamast mit eingewobenen Blumen in Roth und Silber. Die zwischen den Fenstern angebrachten Spiegel waren in versilberte Rahmen eingefaßt, mit Einlagen von den prächtigsten Krystallen und Mineralien. Die Möbel, von versilbertem Holz, waren mit demselben Zeug überzogen, woraus man die Tapeten genommen. Ein großer und vier kleinere silberne Kronleuchter mit rothen Gläsern hingen von der Decke herab, und in allen Ecken des Salons standen Marmorgruppen, die silberne Kandelaber hielten.

Die Vorhänge waren mit kostbaren Borten und Quasten von Roth, Grün, Silber versehen.

Auf einem der vielen kleinen Sophas, die sich in diesem Zimmer befanden, lag an demselben Abend, wo Schuldfried ihre Begegnung mit dem Fremden gehabt, der junge Eigenthümer von Kronbrück. Die Glasthüren nach dem Gartenbalkon standen offen und ließen balsamische Blumendüfte hereinströmen.

Lothar Constantin Canitz war um diese Zeit etwa zweiundzwanzig Jahre alt und hatte ein höchst vortheilhaftes Aeußere. Die hohe und breite Stirne war so frei und offen, daß es schien, als könne sie von keinen Wolken beschattet werden. Die tief liegenden, großen und dunkeln Augen hatten einen gemischten Ausdruck von Intelligenz, Milde, Feuer, Leidenschaft und Kühnheit. Das Gesicht war geradezu oval, die Nase fein geschnitten, der Mund klein und mit blendend weißen Zähnen versehen; ein dunkles Haar und dito Backenbart umrahmten das Gesicht.

Für den Augenblick schien Constantin von unruhigen Gedanken gequält zu sein. Einmal ums andere sah er auf seine Uhr, und da ihm dieß keine Zerstreuung gewährte, ergriff er endlich eine silberne Glocke, die auf einem Marmortischchen neben ihm stand, und klingelte heftig. Ein Bedienter in grüner und rother Livree erschien sogleich.

„Ist der Doktor zurückgekommen?" fragte Constantin den Eintretenden auf russisch.

„Nein, noch nicht," lautete die Antwort, die in derselben Sprache abgegeben wurde.

„Sage ihm, sobald er kommt, daß ich warte." — Dieselbe Frage und derselbe Auftrag wiederholte sich jetzt zum siebenten Mal, seit der Doktor Kronbrück verlassen hatte. Als der Bediente nach einer tiefen Verbeugung das Zimmer verließ, begann Constantin in sichtbarer Ungeduld auf und ab zu gehen. Endlich blieb er bei einer der aufgeschlagenen Glasthüre stehen und schaute hinaus. In der Ferne zeigte sich der See. Die Sonne lehnte ihre glühende Wange an seinen kühlen Schooß.

Welcher Art auch die Betrachtungen waren, die den jungen Canitz beschäftigten, so wurde er bald durch den Eintritt einer Person darin gestört. Constantin wandte sich sogleich um und Dr. Wagner kam auf ihn zu.

„Nun Doktor, wie stehts? fragte Constantin auf französisch.

„Den Fuß habe ich jetzt eingerichtet, aber sie muß sich zwei bis drei Wochen ruhig halten und darf sich gar nicht rühren," antwortete der Doktor mit einem verbindlichen Lächeln.

„Ich versprach Ihnen die größtmögliche Belohnung, wenn Sie den Schaden bald heilen würden."

„Herr Baron, meine Kunst kann nur der Natur zu Hülfe kommen; wir Aerzte sind keine Götter."

„Nein, das merke ich wohl; und wahrlich, ich weiß nicht was Ihre Kunst nützen soll, wenn die Natur die größte Arbeit verrichten muß." — Constantin warf sich auf einen kleinen Sopha, den er an die offenen Glasthüren geschoben hatte.

„Sie dient dazu einen verrenkten Fuß einzurichten, einen gebrochenen Arm zu verschienen, Wunden, die man sich zugezogen hat, zu heilen, ferner . . ."

„Aha, Sie haben ein gutes Gedächtniß, merke ich. Wissen Sie was, Doktor, Sie sind ein eigenthümliches Gemisch von Schlauheit und Keckheit, von demüthiger Kriecherei und dreister Offenheit. Sie sind, wie alle Ihre Landsleute, eine wunderliche Zusammensetzung aus einem Schurken und einem ehrlichen Kerl."

Ueber die lächelnden Züge des Doktors flog ein drohender Ausdruck, aber so schnell, daß er keine Spur hinterließ.

„Was Sie über mich und meine Landsleute bemerken, das kann man, wage ich zu behaupten, von allen Leuten sagen. In jedem Winkel unsers Innern findet sich immer der Same, woraus ein Schurke gebildet werden kann. Es kommt ganz auf die Verhältnisse an, worein wir kommen, ob der Schurke oder der ehrliche Mann die Oberhand behält."

„Oder ob sie Hand in Hand gehen werden, wie bei Ihnen?"

Fortſ. folgt.)

## James Fisk.

Eine Laufbahn, wie sie vor wenigen Tagen durch des Meuchelmörders Kugel zu Ende gebracht worden, so romanhaft in ihrem wechselnden Schicksale, so erfolgreich in ihrer Verachtung des Gesetzes, der Ehre und der Ordnung, wäre in einem Lande der alten Welt kaum denkbar gewesen. Nur da konnte sie sich entwickeln, wo ein Tweed an der Spitze der Schurkenbande vom Tammany-Ring über eine Stadt und einen Staat gebieten konnte. James Fisk war freilich kein geborner New-Yorker. Er stammte aus dem puritanischen Staate Vermont, wo sein Vater als Hausirer das Thal des Connecticut zu bereisen pflegte. Der Sohn führte das elterliche Geschäft fort und verkaufte Knöpfe, Zwirn und Band in den Dörfern und Städten Neu-Englands, wobei er sich durch seine gelenke Zunge und ein merkwürdiges Talent, einen guten Handel zu machen auszeichnete. Es war kennzeichnend für den jungen Fisk, daß er nicht mit dem einfachen Karren des Vaters zufrieden war, sondern einen ungeheuern und mit den schreiendsten Farben bemalten Wagen anschaffte. Seine Rechnung erwies sich als richtig; sein auffallendes Gefähr machte für ihn Reclame und bald hatte er ein Sümmchen zusammengescharrt, womit er in Boston während des Krieges glückliche Speculationen machte. Sein Losungswort aber war: entweder Millionär oder armer Teufel; und so zog ihn eine natürliche Anziehungskraft nach New-York in die Wall-Street. Der waghalsige, aber kühne Speculant Jay Gould erkannte Fisk's Schwindeltalent, und im Verein mit Drew und andern Spießgesellen wußten die Beiden sich an die

Spitze der Eriebahn-Gesellschaft zu schwingen, indem sie zugleich im Bunde mit Tweed Sweeny, Connolly, sich die ganze Unterstützung des Tammany-Rings erwarben. Die Actionäre der Eriebahn waren ohnmächtig gegen ihre Directoren, welche das Unternehmen für ihre eigenen Zwecke ausbeuteten.

Die Eriebahn war eine Goldmine; sie beschäftigte 15,000 Angestellte, erstreckte ihre Macht über ein halbes Dutzend der reichsten Staaten der Union und brachte ein jährliches Einkommen von 15 Millionen Dollars. Die saubere Bande verließ bald das alte schmutzige Directorialgebäude der Eriebahn und erbaute einen prachtvollen Marmorpalast im Mittelpunkte der Stadt. Hier errichtete Fisk auch sein Opernhaus nebst reich ausgestatteten Privatgemächern für sich und seine Mitdirectoren, wo die Häupter des Erie-Rings und der Tammany-Hall zusammenkamen, um bei glänzender Tafel ihre Feldzugsplane zu berathen. Die verschwenderische Freigebigkeit imponirte den unwissenden käuflichen Massen, und der „Oberst„ oder der „Admiral", wie Fisk genannt wurde, weil er den „Commodore" Vanderbild auf der Wahlstätte der Börse geschlagen hatte, wurde immer populärer unter den Wählern von New-York. Selbst seine Niederlage in der großen „Geldverschwörung", welche im September 1869 die Wall-Street zu einem Schauplatze der fürchterlichsten Aufregung machte, in welcher Millionen und Milliarden in Minuten gewonnen und verspielt wurden, schmetterte den dreisten Menschen nicht nieder; jeden Wechsel des Schicksals nahm er als eine ergötzliche Laune Fortuna's hin. Sein Prachtwagen mit den weißen Rossen rollte über den Broadway wie früher; der Champagner hörte nicht auf, in Strömen zu fließen; und der „Oberst" war noch immer vergöttert von den großen Haufen. Wenngleich der zusammenbrechende Tammany-Ring auch ihn in den Sturz verwickelte, so hätte er sich doch vielleicht wieder in die Höhe geschwungen, wenn die Kugel eines Nebenbuhlers ihm nicht den Garaus gemacht hätte. Vor drei Jahren hatte sich James Fisk obwohl er verheirathet war, in eine gewisse Josephine Mansfield verliebt, ein Weib von großer Schönheit und Schlauheit, aber ohne alle Bildung. In der Nähe seines Opernhauses kaufte er ihr eine hübsche Wohnung, und speculirte mit einem ihr zugehörigen kleinen Capital an der Börse so vortheilhaft für sie, daß er ihr binnen wenigen Wochen einen Gewinn von 50,000 Dollars aushändigen konnte. Er machte sie nicht nur zu seiner Geliebten, sondern auch zu seiner Vertrauten für alle Geheimnisse und Intriguen des Erie-Rings; sie wohnte den Gelagen bei, in denen die Kriegslisten gegen die Actionäre der Bahn berathen wurden. Dieses Leben dauerte fort, bis die Mansfield ihren Liebhaber satt wurde, oder möglicher Weise auch seinen Sturz voraussah und ihm in demselben Hause, das er ihr geschenkt, die Thüre wies. Als seinen Nachfolger setzte sie Eduard S. Stokes, einen Mäkler aus Wall-Street und ehemaligen Vertrauten Fisk's, ein. Die Beiden drohten in dieser Zeit die kolossalen Enthüllungen, die Geheimnisse des Schwindels zu verrathen, wenn Fisk ihnen nicht 25,000 Doll. auszahle. Anstatt dieses zu thun beschuldigte er sie des Gelderpressungsversuchs, und als Stokes einige Briefe bezüglich des Erieschwindels vorlegen wollte, erwirkte Fisk von einer seiner Creaturen auf der Richterbank ein Verbot dagegen, worauf dann die bekannte Katastrophe, die Ermordung Fisk's im Grand Central-Hotel, erfolgte. Wenn aber die neuesten Telegramme aus New York melden, daß der Pöbel Miene macht, an dem Thäter Lynchjustiz zu vollziehen und das Gefängniß von einer starken Polizeibesatzung auf's schärfste bewacht werden muß, so ist dies wiederum ein Beweis von der Macht, welche der ermordete Schwindler, ein financieller Cantilina, bei Lebzeiten über die Volksmenge auszuüben wußte; freilich keineswegs ein erfreuliches Zeugniß für die sittlichen Zustände der americanischen Weltstadt.

---

**Verschiedenes.**

**Wiesbaden**, 4. Mai. In den hiesigen Bahnhöfen hat man dieser Tage eine ganze Bande von Schuljungen ausgehoben, welche wohl in elterlichem Auftrage, die dortigen Kohlenmagazine plünderten.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 44. Freitag, 17. Mai 1872.

## Frühlingserwachen.

Der Krokus keimt zur Stunde
Im weichen Gartensand,
Und Primeln bringen Kunde,
Daß jüngst der Lenz erstand.
Schon schmettern seine Boten
Im Wald und auf der Flur,
Die Lerche, ohne Noten,
Schlägt Triller im Azur.

Und Alles drängt zum Leben,
Und Alles drängt an's Licht,
Da hilft kein Widerstreben,
Denn jede Knospe bricht.
Der Sturm ist kaum zu halten,
Der plötzlich auferwacht,
Die Blumen, sie entfalten
Sich heimlich über Nacht.

Und siehe, in Kolonnen,
Zahllos, wie Sand am Meer,
Naht, kreischend laut vor Wonnen,
Der Wandervögel Heer.
Die Schwalben, die vor'm Jahre
An unserm Dach gebaut,
Sind da, so wie die Staare
Mit süßem Flötenlaut.

Grün strahlt der Schmelz der Weiden,
Es rauscht das Schiff am See,
Schlehdorn und Hecken kleiden
Sich reich in Blüthenschnee.
O Mensch, wie kannst Du säumen
Noch länger still zu Haus?
Tritt aus den dumpfen Räumen
In all' die Pracht hinaus.

Fühl', wie ein neues Leben
Dein ganzes Sein durchdringt,
Und wie in Wonnebeben
Dein Herz sich aufwärts schwingt.
Wie aus dem Erdenstaube
Die Seele sich erhebt,
Und frischer Gottesglaube
Verjüngend Dich durchbebt.

H. Z.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ganz richtig, aber jetzt muß ich Sie verlassen." Der Doktor machte einen tiefen Bückling. Constantin streckte die Hand aus und sagte lächelnd:

„O glauben Sie nicht, daß Sie mir so leicht davon kommen. Gurtzkow und Brunskowirtz sind auf der Jagd. Ich bin also allein und wünsche, daß Sie mir heute Abend Gesellschaft leisten. Ich habe allerlei mit Ihnen zu plaudern; es ist sehr lange her, daß wir uns nicht mehr vertraulich unterhielten. Sie müssen mir also für den Rest des Tages Gesellschaft leisten."

„Mit dem größten Vergnügen," antwortete der Doktor verbindlich, legte seinen Hut weg, schob einen Lehnstuhl vor und wollte sich eben setzen, als Constantin sagte:

„Haben Sie die Güte zu klingeln. Wir können unmöglich reden, wenn wir nicht Pfeifen und Wein haben."

Als der Doktor nach der Klingel griff, warf er einen düstern Blick auf den jungen Mann, der ihn mit einer gewissen gleichgiltigen Ueberlegenheit behandelte.

Einige Augenblicke später finden wir den Arzt und den Eigenthümer von Kronbrück mit Pfeifen im Mund und mit Gläsern vor sich, aus denen sie einen sehr edeln Traubensaft nippten. Eine lange Pause war entstanden. Der Doktor schien gänzlich damit beschäftigt, seine außerordentlich kleine Füße zu betrachten. Constantin dagegen schaute gedankenvoll die Rauchwirbel an. Seine Nachdenklichkeit war wirklich, aber des Doktors

Bewunderung für seine Stiefel war rein fingirt, weil er von Zeit zu Zeit auf Constantin einen lauernden Blick warf. Endlich brach Letzterer das Schweigen. Er heftete seine durchdringenden Augen auf den Doktor und fragte:

„Haben Sie Nichts von Ihrer neuen Patientin zu erzählen?"

„Ich habe Ihnen ja bereits über ihren Gesundheitszustand berichtet," antwortete der Doktor ganz gleichgültig, ohne scheinbar verstehen zu wollen, daß Constantin von ihr zu hören verlangte.

„Ei wie, spielen Sie nicht den Einfältigen. Sollten Sie Ihren Scharfsinn so gänzlich verleugenen, um . . ."

„Um nicht zu ahnen, daß ganz andere Gefühle als Mitleid Ihnen Unruhe um das Schicksal des Mädchens einflößen, wollen Sie sagen. O nein, ich verstehe Ihre Gefühle jetzt vollkommen eben so gut wie früher, aber jetzt schweige ich und warte auf Ihr Geständniß, daß Sie das Mädchen nicht bloß schön, sondern unwiderstehlich reizend gefunden haben. Sie gleicht einer üppigen Rose, die mit ihrer Schönheit und einem Duft selbst einen Heiligen verlocken kann, sie brechen zu wollen. Und daher kommt Ihr Interesse."

„So!" Constantin lächelte beinahe höhnisch. „Sie glauben also, ich könne kein Mitleid empfinden, wenn es nicht in meinen egoistischen Begierden seinen Ursprung habe?"

„Vom Glauben, Herr Baron, ist hier nicht die Rede; ich bin vollkommen überzeugt, daß es sich so verhält; aber Sie wollten nicht davon mit mir reden, sondern von dem schönen Mädchen da drüben auf dem kleinen Ektorp."

„Sie haben Recht. Was ich bin, wie viel Gutes oder böses in mir liegt, das weiß noch Niemand, nicht einmal ich selbst, und am allerwenigsten Sie."

Es entstand eine Pause.

„Sahen Sie des Mädchens Mutter?" fragte Constantin.

„Nein, nur die alte Magd."

„Wissen Sie etwas von den Bewohnern Ektorps?"

„O ja, eben so viel wie alle Andern hier in der Gegend, vielleicht noch etwas mehr. So z. B. weiß ich, daß dieses Mädchen, dessen Schönheit Sie jetzt eingenommen hat, dasselbe Kind ist, das Sie vor sechs Jahren mißhandelten.

„Wirklich? Ich fürchtete es in Wahrheit." — Constantin sah betrübt aus. — „Noch mehr; ich meinte in diesen schönen Zügen das Gesicht des Kindes zu erkennen, als es bewußtlos dalag und Sie mich zwangen, zu entfliehen."

„Ferner weiß ich, daß die Mutter ein gänzlich abgeschiedenes Leben führt. Sie geht mit Niemand um, fährt niemals aus, außer dreimal jährlich in die Kirche, empfängt nie einen Besuch außer vom Pastor. In dieser Einsamkeit hat sie ihre schöne Tochter erzogen, die ohne allen Zwang aufwachsen durfte. Sie ist in Bezug auf Gewohnheiten und Benehmen ein Naturkind, aber an Geistesbildung den meisten Mädchen ihres Alters überlegen. Ferner weiß ich Etwas, was Sie vielleicht selbst nicht wissen, nämlich daß Frau Smith von dem General, ihrem Vater, Ektorp auf zwölf Jahre gepachtet hat, und daß dieser Pacht jetzt erneuert werden oder die Wittwe abziehen muß. Das gibt natürlich ein Geschäft zwischen Ihrem Verwalter und der alten Dame." — des Doktors Augen ruhten mit einem beinahe boshaften Ausdruck auf Constantin.

„Nun das sind ja ganz gleichgültige Sachen," bemerkte dieser.

„Allerdings; aber wer weiß, wozu die Kenntniß davon in Zukunft führen kann? Es ist immer gut, zu wissen, auf welchem Fuß man mit Leuten steht, für die man sich interessirt. Der eigene Vortheil ist der Ursprung aller Ergebenheit."

„Welche abscheuliche Lebensphilosophie!"

„Möglich aber gleichwohl ist sie es, der wir alle in unserer Handlungsweise huldigen."

Constantin zuckte verächtlich die Achseln, als wollte er andeuten, daß er diesen Einwurf ganz und gar keiner Antwort werth finde.

„Von wem hat das Mädchen die ungewöhnliche Geistesbildung erhalten, von der Sie sprechen?"

„Theils von ihrer Mutter, theils von einem Nachbar, Professor Aberney, dem Eigenthümer von Junta."

„Dem Vater des Jungen, der an jenem abscheulichen Tage so hartnäckig das Mädchen zu vertheidigen suchte?"

„Er ist nur Pflegevater. Der Professor

ist Junggeselle und ein Mann von etlichen und vierzig Jahren, stattlich in seinem Aeußern und ein echter Finne von Charakter."

„Ich verstehe, ein Stierschädel."

„Ja, wenn Sie die unerschütterliche Festigkeit, Rechtschaffenheit und warme Vaterlandsliebe, welche das finnische Volk auszeichnen, so nennen wollen."

„Wann wurden Sie, Doktor, ein solcher Bewunderer dieses „trägen und halsstarrigen" Volks?"

„Mit Erlaubniß, Herr Baron, ich bewundere nicht, sondern spreche bloß von einer Thatsache."

„Gut, wollen Sie jetzt hören, was ich in Bezug auf das Mädchen wünsche?"

„Brauchen Sie es wirlich zu sagen? Ich sollte meinen, das wäre vollkommen überflüssig. Füis Erste, das Mädchen soll nicht erfahren, daß Sie Constantin Canitz sind. Sie soll Sie für Gurtzekow oder irgend einen Andern halten, nur nicht für den Eigenthümer von Kronbrück. Ferner wollen Sie durch mich eine Korrespondenz zu Stande bringen, und endlich soll ich das Terrain sondiren, damit Sie erfahren, wie Sie mit dem Mädchen in Berührung kommen können."

Constantin sprang vom Sopha auf, stürzte ein volles Glas hinab, lief einmal im Zimmer hin und her, und blieb dann mit gekreuzten Armen vor dem Doktor stehen, indem er langsam sagte:

„Haben Sie das Mährchen gelesen, wie der Teufel Seelen wirbt?"

„Nein, ich lese niemals Mährchen."

„Das ist Schade, sonst würden Sie sich selbst darin erkannt haben, denn er macht es, ganz wie Sie. Er nimmt die schönsten Vorsätze eines Menschen und wendet sie zum Bösen. Dieß geht so zu, daß er, im Augenblick wo ein guter Beschluß gefaßt wird, der menschlichen Schwachheit alle möglichen Mittel zeigt, wie sie ihre Leidenschaft befriedigen kann. Das thun auch Sie. Als ich mich von dem Mädchen entfernte, beschloß ich, sie nie wieder zu sehen. Ich schickte Sie hin, damit sie baldige Hülfe erhalten sollte, weil ich mich für den Urheber des Unglücks ansah. Ich wollte unerkannt bleiben, damit in ihr keine unangenehme Erinnerung an unser kurzes Beisamensein erwachen sollte. Endlich wollte ich Ihnen meinen Wunsch mittheilen von ihrer ökonomischen Stellung Kenntniß zu erhalten, und dann sollten Sie sagen, daß der Fremde, der ihr die Unanehmlichkeit mit dem verenkten Fuße zugezogen habe, jetzt wieder abgereist sei. Alles das war, auf Ehre und Seligkeit, meine feste Absicht."

„In diesem Fall können Sie ja Ihre schönen und romantischen Vorsätze auch ausführen."

Constantin that in sichtlicher Aufregung wieder einen Gang durch das Zimmer. Des Doktors Blick folgte ihm.

„Ich möchte wissen," begann Constantin wieder, indem er vor den offenen Glasthüren stehen blieb, „ob mein Vater nicht einen schrecklichen Mißgriff beging als er Sie zu meinem Gouverneur machte. Sie waren der Mann, den ich bis zur Anbetung liebte. Sie besaßen also eine unbegränzte Gewalt über mich. Sie hätten mich mit Ihrem überlegenen Verstand leicht vom Bösen abhalten können, und gleichwohl gab es kaum eine Ausschweifung oder unrichtige Handlung in meinem Jünglingsleben, die nicht aus dem Samen erwachsen wäre, den Sie in mein Inneres gelegt hatten."

„Wenn es so wäre, wie konnten Sie mich dann einen ehrlichen Mann nennen?"

„In Ihrem Verhältniß zu mir als Lehrer habe ich Sie nie ehrlich genannt, sondern gerade darin waren Sie ein Schurke."

„Und dennoch haben Sie mir den Platz verschafft, den ich jetzt besitze?"

„Das that ich aus zwei Gründen. Erstens weil Sie durch ihre Hofmeisterstelle bei mir eine Zeit vergeudeten, die Sie nützlicher hätten anwenden können. Ich stand bei Ihnen in einer großen Schuld, die ich nicht so leicht abtragen konnte. Ihr Einkommen als Hofmeister konnte ihnen den Verlust der Zeit, die ich Sie kostete nicht ersetzen. Um meine Schuld zu bezahlen, mußte ich es so einrichten, daß Sie ein Amt erhielten, das mit Ihren Ansprüchen übereinstimmte."

„Und dieß glauben Sie von der Stelle, die ich jetzt inne habe? Warum nicht eben so wohl von derjenigen, die Ihr Vater mir bei der Fürstin N. verschaffen wollte?"

„Darum weil Sie dann in Rußland hätten leben müssen, bei einer Russin, umgeben von Allem was Ihre gehässigen Gefühle gegen die Unterdrücker Polens hätte wecken können. Zu

Rußland würde jede Spur eines bessern Instinktes in Ihnen vertilgt worden sein. Hier dagegen, in einem Lande dessen Volk den Leiden fremd war, die Ihr eigenes getroffen, gab es Nichts was die schlummernde Erbitterung in Ihrer Seele weckte. Dem ehrlichen Manne Wagner verschaffte ich durch meinen Vater die Stelle als Bezirksarzt und machte ihn zum Arzte für Kronbrück, weil ich vollkommen überzeugt war, daß Sie da ein hinreichendes Feld für Ihre Thätigkeit und Menschenliebe erhalten würden. Die vergangenen Jahre haben mir gezeigt, daß ich Sie nicht unrichtig beurtheilte. Sie sind bei Arm und Reich beliebt und hochgeschätzt. Sie waren der Freund der Armen, der Beistand der Reichen, Sie haben als Arzt und Mensch gewissenhaft Ihre Plicht erfüllt."

„Und gleichwohl nannten Sie mich so eben noch einen Schurken," fiel der Doktor mit seinem geschmeidigen Lächeln ein.

„Ja und das thue ich noch jetzt, denn die Lebensphilosophie die Sie mir beibringen wollten, verräth einen Schurken. Die Geschicklichkeit, womit Sie auf den Saiten meines Innern spielten, so daß Sie vor der Zeil meine Begierden erregten, verräth einen Schurken, und wenn ich heute nicht ein grundverdorbener junger Mann mit einem von Ausschweifungen vertrockneten Herzen bin, so ist dieß nicht Ihr Verdienst, sondern diese Ehre gebürt meinen Naturanlagen und dem Umstand, daß ich mehrere Jahre hindurch von dem schleichenden giftigen Einfluß Ihrer Lehren getrennt war." Constantin verstummte.

Dr. Wagner schien nicht geneigt, das Gespräch fortzusetzen. Er rauchte ganz gleichgültig seine Pfeife und ließ den jungen Baron ungestört in den Betrachtungen fortfahren, worin er versunken war. Plötzlich wandte sich Constantin an den Doktor:

„Warum wollten Sie einen moralisch elenden Menschen aus mir machen? Warum haben Sie bei jeder Versuchung, die Mittel angedeutet, wodurch ich meine unedlen Wünsche befriedigen konnte? Sie haben somit Alles gethan, damit ich untergehen sollte?" Constantins Stimme war gereizt.

„Herr Baron, Sie haben sich selbst aufgeregt, und deßhalb erscheint Ihnen Alles in einem falschen Licht, sonst würden Sie einsehen, daß ich nur nach meinen Grundsätzen gehandelt habe. Ich bin all diesen Vorurtheilen, die dem großen Haufen als Gesetze gelten, fremd, und ich habe Sie behandelt, ohne dieselben dazwischen treten zu lassen. Ich habe die Ueberzeugung, daß ein junger Mann von allen Verhältnissen des Lebens Kenntniß erhalten muß, um vom Leben selbst eine wahre Anschauung zu bekommen. Er muß den schäumenden Pokal des Genusses gekostet haben, um seine eigene Schwäche und Stärke kennen zu lernen. Meine Lebensphilosophie lautet dahin, daß wir unser Dasein genießen sollen. Ist diese Ansicht unrichtig, so mögen Sie mich beklagen, aber nicht anklagen; denn sie ist einmal die meinige und eine andere konnte ich Ihnen nicht beibringen."

„Ihr eigenes Leben ist durchaus keine Reihenfolge von taumelnden Genüssen, sondern ganz untadelhaft."

„Warum? Weil meine Genüsse nicht von der gleichen Art sind wie bei andern Menschen. Ich liebe den Wein, aber nur im mäßigem Gebrauche; ich habe noch nie ein Weib gefunden, das mir reizend erschienen wäre. Dieß hat zur Folge, daß ich mich niemals den Freuden des Weins oder der Liebe hingegeben habe. Ich habe eine Hauptleidenschaft, das sind meine Studien. Ihnen gebe ich mich hin und genieße sie mit vollen Zügen. Mein Beruf als Arzt ist mir theuer. Dieß der Grund, warum ich ihm sorgfältig nachkomme. Wenn es mir kein Vergnügen machte, so würde ich ein saumseliger und gleichgiltiger Doktor sein. Denn wir thun nur das gut, was uns Freude gewährt. Ich überlasse mich ohne Zwang Allem, was das Leben angenehm machen kann. Es ist nicht meine Schuld, Herr Baron, wenn die Natur mir weniger Mittel zum Genuß verliehen hat, als Ihnen."

Wiederum entstand eine kleine Pause, worauf der Doktor von etwas Anderem zu reden anfing, und bald war es ihm gelungen, Constantins Interesse so sehr an den Gegenstand zu fesseln, den er behandelte, daß dieser ihr früheres Gespräch vergessen zu haben schien.

(Forts. folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 46. Sonntag, 26. Mai 1872.

## Mondnacht.

I.

Es leuchten Mond und Sterne
Gar fromm am Himmelszelt,
Und nach des Tages Stürmen
Träumt selig still die Welt.

Ein hehrer Gottesfrieden
Webt sich als Silberglanz
In ihrer dunklen Locken
Smaragdbethauten Kranz.

Empor auf Zephyrs Flügeln
Schwebt der Natur Gebet,
Hin, wo die ewige Liebe
Ihr Lichtmeer ausgesä't.

II.

O, wenn ein Kummer drückt Dein Herz
Und Deine Seele zagt am Tag,
Geh' hin und klage Deinen Schmerz
Der Nacht, wenn Mond und Sterne wach.

Die sind nicht, wie die Menschen, hart,
Sie sind verschwiegen, wie Dein Leid,
Sie ehren Deine Gegenwart
Und theilen Deine Traurigkeit.

Und schmiegen sich an Deine Brust
Und senken ihren Himmelsschein
Ganz still, Dir selber unbewußt,
Gar tief in's kranke Herz hinein.

III.

Hast Du das Beten ganz verlernt
Im Sturmesdrang des Lebens
Und ringst Du nach dem rechten Wort
In bangem Kampf vergebens;
O eile hin, wo Liebe thaut
Aus lichten Himmelsfernen:
Du wirst bei der Gestirne Glanz
Das Beten wieder lernen.

Und wie ein Kind im Vaterhaus
Wird sich Dein Geist empfinden
Und jedes Zweifels kranker Wahn
Wie Nebelhauch verschwinden,
Und freier wird in Deiner Brust
Der Glaube Wurzel schlagen
Und Deine Seele hin im Flug
Zu schönern Welten tragen.

A. T.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schuldfried schlang ihre Arme um den Hals der Mutter und schaute mit zärtlich bittendem Blick zu ihr auf. Frau Smith schloß das Mädchen an ihre Brust und sagte mit ungewöhnlich klarer und ruhiger Stimme:

„Ja, Du bist meine Schuldfried, und eben darum will ich, daß des Lebens düstere Seiten Dir ewig fremd bleiben sollen. Siehst Du die Blume dort im Fenster, wie schön sie blüht, welche Ueppigkeit in diesen Farben und welches heitere Grün in den Blättern, die sie umgeben! Nun wohl, die Erde, ihre Mutter, ist gleichwohl schwarz, aber die Blume fragt nicht, warum sie ein Trauerkleid trägt. Mach Du es eben so. Genieße die Strahlen der Sonne, den Hauch des Westwindes, Alles was Dein junges Gemüth erheitern und erfreuen kann; aber frage nicht, warum Deiner Mutter Haar vor der Zeit ergraut, ihre Wange vom Kummer gefurcht, oder ihr Glück entschwunden ist. Diese Fragen würden Deinen Lebensmorgen in eine düstere Nacht verwandeln."

Es lag etwas Feierliches und dennoch liebevoll Warnendes in der Stimme. Eine Pause entstand, Schuldfried war in eine so wunderbare Stimmung gekommen, daß sie es nicht wagte, das Schweigen zu unterbrechen. Frau Smith begann nach einer langen Pause wieder:

„Wenn dein Blick auf meinen düstern Zügen weilt, so bedenke, daß der Gott der die Herzen liest, auch gerecht ist, und daß er Niemandens Leben durch Kummer verzehren läßt, ohne daß der Leidende denselben verdient hat. Laß Du Deinen unschuldigen Blick nicht auf meinem düstern Gesichte ruhen, sondern erhebe ihn zum Himmel. Welcher Art auch meine innern Leiden sein mögen, so besitze ich dennoch einen Reichthum, ich besitze Dich. Du bist meine schöne, herrliche Blume, die ich gleich der Erde in meinem Schooße genährt und aufgezogen habe. Gottes Sonne hat mit Wohlgefallen Deine schuldfreie und sündlose Wange gekost; — und Gott ist gnädig gegen mich gewesen, da ich Dich behalten durfte."

„Mutter! wie fromm und ergebungsvoll bist nicht Du! O wer auch einmal so werden könnte!"

Bei diesen Worten zuckte Frau Smith zusammen, blickte mit angstvollem Beben auf die Tochter, küßte sie schnell auf die Stirne und murmelte:

„Gott bewahre Dich, mein Kind, daß Du nicht so wirst wie ich!"

Dann verließ sie eilig das Zimmer.

Als Ivar von Junta zurückkam, brachte er den Gruß, daß der Professor am Nachmittag herüberkommen würde. Bei dieser Nachricht that Schuldfried einen lauten Freudenschrei; aber im nächsten Augenblick schaute sie ganz ängstlich auf Annika, als hätte sie von ihr zu wissen gewünscht, ob es wohl angehe, daß ein Fremder nach Ektorp auf Besuch komme.

O, liebes Kind, Du begreifst doch, daß ich die Sache veranstaltet habe, als ich von Mama Erlaubniß erhielt, nach Junta zu schicken."

„Welche Sache?" fragte Schuldfried, die der Alten durchaus nicht das Talent zutraute, ihre Gedanken zu errathen.

„Stelle Dich nicht so einfältig. Ich sehe wohl, Du bist unruhig darüber, daß Mama es übel nehmen könnte, wenn der Professor kommt."

„Ja, das bin ich allerdings. Ich fürchte, daß..."

Du bist eine Närrin, daß Du glauben kannst, Annika habe nicht mehr Verstand, als ein Spatz . . . Sei ganz ruhig, Dein lieber Professor darf hereinkommen; ich habe für die Sache gesorgt."

Annika ging hinaus, und Schuldfried bekam eine wahre Achtung vor dem Verstand der Alten, einer Eigenschaft, welche sie bisher ganz und gar nicht bei ihr anerkannt hatte.

Sie konnte den Nachmittag kaum erwarten, und dann lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch, das sich hören ließ, bis endlich Wagengerassel an ihre Ohren schlug. Jetzt war es etwas Hartes, ruhig liegen bleiben zu müssen und dem willkommenen Gast nicht entgegeneilen zu dürfen. Endlich ging die Thüre auf, und mit einem Freudenruf streckte sie ihre Arme dem Eintretenden entgegen.

Ein unbeschreiblich freundliches Lächeln spielte auf Aberneys Lippen, als er die Wonne erblickte, die aus dem Gesicht des jungen Mädchens hervorleuchtete.

„Ich sollte böse sein," sagte er lächelnd, „und Dich tüchtig ausschelten, wegen Deiner Missethat. Was habe ich über das Reiten gesagt?"

Er ergriff ihre beiden Hände und drückte sie herzlich.

„Nur nicht schelten!" rief Schuldfried und führte die Hände des geliebten Lehrers an ihre Lippen. „Bin ich nicht genug gestraft, daß ich nicht ausgehen, nicht herumstreifen und nach Junta kommen darf? Jetzt bedarf ich meines Freundes, der mich tröstet. Ach Onkel, Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie liebe, wie der Gedanke mich schmerzte, Sie nicht treffen zu dürfen! Wenn sie das wüßten, so würden Sie einsehen, daß die Strafe, welche ich erleide, groß, viel zu groß ist."

Ein wundersames Gefühl regte sich in Aberneys Brust, als er Schulfrieds ungekünstelte Versicherung ihrer Ergebenheit und Sehnsucht hörte. Er, der während seines ganzen Mannesalter so einsam dagestanden, besaß jetzt zwei junge warme Herzen, die mit wahrer ungeheuchelter Zärtlichkeit an ihm hingen.

Wie sehr man sich auch in Studien vertiefen mag, so will doch das Herz seine Nahrung haben, und es gibt Augenblicke, wo es sich öde empfindet, so einsam mit all seiner Gelehrsamkeit dazustehen, ohne ein menschliches Wesen, das man liebt und von dem man geliebt wird. Auch fühlte sich Aberney in diesem Augenblick zufriedener und glücklicher als während seines ganzen Mannesalters.

Gerührt drückte er einen Kuß auf Schuldfrieds Stirne und sagte:

„Habe Dank für Deine herzliche Liebe, mein Kind. Sei überzeugt, daß Du in mir immer einen treuen Freund besitzen wirst, wie auch das Schicksal sich für beide gestalten mag.“

Aberney kam jetzt jeden Mittag nach Ekterp. Als Schuldfried ein wenig besser wurde, pflegte er sie in den Hof hinauszutragen.

* * * *

Der Doktor besuchte seine Patientin jeden Vormittag und hielt sich gewöhnlich lange auf, indem er sich mit Schuldfried über Gegenstände unterhielt, von denen er dachte, daß sie sich dafür interessiren würde. Treu wie eine Schildwache, blieb Annika während seines Besuches im Zimmer sitzen. Die Alte dachte, es sei nicht in Ordnung, daß man den Arzt allein mit dem Kinde lasse. Wagner schien durch diese Anwesenheit ganz und gar nicht belästigt zu werden, sondern that, als ob sie nicht vorhanden wäre. Er brachte Schuldfried oft werthvolle Bücher mit. Bei jedem Buch, das er ihr übergab, erröthete sie, besonders wenn er mit verbindlichem Lächeln hinzufügte:

„Hier ist eine Arbeit, die Sie interessiren muß.“ Sie war dann überzeugt einen Brief, einige Zeilen der Unruhe, der Theilnahme darin zu finden.

Bei Aberneys erstem Besuch hatte Schuldfried fest beschlossen, ihm ihr Zusammentreffen mit dem Fremden zu erzählen, wie auch den am Morgen empfangenen Brief zu zeigen. Aber so oft sie den Mund öffnete, um dieses bemerkenswerthe Ereigniß mitzutheilen, strömte ihr das Blut in die Wangen, und es wollte ihr durchaus nicht über die Zunge kommen. Als Schuldfried zwei Tage nach des Doktors erstem Besuch wieder ein Billet erhielt, wurde es unruhig in ihrem Innern. Sie empfand ein großes Bedürfniß sich Jemand anvertrauen zu dürfen, und nun beschloß sie Alles zusammen der Mutter zu erzählen. Aber als Frau Smith eintrat und Schuldfried ihre düstern Züge erblickte, da wurde sie von demselben unergründlichen Gefühl der Furcht ergriffen, das sie von Kindheit an empfunden hatte. Es war ihr unmöglich zwanglos und vertraut mit der Mutter zu sprechen. Folglich wurde die Geschichte mit dem Fremden wiederum auf die Seite geschoben, und nun entstand etwas Anderes, was sich immer zu einem Geheimniß gesellt, nämlich daß sie in ihrem Innern auszuklügeln anfing, es sei ganz und gar nichts Böses daran, wenn ein Mensch ihr schreibe, und die Sache gehe ja Niemand an, als sie selbst. Nie hatten die Mutter, Annika oder Aberney es als etwas Unrechtes bezeichnet, wenn ein Mensch dem andern einen Brief schicke. Tage hatten ja mehrere Jahre lang an Schuldfried geschrieben und sie an ihn; warum brauchte sie sich also darüber zu beunruhigen, daß der Fremde sich auf diese Weise um ihr Befinden erkundigen wollte? Der Schluß ihrer Betrachtungen war, daß sie ohne weitere Skrupel jede Zeile las, die sie erhielt, und bald kam es so weit, daß sie sich danach sehnte, obschon der Brief oft bloß aus folgenden Worten bestand:

„Wann wird Ihr Fuß Ihnen gestatten, einen Spaziergang zu machen? Sehen Sie, das ist meine erste Frage, wenn ich erwache, die letzte wenn ich einschlafe.“

Oder auch ein andermal: „Ich möchte wissen, ob Sie sehr böse auf mich sind.“

Oder: „Werden Sie mir ein Paar Zeilen von Ihrer Hand in einem der Bücher lassen, die hieher zurückkehren?“

So inhaltlos diese Billete waren, so las Schuldfried sie doch unzählige Male. Es war ein unerklärlicher Zauber, der die Einbildungskraft des jungen Mädchens auf eine eigenthümlich hinreißende Art fesselte und verführte. Deßungeachtet hatte sie sich keinen Augenblick versucht gefühlt, eine Antwort zu schicken. In Folge ihrer höchst eigenthümlichen Erziehung und gänzlichen Unkenntniß der Gesetze der Konvenienz würde sie, wenn sie Lust gehabt hätte, die Briefe zu beantworten, es auch gethan haben ohne etwas Tadelnswerthes daran zu finden. Jetzt schien es ihr, als würde sie den Zauber dieser schriftlichen Mittheilungen gänzlich zerstören, wenn sie selbst einen einzigen Buchstaben als Antwort schriebe. So waren zwei Wochen vergangen. Vormittags der Besuch des Doktors mit beifolgenden Billeten, die sich immer irgendwo fanden, wenn er sie verlassen hatte; Nachmittags Aberney und Lektionen; Abends Gesang oder Gespräch bis acht Uhr, wo

Aberney seine Schülerin, wie er Schulfdried nannte, verließ.

In der dritten Woche sagte der Doktor, seine Patientin könne, auf Annikas Arm und einen Stock gestützt, einen Gang versuchen. Als Aberney an diesem Tage kam, fand er Schuldfried im Hofe sitzend.

„Jetzt mein lieber guter Freund, darf ich zu gehen anfangen," rief sie ihm entgegen. „Ach geben Sie mir Ihren Arm, Onkel, und lassen Sie uns über das Thor hinaus am Birkenhain spazieren gehen."

Lachend und vergnügt wie ein Vogel der aus dem Käfig entkommen ist, ging Schuldfried, auf Aberney's Arm gestützt, zum Thore hinaus. Er wandelte so lang mit ihr, daß sie zuletzt mit heiterer Ungeduld sagte:

„Ach das ist ja ein wahrer Schildkröten-schritt, wir müssen etwas rascher gehen."

„Allerdings, aber dann könnte der Fuß wieder wehe thun. Wer die Freuden des Lebens genießen will, muß es mit Maß thun, sonst wird man bankrott."

„Dann werden Sie niemals bankrott, Onkel," meinte Schuldfried.

„Nein, und zwar aus zwei Gründen." Aberney sah nachdenklich aus.

„Lassen Sie hören."

„Erstens, weil ich so wenig Freude genossen habe, und zweitens, weil man um so sparsamer wird, je weniger man zu vergeuden hat."

Schuldfried betrachtete ihn. Sie gingen schweigend den Hügel hinan. Als er ihr geholfen, Platz zu nehmen, und sich selbst ein Stück weg von ihr in's Gras gestreckt hatte, sagte sie:

„Haben auch Sie Kummer gehabt, mein Freund?"

„Das Vergangene liegt hinter uns, und ich sehe nicht gerne zurück, sondern vorwärts," antwortete Aberney mit einem so entschieden abweisenden Tone, daß Schuldfried ein wenig erschrack. Höchst selten gebrauchte der Professor diesen kalten Ton gegen sie.

Eine lange Pause entstand; Aberneys Augen folgten den leichten, hineilenden Wolken, welche der Wind über den Himmel jagte. Schuldfrieds Blick weilte auf ihn. Sie dachte:

„Wie sonderbar ist nicht der Mensch! Sein Gesicht gleicht einem Büchereinband, worauf man den Titel liest, aber ganz und gar nicht den Inhalt. Ob dieser heiter oder ernst ist, gibt der Umschlag nicht zu erkennen. Ich möchte gar zu gerne einen Blick in die Seele meiner Mutter und meines Freundes werfen."

Fortf. folgt.)

---

## Verschiedenes.

In dem Werke des Franzosen G. Monod, „Deutsche und Franzosen, Feldzugs-Erinnerungen," welches sich durch verhältnißmäßige Unparteilichkeit auszeichnet, heißt es: „Die Achtung der Deutschen vor den Frauen ist der merkwürdigste Zug dieses Krieges, denn sie ist eine Nationaltugend und eine der Quellen der Kraft des germanischen Stammes. Einzelne Verbrechen mögen vorgekommen sein, aber während voller sieben Monate meiner Kriegserfahrungen habe ich kein einziges erlebt und auch von keinem einzigen in glaubwürdiger Weise erzählen hören. Im Gegentheil, ich habe die Frauen immer mit einer wahren Achtung behandeln sehen, die das Staunen der französischen Soldaten erregte. „Wir hätten es nicht so gemacht", sagten sie mir oft. Die Kinder waren vom ersten Tage die Freunde der Deutschen. Wenn es in einem Hause nichts zu essen gab und man sich darüber, „wegen der Kinder" beklagte, so konnte die ganze Familie darauf rechnen, verproviantirt zu werden. Die Soldaten spielten mit den Kindern, gingen mit ihnen spazieren, ließen sich von ihnen französische Stunden geben, und mehr als einmal hat die Anwesenheit von Kindern in einem Hause die Feinde zu Freunden gemacht. Sie erzählten von ihren eigenen Kindern, zählten „un, deux, trois," an den Fingern ab, und sagten groß „Comme ça comme ça et comme ça", wobei sie mit der Hand die Größe der Einzelnen bezeichneten.

---

„Wie hoch kommt das Holz?" fragte ein Vorübergehender einen Bürger, vor dessen Hause sehr gutes Holz lag. — „Drei Treppen hoch," war die Antwort.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer"**

Nro. 47. Freitag, 31. Mai 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick wandte sich Aberney zu ihr und sagte mit einem freundlichen Lächeln:

„Warum bist Du so still, mein fröhliches Kind?"

„Ich dachte an meine Mutter, und an Sie, Onkel."

„Und was dachtest Du?"

„Das wage ich nicht zu sagen."

„Fürchtest Du mich?" Er reichte ihr die Hand. Schuldsfried legte die ihrige hinein.

„Ja, der Ausdruck in Ihrer Stimme erschreckte mich."

„So vergiß ihn und sage mir, was Du dachtest."

„Ihre Antwort erinnerte mich, daß ich im Ganzen doch sehr einsam in der Welt dastehe."

„Du? Du besitzest doch eine Mutter, einen Freund und einen Jugendkameraden, die Dich alle drei lieben."

„Meine Mutter und mein Freund sind beide Fremde für mich, wenn es sich um sie selbst handelt."

„Du hast entschieden Unrecht."

„Sagen Sie das nicht, sondern denken Sie ein wenig nach. Ist es auch schon vorgekommen, daß Sie mit mir von sich selbst gesprochen haben?"

„Und warum sollte ich das thun?" Aberneys Züge wurden wieder ernster. „Du bist noch ganz jung. Dein Herz und Dein Gemüth kennen nie Schattenseiten des Lebens, nur aus den Schilderungen die Du davon gelesen hast. Du bist glücklich, so lange dieser Zustand währt. Mein Leben bietet nichts Lehrreiches für ein Mädchen und kaum etwas für einen Jungen. Merke, nur Kinder und alte Leute fühlen das Bedürfniß, von der Vergangenheit zu erzählen. Ein Mann genügt sich selbst in Allem was ihn allein betrifft! Wir müssen übrigens nie wünschen, in das Leben Anderer einzudringen, weil dieß ein Gebiet ist, das lediglich dem Individuum allein gehört."

Wiederum entstand eine Pause. Schuldsfrieds Hand blieb geschlossen in der Hand Aberneys, ohne daß sie oder er darauf zu achten schien. Schuldsfried brach das Schweigen.

„Sie sagen, daß wir nie in das Leben Anderer einzudringen suchen sollen. Vielleicht haben Sie Recht, und gleichwohl erscheint es mir unausführbar. Wie können Sie, mein Freund, eine solche Beschaffenheit des Herzens verlangen, daß es gleichgültig den Ausdruck von Schmerz auf einem Gesichte sehen kann, ohne die leidende Person trösten zu wollen? Wenn dieß unsern Mitmenschen im Allgemeinen gilt, wie viel mehr also Denjenigen, die wir lieben! Ach, Onkel, Sie wissen nicht, was es heißt, von Kindheit auf Kummer und Verzweiflung in den Zügen einer geliebten Person zu lesen, und dennoch wie eine Fremde dastehen zu müssen und die Kümmernisse nicht theilen zu dürfen!"

„Mein Kind, Du denkst jetzt an Deine Mutter," sagte Aberney.

„Ja."

„Sage mir, Schuldsfried warum sprichst Du so selten von ihr mit mir? Schon als Kind vermiedest Du es von dieser für Dein Herz theuren Person zu sprechen, und wenn es je einmal geschah, so war es stets flüchtig und kurz. Ich wollte keine Fragen an Dich machen, weil . . ."

„Weil Sie in die Geheimnisse Anderer nicht eindringen wollten." Schuldsfried lächelte wehmüthig. „Und gleichwohl habe ich manchmal gewünscht, daß Sie es thäten. Es war mir zuweilen, als ob die Unruhe, die mich quält, verschwunden wäre, wenn ich Ihnen die Ursache hätte erzählen dürfen."

„Aber, mein Kind, es stand Dir ja immer frei mir Dein Herz zu öffnen.“ Aberney streichelte ganz väterlich die kleine Hand, die er in der seinigen hielt.

„Nein, es war mir unmöglich, ohne Veranlassung von meiner Mutter zu sprechen. Ueberdieß . . .“

„Nun, warum unterbrichst Du Dich?“

„Ueberdieß dachte ich, daß mein Freund, wenn er mich nur halb so lieb hätte, wie ich ihn, mehr von sich selbst reden würde.“

„Du bezweifelst also, daß ich Dich liebe?“

„Nein, das nicht gerade, aber Sie lieben nicht so warm wie ich. Sie sind wie ein Vater, ein Lehrer, ein Freund; aber ich bin Ihnen nicht so lieb, wie eine Tochter.“

„Du bist noch zu sehr Kind, Schuldsfried, um zu begreifen, daß eines Vaters Ergebenheit sich nicht auf dieselbe Art äußert, wie die einer Tochter. Sonst würdest Du schon lange eingesehen haben, daß ich Dich so herzlich liebe, wie wenn Du mein eigenes Kind wärest. Aber lassen wir das; ich spreche nicht gern von meinen Gefühlen.“ Er streichelte wieder die kleine Hand. „Aber ich höre Dich gerne Deine Gedanken und Eindrücke erzählen. Wenn ich nicht früher den Wunsch aussprach, daß Du von Deiner Mutter sprechen mögest, so geschah dieß aus dem einfachen Grunde, weil ich erwartete, Du würdest es thun.“

Aberney und Schuldsfried hatten keine Ahnung davon, daß sie von zwei Personen bespäht wurden, die indeß so weit von ihnen entfernt waren, daß sie nichts von dem Gespräch hören konnten. Die eine war Frau Smith. Als die Tochter, auf Aberneys Arm gestützt, das Haus verließ und sich nach der Laube begab, hatte sie sich ganz unbemerkt an der Hecke hin und zu einer Bank geschlichen, hinter welcher sie durch das Laub hindurch sie und ihren väterlichen Freund sehen konnte.

Frau Smiths Augen hatten sich gleichsam in Aberneys Züge eingebohrt, und einmal ums andere hob ein schwerer qualvoller Seufzer ihre Brust.

Der zweite Beobachter war Niemand anders, als Constantin. Er lag hinter einem Wachholderbusch auf der andern Seite des Weges, von wo aus man den Hof von Ektorp und auch den Hügel sehen konnte, wo Schuldsfried jetzt saß. Man konnte sagen, in den Zügen des jungen Mannes sei, vom Augenblick an, wo Aberney die Hand Schuldsfrieds faßte eine solche Veränderung vorgegangen, daß man bei dem wilden Ausdruck in seinem Blick Mühe gehabt hätte, ihn wieder zu erkennen. Als Aberney, der sein Gesicht von ihm abgewandt hatte, Schuldsfried streichelte, ballte Constantin krampfhaft seine Fäuste und biß seine Zähne so heftig zusammen, daß einige Blutstropfen auf den Lippen sichtbar wurden.

Schuldsfried fuhr fort:

„So lange ich mich erinnern kann, habe ich, bevor ich Sie und Tage kennen lernte, nur zwei Menschen geliebt, meine Mutter und Annika. Mein Gefühl für die erstere hat auf einem so hohen Grad von Verehrung beruht, daß ich es nie wagte, mich ihr mit vollem Vertrauen zu nähern; ja ich weiß kaum, daß ich mich in ihrer Anwesenheit erdreistet habe, zu lachen oder mir irgend einen Ausdruck der Freude zu gestatten. Wenn ich als Kind ganz munter ein Liedchen sang, tanzte oder spielte, und meine Mutter kam, so verstummte ich augenblicklich; meine Freude verschwand.“

„War Deine Mutter streng?“ fragte Aberney.

„Nein, weit entfernt, sie hat mir nie ein böses Wort gesagt. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich je von ihr einen Zank erhalten hätte; sie war immer sehr gut, zärtlich und freundlich.“

„Und dennoch diese Furcht?“

„Ja! Die Ursache dürfte in ihrem düsteren, verschlossenen und melancholischen Charakter liegen. Als ich noch ganz klein war, sprach sie höchst selten, weder zu mir, noch zu Annika. Sie pflegte mich dann auf ihren Schooß zu nehmen, heftig an ihr Herz zu drücken und hernach in ein wildes Weinen auszubrechen, das so gewaltsam wurde, daß Annika mich gewöhnlich von ihr trennte; und dann geschah es, daß ich sie mehrere Tage lang nicht sah. Wenn sie sich wieder zeigte, so war sie still und düster, liebkoste mich mit einer Miene verzweifelten Schmerzes, und dann verbrachte sie einige Tage bei strenger Arbeit, bis ein neuer Ausbruch von Kummer erfolgte, und hernach war sie wieder mehrere Tage unsichtbar. Diese Anwandlungen von wilden Zärt-

lichkeitsbezeugungen und heftigem Schmerz beunruhigten und erschreckten mich. Ich liebte, aber fürchtete sie. Mein heiterer Sinn scheute sich vor ihrem Kummer, weil ich ihn weder begriff, noch theilen durfte. Wenn ich fragte: „„Mama, warum weinst Du?““ so wurde ihr inneres Leiden noch größer und sie eilte von mir weg. Annika sagte dann immer: „„Liebes Kind, Du darfst Mama nichts fragen.““ Als ich heranwuchs, wurden die heftigen Ausbrüche seltener, und als das Schicksal Sie und mich zusammenführte, hatten sie gänzlich aufgehört. Die Thränenquelle schien erschöpft zu sein, ohne daß der Kummer sich gemildert hatte, und ich glaube, daß der stumme und düstere Schmerz meiner Mutter mich noch mehr erschreckte, während der Eifer, womit sie für meine Erziehung sorgte und mich Gott und meine Mitmenschen lieben lehrte, meine Liebe noch erhöhte. Frei und ohne alle Bande durfte ich aufwachsen, und meine Unterrichtsstunden waren die einzigen, worüber ich nicht nach eigenem Belieben verfügte. Annika verhätschlte mich einerseits und suchte andererseits meine oft übermüthigen Anwandlungen im Zaume zu halten, aber ohne daß ich mich um ihr Gerede viel bekümmerte. Sie war nicht meine Vertraute, weil sie brummte, wenn ich meine Ausflüge machte, und obschon ich mich nicht im Mindesten darum bekümmerte, so fand ich es doch nicht angenehm. Mit meiner Mutter wagte ich beinahe nie zu reden, außer wenn ich und Annika manchmal in Unfrieden kamen.“

„Aber warum wagtest Du nicht mit Deiner Mutter zu reden?“ Mißfiel es ihr?“

„Ich weiß nicht, denn sie antwortete mir immer freundlich und mild. Aber es war mir immer, als stände sie hoch über mir, daß ich sie belästigen wollte. Sie war und ist noch jetzt in meinen Augen eine Heilige. Schon oft habe ich sie in Gedanken wie ein höheres Wesen angeredet. Im vorigen Jahre, als ich zur Beichte ging, sagte ich es zu ihr. Aber da erschrack sie dermaßen darüber, daß sie sich vor mir auf die Kniee warf und unter heftigem Schluchzen rief: „„O mein Kind, wie soll ich es wagen, Deinen Blicken zu begegnen, nachdem ich Dich so schrecklich getäuscht habe?““ Seitdem kommt manchmal eine qualvolle Unruhe über mich, und ich meine ein undankbares Kind zu sein, weil ich das Vertrauen meiner Mutter nicht suche, sondern mich freier und heiterer fühle, wenn ich nicht bei ihr bin. Ach, Sie wissen nicht, wie ergebungsvoll sie ist. O ich wollte viel darum geben, wenn ich das Recht hätte, sie zu trösten, die Vertraute ihres Kummers zu werden.“ Schuldfried verstummte.

„Dank, mein Kind, für Deine Mittheilung,“ sagte Aberney; „aber laß alle Unruhe schwinden. Denke so: Meine Mutter hat das Theuerste, was sie besaß, durch irgend ein Unglück verloren, und dieß ist die Wunde, woran ihr Herz blutet. Jede Berührung derselben verursacht ihr ein großes Leiden. Laß sie deßhalb ihren Kummer für sich behalten; er kann nur dadurch gemildert werden, daß Du nicht davon sprichst.“

„Ach sagen sie mir das noch einmal, damit ich mich nicht darum anklagen muß, daß ich Nichts zur Milderung dieses Kummers beitrage.“

„Du kannst gegen ein solches Seelenleiden Nichts ausrichten. Das Einzige was in Deiner Macht steht, ist, daß Du sie in Frieden und Freude einen Strahl von Trost sehen lässest. Und jetzt wollen wir nichts mehr von diesem Gegenstand sprechen. Sieh', welch' ein herrlicher Abend! Höre wie die Vögel ihr Abendlied an die untergehende Sonne singen! Und Du mußt dankbar sein gegen Gott.“

Aberney hatte dadurch, daß er Schuldfrieds Aufmerksamkeit auf den schönen Abend lenkte, ihre Gedanken gänzlich von dem Gegenstand abgeführt, wovon sie eben sprachen. Er stellte Betrachtungen an über die Poesie, die wir auch in der Materie wiederfinden. Es lag etwas so Tiefes in seinen Worten, daß seine Zuhörerin staunte und sich zugleich hingerissen fühlte. Er verstand es, durch geniale Ideen zu blenden und sie zugleich durch die Einfachheit seines Vortrages klar zu machen, so daß jeder denkende und fühlende Mensch sie begriff. Er sprach lange davon, wie nothwendig es für unsern vorwärts strebenden Geist sei, in Allem das Ideal von Vollkommenheit zu suchen, damit wir selbst ihm nahen können.

Als die Sonne hinter dem Wald verschwunden war, erhob sich Aberney mit den Worten:

„Jetzt will ich Dich hinein begleiten und mich dann nach Hause begeben.“

Einige Augenblicke darauf rollte des Professors Wagen fort, und in demselben Augenblick meinte Schuldfried die Hufschläge eines vorbeikommenden Pferdes zu vernehmen; sie saß am offenen Fenster und wandte ihren Kopf, um zu sehen, ob sie recht hörte. Auf dem Waldweg der an Ektorp vorbeiführte, galoppirte wirklich ein Reiter. Schuldfried erkannte den weißen Springer, und es wurde ihr nicht schwer, den Mann zu errathen. Bei dieser Entdeckung brannte eine lebhaftere Farbe auf ihren Wangen und ihr Herz schlug schneller. Warum? Das wußte sie selbst nicht.

Die Sommernacht war so weit vorangeschritten, daß man auf Kronbrück im großen Salon die Lichter anzündete. Das prächtig beleuchtete Zimmer war leer; nur Dr. Wagner streckte sich ganz gemächlich in einem der Fauteuils, rauchte seine Pfeife und las in einem Buch. Außen auf dem Balkon stand Constantin über die Brustwehr hingelehnt. Er schaute in die halbdunkle Sommernacht hinaus, als hätte er gehofft, daß ihre milden kosenden Winde den Aufruhr in seinem Innern beschwichtigen oder das siedende Blut kühlen sollten. Endlich als er lange unbeweglich dagestanden, ging er in den Salon hinein. Beim Getöne seiner Tritte sah der Doktor von seinem Buche auf, las aber sogleich weiter. Constantin ging im Zimmer auf und ab.

„Wissen Sie, Doktor, was für Leute Ektorp besuchen?“

Seit Wagners erstem Besuch bei Schuldfried hatte Constantin nicht von den Leuten auf dem Hof der Wittwe gesprochen. Der Doktor unterrichtete ihn, so oft er heimkam, von Schuldfrieds Befinden und fügte auch das eine oder andere Wort über ihre Liebenswürdigkeit und seltene Talente hinzu. Constantin hörte es an, ohne ihn zu unterbrechen oder aufzumuntern. Wenn er fertig war, begann der junge Mann gewöhnlich von andern Dingen zu reden. Die Briefe an Schuldfried schickte er dem Doktor jedesmal vor seiner Abfahrt zu. Es schien klar, daß Constantin absichtlich einem Gespräch über sie auswich. Auch wunderte sich Wagner, daß er jetzt so direkt mit einer Frage herausrückte, die auf sie Bezug hatte. Wagner antwortete sogleich, ohne das Buch wegzulegen, als ob es sich um die gleichgiltigste Sache von der Welt handelte:

„Außer mir und Professor Aberney soll Niemand diesen einsamen Ort besuchen.“

„So, dann sind Sie sehr schlecht unterrichtet.“

„Wirklich? Ich möchte gleichwohl das Gegentheil glauben.“

„Jeden Nachmittag kommt auf Besuch ein stattlicher Mann in den besten Jahren. Er verbringt den ganzen Abend bei Ihrer Patientin. Wissen Sie, wer das ist?“

„Professor Aberney.“

„Ich sage Ihnen ja, daß es ein Mann in seinen besten Jahren ist und ganz und gar kein Greis.“

„Entschuldigen Sie,“ fiel der Doktor lächelnd ein. „Ich habe nie behauptet, daß der Professor ein Greis sei.“ —

„Aber er ist doch wohl ein guter Fünfziger?“

„Ganz und gar nicht; er ist höchstens etliche und vierzig alt.“

„Derjenige, von dem ich rede, ist jedoch jünger,“ rief Constantin ungeduldig.

„Er sieht jünger aus, als er ist. Ich kann Sie versichern, daß der Mann, den Sie meinen, kein Anderer ist, als Professor Aberney.“

„Er scheint auf einem sehr vertraulichen Fuß mit Ihrer Patientin zu stehen?“

„Ja, sie hegt eine unbedingte Ergebenheit gegen ihn.“ —

Bei diesen Worten des Doktors schwollen die Adern auf Constantins Stirne. Er drehte sich auf dem Absatz und ging Einigemal auf und ab. Der Doktor begann seine Lektüre wieder; dann folgte er dem Baron mit einem eigenthümlichen langen Blicke.

„Sie sagten mir einmal,“ fuhr Constantin nach einigen Gängen fort, „von diesem Professor; was war es?“

„Ich kann mich nicht erinnern, was es sein mochte, außer daß er für keinen Freund Rußlands gilt. Seit einigen Jahren halten die russischen Behörden ein Auge auf ihn. Sie hielten ihn in Verdacht politischer Intriguen.

Forts. folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 48. Mittwoch, 5. Juni 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ja, ja, ich erinnere mich jetzt auf Alles. Er geht also bei der menschenscheuen Wittwe aus und ein?“ —

„Nicht bei der Mutter, aber bei der Tochter, oder vielmehr die Tochter geht bei dem Professor aus und ein. Er war und ist ihr Lehrer. Vielleicht wird er eines Tages noch etwas mehr.“

„Was meinen Sie?“

„Ich meine, daß Nichts ihn verhindert, um die Hand seiner liebenswürdigen Schülerin anzuhalten; er wäre nicht der Erste, der sich eine Frau erzogen hätte.“

„Sie wollen meine Eifersucht gegen den Mann reizen,“ sagte Constantin mit gedämpfter Stimme.

„Ihre Eifersucht? Wie ist das möglich? Das Mädchen ist Ihnen gleichgiltig.“

„Sie wissen das Gegentheil.“

„Ganz und gar nicht.“

„Still, diese Fuchsschwänzerei da hilft Sie nichts, Sie ärgern mich nur damit, denn Sie wissen, daß das Mädchen mich interessirt.“

„Nun wohl, Baron so sage ich: Wenn es so steht, nehmen Sie sich in Acht. Professor Aberney steht hoch in der Achtung des schönen Kindes. Er verabscheut übrigens schon den Namen Russe.“

„Das thut auch sie,“ dachte Constantin.“

„Es wird Ihnen nie gelingen, einen Einfluß auf das Herz des Mädchens zu gewinnen, so lange der Professor ihr zur Seite steht. Er hinwiederum wird Ihnen ganz sicherlich nicht erlauben, ihm ein Kleinod zu nehmen, das er entweder selbst zu besitzen wünscht, oder seinem Pflegesohn bestimmt hat.“

„Warum folgte ich doch nicht meiner Eingebung, weit von diesem Mädchen hinwegzureisen, von dem ich schon beim ersten Zusammentreffen fühlte, daß es für meine Ruhe gefährlich werden sollte?“

„Dieses Mittel bleibt Ihnen noch immer und kann jeden Augenblick in's Werk gesetzt werden.“ Der Doktor las weiter, und eine Viertelstunde verfloß, ehe ein Wort gewechselt wurde.

„Sie müssen es auf irgend eine Art einrichten, daß ich Eintritt im Hause bekomme,“ sagte Constantin.

„Das ist unmöglich; doch besitzen Sie ein Mittel, nämlich wenn Sie Ihren Verwalter hinüberschicken und sagen lassen, daß Sie die Ernennung des Pachters selbst abmachen wollen.“

„Taugt nichts. Mein Inkognito ist dann zerstört. Wird Ihre Patientin nicht bald gesund.“

„In einer Woche ungefähr kann sie wieder als vollkommen hergestellt betrachtet werden.“

„Sie fahren Morgen zur gewöhnlichen Zeit hinüber?“

„Ja.“

„Gute Nacht!“ Constantin ging ins Zimmer rechts.

„Noch ein Wort, Herr Baron, Frau Smith steht mit ihrem letzten Jahrespacht im Rückstand.“

„Nun und dann?“

„Sie können in verlangen, wann Sie wollen.“

„Glauben Sie, daß ich um das Mädchen markten wolle?“ fragte Constantin stolz.

„Ich wünsche Ihnen gute Nacht!“ antwortete der Doktor lächelnd, machte eine tiefe Verbeugung und verließ den Salon.

„Höllengeist!“ murmelte Constantin und ging in sein Kabinet.

Am folgenden Tag erhielt der Doktor nicht ein Billet von etlichen Zeilen, sondern einen Brief nebst einem Band von Schiller für Schuldfried.

Beim Abschied übergab er ihr das Buch mit den Worten:

„Hier ist Don Carlos von Schiller, den Sie zu lesen wünschten. Ich hoffe, Sie werden Vergnügen daran finden; aber erlauben Sie mir nur den Rath, daß Sie an

schöne Worte eben so wenig glauben dürfen, als an ein hübsches Feuerwerk. Poeten und Liebhabern kömmt es auf Phrasen nicht an."

Dieser letzte Satz wurde mit starker Betonung ausgesprochen und jagte das Blut in Schuldfrieds Wangen. Als sie allein war, untersuchte sie schnell den Inhalt des Buches und fand darin nachstehenden Brief:

„Sie werden sich ganz sicher über das wundern, was ich jetzt schreibe, wenn Sie finden, daß ich kühn eine Frage stelle, deren aufrichtige Beantwortung ich eben so dreist von Ihnen verlange. Sie lächeln und denken: Ich bekümmere mich nichts um das, was er fordert. — Ich bitte nur um einen Augenblick, und dann wird es mir leicht sein, Ihnen zu beweisen, daß sie das Schweigen brechen müssen, das Sie bis heute so hartnäckig beobachten.

„Als der Zufall Sie und mich zusammen führte, geschah es ganz sicher, weil das Schicksal, der Beherrscher des Ungefähres, es so beschlossen. Welche Rolle Sie in meinem Leben spielen werden, weiß ich nicht. Ich kann sogar dem Interesse, das Sie in mir erweckt haben, nicht einmal einen Namen oder eine bestimmte Form geben. Nur Eines steht klar vor mir, daß es mir eine Freude ist, an Sie zu denken, in Ihrer Nähe zu sein und Sie aus einiger Ferne zu betrachten. Ich weiß auch, daß Ihr Anblick, wenn ich an Ihrem Hause vorbeiritt oder unbemerkt vorbeischlich, mir genügte, und daß ich keine Annährung zwischen uns wünschte. So gewiß dieß wahr ist, eben so gewiß ist es auch, daß es mich schmerzte, ein männliches Wesen, das weder Ihr Vater noch Ihr Bruder ist, an Ihrer Seite zu erblicken.

„Glauben Sie nicht, daß ich diesen Mann um sein Glück beneide. Um zu beneiden, müßte ich Sie lieben und dazu kenne ich Sie noch zu wenig. Aber es hat mich glücklich gemacht, Sie frei wie einen Vogel denken zu dürfen, und es quält mich, wenn man sagt: „„Dieser Mann ist zu ihrem Gatten bestimmt.""

„Wollen Sie wissen warum? Unsere kurze Bekanntschaft ist so eigenthümlich und Ihr ganzes Benehmen so verschieden von der Art und Weise aller andern Weiber, daß Sie mir wie eine Rose vorkamen, die mitten in einem Wald, unbekannt mit den Blumenbeeten des Garten, dem Gekose der Schmetterlinge und dem Zwang der Spaliere, aufgewachsen ist. Sie waren ein Naturkind, unerfahren in allem Bösen der Welt, in ihren schiefen Begriffen und ihren lächerlichen Vorurtheilen, dagegen mit einem ausgebildeten Verstand, einem unschuldigen Herzen und einem poetischen Gemüthe geschmückt. Genug, Sie waren nach meiner Auffassung eine Vereinigung von Natur, Wahrheit und Bildung mit dem frohen und offenen Charakter eines Kindes. Es lag für mich etwas Bezauberndes darin, Sie so zu denken. Ich hatte keinen höheren Wunsch, als dieses schöne Traumbild behalten zu dürfen. Da kam Ihr Gesellschafter und verdunkelte das freundliche Gemälde wie ein finsterer Schatten.

„Gestern sagte man: sie ist zur Braut des Professors Aberney bestimmt. Nun wohl, was kann ich dagegen einzuwenden haben? Nichts. Aber Sie waren nicht mehr mein holdes Traumbild, sondern ein Weib, das sich verheirathen wird.

„Was will ich wohl? Ich will von Ihnen Bestätigung oder Abläugnung dieses Gerüchtes erhalten. Vier Worte sind Alles, was ich von Ihnen begehre, und dieß ist ja sehr wenig, besonders da Sie damit meinem unruhigen Innern Frieden schenken können. Es wäre eine Grausamkeit, sie mir zu verweigern. Wie die Antwort, ausfallen mag, so werde ich stets in ehrerbietiger Entfernung bleiben. Aber sollten Sie auf Ihrem Stillschweigen behaaren, so könnte es geschehen, daß ich mich Ihnen auf die eine oder andere Art im Hause Ihrer Mutter näherte. Ich bin leider ein eigenthümliches Gemisch von Gutem und Bösem. Reizen Sie das Letztere nicht durch eine Weigerung, ich bitte darum. Schicken Sie morgen Don Carlos zurück und legen Sie die gewünschten Worte hinein.

„Gestern fühlte ich mich mehrere Male versucht, Ihrer Mutter eine Visite zu machen; aber die Furcht Ihnen zu mißfallen, hielt mich davon ab. Würde ich dadurch wirklich Ihren Unwillen erweckt

haben? Das ist eine Frage, die Ihnen hochachtungsvoll vorlegt.

Lothar."

Es war das Erstemal, daß er einen Namen unter den Brief setzte. Auch blickte Schuldfried ihn an, als ob es ihr schwer würde, ihre Augen davon abzuwenden. Ihr erster Gedanke war:

„Ich sollte das meinem guten Freund zeigen und ihn fragen, ob ich antworten soll." Sie begann recht herzlich zu lachen, wenn sie sich erinnerte, daß dastand, sie sollte Aberneys Gattin werden, und sie beschloß ihrem Freunde kein Wort zu sagen, sondern ganz einfach die vorgelegte Frage zu beantworten.

Fünfzehn Federn wurden geschnitten, probirt und untauglich gefunden. Die sechszehnte endlich wurde für gut genug, um zu schreiben, angesehen; aber jetzt entstand ein entsetzliches Kopfzerbrechen, ob sie die Frage mit vier Worten erledigen oder ob sie sich nicht vielmehr etwas ausführlicher ausdrücken solle. Der Brief enthielt ja am Schluß noch eine andere Frage, die beantwortet werden mußte. Genug, nachdem sie ihren eigenen Namen auf einen ganzen Bogen Papier geschrieben, um sich recht zu überzeugen, daß die Feder gut ging, verzeichnete sie folgende Zeilen:

„Man kann seinen Lehrer sehr, sehr lieb haben, ohne daß man ihn darum zu heirathen braucht. Professor Aberney hat ganz und gar keine Lust, ein unwissendes Kind zur Frau zu nehmen. Es würde mich sehr verdrießen, wenn Sie einen Besuch in Ektorp machten, Meine Mutter empfängt niemals einen Fremden.

„Leben Sie wohl und haben Sie Dank für all Ihre Theilnahme."

Schuldfried las ihre Antwort ein Dutzendmal durch, ehe sie das Billetchen zusammenlegte, mit Mundlack schloß und darauf schrieb: Monsieur Lothar, worauf es in Don Carlos gelegt wurde.

Nachmittags kam Aberney nicht; er hatte Schuldfried mit einigen Worten angezeigt, daß er auf ein Paar Tage nach Abo reise.

Am Morgen als der Doktor Schuldfried besuchte, war sie unaussprechlich verlegen, und als sie ihm beim Abschied das Buch reichte, konnte sie nicht aufschauen. Er nahm es, ohne eine Muskel in seinem Gesicht zu verziehen oder seine Verwunderung darüber auszudrücken, daß es so schnell durchgelesen worden.

Als Wagners Chaise im Hofe von Kronbrück unter dem Flügel des Doktors anhielt, traf er dort einen Bedienten, der ihn ersuchte sogleich zum Baron heraufzukommen, was er auch that. Bei seinem Eintrite in den Salon rief Constantin oder Lothar, wie wir unseren Helden in Zukunft nennen werden, ihm entgegen:

„Haben Sie das Buch zurück?"

„Ja." Der Doktor machte eine höfliche Verbeugung und übergab es. Lothar nahm oder entriß es ihm vielmehr mit den Worten:

„Sie essen wohl heute mit uns zu Mittag?"

„Ich werde die Ehre haben."

Ob Lothar die Antwort hörte oder nicht, ist ungewiß, denn er hatte bereits das Zimmer verlassen.

„Meine Auffassung war also vollkommen richtig," dachte der Doktor. „Schon beim ersten Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen verliebte er sich, obschon er damals Bedenken trug sie zu seinem Opfer zu machen. Bah! Dergleichen Skrupel hegt ein Russe nicht länger als vierundzwanzig Stunden; aber dießmal dürften seine Wünsche auf einen lebhaften Widerstand stoßen, und wenn ich meine Karten recht zu mischen verstehe, wird seine Leidenschaft ihn nur zu einer schlechten Handlung nach der andern verleiten, und dann — dann nun, nun, du stolzer, übermüthiger Canitz, dann dürftest du mir eines Tages entgelten, was deine Familie verbrochen hat."

Fortf. folgt.)

## Das Tabakrauchen.

Ueber den Ursprung dieser Sitte sind die Meinungen verschieden. Nach Einigen ist Amerika als die Quelle zu betrachten, aus welcher sich diese Gewohnheit über die ganze Welt verbreitet hat, Andre behaupten dagegen, daß Asien den Tabak bereits gekannt habe, ehe er im 16. Jahrhundert aus Amerika nach Europa kam. Wie dem nun auch sei, so viel steht fest, daß der berühmte Sir Walter Raleigh den Tabak im Jahre 1578 zuerst aus Amerika nach England einführte. Vor seiner Haus-

thür pflegte der sehr ehrenwehrte Sir in Gesellschaft eines Freundes zu sitzen und das edle Kraut zu rauchen, und so wurde diese Gewohnheit durch die Oeffentlichkeit und den vornehmen Stand der Raucher befördert. Unter Elisabeth's Regierung verbreitete sich das Tabakrauchen nur langsam, doch führte der Engländer Stow in seiner Schrift vom Jahre 1631 an, daß zu jener Zeit das Rauchen des „stinkenden, zu Gottes Unehre viel gemißbrauchten Krautes" unter Männern und vielen Frauen gewöhnlich war. Auch Jakob I. ließ sich bald nach seiner Thronbesteigung herab, eine Schrift gegen das Rauchen zu verfassen, um wenigstens unter seinen Hofleuten demselben Einhalt zu thun. Das Schriftstück ist zu interessant, als daß wir nicht Einiges daraus mittheilen sollten.

„Und was die Eitelkeiten anlangt," so heißt es, „wozu die schmutzige (sic) Gewohnheit führt, ist es nicht eine große Eitelkeit und sehr unnütz, daß bei Tische, wo Ehrerbietigkeit, Reinlichkeit und Sittsamkeit herrschen sollten, die Leute sich nicht schämen, Tabakspfeifen zu handhaben und einander den Rauch zuzublasen, so daß der häßliche Dampf und Gestank über die Schüsseln sich verbreitet und die Luft verpestet, während oft Leute, die ihn verabscheuen in der Gesellschaft sind? Ist es nicht eine große Thorheit, daß jetzt Niemand seinen Freund anders zu bewillkommen weiß, als daß er ihn sogleich zum Rauchen einladet? Ja, selbst die Hausfrau kann ihrem Gaste nicht freundlicher begegnen, als wenn sie ihm mit ihrer schönen Hand eine Tabakspfeife reicht. Aber es ist nicht nur eine große Eitelkeit! sondern auch eine Verachtung der guten Gaben Gottes, daß die Süßigkeit des Menschenodems, der eine gute Gabe Gottes ist, absichtlich durch dieses stinkende Rauchen verderbt werde!" — „Wenn ich den Teufel zu Tische laden wollte, pflegte der König auch zu sagen, „so würde ich ihm dreierlei vorsetzen: ein Ferkel, Stockfisch mit Senf und — eine Pfeife Tabak zur Verdauung."

Demnächst scheinen die Türken diese „schmutzige" Gewohnheit bei sich eingeführt zu haben, und wiederum ist es ein Engländer, Sandys, der sich im Jahre 1610 in Constantinopel aufhielt, welcher uns nicht uninteressante Mittheilungen darüber hinterlassen hat. Er nennt das Tabakrauchen der Türken eine neue Gewohnheit und setzt ausdrücklich hinzu, daß ihnen der Tabak durch die Engländer zugeführt worden sei. „Sie rauchen, sagt er, „durch Röhren, an denen große hölzerne Köpfe angebracht sind, und die Gewohnheit würde sich noch weiter verbreitet haben, wenn nicht von Zeit zu Zeit Verbote dagegen ergangen. Während eines Aufenthalts in Constantinopel wurde unter Andern einem Türken eine Pfeife durch die Nase gesteckt, und er so zum Schimpf durch die Stadt geführt." — Als Sir Thomas Herbert in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich in Bagdad aufhielt, besuchte er die dortigen Kaffeehäuser, die er Kohohäuser nennt, wo die Bewohner der Stadt sich in den Abendstunden versammelten, um Kaffee zu trinken, „einen höllischen, schwarzen, dicken und bittern Trank," und sich nebenher mit Arak und Tabak zu berauschen.

Heutzutage ist die Gewohnheit des Tabakrauchens über den größten Theil der Erde verbreitet; sie ist in alle Volksklassen, vom rohen Wilden bis zu dem Gebildetsten übergegangen, und ihre Verbreitung ist um so auffallender, wenn man an den verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von höchstens dreihundert Jahren denkt, in welchem sie entstanden.

---

## Der dumme Kerl.

„In **Monatsheften** (durch alle Buchhandlungen à 6 Kreuzer und durch alle Postanstalten, halbjährlich Abonnement à 36 Kreuzer und den Postzuschlag, beziehbar) erscheint zu Mannheim das höchst komische Witzblatt: **„der dumme Kerl"** mit dem Motto: „Was Ihr Euch Gelehrte für Geld nicht erwerbt, das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt." Es ist sehr erfreulich, überall nur Weise und Gelehrte anzutreffen, aber sehr schmerzlich ist es, daß diese schöne Menschen-Harmonie durch einen einzigen dummen Kerl gestört wird. Leider soll auch keine Hoffnung vorhanden sein, daß derselbe einmal gescheidt und vernünftig wird. Hoffen wir das Beste!" —

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

#  Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 49.** Sonntag, 9. Juni **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Während der Haß im Innern des Doktors den Diktator spielte, führte in Lothars Brust ein ganz entgegengesetztes Gefühl das Wort. In sein Cabinet eingeschlossen, öffnete er hastig das Buch und nahm den Brief heraus. Er betrachtete das zusammengelegte Papierchen, dessen Inhalt im Stande sein sollte, den Eigenthümer von Millionen schwer zu verletzen oder hoch zu erfreuen. So unbedeutend es von außen war, so sollte es die Mittel haben, ihm ein Leid zuzufügen, wovon all sein Geld ihn nicht freikaufen konnte, oder ihm eine Freude zu schenken, die er sich nicht dafür anzuschaffen vermochte. Welches unbegreifliche Räthsel ist nicht das Leben! Der Mensch der allen Ueberfluß und materiellen Wohlstand besitzt, ist sehr häufig arm an wahrem Glücke.

Nachdem Lothar das Billet lange betrachtet, erbrach er es. Mit ängstlicher Ungeduld überlas er die Paar Zeilen. Wie unendlich wenig, und doch wie viel enthielten sie nicht!

Bei seiner innern Heftigkeit und Lebhaftigkeit wechselten die Eindrücke sehr schnell, obschon seine russische Erziehung ihn äußerlich verschlossen machte. Die Gewohnheit, jeden unbedachten Ausbruch zurückzuhalten, war ihm zur zweiten Natur geworden, so daß er sich nur selten jene stürmischen Ergießungen des Zornes oder der Freude erlaubte, die sonst mit seinem Charakter übereingestimmt hätten und ihn als Jüngling kennzeichneten.

Bei Tisch war er außerordentlich lebhaft und scherzte mit seinen Genossen, den beiden jungen Russen und dem Doktor. Ueber des Letzteren glatte und lächelnde Physiognomie zog ein leichter Schatten, als sein Blick auf Lothars freudestrahlendes Gesicht fiel.

Nach der Tafel trennte man sich. Die beiden russischen Edelleute wollten auf die Jagd um ihrer Lieblingsleidenschaft nachzugehen, und Lothar stieg wie gewöhnlich zu Pferde, um einen Spazierritt zu machen. Das schöne schneeweiße Thier war jetzt drei Wochen lang täglich denselben Weg gegangen, so daß es von selbst den Waldpfad einschlug, der nach Ekdorp führte. Ein Stück vom Hofe hinweg, sprang Lothar aus dem Sattel und band das Pferd an einen Baum, worauf er durch den Wald nach seinem gewöhnlichen Beobachtungsplatze zusteuerte. Er gelangte indessen nicht dahin; denn als er an der schmalen und starkgekrümmten Allee die nach Ektorp führte, vorbei wollte, sah er eine Person mit langsamen und behutsamen Schritten, auf einen Stock gestützt, dieselbe herabkommen. Er blieb stehen. Er hatte den Gegenstand seines lebhaften Interesses wieder erkannt. Schuldfried schaute auf und machte ebenfalls Halt; denn obschon sie noch bedeutend von einander entfernt waren, erkannte sie doch den Fremden. Nach dieser Bewegung von ihrer Seite war zu vermuthen, daß Lothar wie ein ungeduldiger Liebhaber hervorstürzen würde; aber statt dessen blieb er regungslos stehen, als wollte er Schuldfried damit anzeigen, daß er es lediglich ihr selbst freistelle, sich zu nähern oder von ihm zu entfernen. Nachdem sie ein Paar Sekunden still gestanden, setzte sie ihren Weg fort und kam ihm also entgegen. Bei dieser Bewegung von ihrer Seite näherte er sich hastigen Schrittes. Als er vor ihr stand, nahm er ehrerbietig die Mütze ab und sagte:

„Ich danke Ihnen, daß Sie bei meinem Anblick nicht umwandten. Sie hätten dadurch zu erkennen gegeben, daß Sie ein Zusammentreffen mit mir nicht wünschen."

„Ich habe den ganzen Tag gewünscht, das Schicksal möchte unsere Wege einmal zusammenführen," antwortete Schuldfried lächelnd und mit einer warmen Farbe auf ihren siebzehnjährigen Wangen. „Um dem Schicksal die Erfüllung meines Wunsches wo möglich zu

erleichtern, habe ich mich heute zum Erstenmal auf eigene Faust hinausbegeben."

Der ungekünstelte Ton, womit dieß gesagt wurde, brachte Lothar in wirkliche Verlegenheit. Der für seine Eigenliebe schmeichelhafte Umstand, daß sie ihn zu sprechen wünschte, ging dadurch ganz verloren. Sie sprach ja davon, wie von der natürlichsten Sache in demselben Ton, als hätte es sich um einen Schulkameraden oder einen alten Bekannten gehandelt.

„Und gleichwohl blieben Sie bei meinem Anblick ganz zweifelhaft stehen," versetzte Lothar, der nicht recht wußte, was er sagen sollte.

„Das war sehr natürlich. Wir sind im Ganzen einander so unbekannt, daß ich mich eben darüber besann . . ." Schuldfried hielt inne und lächelte wie ein Kind, wenn es etwas Schalkhaftes zu sagen beabsichtigt.

„Ueber was? Ob Sie heute gut gegen mich gewesen seien?"

„O nein, ob ich nicht böse auf Sie sein sollte!"

„Auf mich? Und warum?"

„Weil Sie mich mit Ihren Briefen in Verlegenheit brachten."

„Das verstehe ich nicht. Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?"

Schuldfried sah ihn an, schüttelte dann lachend ihren schönen Kopf und antwortete:

„Ein finnisches Mädchen kann sich nicht auf einen russischen Offizier stützen. Das wäre eine feindliche Hülfe."

„Halten Sie mich also für einen Feind?" Lothar betrachtete diese bezaubernden Züge mit einem Blick, der wenigstens bewieß, daß seine Gefühle nicht feindselig waren.

„Ganz gewiß, alle Russen sind meine Feinde."

„Lassen Sie mich glauben, daß Sie scherzen. Es würde mir wirklich leid thun, wenn Sie im Ernste sprächen. Ja, ich wage sogar, zu behaupten, daß Sie heute das Gegentheil bewiesen haben."

„Wodurch?"

„Durch Ihre Güte, womit Sie . . ."

Ihren Brief beantworteten?"

„Ganz richtig. Sie haben dadurch eine gute Handlung verrichtet und gezeigt, daß ein finnisches Mädchen auch Barmherzigkeit gegen einen Feind üben kann."

„Das ist etwas, was wir Alle thun könnten, der Russe aber selten thut."

„Bitte um Verzeihung. Lassen Sie uns von diesem Gegenstand abgehen."

Schuldfried blieb bei einem geschlagenen Baumstamm stehen, der gerade an der Ecke des Weges lag, wo man von der Allee in den Wald einbog. Sie setzte sich darauf und sagte mit einem freundlichen Blick, indem sie Lothar die Hand reichte:

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie verletzt habe, und rechnen Sie nicht so genau mit meiner Aufrichtigkeit. Ich sage, was ich denke, ohne Absicht damit etwas Böses zu thun."

„Was könnten Sie Böses thun, ohne daß man es beim Klange Ihrer Stimme vergäße?" Lothar drückte die dargebotene Hand ganz leicht und ließ sie sogleich los. — —

„Sie sagten, Sie hätten mich zu treffen gewünscht?" fuhr er fort. „Welchem Umstand habe ich dieses Glück zuzuschreiben?"

„Erstens wünsche ich wirklich schon lange, Ihnen etwas zu sagen, und zweitens war es — Neugierde."

„Neugierde?"

„Ja gewiß. Wir haben uns ein einzigesmal getroffen, und seitdem haben Sie mir beinahe drei Wochen lang täglich einige Zeilen geschickt. Ich sollte wohl meinen, daß dies Neugierde erwecken könnte. Genug, ich wünschte noch einmal den Mann zu sehen, der so beharrlich in Briefen zu mir sprach."

„Es ist das zweitemal, daß Sie sagen: noch einmal. Soll das bedeuten, daß Sie mich dann los zu sein wünschen?"

„Daran habe ich nicht gedacht; aber ich wollte Ihnen sagen, daß . . . daß . . ." Schuldfried erröthete. Lothars Einbildung schrieb sich diese Röthe zu gut.

„Bitte, sprechen Sie. Jeder Wunsch von Ihnen ist mir Gesetz."

„Nun wohl, dann wünsche ich, daß Sie nicht mehr schreiben."

„Mißfällt es Ihnen?" Lothars tiefliegende Augen erweiterten sich auf eine eigenthümliche Weise, als er sie fixirte. Er versuchte eine Spur von Verlegenheit bei dieser Frage zu entdecken, aber ganz vergebens. Schuldfried sah höchst unbefangen zu ihm auf, als sie antwortete:

„Das nicht. Die Briefe haben mich unterhalten, aber die Art ihrer Zusendung hat mich belästigt. Ueberdieß haben Sie jetzt alle Illusionen zerstört, da Sie mich zum Antworten vermochten. Deßhalb" Schuldfried hing ihr Köpfchen ein wenig schief und fügte mit einem freundlichen Blicke hinzu — „sollen Sie nicht mehr schreiben. Ich will es nicht."

„Seien Sie überzeugt, daß ich gehorchen werde."

„Dank!"

„Aber jetzt müssen Sie sich edelmüthig zeigen."

„Lassen Sie hören."

„Sie müssen mitunter zu dieser Zeit hier ausruhen. Ich kann dann, wie heute, einige Worte mit Ihnen sprechen. Bemerken Sie wohl, daß ich es Ihnen selbst überlasse, mir diese Freude so spärlich oder freigebig wie Sie wollen zu gewähren, wenn es nur in der kurzen Zeit, die ich noch in der Gegend bleibe hie und da einmal geschieht. Nun, bewilligen Sie meine Bitte?"

„Ja, ich glaube."

„Versprechen Sie mir's."

„Nun wohl, ich verspreche."

„Dank!" Lothar machte eine verbindliche Verbeugung.

Die jungen Leutchen plauderten noch eine Weile, dann erhob sich Schuldfried, um heimzugehen.

„Darf ich Sie nicht jetzt auch begleiten?" fragte Lothar. „Hat unser kurzes Gespräch Ihr Vorurtheil gegen unsere Nation nicht in so weit zu mildern vermocht, daß Sie meinen Arm annehmen wollen?"

„Wie wenig kennen Sie meinen finnischen Charakter, wenn Sie glauben, daß Zeit oder Verhältnisse ein Vorurtheil verwischen könnten, das ich einmal gefaßt habe! Ich bin, wie meine Landsleute hartnäckig sowohl im Guten als im Bösen."

„Sie verweigern also meinen Arm?"

„Ja."

„Sie sind ein höchst eigenthümliches Mädchen, mit einer Aufrichtigkeit, die manchmal frappirt."

„Im Namen dieser Aufrichtigkeit, sage ich Ihnen jetzt Lebewohl."

„Ich darf sie also jetzt nicht begleiten?"

„Nein."

Schuldfried erhob sich. „Der Grund liegt darin, daß ich unsere Bekanntschaft Niemand mittheilte. Warum ich es nicht gethan, weiß ich selbst nicht. Ich weiß bloß, daß es mir unmöglich war, die Erzählung davon über die Lippen zu bringen, und dessen ungeachtet habe ich Mehreremale fest beschlossen, meinem Freunde davon zu sagen."

„Ihr Freund ist vermuthlich ein Spielkamerad?"

„O nein, es ist . . ." Schuldfried verstummte plötzlich. Vor ihrer Erinnerung stand Lothars Brief, worin er fragte, ob Aberney ihr Gatte werden würde.

„Wiederum eine Unterbrechung; vielleicht war meine Frage undelikat?" Es blitzte in Lothars Augen.

„Ach nein, aber Ihr letzter Brief ist an der ganzen Verwirrung Schuld und hat mich jetzt aus dem Konzept gebracht. Mein Freund ist Professor Aberney," fügte sie mit einem gewissen Nachdruck hinzu. „Er war mir Vater, Lehrer und hat mir so viel Wohlwollen erwiesen; auch habe ich ihn so innig lieb."

„Wie beneidenswerth ist er nicht! Aber ich will Sie nicht länger aufhalten." Lothar nahm seine Mütze ab und im nächsten Augenblick war er verschwunden.

In seinem Ton und Blick lag etwas, das einen unangenehmen Eindruck auf Schuldfried machte: sie wußte nicht recht warum, aber die Erinnerung daran beunruhigte sie. Sie hätte ihn zurückrufen mögen, um zu fragen, ob sie etwas Beleidigendes gesagt habe. Langsamen Schrittes wandelte sie die Allee hinab und grübelte darüber nach, warum er sie so plötzlich verlassen habe. Als sie auf den Hof kam, trat Annika ihr entgegen, die so eben von ihrer Säuberungsarbeit im Garten zurückkehrte.

„Liebes Kind, wo warst Du denn?" fragte die Dienerin unruhig; „Du hast jetzt gewiß Deinen Fuß wieder verderbt. Droben ist ein Brief vom Professor. Er kam eben erst und liegt auf Deinem Zimmer."

Der Brief enthielt die Nachricht, daß Aberney nach Abo gereist sei, um dort einen Schweden zu treffen, mit dem er wichtige Sachen zu besprechen habe. Er gedenke erst in einigen Wochen nach Juuta zurückzukommen. War Schuldfried schon vorher unruhig, so wurde sie es bei dieser Nachricht noch mehr. In

der Nachschrift standen jedoch folgende Zeilen, die alle trüben Gedanken verscheuchten:

„Wenn ich nach Junta zurückkomme, bringe ich einen Gast mit, dessen Wiedersehen Dir gewiß Freude macht. Ich meine Tage."

Ihr Herz klopfte hoch vor Freude bei dem Gedanken, daß sie Tage treffen sollte, den sie seit drei Jahren nicht gesehen. Diese drei Wochen mußten schnell vergehen, und dann, wie angenehm mußte es nicht dann werden! Ihr Gesicht strahlte jetzt vor Wonne.

Bulwer sagt: „Die Natur hat den Thieren, die in einem kalten Klima wohnen sollen, eine dicke Haut gegeben, und den Menschen, die auf ihrer Wanderung durchs Leben von Bekümmernissen heimgesucht werden sollen, hat sie ein heiteres elastisches Gemüth verliehen." So war es auch mit Schuldfried. In der Einsamkeit aufgewachsen, unbekannt mit den Menschen, dem Leben, der Wirklichkeit und allem Bittern, was sie in sich schließt, war sie ein gutes und heiteres Kind, das nur aus Büchern wußte, was sich in der Welt zutrug. Was sie eines Tages eigentlich werden, wie ihr Charakter sich entwickeln würde, sollte sich erst zeigen, wenn die Ereignisse die Kräfte, die jetzt in ihr schlummerten, zur That weckten. Die Natur hatte sie, die an der Seite einer düstern und schwerbetrübten Mutter aufgewachsen war, mit einem frischen und fröhlichen Gemüthe beschenkt, das unter Gesang und heitern Spielen seine einsame und abgesonderte Kindheit verlebte. Sie hatte eine lebendige starke Seele und ein warmes Herz empfangen, ohne daß diese Eigenschaften durch eine weichliche Träumerei oder eine schmachtende Sehnsucht getrübt wurden. Ihr frühentwickelter Verstand war durch Lektüre mehr gepflegt und gebildet worden, als bei Mädchen ihres Alters sonst der Fall ist, aber er war nicht in jene vorzeitige Frühreife übergegangen, wodurch Seele und Herz veralten, sondern behielt einen Anstrich kindlicher Frische, die so unschätzbar ist. Wie alle lebhaften Gemüther, empfing Schuldfried leicht Eindrücke, die aber selten etwas Anderes als einen vorübergehenden Einfluß übten. Und in der gegenwärtigen Periode ihres Lebens wäre es schwer zu bestimmen gewesen, ob ihr Gefühl von augenblicklichen Impulsen abhängig oder ob es stark, tief und mächtig werden solle. Jetzt konnte sie von traurigen Gedanken plötzlich zu fröhlichen übergehen. Ein Nichts konnte sie betrüben, aber auch erfreuen. Der Grundton ihrer Gemüthsart war heiter und die melancholischen Gedanken wichen leicht vorübergehenden zerstreuten Wolken.

Am folgenden Vormittag erklärte der Doktor, daß der Fuß vollkommen gesund sei; Schuldfried müsse jedoch vorsichtig sein und dürfe ihn nicht anstrengen. Er fügte mit seinem verbindlichen Lächeln hinzu:

„Meine Besuche als Arzt sind jetzt überflüssig, aber ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, mich manchmal nach dem Befinden meiner Patientin zu erkundigen."

Ehe Schuldfried antworten konnte, verbeugte er sich und verließ das Zimmer.

(Forts. folgt.)

## Wie ein Gemeinderath zusammengesetzt sein soll.

1) Aus einem Krämer, weil er auf Alles ein Gewicht legt und Alles abwiegt.

2) Aus einem Geigenmacher, weil uns der immer andere Saiten aufziehen kann.

3) Aus einem Schuhmacher, weil nur der es weiß, wo Einen der Schuh drückt, und was oft für Stiefeln gemacht werden.

4) Aus einem Schlosser, weil der uns über jeden Punkt Aufschluß geben kann!

5) Aus einem Schäffler, weil der Alles reiflich überlegt.

6) Aus einem Wundarzt, weil der für jede Wunde das richtige Pflaster gibt.

7) Aus einem Capellmeister, weil er zu Allem den richtigen Tact zu geben weiß.

8) Aus einem Nagelschmied, weil er den Nagel auf den rechten Kopf trifft, und

9) Aus einem Wirth, weil er uns reinen Wein einschenken kann.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

Nro. 50. Freitag, 14. Juni 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage waren vergangen, ohne daß Schuldfried den Hof oder den Garten verließ. Sie hatte den Vormittag über sehr fleißig neben ihrer Mutter gearbeitet. Sie hatte zwei volle Stunden gespielt; aber als die Mutter sie bat, einige neue Lieder zu singen, hatte sie geantwortet:

„Ich kann heute nicht singen.“

Nachmittags zog sich Frau Smith mit ihrer Arbeit in ihr Zimmer zurück, und Schuldfried dachte eine Weile daran, hinabzugehen und sich mit Weben zu beschäftigen; aber Annika erklärte, ihr Fuß gestatte es durchaus nicht, an dem Webstuhle herumzutreten. So kam es, daß Schuldfried den ganzen Nachmittag damit zubrachte, an den Blumenrabatten im Hof und Garten zu arbeiten, ihre vielen Blumen zu pflegen u. s. w. Gegen Abend flogen ihre Augen von den Blumenrabatten hinweg nach dem kleinen Waldweg, den man vom Hof aus sehen konnte; aber kein lebendiges Geschöpf zeigte sich da. Als Schulfried spät am Abend, nachdem alle sich gelegt hatten, am Fenster saß und über die Gegend hinschaute, wunderte sie sich, daß sie zum Erstenmale in ihrem Leben den Tag lang gefunden habe. Sicher war es die Sehnsucht nach Aberney, die das verursachte, aber gleichwohl war es nicht des geliebten Lehrers Bild, das unaufhörlich wieder vor ihr Gedächtniß trat, sondern die schönen und schwärmerischen Züge des Fremden.

Der zweite Tag verging wie der erste, und auch er erschien Schuldfried unendlich lang, obschon sie jetzt unbeschreiblich viel mit ihren Tauben, Vögeln und übrigem Federvieh zu thun hatte, was Alles unter ihrer Aufsicht stand und jetzt schon lange ihrer Pflege hatte entbehren müssen. Trotz alle dem wurde die Zeit lang, und was noch schlimmer war, Alles, was sie that, kam ihr langweilig vor. Der Abend fand sie wieder beim offenen Fenster, den Kopf in die Hand gestützt. Sie wollte eben sich selbst fragen, warum sie sich diese Tage so hartnäckig innerhalb der Thore von Ektorp gehalten und nicht hinausgewagt hatte. Ganz gewiß darum, weil der Doktor ihr verboten hatte, sich anzustrengen. So weit hatte sie es in ihrer Selbstprüfung gebracht, als man vom Ufer her eine schöne Männerstimme ein höchst eigenthümliches Lied singen hörte, das ein Volkslied zu sein schien, aber kein schwedisches oder finnisches, sondern ein solches, das unter einem glühenden Himmel gedichtet worden. Schuldfrieds Blick richtete sich nach der Gegend, von wo der Gesang kam, und sie sah einen einsamen Ruderer in einem Boot, das langsam über die spiegelhelle Fläche der Bucht dahinglitt.

„Das ist er,“ dachte Schuldfried und schaute dem Boote nach. Die Entfernung war zu groß, um die Züge unterscheiden zu können; aber die ganze Erscheinung gab zu erkennen, daß es keiner der umwohnenden Bauern war, so ferne nicht schon der Gesang dieß verrathen hätte.

Noch als das Boot bereits hinter einer vorstehenden Landspitze verschwunden war, schlugen die entfernten Töne an Schuldfrieds Ohr, und lange, nachdem sie verhallt waren, klangen sie noch in ihrer Seele fort.

Am folgenden Tag, als es sich gegen Abend neigte, ging Schuldfried zum Hofthore hinaus und auf dem Waldwege fort. Kaum hatte sie in diesen eingebogen, als Lothar mit entblößtem Haupte vor ihr stand.

„Sie waren sehr grausam,“ sagte er, „mich zu einem so langen Warten zu verurtheilen. Ich hatte gehofft, Ihre Güte würde zu meinem Vortheil reden.“

„Es sind ja erst zwei Tage, seit wir uns trafen,“ versetzte Schuldfried lächelnd.

„Erst, sagen Sie. Nun wohl, Ihnen, die Sie sich aus Furcht vor einer Begegnung mit mir nicht zum Thore hinauswagten, ist die Zeit gewiß schnell vorübergegangen!" Der Ton war etwas bitter und das Auge blickte düster auf das Mädchen.

„Um die Wahrheit zu sagen, muß ich gestehen, daß diese Tage mir recht lang vorgekommen sind; ich habe dabei viel an Sie gedacht."

Lothars Stirne erheiterte sich.

„Wie gütig Sie sind, mir das zu sagen!"

Und warum sollte ichs nicht sagen?" Schuldfried sah ihn mit einem Blicke an, der die holde Illusion, welche die Eigenliebe ganz augenblicklich schuf, gänzlich verscheuchte. „Ich wünschte Sie zu fragen, warum Sie so mißvergnügt aussahen, als wir das Letztemal von einander schieden. Gewiß hätte ich Ihnen deßhalb nachgerufen, wenn Sie mich nicht so plötzlich verlassen hätten. Jetzt möchte ich gerne wissen, was Ihr verändertes Benehmen hervorrief."

„Brauche ich es Ihnen wohl zu sagen?"

„Ganz gewiß, da ich frage."

„Und gleichwohl sollten Sie, wenn Sie an den Gegenstand unseres Gespräches denken, die Lösung des Räthsels selbst finden." Sie spazierten langsam den Weg hinan.

„Nein, ich begreife wahrhaftig nicht, was Ihr Mißvergnügen erregen konnte."

„Mißvergnügen ist nicht das rechte Wort, sondern Betrübniß; ich empfand . . . gleichviel was. Da Sie die Ursache nicht errathen haben, so erlassen Sie mirs sie zu sagen."

„Wie Sie belieben. Ich will Sie nicht mit Fragen quälen, zumal da Sie jetzt besser gestimmt scheinen."

„Und wenn ich auch das Gegentheil wäre, was würden Sie wohl darnach fragen?"

„Viel! Es würde mich betrüben. Ich kann es nicht ertragen, daß Jemand böse auf mich ist."

„Jemand! Aber wenn dieser Jemand eine Ihnen so gleichgültige Person ist wie ich?"

„Sie sind mir nicht gleichgiltig."

„Nein, ich bin etwas weit Schlimmeres; ich bin ein verhaßter Russe."

Schuldfried blieb plötzlich stehen und sah ihn an, indem sie mit ernster Stimme sagte: „Warum mich daran erinnern? Ich habe es in diesen Tagen gänzlich vergessen."

„Um so mehr Grund für mich, Sie daran zu erinnern."

Schuldfried begann wieder zu gehen und Lothar fuhr mit ruhiger ernster Stimme fort:

„Im Fall Sie irgend Wohlwollen gegen mich hegen, so will ich es durchaus nicht dem Umstand verdanken, daß Sie meine gehaßte Nationalität vergessen. Ich stände ja immer in Gefahr, es zu verlieren, sobald Sie sich erinnerten, wer ich wäre. Es würde mir ganz gehen wie jetzt. Sie würden augenblicklich mißvergnügt werden, und dann ist es besser, Sie sind nie anders. Ich will mir Ihr Wohlwollen nicht erschwindeln; dafür lege ich zu großen Werth darauf."

Eine Pause entstand. Schuldfried ging gesenkten Blickes und Lothar betrachtete sie aufmerksam. Endlich wandte sie ihr Gesicht gegen ihn und sagte:

„Es ist wahr, ich verabscheue die Russen aus tiefstem Herzen, und ich würde mich sehr unglücklich fühlen, wenn ich genöthigt wäre, in Rußland unter diesem Volke zu leben; aber das hindert nicht, daß sich auch unter ihnen Leute finden können, mit denen man gerne umgeht und die alles Recht auf unsere Achtung besitzen."

„Sagen Sie mir, ist Ihr Haß gegen meine Landsleute ein nationaler oder hat er eine Privatursache?"

Bei dieser Frage fixirte er sie scharf.

„Ich habe ihn mit der Muttermilch eingesogen, und so weit ich zurückdenken kann, habe ich mit dem Wort Russe das Böse bezeichnet. Als ich elf Jahre alt war, sollte eine kleine Privatgeschichte dazu kommen und meinen eingewurzelten Abscheu noch bekräftigen. Alles zusammen hat gemacht, daß ich mich wirklich selbst darüber verwundere, wie ich Sie ohne allen Widerwillen sehen und sprechen kann."

„Die Entdeckung, daß ich Russe bin, machte indeß einen solch unangenehmen Eindruck, daß die Folge davon ein verenkter Fuß war. Die wochenlangen Schmerzen die Sie deßhalb ausstanden, werden mir stets auf dem Gewissen liegen. Wollen Sie sich nicht setzen? Vom Hügel hier sehen wir den schönen See."

Er bot Schuldfried die Hand, um ihr zu helfen, aber sie sprang ganz allein über den Graben.

Lothar folgte ihr, und nachdem sie eine

Weile dagestanden und den See betrachtet hatte, der durch die Oeffnung im Walde sichtbar wurde, kam das Gespräch so allmählig von Finnland auf andere Gegenden, welche Lothar als Marineoffizier besucht hatte und jetzt mit außerordentlich lebhaften Farben beschrieb. Sie hatten sich unter einen großen Baum gesetzt, dessen laubiger Wipfel sachte seine Blätter über ihren Häuptern schüttelte. Mit gespanntem Interesse hörte Schuldfried auf die Schilderungen von Italien. Mit lebhaften und kühnen Farben sprach Lothar von einem Abend in Venedig, als er auf den Lagunen fuhr, während der Gondoliere eines jener glühenden Lieder sang, welche die Völker des Südens charakterisiren.

„Dort lernten Sie wohl das Lied, welches Sie gestern Abend sangen?" fiel Schuldfried ein.

Das Mädchen war wirklich geschaffen, Lothar ein wenig aus dem Concept zu bringen. Er hatte aus Zartgefühl und um ihr eine Verlegenheit zu ersparen, mit keinem Wort andeuten wollen, daß er sie gesehen, und jetzt sprach sie von seinem Gesange ganz wie wenn sie ihn in einer Gesellschaft gehört hätte. Er antwortete indeß sogleich:

„Ja, es war eine der vielen Barcarolen, die ich in Venedig hörte."

„Singen Sie noch einmal, damit ich den Text höre." —

„Text und Melodie sind italienisch."

„Ah, Sie meinen vielleicht, ich würde ihn nicht verstehen?" Schuldfried lachte. „Sie haben Unrecht, ich habe italienisch gelernt."

„Sie? Und von wem?" Lothar betrachtete sie mit Bewunderung.

„Von meinem guten Freund, Onkel Aberney."

„Er!" Lothars Züge veränderten sich augenblicklich und er sagte kalt: „Gewiß singt der Professor weit besser als ich, und deßhalb erlauben Sie, daß ich nicht singe."

Schuldfried sah ihn an.

„Jetzt sind sie wieder verändert."

Lothar fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Ich wünsche, das Sie nicht bemerkten, wie sehr gewisse Dinge mich quälen."

„Hat mein Wunsch, daß Sie singen möchten, Sie gequält? In diesem Fall wollen wir nicht mehr davon reden. Ich bin so gewöhnt, alle meine Wünsche auszusprechen, daß Sie sich nicht daran kehren dürfen. Ihr Gesang war so wunderbarschön, daß ich ihn sehr gerne noch einmal gehört hätte."

„Singt Professor Aberney?"

„Ob er singt?" rief Schuldfried in einem Tone, als hätte er eine heidnische Frage gemacht. „Er hat eine so prächtige und starke Stimme. Tante Sara sagt mir, er sei wegen seiner Kompositionen und seines Gesanges weit und breit berühmt gewesen."

„Der Mann besitzt demnach alle möglichen Eigenschaften und Talente," sagte Lothar mit einem ironischen Lächeln. „Wenn Sie erlauben, sprechen wir nicht mehr von ihm."

„Und warum? Ich verstehe Sie nicht."

„Um so besser. Haben Sie die Fragen in meinem Briefe schon vergessen?"

Schuldfried konnte sich bei der Erinnerung daran, unmöglich eines lauten Lachens enthalten, so komisch erschien es ihr, daß Jemand daran denken konnte, daß Aberney, ihr väterlicher Freund, ihr Gatte werden sollte. Ihr silberhelles Lachen verscheuchte die trüben Gedanken aus Lothars Seele.

„Ihre Frage habe ich ja beantwortet, und dieß da ist so über die Maßen lächerlich, daß ich nicht begreife, wie Sie darauf zurückkommen können."

Das Gespräch wurde bald auf Italien zurückgeführt und die Zeit entfloh sehr schnell. Als die Sonne sich hinter dem Walde verbarg, sagte Schuldfried dem Fremden Lebewohl.

Forts. folgt.

### Verschiedenes.

**Kirchheimbolanden**, 7. Juni. Das Programm der am 16. Juni dſs. Jrs. stattfindenden Feier bei Enthüllung des **Denkmals** für die im Kampfe für die deutsche Reichsverfassung gefallenen **rheinhessischen Freischaaren** ist nunmehr festgestellt. Dasselbe war in der letzten Nummer des Pfälzer abgedruckt. Trotzdem unsere Stadt bis heute noch eines Schienenweges entbehrt (an unserer Eisenbahn — Mainz-Kaiserslautern — wird zwar rüstig gearbeitet, wegen der bedeutenden Schwirigkeiten mancher Stellen aber wird die Vollendung der Strecke Alzey-Kirchheimbolanden-Langmeil erst im nächsten Jahre ermöglicht werden können), steht eine

bedeutende Betheiligung an dem Feste nicht allein von hier und Umgegend, sondern namentlich auch aus Reinhessen und der Pfalz jetzt schon in sicherer Aussicht. Mainz besonders wird sehr zahlreich vertreten sein und beabsichtigt man von da in besonderem Extrazuge bis Alzey 2½ Stunden von hier) zu fahren. Die übrigen nächstgelegenen Eisenbahn-Stationen sind: Monsheim — hess. Ludwigsbahn (3 Stunden). Langmeil, Winnweiler, Rockenhausen, Alsenz, sämmtlich Stationen der Alsenzbahn — (3½—4 Stunden). — Für diejenigen Leser dieses Blattes, welchen die nächste Veranlassung zur Errichtung des Denkmals nicht bekannt ist, dürfte nachfolgender Auszug aus der Urkunde, welche in den Sockel des Denkmals eingelegt wurde, den besten Aufschluß geben: „Im Jahre 1848—49 hat die vom deutschen Volke gewählte deutsche Reichsversammlung in Frankfurt a. M. eine deutsche Reichsverfassung auf gesetzlichem Wege berathen und festgestellt, deren Ein- und Durchführung sich jedoch verschiedene deutsche Fürsten gegen den Wunsch und das Wohl des Volkes widersetzten. Die Bevölkerung der bayr. Pfalz und Baden trat für ihr gutes Recht ein, ihre dafür streitende Volkswehr aber wurde von der Uebermacht der von den Fürsten gegen sie aufgebotenen Heere besiegt und die Hoffnung auf Schaffung eines einigen, freien deutschen Reiches in damals unabsehbare Ferne hinausgerückt. An diesem Kampfe für sein gutes Recht wurde das pfälzische Volk von vaterlands- und freiheitsbegeisterten Männern und Jünglingen aus der rheinhessischen Nachbarprovinz unterstützt, welche eine Freischaar bildeten, die am 14. Juni 1849 den ersten Kampf gegen eine in die Pfalz einrückende preußische Heeresabtheilung hier in Kirchheimbolanden zu bestehen hatte, wobei 17 junge Leute aus Mainz, Oberingelheim, Bretzenheim, Bingen, Marienborn und Gau-Weinheim den Heldentodt für Freiheit und Vaterland starben und auf diesem Friedhofe ihre letzte Ruhestätte fanden. Nachdem die Aufstellung eines äußeren Zeichens der Verehrung in Folge der jeder freieren Regung ungünstigen politischen Verhältnisse geraume Zeit eine Unmöglichkeit war, gelang es einigen Freunden und Gesinnungsgenossen der Gefallenen im Jahre 1866, am Tag nach der Schlacht von Königgrätz, zu welcher Zeit alle Blicke nach dem damaligen Kriegsschauplatz gerichtet waren, einen einfachen Gedenkstein auf deren Grab zu setzen. Am 20. Jahrestag ihres Todes besuchte eine Anzahl ehemaliger Mitkämpfer aus Mainz und Umgegend das Grab ihrer gefallenen Cameraden, schmückten dasselbe und nahmen die Idee mit, ein größeres Denkmal auf der Heimstätte der Gefallenen zu errichten. Der Gedanke zündete bei den Kampf- und Gesinnungsgenossen in Rheinhessen und der Pfalz. Es bildeten sich in Mainz und hier in Kirchheimbolanden Vereinigungen für Beschaffung der Mittel, welche so reichlich flossen, daß die Aufrichtung dieses herrlichen Denkmals, entworfen vom Bldhauer Schieß in Wiesbaden, ermöglicht wurde."

---

— Landau, 11. Juni. Nächsten Sonntag wird bei dem altkatholischen Gottesdienst Herr Professor Knood aus Bonn die Predigt halten.

---

Während der Pfingsttage hat der Bayerische Sängerbund in der Stadt Weilheim ein vielbesuchtes und glänzend verlaufenes Sängerfest gefeiert, bei dessen Schluß die Münchener Liedertafel ein mit Jubel aufgenommenes Lied sang, dessen letzte drei Strophen (dem „Schw. Merk." zufolge) lauten:

Ein heil'ger Frühling ist erwacht
Ob unsern deutschen Landen,
Des alten Reiches Herrlichkeit
Ist wieder neu erstanden.

Bei'm Siegesruf rieb sich den Schlaf
Vom Aug' Held Barbarossa,
Nun gilt es eine Sühne noch:
Dem Kaiser in Canossa!

Ihr Sänger halft von Spott und Schmach
Das Vaterland erretten:
Erlös uns nun, du deutsches Lied,
Auch von des Geistes Ketten!

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 52. Mittwoch, 19. Juni 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Sein Einfluß auf Lothar war allmächtig gewesen, und das war er noch jetzt in Allem, was die äußeren Verhältnisse betraf. Sagte der Doktor: Diese oder jene Veränderung muß vorgenommen werden; dieser oder jener Pächter muß einen kleineren oder höheren Pacht bekommen, so antwortete Lothar immer: Das verstehen Sie besser als ich, thun Sie nach ihrem Gutdünken. — Und in all diesen Fällen verdiente der Doktor ein unbegränztes Vertrauen; aber leider war er nicht eben so gewissenhaft, wenn es sich um das Innere des jungen Mannes handelte.

Während ihres Aufenthaltes auf deutschen Universitäten hatte Wagner mit einer eigenthümlichen ausstudirten Geschicklichkeit den Samen zu allen möglichen Lastern in das Herz des Jünglings auszustreuen gesucht, indem er ihm die Lehre der Genüsse predigte und seine von Natur romantischen Ideen verspottete. In jungen Jahren liebt man vorzugsweise die Vergnügungen, und da Wagner ihm stets solche zu verschaffen wußte, so wurde er mehr Lothars Freund als sein Mentor. Es würde ihm sicherlich auch gelungen sein, aus dem feurigen, schwärmerischen und reichbegabten Jungen einen schlechten und ausschweifenden Menschen zu machen, wenn nicht ein unerklärlicher Zufall Lothar aus seinem blinden Vertrauen zu dem Doctor geweckt und statt dessen ein gründliches Mißtrauen gegen den früheren Gouverneur in seine Seele sich eingeschlichen hätte. Diese Veränderung war so plötzlich vor sich gegangen, daß der Doktor vergebens über ihre Ursachen nachgrübelte.

Er wußte bloß, daß Lothar schon am Tage nach seiner Mißhandlung gegen Tage und Schuldfried sich ungleich geworden war, daß er mit Eifer vom General den Platz auswirkte, den Wagner jetzt hatte und daß er den Doktor durchaus nicht zum Begleiter nach Petersburg haben wollte.

Nach dieser Beleuchtung der Verhältnisse wollen wir zu dem Gespräch zwischen dem Doktor und den Verwalter zurückkehren.

Wir finden ersteren in seiner reichen Bibliothek in einem Armstuhl zurückgelehnt; vor ihm auf dem Tisch lagen einige Rechnungen. Herr Scheindinge, ein Mann von etlichen und fünfzig Jahren, mit einem glatten schmunzelnden Gesichte, befand sich ihm gegenüber auf einem Stuhl. Er saß auf der äußersten Ecke, als hätte er sich nicht recht zu setzen gewagt, um dem allmächtigen Arzte nicht zu mißfallen, der jetzt ganz und gar nicht mild und verbindlich aussah.

„Ich habe Ihre Rechnungen von meinem Sekretär durchgehen lassen,“ begann der Doktor in herbem Tone, „und finde nirgends die Kornsendung aufgezeichnet, die kurz vor der Ankunft des Barons nach Abo abging.“

„Damals wurde kein Korn von Kronbrück nach Abo abgeschickt,“ antwortete Scheindinge keck.

„Nicht? Wem gehörte denn das Korn, das Sie unter diesem und jenem Datum per Fuhre abschickten?“

Der Doktor sah den Verwalter scharf an.

„Dem Baron F. von Umbosum.

„So!“

Der Doktor streckte die Hand aus und nahm einen Brief der auf dem Tische lag. Er überreichte ihn dem Verwalter mit den Worten:

„Lesen Sie mir das hier vor!“

Als Herr Scheindinge den Brief öffnete und die Unterschrift sah, wurde er todtenbleich.

„Sie erblassen. Nun, Herr Scheindinge, wie glauben Sie, daß es mit Ihrer Verwalterschaft stehe?

„Herr Doktor, um Gottes Barmherzigkeit willen, machen Sie mich nicht unglücklich!“ rief der bebende Verwalter, indem er seine

Hände faltete. Er hatte den Brief auf den Boden fallen lassen. Der Doktor bückte sich, hob ihn auf und sagte, indem er ihn langsam zusammenlegte:

„Sie haben also Ihren Herrn um hundert Tonnen Korn bestohlen. Dieß ist bewiesen. Ich habe Sie zweimal vor Ihren unehrlichen Kunstgriffen gewarnt, allein Sie scheinen daraus nur den Schluß gezogen zu haben, daß Sie ungestraft fortfahren dürfen, und nicht genug damit, Sie haben jetzt angefangen Ihre Unehrlichkeit auf großem Fuße zu betreiben. Sie hätten mich gleichwohl kennen und wissen sollen, daß ich nicht gesonnen bin, meinen Herrn noch länger durch einen Schurken Ihrer Art bestehlen zu lassen. Die beiden vorhergehenden Male, wo sie betreten wurden, hatten Sie es den Bitten Ihrer Frau zu verdanken, daß ich Sie auf dem Platze behielt. Ich habe dabei bloß die Vorsicht beobachtet, alle Ihre Handlungen genau bewachen zu lassen. Sie kennen meine Schlauheit und hätten auf Ihrer Hut sein sollen."

Jetzt erfolgten Bitten und Erklärungen von Seiten des Verwalters, denen der Doktor nur eiskalte Verachtung entgegensetzte. Das Ende war, daß Scheindinge eine Erklärung ausstellen mußte, der zufolge er von seinem Herrn so und so viel Korn genommen habe, das ihm an seinem Einkommen abzuziehen sei. Als dieß im Reinen war, sagte der Doktor, indem er das Papier in die Tasche steckte:

„Bis auf Weiteres will ich dem Baron nichts sagen, sondern es auf Ihre Aufführung ankommen lassen. Sie sind inzwischen jetzt in meiner Gewalt, und wenn Sie sich nicht ganz unglücklich machen wollen, so hüten Sie sich, daß ich nicht noch einen Beweis gegen Sie bekomme."

Scheindinge versicherte, die Nachsicht des Doktors würde ihn in einen gewissenhaften und ehrlichen Menschen verwandeln. Da seine Betheurungen kein Ende nehmen wollten, unterbrach ihn der Doktor streng mit den Worten:

„Sie brauchen nichts zu versichern, da ich Ihnen durchaus nichts glaube. Ich werde Sie genau bespähen lassen, und bei der geringsten Abweichung werden Sie augenblicklich aus dem Dienste gejagt und der Justiz überliefert. Jetzt zu etwas Anderem. Hat die Wittwe auf Ektorp ihren letzten Jahrespacht bezahlt?"

„Nein, ich erhielt vom Herrn Doktor die Weisung, ihr nichts zu fordern, sondern die Ankunft des Herrn Barons abzuwarten, da der Herr Doktor für sie zu sprechen beabsichtigen."

„Das ist wahr. Sie müssen indessen eine Mahnung um den Pacht ergehen lassen und fragen, wann sie ihn bezahlen könne."

„Wollen der Herr Doktor, daß ich eine Zahlungsfrist bestimmen soll?"

Wagner besann sich eine Weile. Er berechnete gleichsam, was geschehen könnte, und welcher Augenblick der passendste wäre, um Frau Schmith ins Gedränge zu bringen. Endlich sagte er:

„O nein, Sie fahren morgen hin, mahnen höflich und ersuchen die Dame, selbst zu sagen, wann sie ihre Schuld bezahlen könne. Zugleich können Sie daran erinnern, daß die Zeit zur Verlängerung des Kontraktes schnell heranrücke."

Der Doktor verabschiedete den Verwalter, der unter demüthigen Bücklingen abzog. Als er fort war, klingelte der Doktor, und nun öffnete sich eine kleine Tapetenthüre neben einem Bücherschrank. Ein etwas älterer Mann als der Doktor, mit magerem und widerwärtigem Gesicht, kam zum Vorschein. Er war ganz schwarz gekleidet und ging gebeugt.

„Was Neues aus Abo?" fragte Wagner, ohne sich umzuwenden. Er wußte aus dem Geräusche des Thürschlosses, daß der magere Herr sich im Zimmer befand. Der Doktor saß so, daß er dem Eintretenden den Rücken zukehrte. Dieser war lautlos vorangeschritten und stand hinter Wagners Stuhl, als er antwortete:

„Sie haben heute Abo verlassen und sind unterwegs hieher."

„So! Und die Korrespondenz?

„Ist abgefangen."

„Gut! Hat man argwöhnische Blicke auf sie?"

„Ja. Alle Briefe sollen fortan geöffnet werden"

„Ohne daß man ahnt, woher die Angabe kommt?"

„Ohne daß Jemand es ahnt."

„Wie geschah die Vertauschung der Briefe?"

„Durch mich.“

„Dann bin ich ruhig.“ Der Doktor stand auf und wandte sich zu dem magern schwarz gekleideten Herrn. Mit der Hand auf der Stuhllehne betrachtete er ihn, während er fortfuhr:

„Ich glaube, mein lieber Worzow, daß die Fahrt nach Abo Dich noch magerer gemacht, als zuvor. Hast Du sonst nicht ermitteln können, warum dieser Aberney so plötzlich hinreiste?“

„Die Veranlassung war ein Bankrott des N.'schen Hauses, wo der Professor Geld angelegt hat. Er verliert eine nicht unbedeutende Summe.“

„Wie viel ungefähr?“

„Sein halbes Vermögen.“

Der Doktor begann auf und ab zu gehen. Nach einer Weile sagte er:

„Halt' ein strenges und wachsames Auge auf den Verwalter; gehe alle seine Rechnungen genau durch und sieh zu, daß er die Leute nicht schindet.“

Herr Worzkow verbeugte sich und glitt eben so still, wie er gekommen war hinaus.

Der Doktor setzte sich wieder an den Tisch und begann mit großer Aufmerksamkeit, die darauf liegenden Papiere zu durchgehen. So saß er noch bis die Dämmerung einbrach, und er ein Pferd in den Hof galoppiren hörte, Wagner erhob sich und ging an's Fenster.

„Aha? er ist jetzt daheim,“ murmelte der Doktor, ging dann ins Nebenzimmer, vertauschte seinen Schlafrock gegen einen schwarzen Frack, ordnete seine Halskrause und sein Haar. Als dieß geschehen war, begab, er sich zu Lothar hinauf, traf ihn aber nicht im Salon. Der Bediente meldete ihm, der Baron habe sich in sein Kabinet eingeschlossen.

„Hem, sollte er bereits eine Niederlage erlitten haben?“ dachte Wagner; „das ist nicht wohl möglich. Das Mädchen ist zu einsam und er ist zu schön, als daß er nicht einen vortheilhaften Eindruck auf sie machen sollte. Es wäre dumm, wenn mein geschickt ausgedachter Plan durch einen Geniestreich des Zufalls vernichtet würde.“

Weiter kam der Doktor nicht in seinem stillen Monolog, während dessen er am Fenster stand und hinaussah, als Lothar zu ihm heraustrat.

„Ach, sind Sie's Doktor?“ rief er; „aber warum ist es hier finster? Sollten Sie zufällig eine Vorliebe dafür haben, in der Dämmerung zu schwärmen?“

Es war etwas Seltenes Lothar scherzen zu hören, und der Doktor zog daraus den ganz richtigen Schluß, daß er besonders aufgeräumt sei.

„Ich bin aus der Dämmerung herausgewachsen,“ antwortete Wagner.

Lothar und der Doktor sprachen immerfranzösisch mit einander.

„In diesem Fall wundert es mich nicht, daß Sie nicht beleuchten ließen.“

„Soll ich klingeln?“

„Ja. Sie ersparen mir dadurch eine Mühe. Um aufrichtig zu sein, so bin ich müde.“ Lothar warf sich in ein Sopha. „Wissen Sie was, Doktor, ich gedenke morgen nach Abo zu reisen.“

Der Doktor wollte eben klingeln, aber bei diesen Worten stellte er die Glocke wieder auf den Tisch.

„Ich glaube, Sie vergessen das Läuten,“ rief Lothar lachend. „Meine Reise scheint Sie dermaßen zu überraschen, daß man es durch die Finsterniß hindurch sieht. Was finden Sie sonst Wunderliches daran?“

„Eigentlich nichts Wunderliches, nur kam diese Reise so plötzlich.“

„Was wollen Sie? Ich langweile mich hier, besonders jetzt, da meine Kameraden beschlossen haben, abzureisen.“

Der Bediente kam, um die Kerzen anzuzünden. Lothar befahl Pfeifen und Wein

Er lag auf einem kleinen Sopha und sang vor sich hin. Der Doktor hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt und sah mit gleichgiltiger Miene zur Decke hinauf.

„An was denken Sie, mein lieber Doktor?“ fragte Lothar ganz plötzlich.

„Ich dachte an ein Lied, das ich heute hörte, ganz dieselbe Melodie, die Sie jetzt vor sich hinsangen; aber es wurde mit einer Stimme gesungen, dergleichen ich noch nie gehört habe.“

(Fortsetzung folgt.)

---

**Verschiedenes.**

Dem Pariser Berichterstatter der „Times“ zufolge herrscht kein Zweifel darüber, daß viele französische Damen ihre Ausgaben seit

dem Unglücke, welches das ganze Land befallen, eingeschränkt haben, und daß sich nur bei den Anhängerinnen des gestürzten Kaiserreiches, die dessen verschwenderische Gewohnheiten noch immer nicht ablegen können, sehr wenig Veränderung zeigt. Indessen — so heißt es in dem Briefe weiter — wenn die mir von einem Freunde gemachten Zahlenangaben richtig sind, so sind die Anforderungen einer nur mäßigen Toilette doch noch immerhin bedeutend. Von einer Modedame kann man bei der gegenwärtigen gedrückten Lage des Landes und bei der infolge dessen eingetretenen gedrückten Lage ihrer selbst erwarten, daß sie etwa folgende Summen jährlich für Bekleidung verausgabt: Hüte 2400, Coiffures 1800, falsches Haar 500, Corsets 250, Wäsche 5000, Schuhe 1200, Handschuhe 100, Kleider 20,000 Frs., macht für den beneidenswerthen Herrn Gemahl eine Summe von 30,000 Fr. Schmucksachen sind hierin nicht einbegriffen, aber es ist augenscheinlich, daß weniger als 25,000 Fr. sich mit dem Rest der Ausstattung nicht vertragen würde. Dieß ist allerdings das „Budget" einer selbstständigen Modedame, wie sie im Buche steht, oder um mich der Worte meines Gewährsmannes zu bedienen, „d'une dame élégante mais honnête". Um zu sehen, was wirklich Geldausgeben heißt, müssen wir zu denjenigen gehen, die sich darauf beschränken, „dames élégantes" zu sein. Hier kennt die Verschwendung gar keine Grenzen und ich will nur beispielsweise anführen, daß eine dieser superlativ eleganten Damen in einem Jahre mehr als 25,000 Fr. für die frischen Blumen in ihren Zimmern ausgibt.

## Herrenklage
### über weiblichen Kopfputz.

Ich richte heut' ein Warnungswort
An Kusels schöne Damen,
Es klinge still von Ort zu Ort
Und bringe reichen Samen.

Da jüngst war ich auf ein Paar Stund'
In einem Herrenkreise
Und machte da den werthen Fund,
Ich sag' ihn euch ganz leise.

Sie redeten viel hin und her
In fröhlichen Debatten,
Doch einig waren sie so sehr
Bei folgend schönen Worten:

„Bald sieht man keine Damen mehr
„In ihren eig'nen Haaren,
„Die falschen Zöpfe müssen her,
„Wo sie auch immer waren.

„Ja, ach, wo kommen sie oft her?
„Ach gar zu oft von Todten,
„Doch dieses kümmert sie nicht sehr,
„Es ist ja jetzt so Moden.

„Man sieht schon halbe Stunden weit
„Die falschen Haar und Zöpfe,
„Und dennoch tragen sie sie breit
„Auf ihren armen Köpfen.

„Ist auch gar oft viel Noth im Haus,
„Die Zöpfe müß'n sie haben;
„Sie müssen oft noch sein ganz kraus,
„Die falschen Zöpf und Haaren.

„Und dann die and're Kopfeszier,
„Das Hütchen, ach, wie winzig
„Ich glaub' in unser'n Taschen hier
„Glaubt mir, ja hier, verbirgt sich's.

Sie redeten noch viel davon,
Doch ich will jetzo schweigen,
Es ist ja oft verdienter Lohn,
Bei Manchen thut es gleichen.

Beherziget mein Warnungswort,
Es kommt aus freiem Herzen,
Werft eure falschen Zöpfe fort,
Wie sehr sie immer schmerzen.

Es ist nichts schöner als die Zier
Von eignen Haar und Zöpfen,
D'rum bitt' ich euch, ja, folget mir,
Befreiet eure Köpfe.

Nun saget nicht, wer mag das sein?
Das waren dumme Hessen!
Ich sag es euch jetzt ganz allein —
**„Es war Kusel's Noblesse."**

**Lina.**

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 53.** Sonntag, 23. Juni **1872.**


## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Und wie hörten Sie es? Hier in dieser Wüste ist es gar zu unglaublich, daß Sie diese Arie singen hörten. Sie wurde wohl bloß in Ihrer Einbildung gesungen," scherzte Lothar.

„Ganz und gar nicht. Es war ein junges Mädchen, das mich mit seinen wunderbaren klaren und melodischen Tönen so fesselte, daß ich unbeweglich auf dem Platze blieb. Es war eine entzückende Erscheinung.

„Ich gratulire. Aber wenn es kein Geheimniß ist, so möchte ich gar zu gern erfahren, wer diese Sängerin war — ein Naturkind, das auf dem Felde Garben bindet und Mozart'sche Lieder singt, das läßt sich nicht vereinigen."

„Das habe ich auch nicht behauptet, und doch ist sie wirklich ein Naturkind, obschon sie keine Garben bindet." Der Doktor lächelte auf seine feine Weise.

„Sie sehen so geheimnißvoll aus, mein lieber Doktor, daß ich ganz deutlich Ihre Absicht errathe, meine Neugierde zu erwecken, was Ihnen heute nicht gelingen wird."

„Es ist ein vollständiger Irrthum, daß ich Sie in Bewegung setzen möchte. Sicherlich haben Sie, da Sie oft denselben Weg reiten, denselben Gesang schon gehört."

„Welchen Weg meinen Sie?" Jetzt drehte Lothar den Kopf.

„An Ektorp vorbei."

„Ah!" Lothar richtete sich halb auf. „Wohnt die Sängerin in der Nähe von da?"

„Ja, in Ektorp."

Jetzt sprang Lothar auf und rief lebhaft: „Wen meinen Sie?"

„Meine ehemalige Patientin. Ich glaube, Sie hätten es längst errathen. Haben Sie denn vergessen, daß Sie das Mädchen einst zwingen wollten, zu singen?"

„Ah! — Ich hatte die kleine Sängerin vergessen, über . . ."

„Auch ich hatte die Ursache des Auftritts mit den Kindern vergessen, bis ich heute an dem kleinen Pachthof vorbeikam und mein Ohr von den fesselnden Tönen getroffen wurde."

„Und wie konnten Sie beim Vorbeifahren dieselben auffangen?"

„Nichts einfacher als das. Ich gedachte meine ehemalige Patientin zu besuchen, und als ich in dieser Absicht an's Gitterthor hinabkam, blieb ich unbeweglich stehen, denn aus einem der offenen Fenster des Hauses scholl eine entzückend schöne Stimme, welche die Arie der Anna aus Don Juan sang. Sie that dieß mit jenem glühenden Ausdruck, der Vernunft und Gefühl mit sich reißt. Ich konnte unmöglich meinen Platz verlassen, bevor der Gesang vollendet war, und als ich Fräulein Smith traf, sagte ich zu ihr, eine solche Stimme sei für die Scene bestimmt und . . ."

„Wie Doktor?" rief Lothar heftig; „Sie wagten es wirklich diesem unschuldigen Mädchen die Beleidigung zu sagen, daß sie Sängerin werden sollte?"

„Worin bestand die Beleidigung, Herr Baron?"

In dem bloßen Gedanken, daß sie für Geld und vor einem ganzen Publikum singen solle; sie, dieses einfache und reinherzige Naturkind soll die besudelten Bretter des Theaters besteigen!" Lothar begann auf und ab zu gehen.

Der Doktor antwortete lächelnd:

„Reinherzig und unverdorben sind wir Alle einmal gewesen, aber Niemand bleibt es bis zu seinem Tode." Es entstand eine Pause, welche der Doktor mit den Worten unterbrach:

„Professor Aberney, der ein ausgezeichneter Sänger war und ein verdienstvoller Komponist ist, hat die schöne Stimme seines Schützlings ausgebildet, und es sollte mich sehr wun-

dern, wenn er nicht die Absicht hätte, Vortheil daraus zu ziehen. Es wäre ja Schade, eine solche Stimme hier in Finnland zu Grabe tragen zu lassen."

Lothars kaum noch so heiteres Gesicht veränderte sich augenblicklich. Der Doktor fuhr, ohne darauf zu achten, fort:

„Aberney ist ein über alle kleinlichen Vorurtheile erhabener Mann, und sicherlich hat er schon in der Kindheit des Mädchens eingesehen, daß sie in ihrer Stimme einen Schatz besitzt, der ihr ein Vermögen verschaffen kann. Dieß hat ihn veranlaßt, ihr diese sorgfältige musikalische Erziehung zu geben." Der Doktor verstummte.

Der Bediente kam mit Pfeifen und Wein herein. Lothar füllte sich ein Glas und leerte es auf einem Zug.

„Der junge Aberney soll auch sehr musikalisch sein, wie ich vom Pastor gehört habe," fuhr der Doktor fort. „Es wird also ein gewaltiges Musiziren auf Junta abgeben, wenn Vater und Sohn ankommen."

Er begann jetzt mit beißendem Witz von diesen sogenannten unschuldigen musikalischen Veranstaltungen zu sprechen, wo ein junger Mann mit einem jungen Mädchen singe, bis beide ihren Frieden und ihre Herzen weggesungen haben. Dann ging er auf die Musiklehrer für junge Mädchen über, die, wie Aberney, noch nicht alt seien und sich durch ihre väterliche Sorgsamkeit in jeder Beziehung zu Halbgöttern ihrer Schülerinnen machen.

„Dieß ist eine sehr schlaue Manier, unerfahrene Herzen zu fesseln und eine unbedingte Herrschaft über dieselben zu erwerben," sagte der Doktor. „So z. B. bin ich vollkommen überzeugt, daß Fräulein Smith von ihrem väterlichen Freund, Professor Aberney, vollständig beherrscht wird, und daß er weit mehr Einfluß auf sie besitzt, als die Mutter."

Lothar schwieg und ging fortwährend auf und ab. Der Doktor hatte mit vieler Geschicklichkeit seine schlimmeren Gefühle zu erwecken und eine wilde Eifersucht in seiner Brust zu entzünden gewußt. Der friedliche und unaussprechlich liebliche Eindruck, welchen das Gespräch mit Schuldfried bei ihm zurückgelassen hatte, verschwand, und er schalt sich selbst einen Narren, einen Thoren, daß er sich nicht eifrig bestrebt, ihr Herz zu gewinnen, sondern mit dem armseligen Geschenke ihrer Freundschaft vorlieb genommen habe. Jetzt würde dieser Tage, dieser frühe Jugendfreund, kommen, nebst dem verhaßten Aberney ihn gänzlich auf der Seite drängen und ihre ganze Seele dermaßen in Anspruch nehmen, daß er nicht einmal darauf rechnen könne, den ihm bereits eingeräumten Platz behalten zu dürfen. In diesem Augenblick wünschte sich Lothar die Macht des Czars um Aberney und seinen Pflegesohn so weit fortzuschicken, daß nicht einmal der Klang ihrer Namen und noch weniger ihre Gegenwart ihn belästigen könnte. Jetzt mußte er ganz passiv zusehen, wie diese Herren Alles für das Mädchen waren und er selbst gar nichts wurde.

Wartete Wagner darauf, bis Lothars unruhige Gefühle in volle Thätigkeit treten würden, oder las er den Ausdruck derselben, während der langen Pause, die jetzt entstand, in seinem Gesichte, das wissen wir nicht; aber gerade in dem Augenblick, wo Lothar sich die Macht wünschte, Aberney vom Gegenstand seiner Sehnsucht zu entfernen, bemerkte der Doktor:

„Professor Aberney wird von der russischen Regierung mit mißtrauischen Augen beobachtet. Seine politischen Ansichten sind nicht von der Art, daß er auf ein langes Bleiben in Finnland hoffen kann."

Bei diesen Worten blieb Lothar plötzlich stehen; er betrachtete Wagners Gesicht mit einem durchdringenden Blick, während die wolkenverdüsterte Stirne sich gleichsam aufklärte.

„Wie kommen Sie jetzt gerade darauf zu sprechen?" fragte Lothar mit einem bestimmten Ausdruck des Argwohns in seinem Tone.

„Ganz einfach darum, weil ich heute Briefe aus Abo erhielt, worin es heißt, Aberney habe sich durch einige unbedachte Aeußerungen die Aufmerksamkeit der Behörden zugezogen. Ad vocem Abo, wann reisen Sie morgen ab, Herr Baron?"

„Ich reise gar nicht," lautete die Antwort.

Etwas später, als der Doktor in seinen Flügel hinabging, hielt er in Gedanken folgenden Monolog:

„Es ist jetzt das Zweitemal, daß ich seine schönen Vorsätze aus ihm reiße und ihn in den Wirbel wilder Leidenschaften schleudere. Wollen sehen, ob es mir nicht doch am Ende

gelingt, eine glänzende Rache an diesem verächtlichen Canitz auszuüben. Wenn ich nur wüßte, durch wen oder durch was meine frühere Macht gebrochen und dieses ewig wiederkehrende Mißtrauen geweckt worden ist!"

(Fortsetzung folgt.)

## Der Besuch des kronprinzlichen Paares von Italien in Berlin.

### Die Tauffeierlichkeit im neuen Palais bei Potsdam.

Als vor zwei Jahren das vorletzte Kind des Kronprinzen in den Bund der heiligen Taufe aufgenommen wurde, da war das gewissermaßen eine Nothtaufe. Der Krieg war erklärt, und am darauffolgenden Tage reiste der Kronprinz nach Stuttgart und München ab, um das Kommando über die unter seinem Oberbefehle vereinigte deutsche Armee-Abtheilung zu übernehmen. Damals waren die beiden mächtigsten Fürsten Süddeutschlands die Taufpathen des fürstlichen Kindes, und mit demselben wurde gleichsam die deutsche Einigkeit über die Taufe gehalten, die später auch noch die Feuertaufe erhalten sollte. In welcher Bangniß der Seele wurde damals der heilige Akt vollzogen, wie dunkel drohend lagen die Geschicke vor unseren Blicken! Welches wird das Ende des Kampfes seyn? Diese Frage lag in den Gedanken Aller, und lag auf allen Mienen ausgedrückt. Der König war damals von dem Ernst der Situation so bewegt, daß er nur mit zitternden Armen das Kind halten konnte, und heute nach zwei Jahren steht der Kaiser von Deutschland vor dem Taufaltar seines jüngst 'gebornen Enkelkindes, und dasselbe ruht bei der feierlichen Handlung in den Armen einer jungen, schönen fürstlichen Frau, der künftigen Königin des größten Staates des südlichen Europa's, die mit ihrem Gemahle zu dieser Feierlichkeit im kaiserlich hohenzoller'schen Hause gekommen war.

Zur Taufkapelle war die große Jaspisgalerie, einer der schönsten Räume des neuen Palais, eingerichtet worden; unter einem rothsammtenem Thronhimmel erhob sich der einfache Altar, auf dem nur die Bibel lag und ein Kruzifix stand. Ueber dem Kruzifix hing jenes von Friedrich Wilhelm III. erworbene berühmte Bild, ein Christuskopf, der bisher bei keiner Tauffeierlichkeit gefehlt hat. Vor dem Altar stand der Taustisch, mit einer rothen, goldgestickten Sammtdecke überhangen, mit den heiligen Gefäßen. Sie hat Friedrich Wilhelm III. aus schlesischem Golde fertigen lassen; in dieselben ist der Name jedes Hohenzollernkindes eingravirt, das aus diesem Becken und aus dieser Kanne die Taufe erhalten hat; der erste ist der Name unseres Kronprinzen, der nun schon den Namen seines achten Kindes hat darein graviren lassen. Die Gesellschaft nahm ihren Eintritt in die Galerie durch den Muschelsaal. Es mochten im Ganzen gegen 180 Personen seyn, theils aus Potsdam, theils aus Berlin, die Würdenträger des Hofes, die Minister, die Generalität, der Ober-Bürgermeister; aber auch neben all den stolzen Titeln und Namen, neben den goldgestickten, besternten Uniformen der Herren und den glänzenden Hofkleidern der Damen durften nach der Bestimmung des kronprinzlichen Paares auch die Personen nicht fehlen, die zu dem Hause und dem täglichen Dienste der hohen Herrschaften gehörten, die nur ein schmucklos bürgerliches Festkleid trugen, welche die Mühen des täglichen Dienstes tragen und darum auch an der Freudenfeier des Hauses und der Familie Theil nehmen sollten. Das diplomatische Korps war nur in so weit vertreten, als die Chefs oder Angehörigen ihrer fürstlichen Häuser bei dem Täufling als Pathen standen. So der britische Botschafter mit Gemahlin in Rücksicht der Prinzessin Beatrice von Großbritannien, der jüngsten Schwester der Kronprinzessin, so der italienische Gesandte Graf Launay und Gemahlin; der bayerische wegen der Königin-Wittwe als Pathin; so die Gesandten von Sachsen, Brasilien, Baden u. s. w. Aus den jenseits des Muschelsaales gelegenen Gemächern bewegte sich der Zug der fürstlichen Personen durch den Muschelsaal nach der Jaspisgalerie, der Kaiser voran mit der Kronprinzessin von Italien, darauf der Kronprinz mit der Großherzogin von Mecklenburg, der Kronprinz von Italien mit der Prinzessin Karl, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit der Prinzessin Friedrich Karl, Prinz Friedrich Karl mit der Herzogin Wilhelm von Mecklenburg, außerdem Prinz Albrecht

Sohn, Prinz Georg Alexander, Prinzen August und Wilhelm von Würtemberg, die Erbherzoge von Sachsen, von Mecklenburg-Strelitz, Prinz Elimar von Oldenburg, Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, der Erbprinz von Sachsen-Meiningen, Prinz Friedrich von Hohenzollern. Die Kronprinzessin war nicht mit in dem Zuge, sie war von einer andern Seite mit ihren sämmtlichen Kindern ganz still in den Saal eingetreten und hatte sich rechts vom Altar niedergelassen. Es war ein herzerquickendes Familienbild, die hohe Frau im Kreise ihrer sämmtlichen blühenden Kinder zu sehen. Der Aelteste stand ihr zunächst, schon in Uniform und Ordensband, dann die übrigen alle in absteigender Linie, und voll bewegten Mutterstolzes ruhte der Blick der Mutter auf ihnen. Sie war heute nur Mutter, und das zeichnete sich auch in ihrer äußeren Erscheinung ab; sie trug kein Abzeichen fürstlicher Würde, nur ein hochgehendes hell lila Seidenkleid, eine einfache Coiffure von gleicher Farbe und einen Strauß von weißen Roßen. Prächtiger dagegen war die Kronprinzessin von Italien geschmückt, gleichsam als wollte sie auch durch die äußere Erscheinung die innere Genugthuung über die Würde äußern, die sie heute einnahm. Sie war wie immer in zarte Farben, in eine Robe von Seide und darüber von Tüll von der Farbe der Theerosen gekleidet. Dieselbe endete in einer langen Schleppe und war vorn schürzenförmig mit dunkeln Blumen garnirt. Der weißesilbergestikte Schleier, der von ihrem Haupte herabfiel, hüllte ihre ganze Gestalt in einen wahrhaft poetischen Reiz, und die Diamanten, die ihr Haupt und Brust bedeckten, vervollständigten denselben durch einen fast märchenhaften Schimmer. Nun kam auch die Hauptperson, der Täufling, getragen von der Oberhofmeisterin der Kronprinzessin, der Gräfin v. d. Goltz, unter Vortritt des Vice-Ober-Zeremonienmeisters, des Hofmarschalls Grafen v. Eulenburg, der mit dem Vice-Ober-Zeremonienmeister v. Roeder das Zeremoniel der Feierlichkeit leitete. Dann kamen die Leibpagen der kronprinzlichen Herrschaften, zu beiden Seiten der Oberhofmeisterin gingen die beiden ältesten Töchter des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl, die Prinzessinnen Charlotte und Elisabeth, die beiden Hofdamen der Kronprinzessin trugen die Schleppe des Täuflings. Zu den Zeiten des alten steifen Hof-Zeremoniels bedeckte man bei fürstlichen Tauf-Feierlichkeiten den zarten weichen Kopf der Kinder mit einem schweren Krönlein; seitdem aber ein brandenburgischer Kurprinz, von dem Gewicht des Schmuckes erdrückt, des Todes verblichen war, scheint man von diesem Schmuck abgesehen zu haben, und so bedeckte auch das Haupt des gegenwärtigen Täuflings nur ein weißes Spitzenhäubchen, sonst war derselbe in ein weißes, mit Spitzen besetztes Atlaßkleid gehüllt und ruhte auf einem rothsammtnen Kissen. Die Damen, die um das zu taufende Kind waren, trugen nach der Bestimmung der Kronprinzessin die Lieblingsfarbe des Kaisers, Kornblumen in Kränzen und Sträußen, die Gräfin Goltz eine Schleppe von kornblumenblauem Sammt. Bei früheren Tauffesten war es Sitte, daß die beiden Prinzessinnen das Kind Sr. Maj. dem Kaiser reichten; darin war diesmal eine Aenderung eingetreten, sie übergaben es sogleich der Kronprinzessin von Italien, die mit dem Täufling vor den Altar hintrat, worauf der Taufakt begann. Der Domchor leitete denselben mit dem aus der griechischen Kirche zu uns herübergekommenen Gesange „Du Hirte Israels" ein, es ist auch der Lieblingsgesang des Kaisers. Darauf begann der Geistliche der Friedenskirche, zu deren Parochie das Neue Palais gehört, Hofprediger Heym, der umgeben von Hofpredigern Berlins und Potsdams vor dem Altare stand, die kirchliche Feierlichkeit mit dem biblischen Worte: „Friede mit Dir." (Schluß folgt.)

### Verschiedenes.

(Mißverständniß). Bei einer landgerichtlichen Verhandlung in einem Dorfe bei Aschaffenburg fragte kürzlich, wie bayerische Blätter erzählen, der Assessor den Schulzen: „Nun, wie steht es bei Euch um die Industrie? Gibt es viel Luxus" — „Industrie wird hier keine gepflanzt," war die Antwort, „und Luxusse sind seit Menschengedenken keine geschossen worden."

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 54.** Freitag, 28. Juni **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen begab sich Schulds- fried in aller Früh nach Junta. Sie hatte sich von der ganzen Tagesarbeit freigemacht, um ihren guten Freund und Tage willkommen zu heißen. Frau Smith, die sich höchst selten den Wünschen ihrer Tochter widersetzte, hatte gerne ihre Zustimmung gegeben. Als das junge Mädchen mit freudig klopfendem Herzen in der Hausflur ihres Freundes und Lehrers stand, kam Tante Sara ihr entgegen.

„Bist Du schon hier, mein artiges Mädchen?" sagte die Alte und klopfte sie auf die blühende Wange. „Ich wollte Dich eben durch Anders abholen lassen, damit Du mit uns frühstücken sollst. Ach, Kind, Du glaubst nicht, was Tage für ein stattlicher und prächtiger Bursche geworden ist!"

Die Alte sprach ein Langes und Breites davon, wie schön ihr Günstling sei, wie geschickt und wie artig, während sie mit Schuldsfrieds Beihülfe den Kaffeetisch deckte. Schlag acht Uhr hörte man Tritte auf der Treppe und im Saal. Schuldsfried konnte nicht auf ihrem Platze bleiben, sondern sprang Aberney entgegen. Mit kindlicher Lebhaftigkeit warf sie sich in seine Arme und rief:

„Willkommen, willkommen wieder, mein guter, geliebter Onkel!"

„Dank mein liebes theures Kind!" Aberneys Lippen berührten die Stirne des jungen Mädchens und er fügte hinzu: „Gott segne Dich, meine Tochter!"

Aberney und Schuldsfried traten in die Hausflur hinaus. Da stand jetzt ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, mit einem so grundehrlichen und so rein nordischen Geschichte, daß er für einen Typus des scandinavischen Volksstamms gelten konnte. Bei seinem Anblick trat Schuldsfried einen Schritt zurück. Als sie Tage zum Letztenmal gesehen, war er ein achtzehnjähriger Junge, recht bengelhaft, aus Rock und Hosen hinausgewachsen und ungekämmt. Jetzt dagegen war er ein zierlicher Herr in der Uniform der schwedischen Flotte. Schuldsfried war ganz verlegen.

Tage ging ihr entgegen und sagte mit einem Lächeln, das an die Kinderjahre erinnerte:

„Ei wie, Schuldsfried, es sieht aus, als ob mein Anblick Dich erschreckte? Solltest Du nicht, gleich mir, Dich freuen, Deinen Jugendfreund wieder zu sehen?"

Er reichte ihr die Hand.

„Das thue ich allerdings, mein lieber Tage. Willkommen wieder hier," nickte sie ihm zu und legte ihre Hand in die Seinige.

Dieser Tag war ein Freudefest für Junta. Aberney ließ seine lieben Bücher und seine Studien liegen, um die Zeit mit den Kindern zu verplaudern. Auf seiner hohen und klaren Stirne fand sich kein Wölkchen, das angedeutet hätte, daß er die Hälfte seines Vermögens verloren. Tage seinerseits konnte sich an Schuldsfried nicht satt sehen und rief einmal um's andere:

„Wie schön Du geworden bist, liebe Schuldsfried!"

Die innige Ergebenheit, die er ihr schon als Jüngling seit ihrer ersten Bekanntschaft gewidmet, schien beim Wiedersehen noch zuzunehmen und mit jeder Stunde wärmer zu werden. Nachmittags ging Aberney auf sein Zimmer, um seine Pfeife zu rauchen und ein Schläfchen zu machen. Inzwischen saßen Schuldsfried und Tage allein im Erker.

„Hast Du Dich in diesen Jahren, wo wir einander nicht sahen, auch manchmal nach mir gesehnt?" fragte Tage und ergriff Schuldsfrieds Hand.

„Wie kannst Du so fragen? Mit jedem Frühjahr hoffte ich auf meinen Ritter. Aber vergebens; er hatte mich verlassen," antwortete Schuldsfried lächelnd. . . . .

„Dein Ritter bin und bleibe ich immer; aber wie steht es mit Dir? Bist Du noch immer meines Herzens Dame?"

Vor Schuldfrieds Seele stand in diesem Augenblick das Bild des Fremdlings. Sie wußte nicht recht warum, aber sie meinte, sein Blick sei voll Traurigkeit auf sie geheftet.

„Nun Schuldfried, Du schweigst?"

„Ach, liebster Tage, gewiß bin ich noch die selbe Jugendfreundin; aber Alles genau betrachtet, bin ich wohl zu alt, um eine mittelalterliche Jungfrau zu spielen, wie zur Zeit, als ich die Dame Deines Herzens genannt wurde."

„Du gabst Dir diesen Namen nicht im Spiel, sondern nach der Fehde mit Canitz, wo ich das da erhielt." Tage schob die blonden Locken aus der Stirne und deutete auf eine breite Narbe. „Erinnerst Du Dich Deines damaligen Versprechens, daß Du für das ganze Leben die Dame meines Herzens bleiben wollest?"

Schuldfried fühlte bei dieser Erinnerung eine gewisse Unruhe. Sie wurde indeß bald von Aberney befreit, der zu den jungen Leutchen heraustrat, begleitet von Tante Sara, die ihm bei ihrem Anblick zuflüsterte:

„Mein Gott, was sie mit der Zeit für ein schönes Paar geworden sind!"

Der Professor wandte sich gegen sie und bemerkte scharf:

„Was ist das für ein dummes Geschwatze, Tante? Hast Du nicht Unglück genug von vorzeitig beschlossenen Parthieen gesehen?"

Am Abend als Schuldfried sich nach Hause begeben wollte, erhielt Tage den Auftrag die Chaise anspannen zu lassen und sie nach Ektorp zu führen. Auf dem Heimweg sprach er von den merkwürdigsten Ereignissen der verflossenen Jahre. Schuldfried erzählte ihm von Allem, nur nicht von ihrer Bekanntschaft mit dem Fremden.

Mitten in der Freude des Wiedersehens ihrer lieben Freunde wurde Schuldfried gleichwohl von einem Gefühl der Sehnsucht überschlichen, und sie wünschte Lothar treffen zu können. Die Erinnerung an ihre letzte Besprechung kehrte beständig wieder. Sie hielt es selbst für unrecht, daß sie sich nicht vollkommen zufrieden fühlte.

Beim Anfang der Allee sprang Tage aus der Chaise, reichte Schuldfried die Hand, um ihr herauszuhelfen, drückte sie zum Abschied und sagte:

„Darf ich Dich Morgen Mittag abholen?"

„Ja, ganz gewiß." Schuldfried nickte freundlich und entfernte sich. Tage knallte mit der Peitsche und eilte davon, während Schuldfried ihren Weg bis zu einer kleinen Bank weiter ging, die am Fuß eines Baumes stand. Dort setzte sie sich. Ein leichter Seufzer hob ihre Brust. Sie legte die Hände zusammen und dachte:

„Mein Gott, wenn ich nur ihn ganz kurz zu sehen bekäme!"

„Guten Abend" klang es in diesem Augenblick hinter ihr. Sie fuhr zusammen und wandte sich hastig um: da stand Lothar, so bleich und traurig.

„Ach wie angenehm!" rief Schuldfried; ihr ganzes Gesicht spiegelte die lebhafteste Freude zurück. Nun erheiterte sich auch Lothars Blick und er antwortete mit einem wehmüthigen Lächeln:

„Haben Sie Dank für diese Worte! Ach wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich mich heute gefühlt habe!" Er setzte sich an ihre Seite. „Noch ein Tag wie dieser, und ich bin in einen wahren Dämon verwandelt. Er ergriff ihre Hand. „Sagen Sie mir in diesem Augenblick, daß Sie wirklich Freundschaft für mich hegen. Ach! gestern wollte ich ihr entsagen, und heute scheint mir Ihre Freundschaft nicht einmal zu genügen. Wie Vieles kann nicht ein Tag bringen!" Er schloß Schuldfrieds Hand zwischen die seinigen. „Warum muß sich immer so viel Bitterkeit in unsere reinsten Freuden mischen? warum durfte ich nicht die friedlichen Eindrücke bewahren, die unser letztes Gespräch hinterließ? Jetzt ist es als ob dieser einzige verflossene Tag genügt hätte, um meine Ruhe zu zerstören und eitel Stürme in meiner Seele zu wecken. Sprechen Sie daher einige freundliche Worte zu mir. Der Klang Ihrer Stimme wird gewiß mein aufgeregtes Gemüth beruhigen."

„Sie dürfen nicht so betrübt aussehen," sagte Schuldfried und spendete ihm einen freundlichen sonnenwarmen Blick. „Wenn Sie mich zu treffen wünschten, so müssen Sie wie ich jetzt vergnügt und heiter sein. Auch mir war

es Bedürfniß Sie wieder zu sehen, und jetzt da Gott diesen meinen Wunsch erfüllt hat, bin ich vergnügt und glücklich."

„Sagen Sie noch einmal, daß es Ihnen Freude mache! O ich bitte, sagen Sie es noch einmal."

„Das ist ja überflüssig; Sie müssen es selbst sehen können." Schuldfried lächelte, wie ein Kind gegen seinen Spielkameraden lächelt.

„Aber Sie waren doch noch vergnügter, als Sie Ihren Jugendfreund wieder sahen?"

„O das war etwas Anderes; ach ich habe mir den ganzen Tag vorgeworfen, daß ich an Sie denken konnte, als ich bei meinen alten Freunden war."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Besuch des kronprinzlichen Paares von Italien in Berlin.

### Die Tauffeierlichkeit im neuen Palais bei Potsdam.

(Schluß.)

Der geistliche Redner gab diesem Text eine Anwendung auf die Verhältnisse und den Wechsel derselben durch die Gnade Gottes, unter denen die Taufe des vorletzten Kindes Sr. kaiserl. Hoheit des Kronprinzen vor zwei Jahren vorgenommen wurde, und unter denen sie nun stattfand; er gab diesem Bibelworte weiter eine Anwendung auf den Täufling, und nahm nun nach Vollendung der kurzen, aber gehaltvollen Rede die heilige Handlung vor, und taufte das Kind auf die Namen Margarethe Feodore Beatrice. Den Namen Feodora erhielt es von der kürzlich verstorbenen Herzogin von Sachsen-Meiningen, der Mutter des Erbprinzen von Meiningen und der Cousine der Kronprinzessin. Bei dem Vaterunser traten auch die übrigen anwesenden Pathen, an der Spitze derselben der Kaiser herzu und legten die Hand auf dasselbe. Während der ganzen gottesdienstlichen Feier hatte die Kronprinzessin von Italien das Kind gehalten, welches nur einige Male sich in sehr diskreter Weise vernehmen ließ, und legte es dann in die Hände der Kronprinzessin, worauf der Diener des Herrn Mutter und Kind einsegnete. Mit einem vom Domchor gesungenen Graduale schloß die gottesdienstliche Feier. Dann trat der Kaiser auf seine Schwiegertochter zu, küßte ihr die Hand und brachte ihr seine Glückwünsche dar; so nach der Reihe die anderen fürstlichen Herrschaften. Von den übrigen eingeladenen Gästen nahm die Kronprinzessin in einem der nächsten Zimmer, auf einem Sopha sitzend, die Glückwünsche in der Weise an, daß sie vor der hohen Frau vorübergingen, sich verneigten, worauf sie dann sich nach dem großen Marmorsaale in der Bel-Etage zur Tafel begaben. Die Kronprinzessin nahm an derselben nicht Theil, sie pflegt an Tauftagen bei der Königin-Wittwe in Sanssouce zu essen, die „ihr die Wochensuppe gibt", wie das Hofpersonal zu sagen pflegt. Bei der Tafel brachte der Kaiser zwei Toaste aus, darunter den ersten auf die kleine Prinzessin Margaretha. Der Kaiser trug Generalsuniform und dazu die Kette des schwarzen Adler- und Hohenzollern-Ordens; eben so der Kronprinz, und dazu noch den Ordensschmuck des Hosenbandes mit den Atlaßschleifen auf beiden Schultern. Der Kronprinz von Italien war in der neuen Uniform des 13. Husaren-Regiments erschienen, welches ihm der Kaiser an diesem Tage verliehen hatte. Außerdem hatte er dem Taufgaste noch eine ganze Ausrüstung mit einem trakehener Rapphengste verehrt. Der Tauftag war der Höhepunkt und Abschluß der Festlichkeiten für das italienische Kronprinzenpaar, welche am Berliner Hofe stattgefunden hatten, und wie sich an die gleiche Feierlichkeit vor zwei Jahren große politische Folgen und Folgen des Segens knüpften, so wäre es wohl zu wünschen, daß auch aus der gegenwärtigen, wenn das auch noch keine formulirte Allianz wäre, so doch ein freundschaftliches Zusammengehen, ein festes Zusammenhalten des geeinigten Deutschlands und Italiens in den großen Fragen dieser Zeit entstehen möchte.

Unmittelbar nach dem Taufakte im neuen Palais erfolgte von Seite des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Italien die Uebergabe des nach italienischer Sitte üblichen Taufgeschenks an die Kronprinzessin Viktoria. Dasselbe besteht in einem vollständigen Schmucke in einem Diadem, in Ohrgehängen, einem Halsbande und einer Brustspange, ist aus feinsten Dukatengolde durchaus massiv gear-

beitet und mit rosenrothen Rubinen und grauen Perlen in verschiedener Größe besetzt. Der größte Kunstkenner Italiens, der Herzog von Sermoneta, hat die Zeichnungen dazu geliefert, und mit der Herstellung des Ganzen war Juwelier Castellani in Rom beauftragt worden, der unter dem Einflusse des genannten Archäologen sich völlig in die besseren antiken und romanischen Formen seiner Kunst eingearbeitet hat. Das kronenartige Diadem ist zusammengesetzt aus einem Reife, der in erhabenen, mit kleinen Rubinen besetzten Arabesken geschmückt ist. Auf diesem Stirnband erheben sich Kreuze, die mit runden durchbrochenen Goldscheiben abwechseln. Jedes Kreuz hat in den vier Enden und in der Mitte eine graue Perle von seltener Schönheit, die Scheiben sind durchbrochen und über und über mit kleinen Rubinen besetzt; Kreuze und Scheiben stehen über dem Reif gerade aufwärts, und jedes Stück ist zum Abnehmen gemacht, um es in anderer Form verwenden zu können. Es ist dieselbe Gestalt der Krone, mit der man die Königin Adelheit, die Mutter Kaiser Otto's II. und Großmutter Otto's III. abgebildet sieht, dieselbe, die die deutsche Kaiserkrone mit Italien verbunden hat. Die durchbrochenen Goldscheiben der Krone wiederholen sich an den beiden Ohrgehängen; diese endigen in einer großen, in Gold und Rubinen kelchartig gefaßten grauen Birnenperle. Die Brustspange hat die Form eines kleinen Schildes, dessen runde Form wieder aus fünf kleinen, ebenfalls runden, aber erhaben gearbeiteten und mit einer grauen Perle geschmückten Schildchen besteht. Ein in den mit Rubinen besetzten Arabesken dem Diademe ähnlicher Reif bildet den oberen Theil des Halsgeschmeides. Von demselben hängen schmale Goldstäbchen herab, die in einem Rubine endigen, und zwischen jedem derselben, von einem kelchartigen Stiele gehalten, dreißig graue Perlen in abfallender Größe; die schönste und größte befindet sich in der Mitte, ein wahres Unikum. Abgesehen von seinem hohen materiellen Werthe ist dieser Schmuck durch die stylvolle Durchbildung in der Zeichnung, in den edlen, wenn auch strengen Linien romanischer Ornamentik, durch die vollendete Technik der Arbeit, ein wahrhaftes Meisterwerk. Auch selbst das Kästchen, in welches er auf einer rothsammtenen hohen Unterlage eingeschlossen, ist von künstlerischem Werthe. Es ist in einem Oktogon von vergoldeter Bronze mit einem aufsteigenden Deckel gebildet. In die 8 Felder des unteren, wie des oberen Theiles sind Mosaiken von feinster Arbeit eingelassen, Nachbildungen der edelsten antiken Muster, z. B. der kapitolinischen Masken. Die Mosaiken des Deckels stellen kleine Thierfiguren vor, und die Plattform des Deckels schmückt eine runde größere Mosaik von der vollendetsten Ausführung. Es ist ein echt nationales, dem hohen Kunstsinn der Empfängerin entsprechendes Geschenk, das die hohen Taufpathen hier darboten, und ein nationales Kunstwerk war auch das Geschenk, welches hinwiederum der Kronprinz und die Kronprinzessin den hohen Pathen ihres Kindes verehrten. Bekanntlich ließ unter den Augen und unter der Beihilfe des Bildhauers Rauch König Friedrich Wilhelm IV. ein Modell zur Nachbildung des Denkmals Friedrich des Großen im Kleinen in einer Höhe von fünf Fuß herstellen. Bisher waren von diesem Kunstwerke nur drei Exemplare vorhanden, eines besaß König Friedrich Wilhelm IV., eines besitzt der deutsche Kaiser, ein drittes der Kaiser von Rußland und ein viertes wird nun dem Kronprinzen Humpert zum Geschenk gemacht. Die Herstellung in echter Bronze erfordert ein Jahr. Vorläufig konnte deßhalb den italienischen Herrschaften im Orangeriehause nur ein Modellabguß in Zink vorgestellt werden.

---

**Verschiedenes.**

Karl Braun hat einem Artikel in den Westermann'schen Monatsheften: „Etwas über deutsche Vornamen" folgenden Scherz einverleibt: Bekanntlich sagte eine biedere Lausitzerin: „Ich zeichne die ganze Kinderwäsche nur mit S., denn die Namen aller meiner Kinder fangen mit einem Sch. an, sie heißen nämlich: Jean, Jenny, Charlotte und Georg." Eine Wienerin dagegen stellte ihre Kinder dem Norddeutschen vor mit den Worten: „Schaun's dos s derr Esel (Theresel), dos is der andr' Esel (Andresl) und dos is ach'n Esel (Agnesl).

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

**Nro. 55.** Sonntag, 30. Juni **1872.**


## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Lothar ließ Schuldfrieds Hand los und erhob sich von der Bank, indem er voll Aufregung stammelte:

„Welche Schmerzen Sie mir auch bereiten mögen, so werde ich nie vergessen, wie glücklich Sie mich heute Abend machten. Jetzt will ich Ihnen voll Dankbarkeit für Ihre Worte Lebewohl sagen. Einst werden Sie begreifen, wie kostbar Sie meinem Herzen sein müssen, da ich gerade jetzt Sie verlasse. Gute Nacht und Dank!“

Im nächsten Augenblick war er verschwunden und Schuldfried ging langsam nach Hause. Ein liebliches unruhiges Gefühl erfüllte ihre Brust und machte ihr Herz schneller schlagen, als gewöhnlich. Sie war glücklich und doch nicht glücklich. Sie empfand ein großes Bedürfniß zu ihrer Mutter zu gehen, ihr Haupt an sie lehnen und ihr erzählen zu dürfen, wie unbegreiflich sie sich selbst vorkomme; aber als der Morgen von Neuem anbrach und Schuldfried vor der Mutter stand, die heute bleicher war, als gewöhnlich, da erschien es ihr wieder unmöglich, von ihren jugendfrischen Eindrücken zu sprechen.

Frau Smith küßte ihre Tochter auf die Stirne, und es schien Schuldfried, als ob ihre Lippen zitterten. Das junge Mädchen schaute hastig auf und umschlang sie, indem sie mit bittender Stimme sagte:

„Mutter, sprich zu mir! Heute ist Dein Auge trauriger, als gewöhnlich und Deine Lippen zittern vor Schmerz. O sag', kann ich Nichts thun, um Dein Leiden zu lindern?“

„Ja, sei immer heiter und glücklich. Dieß ist das einzige Linderungsmittel, das sich für mich findet.“ Frau Smith küßte die Tochter wieder, und Schuldfried wagte nichts mehr zu sagen.

Nachmittags kam Tage mit dem Wagen, um Schuldfried abzuholen. Einige Tage vergingen, ohne daß sie mit dem Fremden zusammengetroffen wäre. Jeden Mittag wurde sie entweder von Aberney selbst oder von Tage abgeholt und am Abend gewöhnlich von Beiden nach Ektorp begleitet. Eine erfahrene Person würde leicht bemerkt haben, daß in dieser Art wie Aberney dem jungen Mädchen das Geleite gab, eine sorgfältige Wachsamkeit lag. Mit jedem Tag welcher verging, ohne daß sie mit dem Fremdling zusammentraf, wurde sie unruhiger, besonders da sie einige Male einen Schimmer von dem weißen Pferde im Wald zu sehen meinte. Zwei Wochen vergingen. Es war Sonntag. Schuldfried sollte mit Tante Sara in die Kirche gehen und Tage hatte sie schon ganz frühe in Ektorp abgeholt. Tages Benehmen gegen die Spielgenossin war zugleich zärtlicher und weniger vertraulich geworden. Am Morgen war er außerordentlich abgemessen. Als sie durch den Wald fuhren, bemerkte er:

„Kannst Du mir sagen, wer der junge Mann ist, der beinahe täglich durch den Wald von Ektorp reitet?“ Seine Augen ruhten forschend auf Schuldfried, deren Gesicht bei dieser Frage von einer dunklen Röthe übergossen wurde.

„Ich weiß nicht wer er ist,“ antwortete Schuldfried verlegen.

„Hast Du ihn nie gesehen?“

„Doch.“

„Wirklich? Und Du kennst ihn nicht weiter?“

„Doch, ich kenne ihn.“

„Du hättest die Wahrheit nicht gut abläugnen können, da Deine starke Röthe sie bereits zu erkennen gab. Aber wenn Du ihn kennst, so weißt Du wohl wer er ist?“

„Tage jetzt bist Du unbescheiden,“ rief Schuldfried, indem ihr das Weinen in den Hals kam. „Ich läugne die Wahrheit nie, und wenn ich sage, daß ich nicht wisse, wer er ist, so spreche ich die Wahrheit. Er hat mir seinen Namen nie gesagt.“

„Nicht? Ihr habt jedoch mit einander gesprochen?"

„Ja." Dieß war Alles, was Schuldfried antworten konnte. Die Thränen brachen unwillkürlich vor.

„Warum hast Du ein Geheimniß daraus gemacht, Schuldfried?"

„Daß weiß ich selbst nicht; aber es ging mir gegen mein Gefühl, davon zu sprechen; lieber guter Tage, sprich jetzt nicht so kalt mit mir, sondern sei freundlich." Jetzt begann Schuldfried laut zu weinen. Das war mehr als Tage ertragen konnte. Er beugte sich zu ihr hinab und flüsterte:

„Verzeih mir, geliebte theure Schuldfried!"

In diesem Augenblick ließen sich hastige Hufschläge hinter ihnen vernehmen, und wie eine Windsbraut stürmte ein weißes Pferd mit seinem Reiter vorüber. Er hatte sein Gesicht von ihnen abgewandt. Schuldfrieds Herz wurde von einem eigenthümlichen Schmerz durchzuckt, als er vorbeiritt, ohne sie auch nur anzusehen.

„Das war er," sagte Tage und biß die Zähne zusammen. Er gab dem Pferd einen Klatsch und die Fahrt ging rasch von Statten. Kein Wort mehr wurde zwischen ihm und Schuldfried gewechselt. Letztere weinte, er schlug alle Blätter und Zweige mit der Peitsche ab, als empfände er ein unwiderstehliches Bedürfniß seinen Zorn an etwas auszulassen.

Als sie nach Junta kamen, wunderte sich Sara über Schuldfrieds rothgeweinte Augen, und Aberney heftete einen langen forschenden Blick zuerst auf das Mädchen und dann auf Tage, sagte aber nichts. Nach dem Kaffe fuhr der Wagen des Professors vor. Tante Sara, Schuldfried und Tage stiegen ein. Auf der ganzen Fahrt nach der Kirche saß Tage still und düster da. Er sah Schuldfried so wenig als möglich an. Tante Sara sprach von den Nachbarn und von einer Masse Neuigkeiten, die sie von Kronbrück gehört habe, wo der junge Eigenthümer, wie es allgemein heiße, den Winter über zu bleiben gedenke, während seine Gäste bald abreisen würden. Schuldfried hörte es mit Unruhe, Tage mit gerunzelter Stirne an.

„Man spricht so viel von den Sonderbarkeiten des jungen Herrn," sagte Tante Sara.

„Aber von wem haben Sie denn Ihre Neuigkeiten, Tante?" fiel Tage ein. „Ich sollte meinen, die Eigenheiten dieses Herrn können Niemand von uns interessiren."

„Ei der Tausend, mein Junge, wie hitzig Du bist! Es scheint mir nicht in der Ordnung zu sein, daß Du solche Bemerkungen machst. Wenn es mir Freude macht, von irgend einem Ereignisse zu sprechen, das ich gehört habe, so steht es dem Kinde nicht zu, meine Worte uninteressant zu finden."

Tante Sara war sehr erzürnt. Sie strich und glättete ganz verzweifelt an ihrem Kleide.

Der übrige Weg wurde unter allgemeinem Schweigen fortgesetzt Schuldfried hätte weinen mögen, wenn sie gedachte, daß sie dem Fremden vielleicht kein Wort des Abschiedes werde sagen können.

Als sie an den Kirchenhügel kamen, hob Tage das Mädchen aus dem Wagen und flüsterte:

„Verzeih mir, Schuldfried, wenn ich Dich betrübt habe; ich mag nicht in Gottes Haus treten, ehe Du mir gesagt hast, daß Du nicht böse auf mich bist."

Schuldfried lächelte freundlich. Sie drückte ihm herzlich die Hand und antwortete:

„Ich werde drinnen im Tempel, wenn ich Gottes Wort zu hören bekomme schon wieder heiter und ruhig werden.

Aber Schuldfried täuschte sich. In ihre Bank niedergebeugt, betete sie zwar innig und andächtig, aber das Gebet besaß nicht dieselbe beschwichtigende Wirkung wie sonst, denn in ihrem Innern war und blieb es unruhig.

Das Mittagsmahl auf Junta nach der Kirchenfahrt war schweigsam; eine allgemeine Verstimmung herrschte vor. Tante Sara glaubte von ihrer Würde geboten, daß sie sich unzufrieden über Tage zeige. Ueberdieß waren mehrere verdrießliche Umstände kleiner Art eingetreten, so z. B. war der Braten angebrannt und der Eierkuchen schlecht gerathen; lauter Entdeckungen, welche die Alte um ihren Humor brachten. Schuldfried war ungewöhnlich still und sah traurig aus. Tages Gesicht glich dem Herbsthimmel, so trübe war es. Aberney zeigte sich außerordentlich wortkarg. Man sah leicht, daß die Gedanken des Professors nicht auf seine Umgebung gerichtet waren, sondern daß andere Dinge ihn in Anspruch nahmen.

Nach dem Mittagessen nickte er Schuldfried und Tage zu mit den Worten:

„Ihr müßt euch eine Weile auf eigene Faust zerstreuen; ich habe etliche Notizen zu machen.“ Damit ging er in sein Zimmer.

Tante Sara glättete mit einigen hastigen Strichen die Falten an ihrem Rock, nahm den Schlüsselbund und trippelte in die Küche hinaus, um mit einer kurzen passenden Rede der Köchin verstehen zu geben, welche tadelnswerthe Handlung sie begangen habe, indem sie die Gottesgabe zerstört. Dann begab sich Sara auf ihr Zimmer, um ein wenig in einem religiösen Buche zu lesen, bis sie einnickte und die Kaffeestunde herankam.

Schuldfried saß im Erker und warf einem Haufen schöner Tauben, die im Hofe herum spazierten, Erbsen zu. Tage stand am Thürpfosten und betrachtete sie mit einem traurigen Blick. Schuldfrieds Züge hatten sich, während sie die Tauben fütterte, aufgeheitert, und sie sprach jetzt zu ihnen mit einer Stimme, welche anzeigte, daß der Anblick ihrer Lieblinge ihrer übeln Laune bedeutend Abbruch gethan hatte. Die letzten Erbsen warf sie ihnen mit den Worten hin:

„Seht meine lieben Thierchen, jetzt ist es aus, ganz aus mit dieser Freude hier. Flieget jetzt frei und fröhlich! O wer Flügel besäße wie ihr!“ Sie wandte sich zu Tage, reichte ihm die Hand und fragte mit einem freundlichen Lächeln:

„Was fehlt Dir, Freund? Bist Du noch immer böse auf mich?“

Tage ergriff die dargebotene Hand mit den Worten:

„Alle Trübseligkeit und Düsterkeit entweicht, wenn Du lächelst; und gleichwohl würde ich in diesem Augenblick viel dafür geben, wenn ich ganz aufrichtig mit Dir sprechen dürfte.“

Schuldfried erhob sich, legte ihre Hand an seinen Arm und sagte:

„Gewiß darfst Du das, wer sollte Dich hindern?“

„Du wirst vielleicht böse und betrübt werden.“

„Betrübt, Tage, das ist möglich; aber böse auf Dich, unmöglich.“

Wir wollen sehen. Nimm meinen Arm, dann laß uns an den Fuß des Felsen gehen und uns setzen. Dort können wir ungestört sprechen, und dort haben wir als Kinder so manchmal in vertraulicher Zwiesprache gesessen. Dieser Platz scheint mir besonders geeignet, Dich weniger ungünstig für das zu stimmen, was ich zu sagen habe.“

Schuldfried nahm seinen Arm und sie wandelten über den Hof hinaus, bis an eine grüne Wiese am Fuß eines Berges, der mitten im Wald hoch emporragte. Der moosbewachsene Granitriese neigte seinen mit zwerghaften Tannen geschmückten Scheitel ein wenig über die Grasfläche, die gleichsam von den Armen des Berges eingeschlossen und dadurch vor den rauhen Verheerungen der Nordwinde geschützt war. Von der Spitze des Berges herab hatte man eine freie und schöne Aussicht auf Junta und die ganze Umgegend.

Die jungen Leutchen ließen sich auf einer geflochtenen Weidenbank nieder, unter einer buschigen Hängebirke, die am Fuße des Berges emporgewachsen war.

„Nun, Tage,“ begann Schuldfried, als er noch immer schwieg, „Du hattest ja etwas zu sagen. Ich habe lange darauf gewartet, daß Du anfangen sollst.“

„Glaubst Du, daß ich Dich lieb habe?“ fragte der junge Mann.

„Welche sonderbare Frage! Wie könnte ich daran zweifeln!“

„Dessenungeachtet hast Du kein Vertrauen zu mir. Ich bin jetzt nicht mehr wie früher der Freund, mit dem Du Deine Gedanken austauschest.“

„Doch, Tage, Du bist noch immer mein Freund, das weiß ich ganz gewiß.“

„Und gleichwohl hast Du Geheimnisse vor mir? sagte er.

Schuldfried senkte ihr Haupt und schwieg.

„Du kennst diesen Fremden schon lang und hast mit mir noch nichts über ihn gesprochen.“

„Dieß kommt daher, weil ich es noch mit Niemand gethan habe.“

„Aber dieses Benehmen sieht Dir gar nicht gleich.“

„Ach ja, ich weiß es, und ich kann die Ursache nicht erklären.“

(Fortsetzung folgt.)

---

### Verschiedenes.

In **Weißenfels** saßen die Seminaristen

am 28. Mai auf ihren Bänken und lauschten den Worten ihrer Lehrer. Da geht die Thüre auf und herein tritt ein freundlicher Herr, „Guten Morgen, meine Herren", sagte er, „lassen Sie sich nicht stören, ich wollte nur ein Stündchen hospitiren." „Bitte, nehmen Sie Platz, Ihr Name?" „Mein Name ist Falk, und ich bin aus Berlin!" Hui, wie flog da Alles von den Sitzen. Es war der preußische Kultusminister, der gegenwärtig im Lande eine Inspektionsreise macht.

---

In Paris hat ein Kapuziner, der dieser Tage starb, ein merkwürdiges Testament hinterlassen. „Ich vermache" — so bestimmt dieses interessante Dokument — 1) dem Abbe Michaud (dem bekannten Gegner der Unfehlbarkeit) mein Breviarium, weil er sein eigenes nicht kennt; 2) dem Herrn Jules Favre meinen Kittel, um seine Schande damit zu decken; 3) dem Herrn Gambetta meinen Strick, welcher eines Tages um seinen Hals gute Dienste leisten wird; 4) dem Hern Thiers einen Band seiner Werke, damit er selbst ihn noch einmal lese; und 5) meinen Bettelsack Frankreich, weil dieses bald einen solchen brauchen wird.

---

In London hat die Polizei in einem alten Hause von Highbury im Hintergrunde eines dunklen Gäßchens eine Fabrik von Verstümmelten entdeckt. Man nahm die Kinder im zartesten Alter, zerdrehte ihnen die Füße, entstellte ihren Körper, plattete ihnen den Schädel ab, bog ihnen die Glieder zusammen, daß sie einarmig erschienen u. s. w. und zwar auf Begehren ihrer Verwandten, die sich derselben später bedienten, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen. Ein Bein zu entstellen kostete z. B. 30 Shilings ohne die Kost, wenn das Kind noch nicht ein Jahr alt war, über ein Jahr mußten 2 Pf. St. bezahlt werden. Einen Einarmigen zu machen kostete 4 Livres, und so war für alles ein Tarif. Man gab in dieser vortrefflichen Anstalt auch Lektionen für erwachsene Bettler, um Gebrechen zu heucheln. Jedes Jahr treten aus derselben eine Menge falscher Blinder, Menschen ohne Füße, Brustleidende, ja selbst verstellte Wöchnerinnen. Das Haus, welches den Banditen in London wohl bekannt war, trug die Firma: Wilis, Banan und Comp. Die genannten Herren, sowie ein Dutzend ihrer „Beamten" haben sich jetzt für diese Scheußlichkeiten bei Gericht zu verantworten.

---

— Als größte Uhr der Welt wird die des Parlamentshauses in London bezeichnet. Ihre vier Zifferblätter haben einen Durchmesser von 22 Fuß. Jede halbe Minute bewegt sich die Spitze des Minutenzeigers fast sieben Zoll fort. Die Uhr geht $8\frac{1}{2}$ Tag, sie schlägt jedoch nur $7\frac{1}{2}$ Tag, so daß ihr Schweigen bedeutet, daß sie nicht rechtzeitig aufgezogen worden ist. Das Aufziehen des Schlagwerkes nimmt zwei Stunden Zeit in Anspruch, das Pendel hat eine Länge von 15 Fuß. Die Räder sind von Gußeisen, die Stundenglocke ist 8 Fuß hoch, hat 9 Fuß im Durchmesser und wiegt nahe 15 Tons. Der Hammer allein wiegt über 400 Pfund. Die Glocke schlägt die Viertelstunden, wonach die Reporter im Parlamente ihre Arbeiten reguliren: bei jedem Viertelstundenschlage wechseln die Berichterstatter und die abgelösten begeben sich in das für sie bestimmte Zimmer, wo sie die während der letzen Viertelstunde geschriebenen Notizen druckfertig machen.

---

(Xundheit.) Ein Lehrer hatte Ursache, einen Knaben über das Knie zu legen und ihm einige Hiebe als Flicken aufzusetzen. Unter dem Zuhauen überfiel den Lehrer das Niesen. Der noch auf dem Knie liegende Knabe wünscht ganz laut: „Xundheit! Herr Lehrer!" bei welchem Wunsch natürlich die Abwandlung mit dem Stock ihr Ende hatte.

---

Linchen: „Mama! Nicht wahr, da jetzt Alles, was früher Fuß genannt wurde, Meter heißt, so sagt man nicht mehr „dieser Junge geht „barfuß", sondern „dieser Junge geht barometer? — Mama: „Wie ungeschickt Du bist; Dies gilt ja nur für's Maaß, sonst müßte man ja auch statt „Barfüßer-Mönche" sagen „Barometer-Mönche."

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 56.** Freitag, 5. Juli **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Eine Pause entstand, Tage kämpfte sichtlich mit seiner Aufregung; endlich begann er wieder:

„Sage mir, wie ihr einander kennen gelernt habt; willst Du, Schuldsfried?

„Gerne; sicherlich wird es mir dann leichter ums Herz." Schuldsfried legte ihre Hand in Tage's Hand und erzählte jetzt von ihrem ersten Zusammentreffen mit Lothar, so wie von allem Uebrigen.

Tage's Stirne wurde immer bleicher, während er Schuldsfried zuhörte. Dieß war der erste wirklich bittere Augenblick in seinem Leben. Als Schuldsfried aufgehört hatte, sagte er langsam:

„Liebst Du ihn?"

Bei dieser so einfachen und für jedes andere Mädchen so leicht faßlichen Frage, sprang Schuldsfried auf und starrte ihn an, als ob er etwas recht Schreckliches ausgesprochen hätte.

„Herr mein Gott, Tage, was sagst Du da!" rief sie.

„Ich frage, ob Du ihn liebst, ob er Dir sehr, sehr theuer ist?"

„Daran habe ich nie gedacht. Es macht mir Freude ihn zu sehen und zu sprechen; aber dieß ist auch das Einzige, was klar vor mir steht. Daß ich durchaus nicht die innige Ergebenheit gegen ihn hege, wie gegen Dich und Onkel Aberney, ist vollkommen sicher. Nein, wenn man mir sagte: Wähle, ob Du den Fremden oder Tage nimmer sehen willst, so würde ich ohne Bedenken sagen: den Fremden.

„Gott sei Lob und Dank!" rief Tage, ergriff heftig ihre Hände und küßte dieselben. In diesem Augenblick rollte ein Stein vom Berge herab bis zu Tages und Schuldsfrieds Füßen vor. Unwillkürlich richteten sich ihre Augen hinauf; aber droben zeigte sich Niemand.

„Jetzt, Du gute, geliebte Schuldsfried, meines Herzens Dame, jetzt bin ich ruhig und vergnügt," sagte Tage und zog Schuldsfried wieder auf die Bank neben sich.

Schuldsfried ihrerseits war gar nicht ruhig und noch weniger vergnügt. Die ganze Unruhe, welche sich im Laufe des Tages empfunden hatte, kehrte mit erneuerter Stärke zurück, und sie hätte sich nur recht herzlich ausweinen mögen, aber ihre Thränen wurden von der Furcht zurückgehalten, daß Tage sie um die Ursache fragen und sie ihm den Grund ihrer Beklommenheit nicht erklären könnte.

Tage mit seinen einundzwanzig Jahren und seinem unerfahrenen Herzen umfaßte in der Leichtgläubigkeit seines Alters was seinen Wünschen schmeichelte, ohne zu erforschen, ob er sich nicht von einem Irrlicht blenden ließ. Schuldsfried hatte gesagt: wenn man mir die Wahl zwischen Dir und dem Fremden ließe, so könnte von einem Bedenken gar nicht die Rede sein. Was brauchte Tage mehr zu wissen? Wozu sich selbst und Schuldsfried noch länger quälen, nachdem er diese Gewißheit erhalten hatte? Mit einer freundlichen, beinahe kosenden Stimme fügte er also hinzu:

„Schuldsfried, laß mich noch einmal in Deinem Blick lesen, daß Du mich noch eben so innig liebst, wie in unsern Kinderjahren."

„Ich bin und verbleibe stets Deine Schwester, Deine treue Freundin."

Tage hätte gerne hinzugefügt:

„Und meines Herzens Dame!" Aber in diesem Augenblick stürzte ein ganzer Hagel von Steinen den Berg herab, und einer von ihnen war nahe daran, Schuldsfried an den Kopf zu treffen.

Dieses kleine Ereigniß bewirkte, wie gewöhnlich dazwischenkommende Nebensachen, einen plötzlichen Aufbruch. Schuldsfried war vor Schreck aufgesprungen, Tage konnte sich den

sonderbaren Einsturz nicht erklären. Ehe sie sich noch erholt hatten, erschien Tante Sara am Gitterthor und rief ihnen. Im Erker stand Aberney, und bei seinem Anblick beeilte sich Schuldfried, dem Ruf Folge zu leisten. Der Professor war jetzt bei seiner gewöhnlichen Laune, Tage war wieder froh und munter, Tante Sara hatte ihren Aerger verschlafen, so daß Alle sich in besserer Stimmung befanden, nur Schuldfried nicht. Ein Bleigewicht hing über ihrem Innern. Mitten in diesem Schwersinn fand sich ein lebendiges Gefühl vor, die Sehnsucht nach dem Fremden.

„Was fehlt meinem Sommervogel heute?“ fragte endlich Aberney und legte seine Hand auf den Kopf des Mädchens.

„Ach, ich weiß es nicht, aber es ist eine ganz besondere Unruhe an mir,“ stammelte Schuldfried, ergriff die Hand des väterlichen Freundes und drückte sie an ihre Lippen. „Es quält mich,“ fuhr sie fort, eine gewisse Angst, als ob daheim etwas geschehen wäre, und deßhalb thue ich wohl am Besten nach Hause zu fahren.“

„Willst Du das?“

„Ja.“ Wiederum küßte sie die Hand, von der sie so freundlich gekost wurde.

„Laß vorfahren,“ sagte Aberney zu Tage. Als er mit Schuldfried allein war, fügte er mild hinzu:

„Ich glaube, Tage hat Dich betrübt. War er böse gegen Dich, wie früher, als ihr noch Kinder waret?“

„O nein, Tage hatte jetzt wie damals immer Recht. Ich war unartig.“

Nach einigen Augenblicken saßen Tage und Schuldfried in der gelben Chaise und fuhren nach Ektorp. Tage sprach von allem Möglichen, womit er Schuldfried interessiren oder unterhalten zu können glaubte, und zum Lohne für seine schönen Bemühungen erhielt er ein freundliches Lächeln. Beim kleinen Weg nach Ektorp hinab hielt Tage an, und als Schuldfried heraussprang, sagte er:

„Gib mir Deine Hand und habe Dank für heute. Verzeih wenn meine Worte Dich betrübten, aber ich liebe Dich so herzinnig.“

Schuldfried reichte ihre Hand und nickte; dann eilte sie weg. In der Hausflur saß Annika.

„Was macht Mama?“ fragte Schuldfried; „ist sie drunten im Lusthaus?“

„Nein, mein Kind, sie ist auf ihr Zimmer gegangen und hat gesagt, daß sie allein sein wolle. Aber warum kommst Du sobald nach Hause?“

„Ich war unruhig um Mama.“ Schuldfried begab sich auf ihr Stübchen.

* * *

Inzwischen fuhr Tage nach Junta zurück. Er ließ die Zügel schlaff hängen, und die Hand, welche sie hielt, ruhte fahrlässig auf dem Spritzleder. Er selbst saß in tiefe Gedanken versunken da. Er durchging die Jahre, die er und Schuldfried zusammen als Kinder verbracht hatten. Er gedachte all der Beweise von Freundschaft und Anhänglichkeit, die sie ihm als kleines Mädchen gegeben. Dann musterte er diese Wochen, die er zu Hause gewesen, ihr allzeit gleich herzliches Wesen, und kam auf den Schluß, daß sie ihm eben so mit den wärmsten Gefühlen ihres Herzens zugethan sei, wie er ihr. Welch' einen treuen Blick hatte sie ihm nicht zugeworfen, als sie die Worte sprach: Von einer Wahl könnte gar nicht die Rede sein, und endlich wie gering mußte nicht ihr Interesse an dem Fremden sein, da sie nicht einmal seinen Namen zu erfahren gesucht hatte? Warum hatte sie die ganze Bekanntschaft mit ihm verschwiegen? Das war eine Frage, welche die Vernunft in den Weg warf, aber das Herz war sogleich fertig mit der Erklärung, daß es in Folge einer gewöhnlichen Mädchenlaune geschehen sei. Daß sie mit dem Fremden gesprochen hatte und auch mit ihm zusammengetroffen war, bewies ganz und gar keine Vorliebe für ihn, sondern nur, daß dieß eine Zerstreuung in ihrem einförmigen Leben war, etwas das von der gewöhnlichen Ordnung abwich. Von dieser nach seinem Dafürhalten genauen Prüfung seiner eigenen Gefühle und des Benehmens Schuldfrieds ging er zu jenen bezaubernd schönen Jugendträumen über, worin man sich die Zukunft so freundlich malt. Er dachte sich Schuldfried als seine Gattin, und sein Herz schlug beim Gedanken an das Glück, das ihm dann blühen würde. Eben war er in seiner Einbildung an dieses Eden gekommen, als Hufschläge sich vernehmen ließen. Er fuhr zusammen und lauschte. Es war leicht herauszuhören, daß ein Reiter herannahte; bei

der Biegung des Weges zeigte sich ein weißes Roß. Hatte Tage schon vorher das seinige nach eigenem Belieben gehen lassen, so griff er jetzt hastig in die Zügel und zwang es zu einem noch langsameren Schritte. Der herannahende Reiter schien derselben Eingebung zu folgen und hielt sein Pferd ein, sobald er Tage erblickte; auch dieses mußte in Schritt gehen. Als sie endlich an einander vorbei kamen, konnte man sagen, die beiden jungen Männer haben mit dem drohenden Feuer ihrer Blicke einander zu durchbohren gesucht.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß er so hübsch wäre," dachte Tage. „Diese Züge habe ich schon einmal gesehen, aber wann und wo?"

Lothar dachte:

„Sie muß ihn lieben, er ist mehr als hübsch." Bei diesem Gedanken erhielt das Pferd einen heftigen Spornstich und das edle Thier enteilte mit seinem Reiter.

Tages lichte und liebliche Traumbilder waren verschwunden, die bösen Mächte der Unruhe und des Zweifels erwachten wieder in ihm, und als er in den Hof hineinfuhr, stand es klar vor seiner Seele, daß er mit Aberney sprechen und ihm sagen müsse, wie theuer Schuldfried seinem Herzen sei.

* * *

Während Tage den Entschluß faßte, Schuldfried von Aberney zu begehren, wie wenn dieser über die Hand des jungen Mädchens zu verfügen hätte, war Lothar nach Kronbrück gejagt. War Tage unruhig und sein Herz von Zweifeln gequält, so war Lothars Seele von den wildesten Stürmen aufgeregt. Der Unterschied bestand darin, daß Tage vermöge seines Charakters und seiner Kinderfreundschaft mit Schuldfried die feste Ueberzeugung hegte, ihre gegenseitige Zärtlichkeit sei von einer und derselben Art.

Er hatte seit dem ersten Wiedersehen es für ausgemacht gehalten, daß sie und er von Gott zu Gatten bestimmt seien. Bei seinem festen Charakter und seinem großen Selbstgefühl war er im Allgemeinen nicht geneigt, demjenigen zu mißtrauen, was ihm Glück verhieß. Die Entdeckung, daß Schuldfried einen jungen Mann kannte und häufige Spaziergänge mit ihm machte, hatte ihm Anfangs mißfallen, dann aber ihn eigentlich nur darum verdrossen, weil sie ihm dieses Ereigniß nicht anvertraut hatte. Als er mit Schuldfried darüber sprach, hatte ein gewisser Grad von Eifersucht ihn verstimmt; aber als sie mit ihrer natürlichen Aufrichtigkeit von der gemachten Bekanntschaft erzählte und erklärte, daß zwischen Lothar und Tage keine Wahl stattfinden könne, so war der von Jugend auf festgewurzelte Glaube an ihre Zärtlichkeit wieder erwacht, und er hielt es beinahe für ganz unmöglich, daß sie umhin könne, ihn zu lieben.

Lothar dagegen hatte mit all seinen Reichthümern, seiner Schönheit und seinem Hochmuth gleichwohl während der Bekanntschaft mit Schuldfried nie daran gedacht, daß sie ihn lieben würde. Als sein eigenes Gefühl ihn trieb, sich ihr Wohlwollen zu erbitten, meinte er bereits sehr weit gegangen zu sein, und als Schuldfried ihm freundschaftlich die Hand reichte, fürchtete er beinahe, diese Freundschaft möchte bei ihm Gedanken und Wünschen erzeugen, deren Verwirklichung unmöglich sei. Er verabscheute alle Menschen und alle Dinge, die ihr in den Weg kamen, weil er gänzlich vergessen, oder auf die Seite gedrängt zu werden fürchtete. Er wurde von wilder Eifersucht gequält, weil er unaufhörlich seiner eigenen Fähigkeit zu gefallen mißtraute. Er hätte sein Leben so verbringen mögen, wie die Wochen während Aberneys Abwesenheit in Abo verflossen waren, ohne Jemand fürchten zu müssen, und ohne daß er selbst Wünsche zu hegen wagte. Hätte Lothar mehr Eigenliebe und weniger Mißtrauen besessen, so wäre er nicht so unvernünftig eifersüchtig geworden, wie er jetzt war. Er hätte sich dann nicht über jede Kleinigkeit beunruhigt und darin unzweifelhafte Beweise gesehen, daß er vergessen sei, sondern er hätte in tausend unbedeutenden Dingen entdeckt, daß gerade er selbst einen großen Einfluß auf das Herz des jungen Mädchens besitze. Ohne durch einen Hoffnungsstrahl seine Eifersucht mildern zu lassen, ließ er sich davon beherrschen, und ein bis zur Raserei gesteigerter Zorn erfüllte sein Inneres, als er Tage in der Nähe erblickte. Seine Erbitterung wurde nicht gegen Schuldfried, sondern gegen Tage und Aberney gerichtet. Er hätte sein halbes Vermögen dafür gegeben, wenn er sich damit das Recht hätte erkaufen können, diese beiden Männer zu vernichten, die er von ganzer Seele verabscheute.

(Fortsetzung folgt.)

### Verschiedenes.

Die Bedeutung des Waldes im Haushalte der Natur war der Gegenstand eines Vortrages, welchen Ed. Ney, königlicher Forstgehilfe zu Johanniskreuz, bei der fünften Wanderversammlung der Pollichia in Neustadt a. d. H. hielt und bei welchem er am Schlusse zu folgendem Resume gelangte: 1) der Wald befreit die Luft von ihrer überflüssigen Kohlensäure und ersetzt dieselbe durch Ausathmung von Sauerstoff. 2) Die Gegenwart von Waldungen erhöht die mittlere Temperatur der Nächte und Winter, vermindert aber die mittlere Wärme der Tage und des Sommers, namentlich aber des Vorsommers und diejenige des ganzen Jahres. Das Waldklima ist, mit anderen Worten, kühler, zugleich aber weit gleichmäßiger, als dasjenige waldloser Länder. 3) Die Waldungen vermehren während der Vegetationszeit die wässerigen Niederschläge und den Feuchtigkeitsgehalt der Luft und vertheilen dieselben gleichmäßiger in den übrigen Jahreszeiten. 4) Der Boden geschonter Waldungen nimmt die ganze Regenmenge vollständig in sich auf und vermindert deren oberflächliche Verdunstung; er begünstigt dadurch die Bildung von Quellen und erhöht den niedersten Wasserstand der Flüsse. 5) Dieselbe Eigenschaft geschonter Waldung verhindert außerdem die Ansammlung großer Wassermengen, die Stauung der Regenniederschläge auf der Bodenoberfläche und macht, dadurch in der Ebene die Versumpfungen, im Gebirge die Gewitterschäden, in den Flußthälern die Ueberschwemmungen unmöglich. 6) Die Wurzeln der Bäume schützen die Krume für sich vor Abrutschungen und im Vereine mit der Streudecke im Gebirge vor Abschwemmung und in der Ebene vor der Entführung durch die Winde, und endlich 7) der geschlossene hochstämmige Wald bricht die Gewalt eben so abgehender Lawinen des Hochgebirges, wie der gewaltigen Stürme des Flachlandes.

---

## Zur Statistik der Heirathen.

Ein Londoner Statistiker hat folgende Heirathsdaten ausfindig gemacht: Shakespeare heirathete mit 18 Jahren, Dante, Franklin und Bulwer mit 24 Jahren, Kepler, Mozart, Burke und Walter Scott mit 26 Jahren, Tycho, de Brahe, Washington, Napoleon I. und Lord Byron mit 27 Jahren, Rossini zum ersten Male mit 30, zum zweiten Male mit 54 Jahren, Schiller und Karl Maria von Weber mit 31, Chaucer, Hogarth, Peel und Wieland mit 32, Wordsworth, de Davi mit 34, Aristophanes mit 36, Wellington mit 37, Jean Paul mit 38, Talma mit 39, Martin Luther mit 42, Addison mit 44, Young mit 47, Swift mit 49, Buffon mit 55 und Goethe mit 57 Jahren. Es fragt sich sehr, ob Shakespeare oder Goethe der Gescheitere war in diesem Punkte? Ruhiger gelebt hat der Verfasser des „Faust" jedenfalls, während Shakespeare seiner Frau — durchging!

---

[Ein eigenthümliches Duell] fand vor Kurzem in der Nähe von San Francisco in Californien statt. Zwei Goldgräber, Jose Priedo und James Tadermann, hatten eine ansehnliche Summe in Goldklumpen und Goldstaub zusammengebracht. Sie deponirten ihre Schätze in einer Höhle, welche ihnen Beiden zur Wohnung diente. Alles ging eine Zeit lang gut, bis Beide im verflossenen Monat wegen einer Flasche Branntwein in Streit geriethen. Ein Duell war die unmittelbare Folge des Streites. Die beiden Kämpfer hatten ihre Revolver nicht bei sich. Sie kamen daher überein, sich mit Goldklumpen und Stücken von goldführender Erde zu schlagen. Eine Stunde später fanden Goldgräber die beiden Kämpfer in der Grotte, in Blut gebadet. Tadermann war bereits todt, ihm hatte ein Goldklumpen im Werthe von 7 bis 8000 Francs den Schädel zerschmettert. Der ganze Rumpf war zerquetscht und triefte von Blut; hinter ihm lagen etwa 60,000 Francs in Barren von verschiedener Größe. Priedo athmete noch, aber sein Zustand war auch nicht viel besser. Er hatte Wunden für 5 bis 6000 Francs erhalten. Das Sonderbare an der Sache aber ist, daß man das Duell ganz in der Ordnung fand und Niemand Anstoß daran nahm, Priedo als den Erben Tadermann zu betrachten.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

// Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 57. Sonntag, 7. Juli 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schaumbedeckt kam das Pferd nach Kronsbrück und der schöne Springer zitterte an allen Muskeln, als Lothar durch einen heftigen Griff in die Zügel ihn zwang, augenblicklich an der Treppe stehen zu bleiben. Mit einem Satz war er auf dem Boden, warf die Zügel einem Bedienten zu und sagte kurz und befehlend:

„Der Doktor soll kommen!"

Sein Aussehen war von der Art, daß der Bediente ihn entschieden für krank hielt.

Der Doktor gehorchte dem Ruf sogleich. Lothar ging heftig auf und ab.

„Was fehlt Ihnen, Herr Baron? Sind Sie unwohl?" fragte der Doktor, als er Lothars todtenblasses Gesicht sah.

„Ja, ich bin krank und Sie sollen mir helfen," antwortete Lothar mit einem beinahe höhnischen Ausdruck. „Da Sie stets mit dem Teufel im Bunde stehen, so müssen Sie wohl der Rechte sein, der mir helfen kann."

„Sie erweisen mir gar zu große Ehre, Herr Baron, wenn Sie glauben, daß ich einen so mächtigen Bundesgenossen besitze. Ich dürfte gleichwohl auch ohne seinen Beistand zurecht kommen."

Lothar ging fortwährend auf und ab.

„Sie haben mir ein Paarmal, vermuthlich in einer recht höllischen Absicht, gesagt, daß dieser Aberney politisch anrüchig sei. Ist das wahr?"

„Davon können Sie sich überzeugen, wenn Sie seine Papiere oder vielmehr seine Korrespondenz mit Beschlag belegen lassen."

„Woher wissen Sie das?"

„Weil ich Aberney und seine Verbindungen in Schweden kenne. Ich weiß, wie sehnlich er Finnlands Wiedervereinigung mit Schweden wünscht."

„So, und Sie sind überzeugt, daß er eine Korrespondenz führt, die . . ."

„Wenn sie zu Tage käme, ihm im glücklichsten Fall den Befehl zuziehen würde, Finnland zu verlassen und nie dahin zurückzukehren."

„Gut!" Lothar blieb vor dem Doktor stehen. „Warum haben Sie schon vorher mehrere Male angedeutet, daß er eine politisch verdächtige Person sei?"

„Weil ich voraus sah, daß diese Nachricht Ihnen zu Statten kommen würde, Herr Baron. Sie sind ein mächtiger junger Mann; es bedarf bloß einiger Zeilen von Ihrer Hand an den Generalgouverneur, und Sie sind sowohl von Aberney als von seinem Sohne befreit."

„Also der Schurke Wagner war es, der mir ein Mittel zeigte, diese Menschen los zu werden." Er begann wieder auf und ab zu gehen. „Sie hielten für meine wilden Leidenschaften die Möglichkeit offen, von ihrer Nähe befreit zu werden, weil Sie dachten, daß ich früher oder später sie verabscheuen würde. In einem aufgeregten und besinnungslosen Augenblick kann ich allerdings, Ihnen sei es gedankt, die Leute unglücklich machen. Ha, das ist entsetzlich!"

„Herr Baron, wenn Sie weniger aufgeregt und dagegen ruhiger wären, so würden Sie nicht mit Schurken gegen einen Mann um sich werfen, der stets Ihr Freund gewesen."

„Freund!" rief Lothar mit Hohnlachen. „Freund! Sie der mich stets auf den Weg des Bösen geführt, Sie, der mit einem wirklichen Talent den Teufel in meinem Blute geweckt hat!"

„Nun wohl, Herr Baron, in diesem Fall lassen Sie uns scheiden. Ich werde morgen meine Stelle als Gutsarzt aufgeben. Sie können ja einen ehrlicheren Mann, als ich bin, dazu wählen, da ich, wie Mephistopheles, ein elendes Werkzeug schlechter Begierden aus Ihnen schaffe. Sonst glaubte ich, daß ein-

junger Mann von dreiundzwanzig Jahren selbstständig genug wäre, um nicht einem Instrument zu gleichen, das denjenigen Ton angibt, den man anschlägt, aber lautlos bleibt, wenn Niemand es berührt. Ein Mann, der von der Einwirkung Anderer auf seine Grundsätze und Handlungen spricht, ist ein Kind und kein Mann. Ich bin jetzt bereit, mich zu entfernen."

Das Gesicht des Doktors trug nicht mehr den glatten und geschmeidigen Ausdruck wie gewöhnlich, sondern es lag ein Gepräge wahren Stolzes darin. Der polnische Arzt hatte in diesem Augenblick etwas Imposantes. Er ging auf die Thüre zu; aber Lothar eilte ihm nach und legte die Hand auf seine Schultern mit den Worten:

„Bleiben Sie! Sie haben recht, ein Kind, nicht ein Mann, läßt Andere auf sich einwirken. Waren Sie auch mein böser Dämon, so werde ich nie vergessen, daß Sie mein Arzt waren, daß Sie einer unglücklichen Nation und einer noch unglücklicheren Familie angehören, und daß Sie gegen Andere ein Ehrenmann sein können, wenn Sie auch gegen mich das Gegentheil bewiesen. Sie können Ihre gegenwärtige Stelle nicht aufgeben, außer um sie gegen eine glänzendere zu vertauschen. Sprechen Sie also nicht davon, aber nennen Sie sich nicht meinen Freund; dieß ist eine unwürdige Heuchelei, die weder Ihnen noch mir zusteht."

Der Doktor kehrte von der Thüre zurück und ging im Zimmer vor, indem er mit seinem gewöhnlichen verbindlichen Ton äußerte:

„Wünschen Sie mir sonst Etwas zu sagen, Herr Baron?"

„Ja, ich wünsche, daß Sie mir einen Dienst erwiesen." Lothar verstummte. Es war ihm widerlich fortzufahren.

„Und das wäre?" fragte der Doktor, nachdem er eine Weile gewartet hatte

„Verschaffen Sie mir ein Zusammentreffen mit . . . ."

„Meiner ehemaligen Patientin auf Ektorp?"

„Ja."

Eine lange Pause entstand. Der Doktor hatte sich offenbar vorgenommen sie nicht zu unterbrechen, sondern Lothar zu zwingen, daß er seinen Wunsch aussprechen sollte. Dieser warf sich auf einen der Sophas und rief mit leidenschaftlicher Heftigkeit:

„Für eine Stunde Besprechung mit ihr, würde ich gern einen Theil meines Vermögens geben." Dann sprang er wieder auf, trat an eines der offenen Fenster vor und blieb lange dort stehen. Der Doktor schwieg konsequent. Endlich wandte sich Lothar langsam um und sagte mit scheinbarer Ruhe:

„Wollen Sie es übernehmen, sie zu bitten, daß sie morgen in aller Frühe, einen Spaziergang an den Waldweg mache?"

„Warum schreiben Sie ihr diese Bitte nicht, Herr Baron?"

„Ich habe versprochen, nicht an sie zu schreiben. Ich kann es also nicht thun. Ha, dieses Versprechen hat mich ja seit zwei Wochen beinahe zum Narren gemacht, weil ich . . ."

„Sie nicht treffen konnte. Und doch hielten Sie Ihr Versprechen?"

„Doktor, wann sahen Sie mich je mein Wort brechen?"

„Nie, das muß ich gestehen; aber Versprechungen haben sonst selten Bestand, wenn das Gefühl mit ihnen im Streite liegt."

„Sie kennen mich nicht, wenn Sie glauben, daß die Leidenschaft mich zu einem Treubruch verleiten kann."

„Wir wollen sehen, wie es damit in Zukunft geht," dachte der Doktor; laut sagte er:

„Wissen Sie, Herr Baron, warum Sie das Mädchen nicht treffen konnten?"

„Weil Sie beständig von Aberney oder seinem Sohn begleitet war."

„Und warum sind diese ihr so treu gefolgt? Soll ich es Ihnen sagen?"

Lothar nickte mit dem Kopf.

„Obschon Ektorp in einer von Nachbarn abgeschiedenen Gegend liegt, so hat es gleichwohl keinen Mangel an Leuten und geschwätzigen Zungen. Jemand aus der Nähe hat Sie und Fräulein Schmith beisammen gesehen; dieß ist Aberney's zu Ohren gekommen, und sie glauben sich verpflichtet, über das Mädchen zu wachen, damit sie nicht mit Ihnen in Berührung trete. Zumal da . . . . . Doch warum brauche ich Ihnen das wahre Verhältniß zu sagen? Sie würden doch nur glauben, ich wolle den Teufel in Ihrer Brust wecken, und darum schweige ich."

Mit fürchterlichem Scharfsinn verstand es der Doktor die Neugierde Lothars zu reizen; auch sagte dieser voll Ungeduld:

„Warum solche Rückhaltsamkeit, wenn ich Aufrichtigkeit von Ihnen verlange? Sie stiften mit diesen Halbsagereien weit mehr Böses, als wenn Sie ganz offen sprechen. Geben Sie mir, welche Erklärung Sie wollen, wenn sie nur aus meiner Seele den teuflisch qualvollen Gedanken wegnimmt, daß sie es sei, die mir ausweicht.“

„Erinnern Sie sich, Herr Baron, daß Sie selbst mich aufgefordert haben, zu reden.“

„Welche lange Vorbereitung!“

„Nun wohl, Fräulein Smith ist für den jungen Aberney zur Frau bestimmt und . . .“

„Aber Sie sagten mir vor einiger Zeit, daß . . . daß Professor Aberney sie für sich selbst erzogen habe.“

„Ganz richtig. Dieß war indeß bloß eine Vermuthung von mir, während es dagegen Thatsache ist, daß der junge Aberney seit seiner Kindheit an ihr hing. Vermuthlich findet die Verlobung statt, ehe er nach Stockholm zurückkehrt.“

Lothars Augen funkelten; er drückte krampfhaft seine Hände zusammen und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Sind Sie dessen sicher, was Sie sagen? Können Sie die Wahrheit beweisen?“

„Unendlich gerne.“ Der Doktor zog aus seiner Brusttasche einen Brief, den er mit lächelnder Miene Lothar überreichte, der ihn dem Arzte förmlich aus der Hand riß. Er war vom Pfarrer des Kirchspiels und lautete wie folgt:

„Verehriester Herr Bruder! So gerne ich heute Abend nach Kronbrück hinüberkäme, um ein Brett mit Ihnen zu spielen, so muß ich mir's dennoch versagen, weil ich meinem alten Freund Aberney versprochen habe, nach Ektorp hinüberzufahren und mit Frau Smith zu sprechen. Aberney wünscht seinen Sohn mit der schönen Schuldfried zu verheirathen. Wenn die Mutter dafür ist, so könnte die Verlobung je eher, je lieber stattfinden. Ich bin der einzige Gast, den Frau Smith empfängt, und darum habe ich, da ich das Mädchen herzlich liebe, mit dem größten Vergnügen den Auftrag übernommen, weil mein Beichtkind schwerlich eine bessere Parthie treffen kann, als mit dem jungen Aberney. Er ist in jeder Beziehung ein wackerer und prächtiger Bursche.

„Wenn Sie einmal in die Pfarrei kommen, Herr Bruder, so vergessen Sie nicht bei Ihrem redlichen Freund vorzusprechen.

Isaak Arbanius.“

Lothar blieb eine lange Weile ganz unbeweglich. Er starrte den Brief an, als hätte er seinen Inhalt nicht verstehen wollen. Endlich sagte er gänzlich zu sich selbst:

„Die Mutter, nur die Mutter ist es, von der Alles abhängt. Man ist also ihrer Einwilligung bereits sicher. Ha, das ist eine Narrheit von mir sie wieder sehen zu wollen.“ Er zerknitterte den Brief und warf ihn auf den Boden. „Am Besten, ich begebe mich sogleich nach Petersburg.“

„Meine Gesandtschaft nach Ektorp wird also überflüssig?“ fiel der Doktor mit einem Ausdruck ein, als ob er sich sehr darüber freute. Lothar sah ihn an und murmelte, so leise, daß der Doktor seine Worte nicht hörte:

„Glaube nur dasjenige, von dessen Wahrheit Du Dich selbst überzeugt hast, lautet eine der Lehren, die ich zu befolgen schwur. Nun wohl, ich will mit ihr reden.“

„Sagten Sie Etwas, Herr Baron?“ fragte der Doktor.

„Ja, ich wollte Sie bitten, mir das Zusammentreffen morgen zu verschaffen.“ Ohne die Antwort des Doktors abzuwarten, verließ er hastig das Zimmer.

„Dießmal ist er richtig in die Falle gekrochen,“ dachte der Doktor, als er in seine Wohnung hinabging.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Verschiedenes.

[Indianerkampf auf einer Pacific Locomotive.] Die Linie der Pacificbahn zieht sich bekanntlich durch ein von Indianerstämmen bewohntes Territorium, die dabei bleiben, die Locomotiven für phantastische Ungeheuer anzusehen, welche der „große Geist“ zur Vertilgung der Rothhäute fabricirt hat. Schon mehrmals hatten die Indianer die Züge aus dem Geleise zu bringen gesucht; sie waren dabei von einem Cheroken-Indianer Maha mit dem

Beinahmen „der Spottvogel“ angeführt. Alle ihre Versuche mißglückten; Maha wechselte deßhalb seine Angriffsweise. Am 2. Juni legte er sich bei der Linie in Hinterhalt und es gelang ihm durch außerordentliche Gewandtheit sich auf einen Wagentritt des von St. Franzisco n ch Newyork verkehrenden Zuges Nr. 76 zu schwingen. Er schob sich längs des Zuges bis zur Lokomotive, tödtete den Heizer mit einem Hiebe seines Tomahawk, den Mechaniker mit einem Messerstich, skalpirte sie und schwang sich auf den Tender, indem er die Skalpe schwang und einen wilden Kriegsgesang heulte. Die Bahnwärter staunten, wie sie den Zug mit unsinniger Geschwindigkeit und dem sonderbaren Mechaniker vorüberbrausen sahen. Die Reisenden stießen Schreckensschreie aus; die Lage war in der That furchtbar; sie flogen einem gewissem Tode entgegen. Endlich opferte sich ein Marine-Offizier, Namens Henry Pierce, um die Andern zu retten. Er ergriff einen Dolch, ging auf den Wagentritt dem Zug entlang und sprang auf die Maschine. Der Häuptling stieß sein Kriegsgeschrei aus, indem er den Tomahawk schwang, und nun begann auf den Leichen des Heizers und des Mechanikers ein Kampf Mann gegen Mann. Alle Reisenden lehnten aus den Fenstern und versuchten mit einer leichtbegreiflichen Angst den Vorgang mitanzusehen. Nach einer Minute fiel Herr Pierce schwer verwundet zu Füßen des „Spottvogels“, der ihn in einem Augenblick skalpirte. Aber während er die Kopfhaut des Besiegten schwang und ein Triumphgeheul ausstieß, hatte Herr Pierce, der noch lebte, die Kraft, sich plötzlich zu erheben und stieß ihm sein Messer in die Brust. Der Häuptling fiel todt auf das Geleise. Herr Pierce schleppte sich bis zur Kurbel, stellte den Dampf ab und nun fiel auch er wieder hin. Der Zug hielt. Man eilte sofort dem braven Offizier zu Hilfe, allein es war zu spät. Zwei Stunden nachher gab er seinen Geist auf.

---

Ein Berliner Langfinger steht vor Gericht, weil er dabei ertappt worden ist, als er in der Michaeliskirche die goldenen Fransen von der Altardecke abtrennte. „Ich handelte ganz nach dem System Bismarck's,“ erklärt der Angeklagte; „dieser will die Kirche vom Staate trennen, ich den Staat von der Kirche.

---

[Eine schreckliche Metzelei] hat am 2. Juni im Samarkander Gefängniß stattgefunden. Darüber schreibt man von dort der Petersburger Zeitung Folgendes: „Die Sträflinge des Samarkander Gefangenhauses verabredeten untereinander, am 2. Juni alle Thüren im Kerker zu erbrechen und zu entfliehen. Wie auf ein Commando zerfielen an demselben Tage um halb 11 Uhr Nachts alle Thüren in Stücke, alle Gefangenen stürzten sich in den Hofraum hinaus und begannen auf die niedere Ringmauer zu klettern. Die Wache war damals glücklicherweise wach, sie ergriff schnell die Gewehre und gab augenblicklich Feuer. Mehrere Gefangene fielen und die Uebrigen stürzten sich wüthend auf die Soldaten los. Es begann eine gräßliche Metzelei. Es war keine Zeit zum Laden und die Soldaten hieben mit Gewehren und Säbeln, wie sie konnten, ein, bis es ihnen endlich nach drei Stunden gelang, die Empörer völlig zur Ruhe zu bringen. 25 Gefangene blieben auf dem Platze todt, zehn wurden schwer und die Mehrzahl leicht verwundet. Keinem gelang es zu entfliehen. Gräßlich war der Anblick des Hofraumes am nächsten Tage. Ueberall war vergossenes Blut und die Leichen lagen mit zerspaltenen Köpfen und durchstochenen Leibern herum.

---

Die „Straßburger Ztg.“ meldet unterm 24. Juni: Das Standbild Guttenbergs prangte heute, am Johannistage, in festlichem Schmuck. Eine mit Blumen umwundene Tafel zu seinen Füßen aufgestellt, trägt folgende Inschrift:

**GuttenberG**
**Umstrahlt von Glorie stehst DU**
**Tausendfach baut Dir die WelT**
**Tempel des Ruhms für Zeit und EwigkeiT**
**Es ist Dein Namenstag heut' und Dir zur EhrE**
**Nimm von den Jüngern der Kunst die Huldigung hiN**
**Bleib ihr noch lange ein schützender CheruB**
**Ewig Dein Geist sie stärkend umschwebE**
**Ruhm und Ehre dem VateR**
**GuttenberG!**

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

// Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 58. Freitag, 12. Juli 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Als Schuldfried am folgenden Morgen ganz früh aus ihrem Zimmer herabkam und sich in den Garten begeben wollte, um ihre Herbstblumen und ihre kleinen Mistbeetpflanzen zu besorgen, ging Annika ihr entgegen und brachte ihr einen beschriebenen Papierstreif mit den Worten:

„Doktor Wagner fuhr so eben hier vorbei: er muß zur Frau des Waldschützen, die krank ist, und da bat er mich, Dir dieß Billetchen zu übergeben."

Schuldfried fühlte, wie sie erröthete, als sie das Papier aus der Hand der alten Dienerin empfing. Sie öffnete es; es stand da auf französisch: „Wenn Sie einen Unglücklichen trösten wollen, so machen Sie um acht Uhr in der Frühe einen Spaziergang auf dem Waldweg." Diese Zeilen waren mit dem Namen Wagner unterzeichnet.

Schuldfrieds Herz schlug vor Unruhe und Freude. Es waren noch zwei Stunden bis zur festgesetzten Zeit. Sie wollte eben in den Garten hinabgehen, um sich die Langeweile des Wartens mit den gewöhnlichen Geschäften daselbst zu vertreiben, als Annika von der Küche aus ihr rief.

„Was willst Du?" fragte Schuldfried.

„Du sollst zur Frau hineinkommen," antwortete Annika.

„Ist Mama aufgestanden?"

„Ja wohl; sie hat gesagt, daß sie Dir vor dem Frühstück etwas zu sagen habe."

Schuldfried ging zur Mutter hinein. Es war höchst selten, daß sie die Schwelle ihres abgeschiedenen Zimmers betrat. Frau Smith hatte ihrer Tochter nicht verboten hinzugehen, aber dieß fiel Schuldfried niemals ein. Das Stübchen bildete für die Phantasie des Mädchens einen Platz wo finstere und düstere Geister weilten, und es kam mir vor, als ob jeder Gegenstand darin mit Thränen getränkt wäre. Wenn es je einmal geschah, daß Schuldfried hineingerufen wurde, so überkam sie immer ein Schauer. Dieß war etwas, wovon sie sich noch nicht hatte befreien können. Als daher Annika sagte, daß sie hineinkommen solle, machte Schuldfried ein ganz unglückliches Gesicht.

Frau Smiths Zimmer lag rechts von dem kleinen Saal, welcher das erste Gemach bildete, in das man kam. Links lag das sogenannte Arbeitszimmer. Dieses war groß, hell und hatte vier Fenster. D'rin stand ein Klavier, ein schöner Bücherschrank, eine Laute, ein Zeichnungsständer und einige kleine Sophas mit ihren Arbeitstischen. Die Fenster waren mit Blumentöpfen angefüllt und das Ganze hatte etwas höchst Anheimelndes, zumal da man eine ausgezeichnet schöne Aussicht darin genoß. Der Saal war kleiner und düsterer, weil das dichte Laubwerk der Bäume das Tageslicht nicht ungehindert hineindringen ließ. Sein Ameublement war schwerfällig; es bestand aus einem braun angestrichenen Sopha und ditto Stühlen mit schwarzen Lederüberzügen, einem Anrichttisch, einem Speisetisch und einer Wanduhr.

Frau Smiths Zimmer war klein und von höchst besonderem Aussehen. Ein eisernes Bett, umgeben von grünen Vorhängen, die in Folge der Jahre bedeutend abgeschossen waren; über demselben eine ursprünglich grüne Decke, aber jetzt voll von dunkeln Flecken von einer unheimlich bräunlichen Farbe und Blutspuren ähnlich. Innerhalb des Vorhanges hing ein Pistol mit beschmutztem Kolben und rostigem Rohr. An der Wand, garade vor dem Bett, befand sich das Porträt eines Mannes in der Blühte seiner Jugend. Die Züge waren äußerst edel und seelenvoll; sie besaßen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen Schuldfrieds. Unter dem Porträt, an einem Nagel, hingen ein Mannsrock und eine Weste, beide mit dunkeln Flecken bedeckt. Zwei Stühle,

deren Ueberzug so abgenützt war, daß er da und dort große Neigung zum Zerreißen zeigte, ein eichenes Tischchen mit Uhrgestell und einer Uhr, ein Pfeiferständer mit mehreren schönen Pfeifen, ein Rasirzeug mit allerlei Schächtelchen, ein Bücherständer voll älterer Bücher und ein wackeliger Schreibtisch vollendeten das Ameublement. Das Fenster war weder mit Gardinen noch mit Blumen geschmückt; der düstere Schein, der dadurch hereinfiel, gab dem Ganzen ein melancholisches Gepräge. Es war als flüsterte jeder Gegenstand in diesem Zimmer von Ereignissen so düsterer Art, daß selbst das Tageslicht vor den Erinnerungen daran zurückbebte.

Als Schuldfried die Thüre öffnete und zur Mutter hineintrat, war es ihr gerade, als ob sie in ein Grab stiege.

Frau Smith saß vor der herausgezogenen Schublade des Arbeitstischchens. Sie stützte ihren Arm auf dieselbe und den Kopf in die Hand. Sie glich, während sie so dasaß, der Reue, welche verzweiflungsvoll Gegenstände anstarrt, die Zeugen von Bösem gewesen, worüber das Gewissen ohne Hoffnung auf Versöhnung weint. Vor ihr lag ein fertiger Brief, den sie zusammengelegt und versiegelt, aber noch nicht überschrieben hatte. Frau Smith hatte ihren Rücken der Thüre zugekehrt, und da diese leise aufging, bemerkte sie den Eintritt der Tochter erst, als sie an ihrer Seite stand und mit einer gelinde zitternden Stimme sagte:

„Guten Morgen, Mama, Du hast mich rufen lassen.“

„Ah, bist Du's mein Kind?“ Frau Smith erhob sich und ließ ihre Lippen ganz leicht die Stirne der Tochter berühren.

„Ich wollte Dir sagen, meine geliebte Schuldfried, daß ich heute früh nicht mit Dir arbeiten kann, sondern wünsche, daß Du die arme Frau des Waldschützen besuchest, die da drüben in ihrer Hütte krank und allein liegt. Erkundige Dich, was sie für sich und die Kinder bedarf und nimm einen Korb voll Speisen mit. Annika wollte hingehen; aber ich weiß, Du nimmst Dich so gerne der Armen an, daß ich Dich dieser Freude nicht berauben wollte.“

„Ach Du gute Mama, daß Du immer davon denkst mir Freude zu machen und den Hülfsbedürftigen beizustehen.“

Frau Smith strich das Haar aus der reinen, freien Stirne der Tochter und betrachtete sie mit einem Blick voll Liebe und Schmerz.

„O wenn ich von Deinem Leben jeden Kummer wegnehmen, wenn ich mit endlosen Qualen für mich selbst eitel Freude für Dich erkaufen könnte, dann .... dann würde ich den Muth besitzen, unter dem Schmerz zu lächeln. Jetzt ...“ sie wandte sich ab und fügte hinzu: „Jetzt ahnst Du nicht, welches traurige Erbe Du bekommen hast.“

„Geliebte Mama, welches Erbe ich auch bekommen haben mag, so bin ich stolz darauf, Dich Mutter nennen zu dürfen,“ sagte Schuldfried, indem sie die Mutter umschlang; diese aber stieß sie heftig von sich und sagte:

„Geh!“

„Mama, bist Du böse auf mich?“ rief Schuldfried erschrocken.

„Ich böse auf Dich? Nein, niemals, aber verlaß das Zimmer.

Aus der Gartenarbeit wurde nichts, sondern Schuldfried mußte jetzt alle die Sachen besorgen, die sie der armen Frau und ihren Kindern mitbringen wollte. Nachdem sie in einen Korb gelegt waren, mußte sie nothwendig Kaffee trinken, denn, meinte Annika, das ginge doch nicht an, daß das Kind mit hungrigem Magen einen so langen Weg machte. Die Alte hätte ein solches Unglück für ihren Liebling nicht überleben können. Aber nicht genug mit dem Kaffe; Schuldfried wurde auch noch mit prächtigen weißen Brödchen bewirthet, damit sie ja keine Magenschwäche bekommen sollte. Trotz aller Versicherungen des jungen Mädchens, daß sie nicht mehr könne, ließ die Alte nicht nach, bis die Brödchen verzehrt waren. Alles das vertröbelte die Zeit, so daß es beinahe acht Uhr war, als Schuldfried heiter die Allee entlang wandelte. Sie war ungemein erfreut über den Gedanken, daß sie den Fremden sehen oder Etwas über ihn erfahren solle. Bei der Einbiegung in den Waldweg traf sie auch wirklich Lothar, der mit aufgeregter Miene ihr entgegen kam. Ehe er ein einziges von all den bittern Worten vorbringen konnte, welche die Eifersucht ihm eingab, rief Schuldfried.

„Welche Ewigkeit seit wir uns nicht mehr getroffen haben! Jetzt werde ich wieder vergnügt, da ich Sie wieder sehe.“

Sie reichte ihm die Hand und lächelte so freundlich, daß der Schimmer davon sich auf Lothars Zügen wiederspiegelte. Aller Unmuth und alle Erbitterung verschwand bei ihrem Anblick und ein unbeschreiblich milder Eindruck kam unter die stürmischen Elemente. Er ergriff die dargebotene Hand ohne alle Heftigkeit, ganz wie ein Freund die Hand eines andern ergreift und drückt. Seine Stimme verrieth durchaus keine Aufregung, als er ganz wehmüthig versetzte:

„Wie kann ich's wagen, an Ihre Worte zu glauben, da Sie so hartnäckig, so grausam mich verurtheilt haben, sich nicht eine Minute lang von mir sehen oder sprechen zu lassen? Sie konnten Ihren alten Freunden nicht eine einzige Viertelstunde zu Gunsten des neuen abstehlen. Wie schmerzlich mußte ich das empfinden, da ich in Ihrem Benehmen einen deutlich ausgesprochenen Wunsch zu finden glaubte, mich nicht wieder zu sehen und . . .“

„Still! Sie versündigen sich, wenn Sie so sprechen. Sie wußten wohl, daß es gegen meinen Willen geschah und daß ich Sie gern getroffen hätte Im Uebrigen,“ fügte sie mit ihrem hellen Lachen hinzu, „habe ich Ihnen dieß ja erst vor Kurzem gesagt. Lassen Sie uns also die Gegenwart nicht durch Gespräche über die Vergangenheit verbittern. Ich bin in diesem Augenblicke so selig und vergnügt daß ich aus lauter Wonne singen möchte.

Schuldfrieds Gesicht war so freudestrahlend, daß auch der mißtrauische Lothar daran glaubte und alle Eifersuchtsgedanken verschwanden. Sie war so schön, ihre Augen lächelten so freundlich und schalkhaft, ihre Worte waren so ungekünstelt, daß der größte Zweifler ohne Bedenken sich hätte hinreißen lassen.

„Sie sind ein wunderliches Wesen; mit einem Blick, einem Wort können Sie die Nacht in Tag verwandeln. Als ich durch den Doktor den Wunsch äußern ließ, Sie zu sehen, war es eitel Nacht in meiner Seele und jetzt . . .“

„Ist es eitel Sonnenschein? Nicht wahr?“

„Vollkommen! Wissen Sie, wem Sie gleichen?“

„Einem Landmädchen, das einen Korb trägt,“ sagte Schuldfried lachend.

„Ah, verzeihen Sie, ich sah den Korb nicht, ich sah bloß Sie; aber für wen ist er bestimmt?“

„Für die arme kranke Frau des Waldschützen.“

„In diesem Fall geben Sie ihn mir zum Tragen.“

Lothar, der Besitzer von Millionen und Gebieter einer zahlreichen Dienerschaft, machte sich jetzt zum Träger eines Mädchens, dessen Mutter einen seiner unbedeutensten Pachthöfe bewohnte. Schuldfried hinwiederum, die ein ganz natürliches Raisonnement hatte, ließ den jungen Mann den Korb nehmen, weil er nach ihrer Ansicht mehr Kräfte besaß, als sie. Als sie ihm denselben überreichte, sagte sie scherzend:

„Ich bin weit gegangen und habe darauf gewartet, Ihnen den Korb geben zu können.“

Lothars Züge veränderten sich augenblicklich.

„Mein Gott!“ fügte Schuldfried hinzu, als sie diese Veränderung sah, „haben Sie sich in der Zeit, wo wir getrennt waren, Ihre Empfindlichkeit nicht abgewöhnen können? Wir sprechen ja nur von einem Speisekorb. Von einem andern kann ja nicht die Rede sein. Aber apropos, warum schrieb der Doktor, daß ich mich hier einfinden solle? Warum haben Sie es nicht selbst gethan?“

Haben Sie das Versprechen vergessen, das Sie mir abnahmen“?

„Ach es ist wahr. Das habe ich ganz vergessen.“ Sie sah ihn an. „Diesen Zug von Ihnen, ein Wort nicht zu brechen, achte ich hoch. Dieß war mehr finnisch als russisch.“

„Und doch bin ich ein Russe und kein Finne.“

Unter solchen Gesprächen wurde der Weg bis an die Hütte des Waldschützen zurückgelegt. Schuldfried schwatzte wie ein verwöhntes Kind voll Lebenslust. Sie vergaß alles Andere und gab sich dem reinen angenehmen Eindruck hin, der ihre Brust erfüllte. Lothar fühlte sich von ihrem unschuldsvollen Wesen so beherrscht, daß sie gleichsam einen Theil ihrer eigenen sorglosen Stimmung auf ihn übertrug. Ungewiß ist, ob, trotz allem was Lothar zu sagen beschlossen hatte, ein Wort von tieferer und ernsterer Art zwischen ihnen gewechselt worden wäre, wenn nicht ein kleines, an sich unbedeutendes Ereigniß die für den Augenblick eingesungenen Leidenschaften in der Brust des jungen Mannes geweckt hätte.

Als sie vor dem Häuschen des Waldschützen standen, sagte Lothar:

„Ich gebe Ihnen den Korb jetzt zurück und hoffe, daß Sie mich nicht gar zu lange warten lassen.“

Er trat auf die Seite und Schuldfried verschwand. Etwas mehr als eine halbe Stunde verfloß, bis sie wieder sichtbar wurde.

Während Lothar wartete, überließ er sich Betrachtungen höchst wechselnder Art. Einige Augenblicke ehe Schuldfried heraustrat, kam ein großer schöner Jagdhund an ihm vorbeigestürzt, wie er ausgestreckt im Grase lag. Bald darauf ließ sich ein scharfer Pfiff vernehmen. Lothar drehte sich um und sah nach der Richtung, woher das Getöne kam. In einiger Entfernung im Walde zeigte sich ein junger Mann in jägermäßiger Ausrüstung, der schnellen Schrittes denselben Weg einschlug, wie der Hund. Die ganze Erscheinung war augenblicklich gewesen, denn im nächsten Moment waren Hund und Jäger im Gebüsche verschwunden; aber trotz ihrer vorübergehenden Natur war Lothar gleichwohl auf einmal in den wilden Wirbel seiner Leidenschaften zurückgeschleudert worden. Er sprang auf, als wollte er dem Entschwundenen nachsetzen, aber in diesem Augenblick stand Schuldfried vor ihm. Auch ihre Züge trugen nicht mehr den strahlenden lächelnden Ausdruck, wie beim Eintritt in die arme Hütte. Das Elend, das sie da gesehen, hatte die Freude weggeblasen. Ihre Gedanken waren so fest darauf gerichtet, daß sie den düsteren Ausdruck in Lothars Gesicht nicht beachtete. Sie sagte bloß:

„Lassen Sie uns gehen.“

Lothar gehorchte und nun gingen sie lange schweigend neben einander.

Endlich wandte sich Schuldfried gegen ihn und sagte mit bittender Stimme:

Sie sind ein Freund des Eigenthümers von Kronbrück; sagen Sie ihm doch, daß ein kleines Scherflein von seinem Ueberflusse ihm den Segen einer Familie verschaffen könnte. Bitten Sie ihn der bedürftigen Waldschützenfamilie zu helfen. Ein so reicher Herr sollte auf seinen Gütern keine so arme Geschöpfe haben, wie diese sind.“

„Noch heute soll ihrer Armuth abgeholfen werden,“ antwortete Lothar.

„Dank für das Versprechen.“

„So bedürftig diese Leute sein mögen,“ fuhr Lothar fort, „so bezweifle ich doch, ob sie so arm sind, wie Derjenige, dessen Unterstützung Sie für dieselben in Anspruch nehmen.“

Schuldfried bemerkte jetzt erst sein düsteres Aussehen. —

„Wie finster Sie dreinschauen!“ rief sie; „haben auch Sie ein Bild des Kummers vor Augen gehabt, so lange ich drinnen war?“

„Ich habe immer Bilder des Kummers, so lange ich Sie nicht sehe. In Ihrer Nähe vergesse ich mein unglückliches Schicksal und gebe mich dem Entzücken des Augenblickes hin. Sie zaubern alle düstere Gedanken gleichsam hinweg, und ich vergesse die Wirklichkeit über den Träumen, die mich bethören. So z. B. haben wir auf dem ganzen Herweg gescherzt, und gleichwohl hatte ich einen ganz anderen Grund, warum ich eine dritte Person ansprach, um diese Unterredung zu erlangen.

„Sie haben Recht; daran dachte ich nicht.“ Schuldfried blieb stehen und fügte ruhig hinzu: „Sie kommen doch nicht, um mir Lebewohl zu sagen?“

Und wenn es so wäre?“ Lothars Blick ruhte auf Schuldfried, als wollte er ihr in ihrem Herzen lesen.

„Das würde mich tief betrüben.“ Ihre Augen stand voll Thränen. Schuldfried setzte sich auf einen Felsen, der sich neben dem schmalen und beinahe ungebahnten Fußpfad erhob, worauf sie gingen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Verschiedenes.

In Bad Kreuth sagte neulich eine noble Dame bei der Tafel, als sich ein junger Mann neben sie setzen wollte, zu ihrer Tochter: „Fais place!“ Als diese die Worte überhörte, wiederholte die Mutter: „Fais place!“ Vergebens, die Tochter hörte nicht. Endlich rief die Mutter erzürnt: „Jetzt sag' ich's Dir zum Drittenmal, ruck ummi!“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 59.** Sonntag, 14. Juli **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Sie würden mich also vermissen?" stammelte Lothar.

„Ich würde Sie sehr vermissen. Vielleicht alzu sehr, mehr als ich sollte," flüsterte Schuldfried.

„Wenn es so ist wie konnten Sie mich dann neulich so lange ohne alle Gelegenheit Sie zu treffen lassen?"

Es hing ja nicht von mir ab. Mein Freund und Tage sagten immer, ich dürfe nicht allein gehen, und deshalb holten sie mich ab. Gestern war ich wirklich so tief betrübt darüber, mit Ihnen nicht mehr sprechen zu dürfen, daß es mir sogar auf Junta ganz und gar nicht wohl zu Muthe war."

Erinnern Sie mich nicht an gestern, denn sonst tritt mir Ihr Bild vor die Augen, wie Sie mit diesem jungen Manne da auf der Weidenbank saßen. O in diesem Augenblick fand sich nicht ein einziger freundlicher Gedanke, nicht eine einzige Erinnerung an mich, in Ihrer Seele vor. Auch hätte dieses Bild von Ihnen und von ihm mich beinahe so weit getrieben, daß . . ." Lothar that sich Einhalt, als erschräcke er über seine eigene Heftigkeit; dann fügte er, als er Schuldfrieds unruhigem Blick begegnete, hinzu: „Verzeihen Sie mir, ich will und werde ruhiger werden."

„Ich begreife nicht, warum Sie aufgeregt sind, warum meine Besprechung mit Tage Ihren Zorn hervorrufen kann. Sie sagen, ich hätte Sie vergessen, und dennoch sprachen wir gerade von Ihnen."

„Sie sprachen mit ihm von mir?"

„Ja gewiß, oder vielmehr Tage sprach von Ihnen und ich erzählte ihm von unserer Bekanntschaft."

„Ich beneide den jungen Mann um sein Glück."

„Sie beneiden ihn? Und um was?"

„Um Deine Liebe," hätte Lothar sagen mögen, aber in Schuldfrieds Haltung lag etwas, was ihn zwang mit erkämpfter Ruhe zu sagen.

„Um die Freundschaft und das Vertrauen, womit Sie ihm zugethan sind."

„Aber mein Gott, ich kann Sie nicht auf dieselbe Art lieben, wie Tage," fiel Schuldfried lächelnd ein. „Er und ich waren ja als Kinder die einzigen Freunde für einander. Er ist mein Bruder und ich bleibe immer seine Schwester."

„Wenn er Ihr Bruder ist, was bin dann ich?"

„Das weiß ich nicht; ich weiß bloß, daß es mir Freude macht, Sie zu sehen, daß ich gerne Ihre Freundin sein möchte. Aber wenn man sagte, ich müsse auf Ihre oder Tages Freundschaft verzichten, so wäre es die Ihrige, weil . . ."

„Weil sie Ihnen gleichgültig ist," fiel Lothar heftig ein. „O ich weiß ja, daß ich nichts für Sie bin."

„Sie wissen das Gegentheil," sagte Schuldfried, dießmal beinahe verdrießlich; „aber es ist recht böse von Ihnen immer zu glauben, daß ich etwas Anderes sage, als was ich denke." Jetzt erhob sie sich, um zu gehen, aber Lothar hielt sie auf, mit den Worten:

„Bleiben Sie, ich bitte, und verzeihen Sie mir meine Ausbrüche von Heftigkeit. Ich will ruhig sein, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, was Sie auch sagen mögen; nur hören Sie mich geduldig an und antworten Sie mir aufrichtig."

„Das verspreche ich. Schuldfried setzte sich wieder.

„Ist es Ihnen nie eingefallen," begann

Lothar, „darüber nachzudenken, was mich unaufhörlich in Ihren Weg zurückführte?"

„Sie haben mir ja gesagt, daß meine Gesellschaft Ihnen Vergnügen mache, und da es mir eben so geht, so habe ich mich in keine Grübeleien über eine so einfache Sache eingelassen."

„Aber Sie besitzen neben Ihrer Unerfahrenheit einen von Natur überlegenen Verstand, und dieser muß Ihnen unwillkürlich sagen, daß der Reiz, den Ihre Gegenwart auf mich ausübt, von einem stärkeren Gefühl ausgeht, als von einem augenblicklichen Vergnügen."

„Ja ich glaube, daß Sie mich lieb haben." Schuldfried erröthete gelind.

Sie haben Recht. Ich habe Sie wirklich sehr lieb. Sie sind das einzige lebende Wesen, an das ich mich mit Seele und Herz gefesselt habe. Schon bei Ihrem ersten Anblick waren Sie mir theuer und lieb, so lieb, daß ich fürchtete, meine Worte oder irgend etwas von mir möchten Sie schmerzen oder beunruhigen. Obschon Ihre Freundschaft das kostbarste Geschenk war, das Sie geben konnten, so scheute ich mich beinahe es anzunehmen, weil ich fürchtete, mein Gefühl für Sie möchte einen anspruchsvolleren Charakter bekommen. Ich wollte Sie nicht meinen heftigen Leidenschaften aussetzen. Um Sie, wenn auch nur einige Minuten, täglich zu sehen, hätte ich gern alle weltlichen Vortheile von mir geworfen. Sie sind Alles, was die Erde Liebes und Theures für mich besitzt, und gleichwohl würde ich vielleicht nie gesagt haben: Schuldfried, ich liebe Sie, wenn nicht meine Verzweifelung darüber, daß ich Sie jetzt verliere, mich dazu getrieben hätte. Ich weiß, daß Sie mich nicht lieben, ich lese das in diesem Augenblick auf Ihren bleichen Wangen, und ich habe nie darauf gehofft. Aber ich hatte gehofft, daß Ihr Herz auch keinem Andern gehören würde. Auch diese Hoffnung haben die Umstände mir entrissen."

Schuldfried verbarg ihr Gesicht in den Händen; sie weinte. Lothar rief:

„Aus Gnade, aus Barmherzigkeit, weinen Sie nicht! Haben meine Worte Sie so erschreckt, daß sie Thränen hervorrufen? Flößt meine Liebe solchen Abscheu ein? O sprechen Sie, sagen Sie ein einziges Wort der Verzeihung, des Mitleids. Ehe ich Ihnen einen bittern Augenblick bereite, will ich lieber diese Gegend verlassen und nie hierher zurückkehren. Ich werde, wenn Sie es wünschen, so weit wegfliegen, daß nicht einmal der Klang Ihres Namens mein Ohr treffen soll. Ihnen Kummer zu bereiten, ist für mich der Tod. Möge ich daher lieber zu der bittern Qual verurtheilt werden, Sie als die Braut eines Andern glücklich zu sehen!"

„Nie!" flüsterte Schuldfried.

„Nie!" rief Lothar und ergriff ihre Hand. Schuldfried, spielen Sie nicht mit mir? Sagen Sie, was enthält dieses Nie? Werden Sie nie die Braut einer Andern werden?"

Schuldfried zog rasch ihre Hand weg, erhob sich und sagte:

„Nein, eine innere Stimme sagt mir das. O mein Gott," fügte sie traurig hinzu, indem sie sich zu Lothar wandte, „warum haben Sie mit Ihren Worten die Freude zerstört, die ich in Ihrer Nähe empfand? Jetzt ist es, als ob eine ganze Welt zwischen uns läge, so verändert erscheint mir Alles. Wenn Sie Barmherzigkeit haben, so sprechen Sie nicht mehr so."

„Geben Sie mir Ihre Hand," bat Lothar, „und sagen Sie, daß Sie nicht böse sind, sagen Sie . . ."

„Hier ist meine Hand. Ich bin nicht böse, aber ich bin betrübt. Ich fühle mich mir selbst fremd und gleichsam geschieden von denjenigen, die ich früher am innigsten liebte."

„Lothar führte ihre Hand an seine Lippen und stammelte:

„Warum mir auf einmal so viel und so wenig Hoffnung geben? Morgen, vielleicht schon heute wird Tage Ihre Hand begehren. Sie werden dann . . ."

„Seine Schwester bleiben. Tage wird mir nie ein solches Leid anthun, wie dasjenige ist, das Sie jetzt andeuten. Zwischen ihm und mir stehen Sie."

Schuldfried that einige Schritte, um sich zu entfernen. Lothar folgte ihr. Sie wandte sich um mit den Worten:

„Wenn Schuldfried ihnen lieb ist, so verlassen Sie sie jetzt. Sie bedarf der Einsamkeit."

„Und wann, wann sehe ich Sie wieder?"

„Ich weiß nicht. Machen Sie jetzt keine Fragen." Sie sah ihn mit so bittendem Blicke

an, daß Lothar mit einer stummen Verbeugung auf die Seite trat und sie vorbei ließ. Er blieb unbeweglich auf dem Platze. Als sie ein Stück weit gegangen war, wandte sie sich um und blieb stehen. Im Augenblick war Lothar an ihrer Seite.

„Wünschen Sie etwas?"

„War Ihre Absicht mir heute Lebewohl zu sagen?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ja."

„Wann werden Sie reisen?"

„Das hängt von Ihnen ab."

Schuldfried setzte ihren Weg fort und Lothar ging an ihrer Seite. So verfloß eine gute Weile. Plötzlich sagte sie mit einem halben Lächeln:

„Ich glaube, wir vergessen ganz, was wir so eben sagten."

„Vergessen?"

„Ja, wenigstens jetzt. Eigentlich weiß ich nicht, warum ich so sehr erschrack. Sie sind ja ganz sich selbst gleich, ganz so, wie ich Sie mir gerne dachte. Sie sehen gar nicht so düster aus wie dort." Sie nickte mit dem Kopfe nach dem Platz, wo sie früher gesprochen hatten.

Der Weg war hier sehr steinig und abschüssig. Lothar reichte Schuldfried die Hand, um ihr zu helfen, und Schuldfried nahm dieselbe, während sie fortfuhr:

„Sie kommen mir manchmal vor, wie zwei Menschen. So eben erschrack ich beinahe vor Ihnen und mir selbst, und ich hatte große Lust uns beiden zu entlaufen. Jetzt ist es mir wieder, als ob wir alte gute Freunde wären."

„Freunde," wiederholte Lothar mit einem beinahe traurigen Blick.

Nicht diese Miene; sonst könnte ich wieder entspringen wollen, um mich hernach darüber zu beunruhigen, daß ich Sie betrübt habe." Schuldfried sah Lothar mit einem so freundlichen und herzlichen Ausdruck an, daß man keines Zauberglases bedurfte, um eine reine und wahre Ergebenheit darin zu lesen. Gleichwohl hatte dieser plötzliche Wechsel in Schuldfrieds Benehmen etwas so Eigenthümliches und Ungewöhnliches, daß Lothar sich dadurch einige Augenblicke verblüfft fühlte. Erst war sie traurig gewesen und hatte geweint, hernach scheu, und jetzt war sie wieder das ungekünstelte Kind, das mit der unbefangensten Aufrichtigkeit von sich selbst sprach. Lothar betrachtete sie mit verwundertem Blick, während sie den Abhang hinabgingen, und Schuldfried stützte sich auf seine Hand.

„Sie bereuten es also, daß Sie mich so plötzlich verlassen wollten?" sagte er.

„Ja, und darum blieb ich stehen, so zu handeln, sonst hätte ich keine Ruhe bekommen, sondern den ganzen Tag Ihr trauriges Gesicht vor mir gehabt. Sie haben mir wirklich viele unruhige Augenblicke bereitet." Schuldfried hielt den Kopf schief und warf ihm einen zärtlichen und dennoch schalkhaften Blick zu.

Lothar blieb stehen und betrachtete sie mit einem Ausdruck von Zufriedenheit und Glück, wie Schuldfried noch nie gesehen hatte.

„Habe ich Ihnen unruhige Stunden bereitet?" fragte er und lächelte.

„Haben Sie die Güte weiter zu gehen," sagte Schuldfried, die ebenfalls hatte stehen müssen.

O nein, ich habe keine Lust zu gehorchen, bevor Sie mir geantwortet haben. Ueberdieß will ich Sie recht betrachten, um den Ausdruck, den Ihr Gesicht jetzt trägt, meinem Gedächtniß einzuprägen. — Wann soll ich reisen? fügte er mit einer Stimme hinzu, welche die kleine Hand die in der seinigen ruhte, zum Zittern brachte.

„Das werde ich Ihnen ein andermal sagen, aber jetzt will ich nicht länger hier stehen."

„Sie haben meine erste Frage noch nicht beantwortet."

„Ich lasse mich nicht zwingen; noch mehr, ich will sie nicht beantworten."

Sie gingen wieder weiter und Lothar sagte scherzend:

„Das finnische Mädchen hat jetzt einen Russen zur Stütze."

Schuldfried wollte sein Hand loslassen, aber er behielt sie fest, indem er in ernstem Tone hinzufügte: „Es gibt eine Macht, die alle Volksstämme vereinigt, die nichts von besonderen Vaterländern weiß, sondern die Bevölkerung der ganzen Erde zu einer einzigen macht! und diese Macht ist die Liebe. In der Liebe knieen wir alle vor demselben Gott, und seine Vaterarme stehen uns Allen offen. Alles was von ihm ausgeht, ist bestimmt, das zu vereinigen und zu versöhnen, was Haß und

Vorurtheil abgesondert haben. Die Liebe gleicht Alles aus und veredelt Alles."

Sie waren jetzt am Fuße des Hügels, und Lothar ließ ihre Hand los mit den Worten: „Sie sind wieder frei. Fühlen Sie sich jetzt glücklicher?"

„Ich habe mich nicht unglücklich gefühlt."

„Sie sind ein wunderliches Mädchen und rufen auf eine unklärliche Art bald glauben, bald Zweifel hervor. Sie ziehen mich zu Ihnen hin und doch zwingen Sie mich in der Entfernung stehen zu bleiben; Sie halten die Worte auf meine Lippen gefesselt und doch nöthigen Sie mich, zu sprechen. So auch jetzt. Ich möchte in diesem Augenblick eine Frage an Sie stellen, aber ich wage es nicht, und gleichwohl enthält diese Antwort auf die Frage mein ganzes Leben."

„So fragen Sie nicht. Sie würden ganz sicher wieder Unruhe und Furcht hervorrufen. In diesem Augenblick fühle ich mich so glücklich, daß ich gerne diesen Eindruck wahrer Freude behalten möchte."

Bei der Allee trennten sie sich. Lothar sagte da:

„Ueberzeugen Sie sich morgen um diese Zeit, daß die Familie des Waldschützen die Unterstützung erhalten hat, welche Sie heute begehrten. Sie gehen doch hin?"

„Ganz sicher," antwortete Schuldfried.

Der morgende Tag — was er im Schilde führt, wissen wir nie, wir haben immer Ursache ihn zu fürchten.

* * *

Während die oben beschriebene Scene zwischen den beiden jungen Leutchen statfand, wollen wir einen kleinen Besuch auf Junta machen und hernach sehen, was sich auf Ektorp zuträgt. Zur selben Zeit wo Schuldfried die Zeilen vom Doktor erhalten hat, ging Tage mit seinem Hunde auf die Jagd. Er empfand ein unwiderstehliches Bedürfniß, durch irgend eine heftige Bewegung seine Unruhe zu verscheuchen. Er traf Aberney nicht, ehe er ausging, sondern sagte zu Tante Sara, er würde erst zum Mittagessen heimkehren. Als daher Aberney zum Frühstück kam, fand er blos Sara. Der Professor sah gedankenvoll aus und antwortete einsilbig auf ihr Gerede. Nach dem Kaffe wollte Aberney wieder auf sein Zimmer gehen, aber die Alte legte ihre eine Hand auf seinen Arm, während sie mit der andern ihre Schürze glättete.

„Lieber Neffe, ich habe etwas zu sagen, was ich schon lange aufgeschoben habe."

„Kannst Du nicht noch länger damit warten?" fragte Aberney mit einem Lächeln, das zu erkennen gab, daß er ungemein dankbar sein würde, wenn sie dieß thäte.

„Nein, das kann ich nicht, weil es sich um Schuldfried handelt."

„Beste Tante, es ist wohl nicht die Rede davon, sie zu verheirathen?"

„O nein, Du brauchst Dich nicht darüber zu beunruhigen, daß ich mich in diese Sache mischen könnte, obschon ich weder taub noch blind bin und daher nur zu gut weiß, daß Tage ganz unglückselig in das Mädchen verliebt; aber sieh, ich habe noch etwas Anderes bemerkt, was Dir entgangen zu sein scheint, nämlich, daß das Mädchen ganz und gar nicht in ihn verliebt ist."

„Ei liebe Tante, das ist kein Grund mich aufzuhalten, um von diesem Beobachtungen zu sprechen, zumal da Du sehr leicht die Wahrnehmung machen kannst, daß ich etwas Anderes zu denken habe."

„Jetzt würde ich ganz Recht daran thun, wenn ich schwiege, um Dich für dein Benehmen gegen Deine alte Tante zu strafen; aber ich bin eine Christin, und darum halte ich's für meine Pflicht, gewissenhaft zu handeln, zumal da es das Wohl eines Kindes betrifft."

„Zur Sache denn! Um was handelt es sich?"

„Um Schuldfried habe ich schon gesagt, obschon Du nicht darauf hören willst, sondern mich wie immer mit Deinen kurzen Antworten abzuspeisen suchst."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Verschiedenes.

Die deutschen, österr. und Schweizer Papierfabrikanten waren in Frankfurt zusammen, um einen abermaligen Papieraufschlag von 10 Prozent zu beschließen.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 60.** Freitag, 19. Juli **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Aberney kannte Tante Saras Gemüthsart und wußte, daß er sich, wenn sie vor den Kopf gestoßen wurde, ihrem Wortschwall unterwerfen mußte, oder daß sie ihm mehrere Wochen lag ein saures Gesicht schnitt. Er faßte daher sogleich seinen Entschluß, als er merkte, woher der Wind blies; er setzte sich seufzend auf den Salonsopha, um Sara Alles aussprechen zu lassen, was sie auf dem Herzen hatte. Als sie sich mit geläufiger Zunge darüber ergossen, wie sie behandelt werde, wie wenig Rücksicht man auf sie nehme u. s. w., war der Aerger vorüber und Sara wieder gut wie Gold. Jetzt erst hatte der Professor Hoffnung zu erfahren, was sie eigentlich mitzutheilen hatte, aber er hütete sich wohl, ein Wort zu sagen, was einer Erinnerung glich, weil er sonst leicht in eine neue Sündfluth hätte gerathen können. Als Tante Saras Rede vorüber war, holte sie tief Athem, glättete ihre Schürze und sagte in einem gänzlich veränderten Ton:

„Hat Schuldfried Dir gesagt, daß sie während des Sommers eine Bekanntschaft gemacht hat?"

„Nein, das hat sie nicht," antwortete der Professor mit einer Miene gänzlicher Gleichgiltigkeit, die es Jedermann unmöglich machte, seine Gedanken zu erforschen. Nun, was ist das für eine Bekanntschaft?" fragte er.

„Ein junger Mann. Entweder ist es der junge Canitz oder einer von seinen Gästen."

„Du weist es nicht bestimmt, wer es ist?"

„Nein, das weiß ich nicht; wohl aber weiß ich bestimmt, daß er sie während Deines ganzen Aufenthaltes in Abo täglich traf; daß er auf allen Spaziergängen bei ihr war und oft ganze Nachmittage mit ihr zubrachte."

„Wer hat das Alles erzählt?"

„Mutter Monika in U.; ich glaubte es jedoch nicht, denn die Alte schwatzt zu viel, wenn der Tag lang ist. Aber als ich das letztemal im Pfarrhaus war, sagte mir die Pfarrerin, sie habe es auch gehört, ihre Knechte haben sie verschiedene Mal gesehen, und die Dienerschaft auf Kronbrück habe gesagt, daß der Baron jeden Tag auf den Hof der Wittwe reite. Auch der Waldschütz sah Schuldfried mit einem jungen Herrn im Wald spazieren gehen, der gewöhnlich an der Ecke auf sie warte. Jetzt meine ich, daß Du, da Du einen großen Einfluß hast, mit ihr über die Sache sprechen solltest, da die Mutter es nicht versteht, besser auf das Mädchen Acht zu geben. Wir wissen beide recht gut, daß Schuldfried alles das im puren Unverstand gethan hat, und obschon es wahrlich in meiner Jugend nicht anging, daß ein ehrbares Mädchen mit einem jungen Mann auf den Straßen herumstrich, so sehe ich doch wohl ein, daß es aus lauter Unwissenheit geschehen ist. Nun kann es inzwischen so gekommen sein, daß diese Unwissenheit zwei böse Folgen mit sich geführt hat: Erstens, daß die Leute zu schwatzen angefangen haben, und Zweitens, daß Schuldfried ihr Herz verloren hat."

„Was veranlaßt Dich zu einer solchen Vermuthung Tante?" fragte Aberney.

„Was mich dazu veranlaßt? Wie kannst Du so kurios fragen? Glaubst Du denn, daß ein Mädchen wie Schuldfried, das gewöhnt ist, nur zu thun, was ihr Vergnügen macht, jeden Tag hingehen und einen jungen Mann treffen würde, wenn seine Gesellschaft ihr nicht angenehm wäre? Die gesunde Vernunft, mein lieber Viktor, sagt ja, daß sie eine Neigung zu ihm haben muß. Ueberdieß liegt in dem einen Umstand, daß sie mir, Dir und Tage die ganze Bekanntschaft verschwiegen hat, ein schweres und schlimmes Zeichen. Ein Mädchen ist immer rückhaltsam, wenn ihr Herz ins Spiel kommt; ist sie aber sonst offen und

schweigt auf einmal, so kann man als ausgemacht annehmen, daß sie . . ."

„Daß sie in ihrer Einsamkeit mit kindlicher Freude Alles umfaßt, was von dem gewöhnlichen einförmigen Leben abweicht," fiel Aberney ein und erhob sich, indem er hinzufügte: „Was Du mir da erzählt hast, Tante, das habe ich schon vor vierzehn Tagen gewußt."

„Vor vierzehn Tagen?" rief Sara, indem sie mit beiden Händen ihre Schürze glättete, „und Du hast nichts gesagt? hast ihr nicht vorgestellt, wie übel sie handle, wie sie ihre weibliche Würde gänzlich vergesse? wie sie . . ."

„. . . Nichts von alle dem begreift, was Dich in Angst setzt, Tante. Nein wahrlich, ich habe nichts gesagt und werde auch nichts sagen, obschon ich etwas weiß, was Du nicht weißt, nämlich wer der junge Mann ist; aber," fügte Aberney mit einem eigenthümlich schlauen Blinzeln hinzu, „warum hast Du nicht selbst mit Schuldfried gesprochen?"

„Ich? O dafür glaube ich mich zu gut. Sie wäre im Stande, mir mit ihrem vornehmen Gesichtchen zu antworten, daß ich mit ihrem Thun und Lassen nichts zu schaffen habe. Ich bin nicht ihr Lehrer und habe auch durchaus nicht ihre Erziehung übernommen."

„Ganz richtig, und überdieß hast Du gegen das schöne Kind eine Schwäche, die Dir allen Muth raubt, ihr etwas Unangenehmes zu sagen." Aberney lachte. „Du meinst, die Mentorrolle passe für mich."

„Aber Du scheinst es nicht zu meinen," sagte Sara etwas spitzig.

„Ich habe das Hofmeistern nie ausstehen können, und ich halte Vorlesungen über Passend und Unpassend, Recht und Unrecht für überflüssig. Ich halte mich nie an die Theorie, sondern nur an die Praxis. Deshalb habe ich ganz einfach, ohne daß Schuldfried es ahnte, sie verhindert den jungen Mann zu sehen. Worte sind immer unmächtig. Das einzige was wirkt, sind Handlungen. Jetzt, beste Tante, wollen wir nicht mehr von der Sache reden. Ich hoffe übrigens Schuldfried noch vor Schluß der Woche einen gesetzlichen Beschützer verschafft zu haben, welchem das Recht zusteht, zwischen sie und jede Person zu treten, die ihrer Ruhe gefährlich ist."

Aberney verließ das Zimmer so schnell, daß Tante Sara nichts fragen konnte. Sie trippelte in die Küche hinaus und besann sich gewaltig über zwei Dinge: Erstens, ob wohl Tage unter dem Beschützer verstanden sei, oder ob ihre häufig wiederkehrenden Besorgnisse, daß Aberney selbst Absichten auf das Mädchen habe, begründet sein könnten; Zweitens, wie sie ermitteln sollte, ob Schuldfrieds Bekannter wirklich der junge Canitz sei. Im letzten Fall mußte das Mädchen gerettet werden, mochte es kosten, was es wollte. Sie kam indeß nicht besonders weit in ihren Betrachtungen, denn ein Mann trat in die Küche und fragte nach dem Professor.

„Von wem kommt Ihr und was wollt Ihr?" fragte Sara, indem sie ihre Brille aufsetzte, um den Fremden recht im Augenschein zu nehmen.

„Ich bin Knecht auf Ektorp und sollte das an dem Herrn Professor übergeben," antwortete der Gefragte mit einem Krazfuß, der eine Verbeugung vorstellen sollte.

„So! Vermuthlich von Fräulein Schuldfried?" Sara streckte die Hand aus, um den Brief zu nehmen.

„Ich kann das nicht so genau sagen; aber Jungfer Annika sagte, ich dürfe den Brief Niemand geben, als dem Herrn Professor selbst."

Sara warf ihren Hals ein wenig auf, strich ihre Schürze glatt und fuhr in die Küche hinaus, indem sie dem Knecht sagte, er solle in den Saal hineingehen und dort warten. Sie selbst pochte an die Thüre ihres Neffen und rief:

„Ein Bote aus Ektorp will mit Dir reden. Augenblicklich öffnete sich die Thüre und Aberney ging hastig an Sara vorbei und in den Saal. Die Alte brummelte:

„Man wird es noch erleben, daß der alte Narr selbst das Mädchen haben will, aber daraus wird nie und nimmer was. Nein der Junge soll sie haben, so wahr ich Sara heiße."

Inzwischen hatte Aberney den Brief empfangen und mit ungewöhnlicher Hast geöffnet. Er enthielt bloß folgende Zeilen:

„Schuldfrieds Mutter wünscht, das ihr durch die Post gemachte Anerbieten mündlich beantworten zu dürfen. Sie erwartet Viktor Aberney bei sich, sobald er diese Zeilen erhalten hat."

Als der Professor den Brief wieder zusammenlegte, sagte der Knecht:

„Ich sollte dem Herrn Professor sagen, daß

ich den Wagen bei mir habe."

„Gut, ich gehe mit."

Alle Fragen Saras blieben unbeantwortet, und nach fünf Minuten rollte Frau Smiths grüne Chaise mit dem Professor nach Ekторp, ohne daß Tante Sara erfahren konnte, was dieß Alles zu bedeuten hatte.

Als Aberney in der Hausflur stand, trat Annika ihm entgegen. Die Augen der Alten waren rothgeweint und sie war so aufgeregt, daß sie nur mit Mühe den Professor bitten konnte, sie zur Frau zu begleiten.

Aberney hatte schon bei seinem ersten Besuch auf Ektorp in diesem runzeligen alten Gesicht Züge zu erkennen geglaubt, die ihm bekannt vorkamen. Er hatte Annika einige Male gefragt, ob sie einander nicht schon früher gesehen hätten, und da hatte sie geantwortet:

„Das ist wohl möglich, obschon ich mich nicht erinnere." Nach dieser Antwort hatte er sich nicht weiter mit der Alten beschäftigt, aber jetzt kam es ihm lebhaft ins Gedächtniß, daß er in einer längst verflossenen Zeit diesem Blick von Unruhe und Kummer begegnet sei, daß derselbe in seinen jüngern Jahren einmal ganz mit demselben Ausdruck auf ihm gehaftet habe. Aberney bekam indeß nicht viel Zeit um Betrachtungen anzustellen und da er selten fragen mochte, so folgte er Annika schweigend durch den kleinen Saal. Einen Augenblick blieb die alte Dienerin vor Frau Smiths Thüre mit der Hand am Schlosse stehen. Sie zögerte gleichsam, sie zu öffnen. Noch einen Blick voll Angst heftete sie auf Aberney, dann drehte sie den Schlüssel um, die Thüre ging auf, und als Aberney eben über die Schwelle treten wollte, flüsterte Annika:

„Haben Sie Mitleid mit ihr!"

Damit schloß sie die Thüre hinter Aberney und er befand sich im Zimmer der Wittwe.

(Fortsetzung folgt.)

---

## III. Pfälzische Industrie-Ausstellung.

**Kaiserslautern**, 14. Juli 1872.

Am frühen Morgen schon strömten die Fremden von allen Seiten in die Stadt, um der feierlichen Eröffnung der dritten Pfälzischen Industrie-Ausstellung beizuwohnen. Sie trafen die Einwohner Lautern's, wie sie eben im Begriffe waren, an den Schmuck ihrer Häuser die letzte Hand zu legen. Auch im Ausstellungsraume war nach unsäglicher Anstrengung endlich Alles geordnet und in seine Rahmen eingefügt und so konnte man getrost dem Augenblick entgegen sehen, wo sich die Thore des sorgfältig umgitterten und gehüteten Ausstellungsgebäudes mit all seinen Herlichkeiten dem prüfenden Auge des Publikums öffnen sollten. Nur der Himmel machte ein etwas unwirsches Gesicht und konnte sich nicht versagen, hie und da einen Schauer herabzusenden, der den Staub löschte und eine angenehme Kühle erzeugte. Schon vor 11 Uhr sammelte sich vor dem prächtigen Hauptportale der Aufstellung eine große Menge Ehrengäste, während die umliegenden Häuser und Gassen von Schaulustigen dicht besetzt waren. Um 1/4 nach 11 rollten die Equipagen heran, welche den Hrn. Minister von Pfeufer und den Hrn. Staatsrath von Braun, Regierungspräsident der Pfalz, mit Gefolge brachten. Nachdem der Erstere, von Sr. Majestät dem Könige mit Eröffnung der Ausstellung beauftragt, mit dem Bürgermeister und den Adjunkten der Stadt einige freundliche Worte gewechselt hatte, trat er auf die Eröffnungs-Pforte zu, wo der Präsident des Central-Comite's Herr Rector Rohe, eine wohlgelungene längere Ansprache an denselben richtete. Redner drückte darin seine Freude aus, daß Se. Majestät einen Mann mit der Eröffnung der Ausstellung beauftragt habe, der in der Pfalz durch seine Verwaltung in gutem Andenken geblieben sei. Dies beweise zugleich, wie Se. Majestät, den die Pfalz noch während der Ausstellung in ihrer Mitte zu sehen hoffe, alle Provinzen Bayerns mit gleicher Liebe in sein Herz eingeschlossen habe. Hierauf ging Redner darauf über, wie diese Ausstellung, durch die Kriegsstürme unterbrochen, mit neuem Eifer aufgenommen, durch den Protector derselben, Hrn. Staatsrath v. Braun, in aller Weise gefördert und durch die zahlreiche Betheiligung der pfälzischen Gewerbetreibenden glücklich zu Stande gebracht wurde. Dabei vergaß er nicht, zu betonen, daß solche Ausstellungen nicht etwa prahlerischer Marktschreierei dienen, sondern bestimmt seien, die Kunst, den Geschmack, die Bildung, die höchsten Cul-

turinteressen eines Volkes zu fördern, und wünscht, daß diese Absicht in schöner Friedenszeit erreicht werden möge! Schließlich lud er den Minister ein, die Ausstellung zu eröffnen und mit den geladenen Ehrengästen zu besichtigen. Minister v. Pfeufer sprach seine Freude aus, daß Se. Majestät ihn in die Pfalz geschickt habe, eine Provinz, an die er die größte Anhänglichkeit besitze, und betonte die große Wichtigkeit, welche diese Ausstellung für das Land, seinen Wohlstand und die Bildung des Volkes habe. Schließlich erklärte er dieselbe im Namen Sr. Majestät des Königs für eröffnet. Während die Versammlung auf Anregung des Herrn Rector Rohe auf Se. Majestät als Beschützer der industriellen Interessen des Landes ein donnerndes Hoch ausbrachte, öffneten sich die Pforten der Ausstellung unter den Klängen der Regimentsmusik, der im Ausstellungsraum angebrachten Glocken und dem Donner der Kanonen. Mit großer Schonung betraten Alle den rasch improvisirten Park, der Schönes und Ueberraschendes in Hülle und Fülle darbietet. Hier ein Aquarium mit allerlei Fischen, dort eine rauschende Fontaine, dort ein stattlicher gegossener Hirsch, da prächtige Tempelchen aus Holz und Eisen und wieder dort eine gelungene Statue des eisernen Fürsten Bismarck nach einem Modell Cauers. Wahrhaft verwirrt und geblendet wurde das Auge an der Menge und Pracht der Ausstellungsgegenstände in den hellen, geschmackvollen Räumen der Halle. — Wir können uns für heute natürlich in Details nicht einlassen, bemerken aber, daß der Totaleindruck des Ganzen ein außerordentlich befriedigender war und daß man allerorts seine Bewunderung über die Leistungen des Centralcomite's und der Aussteller aussprach.

— 15. Juli. Das gestrige Festessen im Schwanen war von etwa 250 Theilnehmern besucht, so daß der geräumige Saal nicht ausreichte. Die vier officiellen Toaste verliefen in der ausgemachten Weise. Hr. Dr. Jacob betonte den hervorragenden Antheil unseres Monarchen am Zustandekommen der deutschen Einheit und das Glück, daß wir gerade in dieser Zeit diesen König hatten. Sowohl Hr. Minister v. Pfeufer als Hr. Präsident v. Braun erwiderten ausführlich auf die ihnen gebrachten Toaste, und sprachen sich sehr beifällig über die Reichhaltigkeit und geschmackvolle Einrichtung der Ausstellung aus, namentlich dankte Letzterer sowohl den Ausstellern als dem Centralcomite. Da Hr. Bürgermeister Hohle in seiner Begrüßung der Gäste ausführlich, zum Theil humoristisch der Verdienste der Eisenbahn-Direction gedacht hatte, so unterblieben zwei weiter beabsichtigte Toaste auf die Eisenbahn. Herr Director v. Jaeger dankte in freundlich ablehnender Weise für das der Direction gespendete Lob, indem er Eigennutz vorschob, und schloß mit einem Hoch auf die Stadt mit einer großen Zukunft: Kaiserslautern, worauf Herr Redacteur Weise wieder dankend antwortete. Herr Dr. Wilkens brachte dem Vorsitzenden des Central-Comite's Hrn. Rector Rohe, dessen unermüdliche Thätigkeit er schilderte, ein Lebehoch aus. Große Heiterkeit erregte Hr. Bauassessor Köhler durch eine Schilderung der Ausstellung in improvisirten Knittelversen, worin er auch der Verdienste des Centralcomites, der Hrn. Ingenieur Kühne und Kreisbauassessor Siebert gedachte. Hr. Anwalt Golsen hielt einen Trinkspruch dem deutschen Vaterland. Endlich ergriff der Bezirkspräsident Graf Eulenberg aus Metz das Wort, um einem, wie er sagte, fast durch alle vorherigen Reden durchklingenden Gedanken Ausdruck zu verleihen; sein Toast galt dem Kinde, welches kaum erst und mit Widerstreben in den Schooß der Mutter zurückgekehrt, zu dessen richtiger Behandlung — er schene sich fast, dies in einem Kreise von Männern auszusprechen — Liebe das einzige Mittel sei, dem Kinde Elsaß-Lothringen! Die durchschlagende Wirkung dieser Rede zeigte sich am besten dadurch, daß sie die letzte blieb. (Pf. P.)

## Verschiedenes.

Die größte Brücke der Welt ist die auf der Mobile- und Montgomery-Eisenbahn in der Nähe von Mobile. Sie ruht auf eisernen Cylindern, hat zehn Spannen und ist fünfzehn englische Meilen lang.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

**Nro. 61.** Sonntag, 21. Juli **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Gerade vor ihm stand Frau Smith, auf eine Stuhllehne sich stützend. Sie glich einem versteinerten Menschenbild. Die großen schwarzen Augen stierten seelenlos und gläsern gegen Aberney. Dieser stand unbeweglich vor der Thüre; ein zugleich düsteres und drückendes Gefühl legte sich auf seine starke Seele, als sein Blick auf die lebendige Leiche in Menschengestalt fiel, die er vor sich hatte. Es war an diesem Weib etwas schauerlich Fesselndes, was den Blick an diese Züge festkettete, aus denen alle Beweglichkeit entflohen schien. Nach einigen Sekunden wandte Aberney sein Haupt, als suche er sich von der entsetzlichen Wirkung zu befreien, welche der Anblick von Frau Smith hervorgerufen. Dabei fiel sein Blick auf das Porträt. Kaum hatten seine Augen das Bild erschaut, als er vorstürzte, Frau Smith bei beiden Armen ergriff und mit wilder Heftigkeit rief:

„Unglückliche, wer bist Du?“ Er riß sie mit sich zu dem Porträt vor. „Dieses Bild!“ Er stieß sie mit Entsetzen von sich und murmelte: „Du bist also . . .“

„Seine Wittwe,“ flüsterte sie mit lautloser Stimme und war niedergesunken, indem sie Aberneys Knie umfaßte und verzweiflungsvoll stammelte:

„Fluche mir, der Verbrecherin, aber schone das schuldlose Kind!“

„Es gibt keine Flüche, die für Dich gräßlich genug sind,“ murmelte er und wandte sich gegen die Thüre, als wollte er hinausstürzen, aber Frau Smith vertrat ihm schnell den Weg. Die Hand gegen das Gemälde ausgestreckt, sagte sie:

„In seinem Namen fordere ich, daß Du bleibst.“ Der Arm sank und sie faltete die Hände wie zum Gebet: „In Schuldfrieds Namen flehe ich.“

„O mein Gott! dieß ist also ihre Mutter!“ Aberney fuhr mit der Hand über seine Stirne und fügte mit einem Ausdruck bittern Schmerzes hinzu: „Das allein fehlte noch.“ Seine Augen hefteten sich jetzt auf das Porträt und nun sagte er gerührt: „Mögen Deine Züge mich recht lebhaft erinnern, daß sie auch Dein Kind ist!“

Es entstand eine lange Pause. Aberneys Auge ruhte mit tiefem, trauervollem Ernst auf dem Porträt. Endlich weckte ihn ein qualvoller Seufzer aus den Gedanken und Erinnerungen, welche der Anblick dieses Gesichtes hervorrief. Er wandte sich langsam gegen die Wittwe und sagte mit vollkommen wieder gewonnener Ruhe:

„Ich bin jetzt bereit, zu hören.“

Zwei Stunden später erdröhnten schwere Schritte im Saal, und Annika, die auf ihrem Zimmer im obern Stock war, sah Aberney ganz langsam sich entfernen. Die Alte hatte während der ganzen Besprechung zwischen Frau Smith und ihm abwechselnd geweint, in der Bibel gelesen und kniefällig gebetet. Als sie ihn jetzt gehen sah, faltete sie die Hände und flüsterte:

„Barmherziger Vater, was Du auch beschlossen hast, daß nach dieser Besprechung geschehen soll, ist sicherlich gut und nützlich für uns. Amen!“

Sie ging die Treppe hinab in den Saal. Auf den Zehen schlich sie sich an die Thüre der Wittwe und hielt lauschend das Ohr hin. Es herrschte lautlose Stille, wie wenn kein lebendiges Geschöpf dagewesen wäre. Als die Alte lange, aber vergebens nach einem Ton gelauscht hatte, schien sie zu erschrecken, richtete sich auf, legte die Hand an's Schloß und drehte den Schlüssel um. Die Thüre ging auf. Frau Smith lag bewußtlos auf dem Boden. Im selben Augenblick wo Annika mit einem Angstschrei zu der Ohnmächtigen voreilte, trat

Schuldfried in den Saal. Durch die offene Thüre sah sie ihre Mutter wie todt daliegen und auf den Knieen neben ihr die laut klagende Annika.

Etwas später ritt der Oberknecht spornstreichs nach Kronbrück zu dem Arzte. Frau Smith war schwer erkrankt.

* * *

Kaum war Lothar auf Kronbrück in den Salon gekommen, als der Doktor eintrat.

„Entschuldigen Sie, daß ich unberufen komme; aber man hat mir eine Expresse aus Ektorp geschickt."

Aus Ektorp!" rief Lothar und eilte auf ihn zu.

„Frau Smith muß heftig erkrankt sein." Der Doktor überreichte Lothar ein Billetchen. Darin stand:

„Um Gottes Willen, Doktor, eilen Sie hierher; meine Mutter liegt am Sterben.

Schuldfried"

„Wagner, nehmen Sie meine schnellsten Pferde und fahren Sie tüchtig zu," bat Lothar und schob den Doktor zur Thüre hinaus.

Zehn Minuten später jagten des Barons wildeste Füllen mit dem Arzte fort, der in weniger als drei Viertelstunden die Meile zurücklegte, welche das Gut von dem Pachthof trennte.

Annika, die alte stets bedachtsame Dienerin, hatte das Bett ihrer bewußtlosen Herrin in das große Arbeitszimmer bringen lassen, damit nicht der Blick des Arztes oder eines Fremden in das düstere Heiligthum dringen könnte. Unbeweglich, ohne ein anderes Lebenszeichen, als das unruhige Keuchen der Brust, lag Frau Smith auf ihrem Bette.

Annika hatte durch Herablassung der Fenstervorhänge das helle freundliche Gemach in ein düsteres Krankenzimmer verwandelt.

An Frau Smiths Bette kniete Schuldfried, die Hand der Mutter fest in der ihrigen haltend und unruhig auf das jetzt scharlachrothe Gesicht und die glasartig stillestehenden Augen blickend. Es war das Erstemal, daß Schuldfried die Mutter von einer Krankheit ergriffen sah. Zwar war sie in Schuldfrieds Kindheit einige Male unpäßlich gewesen, wie Annika sich ausdrückte, aber damals bekam die Tochter sie nie zu sehen. Jetzt war es Schuldfried, als ob das Blut um ihr Herz stockte; einen so drückenden Schmerz hatte der Zustand ihrer bewußtlosen Mutter bei ihr hervorgerufen. In lauten Klagen hätte sie der namenlosen Qual in ihrer Brust Luft schaffen mögen, aber es war, als sei jeder Thon auf ihren Lippen erstorben, als hätten Unruhe und Angst mit eiserner Faust ihre Brust erfaßt und zusammengepreßt.

Dem armen Kinde kam es wie eine Ewigkeit vor, bis der Doktor kam. Bei jeder Bewegung, beim geringsten Geräusche fuhr sie zusammen und schaute nach der Thüre. Endlich nach qualvollem Warten erschollen die ersehnten Worte:

„Der Doktor hier!" In diesem Augenblick trat Wagner ein. Schuldfried war aufgeflogen und auf ihn zugeeilt. Sie ergriff seine Hand und sagte mit bebender Stimme:

„Retten Sie sie!" Des Doktors Blick haftete einige Momente auf Schuldfried, und die glatte Geschmeidigkeit auf seinen Zügen verschwand vor einem Gepräge wirklicher Theilnahme.

„Ich werde Alles thun, was ich kann," antwortete er, ging zu der Kranken vor, schob die Vorhänge weg, fuhr aber zurück, als seine Augen auf die Patientin fielen. Er starrte sie einen Augenblick an, als wollte er nicht an die Wirklichkeit der Erscheinung glauben, die er vor sich hatte. Er bedurfte mehrere Sekunden, um sich zu erholen. Wagner gehörte nicht zu denjenigen, die sich lange von Ueberraschung beherrschen ließen. Als er daher den ersten Eindruck überwältigt hatte, drehte er sich um und sagte zu Annika, die sich sogleich an seiner Seite befand: „Ziehen Sie die Vorhänge auf; ich bedarf der Helle." Dann beugte er sich über die Patientin und ergriff ihre Hand, um den Puls zu fühlen. Sein Blick hing fest an ihren Zügen und er dachte:

„Ich muß dieses Gesicht beim vollen Tageslicht betrachten, um mich zu überzeugen, daß s i e es ist. Wenn diese verzerrten und entstellten Züge wirklich dieselben sind, die ich so schön sah, die . . ."

Jetzt wurden die Vorhängen hinaufgezogen und das volle Tageslicht strömte über die Kranke herein.

„Sie ist's", murmelte der Doktor, beinahe eben so bleich, wie Frau Smith. „Welches höllische Schicksal wirft dieses Weib wieder in seinen und meinen Weg?" Er richtete sich auf, zog einen Stuhl an's Bett und setzte sich. Er verlangte eine Schüssel und eine Binde; dann öffnete er eine Ader. Als dieß vorbei war, holte Frau Smith tief Athem, richtete sich im Bette auf und stieß einen wilden Schrei aus. Der Doktor schien dieß berechnet zu haben, denn er faßte sie behutsam und fest um den Leib und zwang sie, sich wieder zu legen. Darauf wandte er sich an Schuldfried mit den Worten:

„Ich wünsche mit der Alten und der Kranken allein zu sein."

„Nur ein Wort über . . . über . . . meiner Mutter Zustand," stammelte Schuldfried.

„Wir hoffen, daß es besser mit ihr wird," antwortete der Doktor freundlich, aber hier ist viel Ruhe und viel Geduld bei ihrer Umgebung erforderlich."

Frau Smith machte jetzt eine heftige Anstrengung, um sich emporzuraffen, aber der Doktor erhielt sie ruhig. Sie murmelte einige verworrene Worte die einen qualvollen Eindruck auf den Arzt zu machen schienen, denn er sagte mit kurzer Stimme:

„Fräulein Smith, haben Sie die Güte, uns allein zu lassen." Schuldfrid ging hinaus. Wagner sagte zu Annika: „Verriegeln Sie die Thüre, damit Niemand hereinkommt." Die alte Dienerin gehorchte. Kaum war dieß geschehen, als Frau Smith einen neuen Angstschrei ausstieß und sich aus dem Bette zu stürzen suchte, während sie im wildesten Irrsinn Worte sprach, welche Geheimnisse von schauerlicher Art bloßlegten. Der Doktor hörte einige Minuten auf das verworrene Gerede, als wäre es ihm Bedürfniß, einen Blick in die noch kränkere Seele der Kranken zu werfen. Dann wandte er sich an Annika:

Sie begreifen wohl, daß das, was sie jetzt spricht, von Niemand gehört werden darf, als von Ihnen, von Gott und von mir. Es würde Tod und Verzweiflung über die Tochter bringen."

„Ja ich begreife es", stammelte Annika; „aber wie soll ich sie abhalten, ihre Mutter zu verpflegen?"

So lange die Mutter delirirt, darf Schuldfried das Krankenzimmer nicht betreten. Inzwischen will ich hier bleiben, bis wir einen beruhigenden Trank aus der Apotheke erhalten haben."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Verschiedenes.

— Würzburg, 9. Juli. Am Sonntag Morgen zwischen 8 und 9 Uhr wurde hier eine abscheuliche Mordthat in einem Hause an der Semmelstraße begangen. Die Geschwisterkinder Zänglein von Sommerach, ein in den dreißiger Jahren stehender Kutscher und eine Wirthstochter von 19 Jahren, die seit dem Ende ihrer Eltern sich hier aufhielt und Näherin war, unterhielten ein Liebesverhältniß, das aber die letztere wegen des liederlichen Lebenswandels ihres Vetters vor Kurzem abgebrochen hatte. Der Verschmähte drang nun gestern in das Zimmer seiner ehemaligen Geliebten und bald darauf ohne vorausgegangenen Wortwechsel stürzte dieselbe hülferufend auf den Hausflur, der Eifersüchtige hatte ihr bereits mit dem Dolchmesser mehrere Stiche in Brust und Unterleib versetzt, aber nicht genug damit, der Wüthende lief ihr nach und erfaßte sie noch einmal, um ihr den Dolch durch den Rücken in die Brust zu stoßen. Das brave Mädchen war in wenigen Stunden eine Leiche. Der Mörder brachte sich selbst hierauf Schnittwunden bei, woran er alsbald starb.

---

[Petrus im Arrest.] Die „Correspondenz Lotzki", deren Verläßlichkeit nicht über jeden Zweifel erhaben ist, meldet aus Znaim unterm 7. ds. folgende tragi-komische Geschichte, für deren Richtigkeit wir natürlich nicht bürgen können: „Eine Bäuerin in der Umgebung von Znaim klagte dieser Tage ihrer Nachbarin, daß ihr im Traume ihr „seliger" Mann erschienen sei, und sie sehr zornig angeschaut habe. Sie könne sich nun den Gedanken nicht aus dem Kopfe schlagen, daß ihr Mann „umgehe" und gerne möchte sie Alles thun, um den armen Geist zu „erlösen". Die schlaue Nachbarin, welche wußte, daß die Bäuerin Geld habe, beschloß, das Erlösungswerk auf sich zu nehmen. In der darauffolgenden Nacht wurde die Bäue-

rin durch das Klirren eines Schlüssels aus dem Schlafe geweckt, und als sie die Augen aufschlug, da stand vor ihr ein Mann mit einer Bischofsmütze auf dem Kopfe, mit einem bis zum Gürtel herabhängenden Barte und einem großen Schlüssel in der Hand. Die Bäuerin glaubte steif und fest, einen „Geist" vor sich zu haben und zitternd stammelt sie die Beschwörungsformel: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, was ist dein Begehr'n?" Die Erscheinung antwortete: „Ich bin der heilige Apostel Petrus und bin gekommen, Dir zu sagen, daß Dein Mann nicht in den Himmel hinein darf, wenn Du nicht 300 fl. mir übergibst, damit ich seine Seele löse." Die Bäuerin übergab ohne Zögern das Geld, worauf der gespenstige Bischof verschwand. In der darauffolgenden Nacht hatte die Bäuerin zum Zweitenmale dieselbe Erscheinung. Diesmal sprach der heilige Petrus: „Dein Mann ist ein großer Sünder gewesen, Du mußt noch mehr Geld geben, sonst wird derselbe in die Hölle verstoßen." Die Bäuerin erschrack sehr darüber; endlich sagte sie: „Ich habe nichts mehr als ein Sparkassebüchl über 500 fl. österr. W., die ich in Nikolsburg eingelegt habe." Der „Geist" antwortete: „Löse schleunigst das Büchelchen aus, in drei Tagen werde ich wiederkommen und das Geld holen." Bei allem Respekt vor dem heiligen Petrus, konnte sich die Bäuerin jedoch nicht enthalten, am andern Morgen die Geschichte weiter zu erzählen, und so gelangte dieselbe auch zu den Ohren des Gendarmerie-Kommandanten. Derselbe erbot sich, die Erscheinung in einem Verstecke auch mit anzusehen. In der dritten Nacht, Schlag zwölf Uhr, kam richtig wieder der Bischof, forderte das Geld und erhielt es. Kaum aber hatte der „Geist" die fünf Hunderter in Empfang genommen, da sprang der Gendarm hervor, riß der Erscheinung den Bart und Bischofsmantel herab und siehe da: der heilige Petrus war ein Weib, die Nachbarin der Bäuerin. Noch in derselben Nacht machte der Gendarm die Strafanzeige und seitdem sitzt der „Apostel Peter" in Znaim im Arrest."

---

Ueber eine grauenvolle That religiösen Wahnsinns wird dem „Neuen Fremden-Blatt" unterm 8. d. Mts. aus Linz (Tyrol) berichtet: „Marie Liensberger, Gattin des Lehrers von Lenzberg bei Nikolsdorf, hatte bereits vor zwei Jahren in der fixen Idee, daß ihre Kinder in der jetzigen bösen, glaubenslosen Welt nur verdorben werden und unrettbar der ewigen Verdammniß anheimfallen müßten, zwei derselben umgebracht. Wegen konstatirten religiösen Wahnsinnes wurde die kriminelle Anklage und Untersuchung aufgehoben und die Unglückliche zur Beobachtung und Heilung in die Irrenabtheilung des Spitales zu Linz gebracht. Da sie sich fortwährend ganz ruhig und gutmüthig zeigte, wurde sie auf Ansuchen des Ehegatten wieder in ihre Heimath entlassen, mit dem Auftrage jedoch; sie beständig streng zu beaufsichtigen und ja nie allein mit den Kindern zu lassen. Am vergangenen Sonnabend war Marie Liensberger wieder allein, ohne Aufsicht, mit ihren drei Kindern, wovon eines neun Monate, eines etliche Jahre und das dritte neun Jahre alt war. Da benutzte die Unglückliche den unbewachten Augenblick in furchtbarer Weise, indem sie alle drei Kinder förmlich abstach! Darauf ging sie zum Bezirksgerichte nach Linz und erzählte ihre grauenvolle That. Sie befindet sich nun im Spitale daselbst, ist ziemlich ruhig und sagt, die drei Kinder hätten nun die glorreiche Märtyrerkrone und nur die zwei noch lebenden Kinder, welche nicht daheim waren, und ihr Mann werden einst in der Hölle leiden müssen."

---

Aus Syra wird gemeldet, daß einige Meilen von dort ein siamisches Schiff von Seeräubern, die sich ihm unter der Maske von Fischern in einem Boote näherten und um Wasser baten, dann aber plötzlich Waffen hervorgezogen, ausgeplündert worden ist.

---

Wiesbaden, 15. Juli. Heute Abend schoß am Kursale ein wahrscheinlich irrsinniger Engländer auf die dort haltenden Droschkenkutscher zweimal mit einem Revolver und verwundete zwei derselben nicht unerheblich. Er wurde sofort zu Haft gebracht.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 62. Freitag, 26. Juli 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Den ganzen Tag durfte Schuldfried die Mutter nicht sehen, obschon sie aufs Innigste darum bat. In dem etwas düstern Saale sitzend, zitternd vor Unruhe und die Hände fest zusammengepreßt, horchte sie auf die wilden Schreie aus dem Krankenzimmer. Als die Dämmerung einbrach, wurde es drinnen still, und Schuldfried vernahm nur noch ein dunkles Gemurmel. Ein Gefühl der Angst erfaßte das Herz des jungen Mädchens, und den Blick auf die Thüre gerichtet, die zu Frau Smiths gewöhnlichem Zimmer führte, durchdrang sie in Gedanken das trauervolle Geheimniß, das die Mutter umgab. Mit einem neuen Schauer dachte sie an all die Gegenstände, die in der jetzt verlassenen Wohnung ein höchst betrübendes Ereigniß andeuteten. Sie meinte, die Thüre aufgehen, das Bild aus dem Rahmen treten und langsam durch das Zimmer schreiten zu sehen. Sie meinte, das Gesicht auf dem Bilde, das sie immer mit scheuen Blicken betrachtet hatte, sehe düster und drohend aus. Während diese Phantasiebilder durch die zunehmende Dunkelheit immer mehr Leben gewannen, öffnete sich die Thüre zu dem mystischen Zimmer mit einem knarrenden Ton. Schuldfried stieß einen schwachen Angstruf aus und verbarg ihr Gesicht in den Händen, aber im nächsten Augenblick schaute sie wieder ganz unerschrocken auf. Gleichwohl erstarrte das Blut in ihren Adern vor Entsetzen, denn vor ihr stand ein stattlicher Mann, dessen Züge in dem Dunkel, das sie umgab, denen des Porträts glichen. Die Augen ruhten mit einem betrübten und wie es schien strengen Ausdruck auf Schuldfried. Das junge Mädchen starrte ganz unbeweglich vor Furcht die Gestalt an.

„Was ist geschehen, mein Kind?" fragte eine Stimme, welche Schuldfried zu theuer war, als daß sie nicht sogleich die Kraft besessen hätte, die von ihrer Phantasie hervorgerufenen Schreckbilder zu verscheuchen. Sie warf sich in die Arme des Mannes, der sie anredete. Eine Thränenfluth stürzte über ihre Wangen und sie rief:

„Gott sei Dank, daß Sie kommen, mein Freund. Ach, ich bin so namenlos unglücklich! Meine Mutter . . . ." Mehr konnte sie vor Schluchzen nicht sagen.

„. . . Ist krank," antwortete Aberney; „ich weiß es und darum bin ich hier." Er setzte sich und zog Schuldfried an sein Herz, indem er hinzufügte: „Armes Kind, wie aufgeregt Du bist!" Ein tiefer qualvoller Seufzer hob seine Brust. „Warum sitzest Du hier?" fragte er nach einer Pause, während welcher er Schuldfried ungehindert, den Kopf an seine Schultern gedrückt, hatte weinen lassen.

„Der Doktor hat mir verboten, im Krankenzimmer zu sein. Er und Annika sind allein dort. Ich habe nicht hineingehen dürfen. Es ist immer, immer so. Ich darf nie bei ihr sein. Es ist, als ob man mir gar kein Recht zuerkennen wollte, wenn es sich um meine Mutter handelt. Ich bin gewiß ein sehr böses Kind, da man so mit mir umgeht."

Aberney strich kosend den Kopf des Mädchens und sagte zärtlich:

„Keine solche Gedanken! Doktor Wagner ist ein ausgezeichneter Arzt und handelt immer so, daß er in erster Linie an die Kranke denkt."

„Aber mein Gott, sie war ja den ganzen Tag besinnungslos und im Delirium; es konnte keine bösen Folgen haben, wenn ich sie verpflegte. Jetzt bin ich beinahe verrückt geworden. Hier zu sitzen, nur ihr wildes Schreien zu hören . . . ." Schuldfried weinte auf's Neue heftig. Aberney wurde still. Er begriff, daß der Arzt Schuldfried von der Kranken ferne hielt, damit sie nicht hören sollte, was die Mutter im Delirium sprach.

„Jetzt mein Kind," sagte Aberney nach

einer kurzen Pause, mußt Du Dich zu beruhigen suchen. Das ist die erste wirkliche Prüfung, die Gott Dir schickt, und ganz sicherlich ist es nicht die letzte. Merk Dir daher meine Worte: „Der ist ein schlechter Christ, der nicht mit hochgehaltenem Haupt, aber demüthigem Gemüthe die Last trägt, welche der Herr auf unsere Schultern legt. Des Menschen Größe liegt in seiner Seelenstärke und Ergebung in den Willen des Höchsten.“ Es würde mich schmerzen, wenn meine liebe Schuldfried nicht die Kraft besäße, das Mißgeschick würdig zu ertragen. Weinen und klagen vermindert den Kummer nicht, aber es verhindert uns an der Erfüllung unserer Pflichten. Versuche stark zu sein. Glaube mir, mancher wilde Sturm wird verheerend über Dein Leben hinfahren, und wenn Du beim ersten Windstoß Dich niederschlagen lässest, so wirst Du im Kampf untergehen. Das Leben ist ein Streit mit dem Schmerz, und nur derjenige siegt, der seine Zuversicht auf den Vater droben setzt.“

Während Aberney sprach, hatte Schuldfrieds Geschluchze seine Heftigkeit verloren, und als er fertig war, hörte es ganz auf. Sie flüsterte:

„Dank! Ich werde diese Worte in meinem Gedächtniß bewahren und sie nie, nie vergessen.“

Jetzt öffnete sich die Thüre des Schlafzimmers und der Doktor trat heraus. Aberney und Schuldfried erhoben sich; letztere eilte auf ihn zu.

„Wie steht's?“ fragte sie.

„Ihre Mutter hat jetzt Ruhe bekommen und ich hoffe, daß die Nacht einigermaßen ruhig wird. Ich glaube daher, meinen Platz an ihrem Bett auf einige Stunden verlassen zu können und ersuche Sie, denselben in meiner Abwesenheit einzunehmen.“

Annika hatte ein paar Lichter angezündet, so daß Wagner den Professor bemerkte. Schuldfried war bereits drinnen an der Mutter Bett.

„Ah, gehorsamer Diener, Herr Professor,“ sagte Wagner verbindlich. Aberney erwiderte den Gruß.

„Ist Frau Smiths Zustand bedenklich?“ fragte er.

„Für einen andern Menschen würde er sehr bedenklich sein, aber für sie ist er nicht so gefährlich. Sie besitzt einen starken Körper und ditto Seele, so daß sie sicherlich die heftige Hirnentzündung übersteht, die vermuthlich durch eine gewaltsame Gemüthserschütterung hervorgerufen worden ist.“

„Sie glauben also, daß man die Tochter heute Nacht bei ihr lassen kann?“

„Ja, wenn man ihr fortwährend von der Arznei gibt, die ich verschrieben habe.“ Der Doctor nahm Abschied und erbot sich Aberney nach Innta zu führen. Aber der Professor antwortete, er gedenke auf Ektorp zu bleiben, um wachen zu helfen, im Falle ein Beistand nöthig sein sollte.

In seinen Wagen zurückgelehnt, fuhr Wagner mit verhängten Zügeln auf dem Wege nach Kronbrück.

„Wunderliche Fügung des Schicksals,“ dachte er. „Dieses Weib hat mehrere Jahre in meiner Nähe gelebt; ich hätte sie mit einem einzigen Wort stürzen und Strafe und Schande über ihr Haupt bringen können, und ich hatte keine Ahnung, daß diejenige, die ich mit so rastloser Beharrlichkeit suchte, mir so nahe war. Und jetzt — jetzt bin ich es, der sie verpflegt, der sie aus Tod und Wahnsinn retten wird, der verhindert hat, daß ihre Tochter entdeckt, wer sie ist. Unbegreifliches Räthsel, das sich Schicksal nennt! — Und die Tochter — dieses Kind, das zugleich ihre Strafe, ihr bitterstes Leiden und ihre einzige Freude ausmacht, sie ist Gegenstand der Liebe eines Canitz. — Sollten wirklich die Missethaten der Väter an den Kindern heimgesucht werden? Oder sind es die Mächte des Abgrundes, die sich an diesem höllischen Spiel des Zufalls belustigen? Da ich die Fäden der Ereignisse in meiner Hand gesammelt habe, so kann ich sie auch nach meinen Plänen ausspinnen.“ Ein unglückverkündendes höhnisches Lächeln spielte um des Doktors Lippen, und er fügte hinzu: „Schuldbeladenes Weib, in meinen Händen ruht jetzt Deiner Tochter Schicksal; wollen sehen, was ich daraus zu machen Lust habe.“

„Halt!“ erscholl eine befehlende Stimme, und der Kutscher, ein echter Russe hielt sogleich die feurigen Springer an. Wagner schaute auf und sah im Halbdunkel Lothar, der neben dem Wagen sein Pferd anhielt. Mit einem Sprung war er unten und saß neben dem Doktor in der Droschke.

„Fahr zu," befahl er dem Kutscher.

„Das Pferd!" wagte dieser einzuwenden.

„Es soll sich den Heimweg selbst suchen oder laufen, wohin es Lust hat. Fahre jetzt nur." Ein Knall mit der Peitsche und der Wagen zog voran.

„Nun Doktor?" sagte Lothar.

„Die Wittwe ist sehr schwer erkrankt; ich konnte den ganzen Tag ihr Bett nicht verlassen."

„Und die Tochter?"

„Ist trostlos. Die Mutter scheint ihr so lieb zu sein, daß die bloße Furcht, sie zu verlieren, dem jungen Mädchen alle Fassung raubt. Sie kann die Ungewißheit des Ausgangs kaum ertragen. Ich erinnere mich nicht, daß ich je eine größere Angst gesehen hätte, als die ihrige."

„Sie müssen die Mutter retten. Ich werde Sie fürstlich dafür belohnen. Dieser Engel darf von keinem Kummer betroffen werden."

„Herr Baron, meine Pflicht als Arzt erfülle ich gegen Freund oder Feind, Arm oder Reich; und Ihr Geld vermag in dieser Beziehung nichts über mich."

„Ich weiß das und vergaß . . ."

„Daß nicht alle Menschen feil sind!"

„Still Wagner, Sie sehen ja, daß ich aufgeregt bin. Wenn dieses Weib meine eigene Mutter gewesen wäre, so hätte ihre Krankheit mich nicht schwerer ängstigen können, als jetzt der Fall ist. Aber warum verließen Sie ihre Patientin?"

„Weil meine Anwesenheit in der Nacht überflüssig ist."

„Wer hilft der Tochter wachen? Sollten Sie nicht eines von den vielen Frauenzimmern auf Kronbrück hinschicken, um ihr beizustehen?"

„Ueberflüssig; Professor Aberney ist da, und da er doch mit der Zeit die Rechte eines Verwandten bekommt, so nimmt er schon jetzt den zärtlichsten und sorgsamsten Antheil an Allem, was die Bewohner von Ektorp betrifft. Man muß es gesehen haben, mit welcher Güte er das junge Mädchen behandelt, um zu begreifen, daß sie in ihm einen wahren Freund und eine feste Stütze besitzt."

Lothar saß still da; die Dunkelheit verbarg in ihrem Schooße die Schatten, welche der Doktor durch seine Worte hervorgerufen. Lautlos wurde der Rest des Weges zurückgelegt. Lothar quälte sich damit, daß er die Aeußerungen des Doktors über Aberneys Zärtlichkeit gegen Schuldfried in sein Gedächtniß zurückrief. Mit Bitterkeit klagte er das Schicksal an, dessen ungünstige Fügung ihm nicht gestatte, an ihrer Seite zu weilen.

Als der Doktor am folgenden Morgen in aller Frühe in der Wohnung der Wittwe erschien, fand er zu seiner Ueberraschung Schuldfried gänzlich verändert. Der maßlose Schmerz, den sie Tags zuvor gezeigt, hatte einer tiefen Ergebung Platz gemacht. Man ahnte, daß das Herz noch von derselben Angst zitterte, aber daß sie jetzt mit religiöser Standhaftigkeit und Unterwürfigkeit sie zu ertragen suchte. In ihrem ganzen Wesen lag keine schlaffe Nachgiebigkeit gegen die Schläge des Kummers; es zeugte von Muth in der Stunde der Prüfung; es hatte etwas Achtunggebietendes. Die Stunden der Nacht hatten aus dem Schooße der Schwachheit all die Seelenstärke und all den moralischen Muth entwickelt, worin in Zukunft ihr Schmuck bestehen sollte. Der erste Kummer kam so heftig, so unvorbereitet und in einem Augenblick, wo sie sich so glücklich fühlte, daß er geradezu wie ein Donnerschlag wirkte. Aberneys ernste Worte in der vergangenen Nacht, in welcher er mit ihr über die Welt gesprochen, von der sie so wenig wußte und die so manchen Schmerz beherbergte, hatten die schlummernden Kräfte in ihrer Seele geweckt. Als Aberney verstummte und Schuldfried am Bette der Mutter saß und ihre theuern Züge betrachtete, da hatte das Nachdenken sich eingestellt und ihr so Manches zugeflüstert, auf was ihr Gefühl nicht hatte hören wollen. Das Feuer härtet den Stahl, das Leiden die Seele. Der erste starke Schmerz, welchen Schuldfried erfuhr, erweckte ihre Thatkraft und ihr Gottvertrauen zu vollem Leben. Es stand ihr jetzt klar vor der Seele, daß mit Thränen und Klagen nichts gewonnen wurde und deßhalb betete sie aus der Tiefe ihres Herzens:

„Vater gib mir Kraft, mich geduldig unter Deinen Willen zu beugen."

Das Kind war Weib geworden. So dachte auch Wagner, als er sie betrachtete.

Später am Vormittag stellte sich das heftige Delirium wieder ein und da mußte Schuldfried das Zimmer verlassen. Der Doktor hatte gegen Aberney geäußert:

„Während dieser Anfälle halte ich's für das

Beste, daß nur ich und die alte Dienerin bei der Kranken sind."

Ohne Einwendung, ohne ein Wort des Mißvergnügens darüber, daß sie nicht bleiben durfte, gehorchte Schuldfried; aber statt wie am vorhergehenden Tag unthätig dazusitzen und auf die Schmerzensschreie zu lauschen, begann sie das Nöthige anzuordnen und Annikas Platz in der Haushaltung zu ersetzen. Annika bat sie, einige Ruhe zu suchen, aber sie schüttelte den Kopf und antwortete:

„Das ist unnöthig."

Schweigend, mit vollkommener Geistesgegenwart und rastloser Sorgsamkeit um die Kranke, verlebte Schuldfried sieben lange Tage, in deren Verlauf keine Veränderung im Zustand der Mutter eintrat. Aberney und Tage hatten mit unermüdlichem Eifer und ausdauernder Freundschaft ihr und Annika zur Seite gestanden. Schuldfried war dankbar und freundlich gegen Alle, sprach aber wenig und schien vollkommen ruhig zu sein, besonders wenn sie drinnen im Krankenzimmer sitzen durfte. Am siebenden Tag schien auf einmal der wilde Wahnsinn sich legen zu wollen; die Kranke verfiel in einen ruhigen Schlaf, und als sie nach einigen Stunden daraus erwachte, war sie vollkommen klar. Der Doktor hatte gesagt, daß Niemand anders als Schuldfried oder Annika bei ihr sein dürfe, damit nicht Ueberraschung oder Schrecken nachtheilig auf ihre schwachen Kräfte einwirke.

(Fortsetzung folgt.)

— Zur Aufbewahrung des Eises in kleineren Mengen für den Hausbedarf im Sommer bringt die Landw. Derztg. für die östlichen Provinzen folgende Mittheilung: „Man nehme ein Faß von 3- bis 400 Qrt. Inhalt und schlage einen Boden heraus, in den andern bohre man ein Loch von der Größe eines gewöhnlichen Flaschenkorkes. Nun setze man in dieses Faß ein kleineres hinein, und zwar derart, daß die Zwischenräume zwischen beiden überall 6 Zll betragen, zwischen beiden Böden genügt eine Entfernung von 3—4 Zoll, am Boden des inneren Fasses bringe man eine Klappe an. Hierauf fülle man den Zwischenraum zwischen den Fässern mit grob gestoßenem Kohlenpulver oder Torfmüll dicht aus und setze das Ganze in eine im Keller gegrabene Grube von etwa drei Viertel Tiefe des äußeren Fasses, doch ist es gut, wenn das Faß nicht direkt am Boden sondern auf Unterlagen ruht. Das innere Faß wird alsdann mit Eis unter den gewöhnlichen Bedingungen gefüllt und einfach mit einem Deckel verschlossen, der wiederum mit einem durch Kohlenpulver oder Torfmüll gefüllten Sack bedeckt wird. Das Eis hält sich hierin außerordentlich gut und fließt das etwa durch Schmelzen desselben sich bildende Wasser durch die Klappe ab; in den Deckel kann man auch einige Haken einschlagen, um auf diese Weise abzukühlende Gegenstände aufzuhängen."

Die Cultur der Rose.

Gegenwärtig kennt die Wissenschaft gegen 3000 Arten und Abarten von Rosen, deren Unterscheidungsmerkmale indeß bei vielen Sorten nur das Auge des Fachmanns entdeckt. Die höchste Ausbildung hat die Rosenzucht in Frankreich gewonnen. Aber auch in Deutschland und England ist auf diesem Felde sehr Bedeutendes geleistet worden. Den nächsten Anstoß zur Cultur der Rosen gab die Kaiserin Josephine. Sie ließ durch den großen Gartenkünstler Dupont auf dem Parterre von Malmaison alle Buchstaben ihres Namens mit einer Sammlung der seltensten Rosen pflanzen. Dupont begründete auch die berühmte Rosenschule im Garten des Luxembourg, an deren Verbesserungen später der rastlose Hardy ein Vierteljahrhundert arbeitete. Andere nahmhafte Rosengärtner in Paris sind Vibert, Lassay und Noisette. Sonst sind in Frankreich die Rosenschulen von Rouen, Versailles und Lyon berühmt. In England ist es vorzüglich die Grafschaft Hertfordshire, wo die berühmtesten Rosenzüchter wohnen, und die bekanntesten Rosengärtner sind Milne zu Danneend bei Munden und Sabine zu Nord-Mims. Von hier ist auch das neueste und beste Buch über die Rose, William Paul's „Rosegarden" ausgegangen, dessen mit reichen Anmerkungen begleitete Bearbeitung allen Blumenfreunden angelegentlich empfohlen werden kann.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 63. Sonntag, 28. Juli 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Es war um die Dämmerung von einem schönen Augustabend. Annika hatte sich erschöpft durch Anstrengung in eine Sophaecke gelehnt und war in einen unruhigen Schlummer verfallen. Schuldfried saß auf einem Schemel an der Mutter Bett, ihre Augen auf die Schlafende geheftet. Die untergehende Sonne warf durch die herabgelassenen Rollvorhänge einige matte Strahlen in das Zimmer. Sowohl drinnen als draußen herrschte eine lautlose Stille.

Schuldfried hatte die Hände gefaltet und stammelte ein demüthiges Gebet. Als sie eben ein andächtiges Amen flüsterte, schlug die Mutter ihre Augen auf und heftete sie auf die Tochter. Der Blick war klar. Schuldfrieds Herz pochte, da sie in den großen schwarzen Augen einen zärtlichen Ausdruck sah, so heftig vor Freude, daß ihre Stimme zitterte, als sie halb flüsternd fragte:

„Geliebte Mama, wie ist Dir's?" Sie drückte ihre Lippen an die Hand der Mutter.

„Bin ich krank gewesen?" sagte Frau Schmith mit matter Stimme.

„Ja, Du warst sehr, sehr krank." Jetzt standen Schuldfrieds Augen voll von Thränen. „Wie fühlst Du Dich in diesem Augenblick?"

„Gut, nur etwas schwer und matt im Kopfe."

Annika erwachte, und nachdem Schuldfried ganz ruhig und behutsam die Mutter darauf vorbereitet, daß ein Arzt gerufen worden sei und jetzt im Saale warte, um sich von ihrem Zustand nach dem Schlaf zu überzeugen, ging sie, ohne die Erlaubniß der Mutter abzuwarten, nach dem Doktor. Frau Smiths Augen glitten mit ihrem gewöhnlichen seelenlosen Ausdruck an seinen Zügen vorüber. Wenn er sie vorher erkannt hatte, so war doch deutlich zu sehen, daß sie ihn nicht wieder erkannte. Sie antwortete kurz und einsilbig auf seine Fragen; sodann verordnete er Einiges und verließ das Zimmer.

Zu Schuldfried sagte er:

„Ihre Mutter, Fräulein Schuldfried, ist jetzt außer aller Gefahr. Suchen Sie nur dafür zu sorgen, daß sie ruhig bleibt, dann hoffe ich, daß sie recht bald vollkommen hergestellt sein wird."

Er forderte Schuldfried auf, auszuruhen und versicherte, daß Frau Smith, wenn sie von den verordneten Pulvern eingenommen hätte, die ganze Nacht ruhig schlafen würde. Aberney drang ebenfalls darauf, daß Schuldfried in ihr Zimmer gehen solle, um sich durch Schlaf zu stärken. Er sagte dieß in einem so zärtlichen und dennoch so bestimmten Ton, daß sie gehorchen mußte. Auch Annika sprach dem Kinde zu: es müsse thun, was die alten Leute sagen; sie selbst, Annika, wolle in dieser Nacht noch wachen. Genug, Schuldfried begab sich auf ihr Zimmer, nachdem sie die Mutter eingeschlafen gesehen hatte.

Tage, der den ganzen Tag auf Ektorp gewesen, fuhr am Abend heim, aber Aberney blieb zurück. Nachdem Schuldfried ein warmes Dankgebet zu Gott emporgesandt, schlummerte sie ein und schlief ruhig wie ein Kind. Es war acht Nächte, daß sie nicht geruht hatte.

Aberney schlich sich zu der Kranken, die eingeschlafen war. Später in der Nacht erwachte sie jedoch und rief Annika:

„Ich möchte ihn gerne treffen," flüsterte sie der Dienerin zu.

„Den Professor?" fragte Annika. „Ja."

Aberney stand augenblicklich neben dem Bette und reichte ihr die Hand mit den Worten:

„Ich habe über Schuldfrieds Mutter gewacht. Das Leiden versöhnt so Vieles."

„Dank," stammelte die Kranke, dann winkte sie Annika, daß sie mit Aberney allein sein wolle. Die Dienerin ging in den Saal hinaus, wo sie sich auf den Sopha legte und einschlief.

Erst als die Strahlen der Sonne heranbrachen, erwachte Annika, und als sie ins Krankenzimmer trat, fand sie Aberney neben der Patientin sitzen, ihre Hand in die seinige geschlossen. Frau Smith war in tiefen Schlaf versunken. Des Professors ruhige und ernste Züge trugen Spuren einer schmerzlichen Aufregung; aber wir verlassen sie, um zu sehen, wie Schuldfried sich in ihrem Jungfernstübchen befindet.

* * *

Die Lebensgewohnheiten des jungen Mädchens waren einfach und natürlich wie ihr ganzes Wesen. Zu ihnen gehörte, daß sie Morgens Früh aufstand. Sie glich dem Vogel, der mit seinem fröhlichen Gezwitscher die aufgehende Sonne begrüßt. Am genannten Morgen war sie ebenfalls bei Sonnenaufgang erwacht, und obschon sie sich durch die Ruhe gestärkt fühlte und Gott für die Besserung der Mutter dankte, so war doch der Blick, womit sie der Königin des Tages entgegenkam wehmuthsvoll. Sie stand lange am offenen Fenster und sah mit Thränen in den Augen auf die blaue Wasserfläche hinaus. Ein qualvolles Gefühl bedrückte sie. Sie kam sich so einsam vor, in der ganzen weiten Welt und dennoch fand sie dieß undankbar. Wie aufrichtig und innig liebten nicht Tage und Aberney sie! Sie hatte dieß während der Krankheit der Mutter deutlicher als je erfahren. Wie war es also möglich diese qualvolle Leere im Herzen, diese unbestimmte Sehnsucht zu empfinden, die ihr ganzes Inneres erfüllte! Schuldfried, die heitere, die freundliche und sorglose Schuldfried, die in den Tagen der Prüfung so viel Seelenstärke gezeigt hatte, fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß zu weinen, sie wußte selbst nicht recht über was. Jetzt zu weinen, nachdem Gott so gnädig gewesen war, und ihr das Leben der Mutter wieder geschenkt hatte, jetzt da ihre ganze Seele von eitel Dank und Freude hätte erfüllt sein müssen! Wunderliches Menschenherz, das niemals zufrieden ist!

Ein und dasselbe Bild kehrte unaufhörlich vor ihre Seele zurück, und sie meinte, während sie so dastand, daß Alles sich freundlich und heiter gestalten würde, wenn sie nur einen einzigen Augenblick diese theuren Züge wieder zu sehen oder von dieser kosenden Stimme einige freundliche Worte zu hören bekäme. Sie hatte dieselbe schon so lange nicht mehr vernommen. Just als dieser Wunsch, zuerst dunkel, dann bestimmt, vor sie trat, raschelte es leise in der Hecke unter ihrem Fenster. Schuldfried fuhr zusammen und schaute hin. Hatte Gott ihr schenes Gebet erhört oder war es ihr böses Schicksal, das ihrem Wunsche entgegenkam? das ist eine Frage, die wir nicht beantworten können. Sicher ist, daß Lothar so bleich dastand und einen Blick der innigsten Theilnahme auf sie heftete. Schuldfrieds Züge wurden von dem Rosenschimmer übergossen, den ein angenehmes Gefühl hervorbringt. Sie beugte sich etwas hinab und lächelte Lothar ganz freundlich zu, als er den Hut abnahm und sie begrüßte.

„Das war eine sehr traurige Zeit, die da vergangen ist,“ sagte er.

„Sehr,“ stammelte Schuldfried.

„Jetzt ist doch alle Gefahr vorüber?“

„Ja, Gott sei Dank!“

„Auch habe ich mich hier eingefunden, um Sie etwas zu bitten.“

„Und das wäre?“

„Daß Sie, während Pflicht und Gefühl Sie am Krankenbett zurückhalten, mir, der ich Ihre Unruhe nur aus der Ferne theilen darf, gestatten mögen, Ihnen zu schreiben, um wenigstens einige Worte des Trostes zu erhalten.“ Sein Wunsch war von einem so zärtlich bittenden Blicke begleitet, daß Schuldfried sogleich Ja antwortete. Nach einigen Minuten hatte Lothar sich entfernt, und Schuldfried schlich sich die Treppe hinab und zur Mutter hinein, die noch schlummerte, während ihre Hand in der des Professors ruhte.

Ein paar Stunden später fand sich der Doktor bei der Kranken ein, an deren Lager er Aberney traf. Wagners Augen weilten mit einem forschenden Ausdruck auf Frau Smiths Zügen, als wollte er darin lesen, was vorgegangen war. Einmal, als er einige Fragen an sie stellte, veränderte er den Ton seiner Stimme, so daß die Aussprache eine ganz andere wurde. Da fuhr die Kranke zusammen und betrachtete ihn bebend; aber es lächelte ihr ein fremdes Gesicht entgegen, das unmöglich mit der Stimme, an die er sie erinnerte, in Verbindung stehen konnte. Als der Doktor sich entfernte, begleitete ihn Schuldfried. Als sie sich im Saale allein befanden, reichte er ihr einen Brief mit den Worten:

„Wenn Sie für den Schreiber dieses einiges Interesse haben, so bestimmen Sie ihn, daß er nicht die Nächte draußen vor Ihrer Wohnung zubringen soll." Wagner verbeugte sich und ging.

Der ganze Tag ging zu Ende, ohne daß sie einen freien Augenblick fand, um das theure Schreiben zu lesen; erst am Abend, als die Mutter einschlief und Aberney und Tage nach Junta heimgefahren waren, überschaute sie diese Zeilen, die an ihrem klopfenden Herzen verborgen gelegen hatten. Was enthielten sie? Ach! ganz dasselbe wie tausend andere ähnliche Briefe, nur mit dem Unterschied, daß, während andere junge Männer von Liebe schwatzen und Liebe verlangen, ewige Treue geloben und hinwiederum begehren, Lothar nur von seiner innigen Ergebenheit sprach, wie theuer ihm jeder Augenblick sei, wo er Schuldfried sehen dürfte, wie er sie verehre und bewundere u. s. w. Das Wort Liebe wurde nicht genannt, eben so wenig ein Buchstabe von Gegenliebe. — Im Geiste des Briefes athmete Wärme, in den Ausdrücken lag eine erstaunliche Behutsamkeit; im Ganzen verriethen sich des Herzens edelste Gefühle und eine Zartheit, die nur derjenige zeigt, welcher wirklich liebt.

Schuldfried schrieb einige Zeilen zur Antwort. Sie waren wenig und handelten gar nicht von ihr. Das Schwerste für sie war, diesen Brief in die Hände des Doktors zu spielen. Sie konnte wahrlich nicht den Muth gewinnen, ihn nur zu übergeben. Der Doktor kam ihr jedoch zuvor, denn beim Abschied sagte er:

„Haben Sie die Güte gehabt, das zu schreiben, um was ich Sie gestern bat?"

Als Antwort darauf, reichte ihm Schuldfried den Brief.

Nach einigen Wochen war Frau Smith so ziemlich wieder hergestellt und wurde nur noch von der Schwäche belästigt, die eine heftige Krankheit immer hinterläßt. Sie hatte einige Stunden täglich in dem kleinen Erker zugebracht, um frische Luft zu schöpfen und Kräfte zu gewinnen. Obschon der Doktor bei jedem Besuche erklärte, daß sie als hergestellt betrachtet werden könne und daß die Natur keiner Unterstützung durch die ärztliche Kunst mehr bedürfe, setzte er dennoch seine ärztlichen Besuche auf Ektorp fort.

Eines Mittags als er davon zurückkehrte, begab er sich seiner Gewohnheit gemäß zu Lothar hinauf, der stets mit Ungeduld seiner Heimkunft entgegensah. Der junge Gutsherr war im großen Salon nicht zu finden, sondern der Doktor traf ihn im Arbeitskabinet in einen kaum erst erbrochenen Brief vertieft. Bei Wagners Eintritt warf er denselben auf den Tisch und ging dem Doktor mit der Frage entgegen:

„Nun, Doktor, haben Sie einige Worte des Trostes für mich?"

Schweigend reichte der Doktor ihm ein Billet. Lothar ging an's Fenster, um es zu lesen, während er Wagner den Rücken kehrte. Inzwischen richteten sich die Augen des Doktors auf den Brief, den Lothar hingeworfen hatte.

„Wiederum diese enge und elegante Damenhand, die ich instinktmäßig verabscheue. Eine innere Stimme sagt mir, daß die Briefschreiberin diejenige ist, die meinen Einfluß geschwächt hat. Trotz der Reihe von Jahren, die verflossen sind, seit ich ihn zum Erstenmal von dieser Hand da Briefe bekommen sah, ist es mir nicht gelungen, die Verfasserin zu ermitteln."

Mit scheinbarer Gleichgiltigkeit näherte er sich dem Tisch und nahm eine darauf liegende Zeitung, warf aber zugleich seine Augen auf die ersten Zeilen des Briefes. Da stand:

„Mon bien-aimé Lothard!" Mehr konnte der Doktor nicht erhaschen, denn Lothar wandte sich um. Wagner war jetzt gänzlich von der Zeitung in Anspruch genommen.

„Doktor," sagte Lothar, „wissen Sie ob etwas Besonderes in Ektorp vorgefallen ist?"

„Nein, Alles ist sich gleich. Der Professor ist täglich da, so auch der junge Tage. Frau Smith scheint von ersterem beherrscht zu werden und behandelt den letzteren mit einer ungewöhnlichen Freundlichkeit, die bei dem düstern Weibe etwas höchst Seltenes ist. Die Tochter ist wieder das heitere Kind geworden, wie vor der Krankheit der Mutter, und es bedarf keines besonderen Scharfsinns, um sogleich zu entdecken, daß die jungen Leutchen einander

zu verstehen anfangen, wobei der Professor ihnen Vorschub leistet."

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

In Berlin ist gerichtlich ein Maurergeselle zu drei Thaler Geldbuße verurtheilt worden, weil er seine Braut, eine Küchenmagd, wider den ausdrücklichen Willen der Dienstherrschaft derselben in der Küche besucht und sich dadurch des „Hausfriedensbruches" schuldig gemacht hatte.

(Strafe für einen Verbrecher in China).

In der ostindischen Gesellschaft in London theilte ein Herr Linten folgende Thatsache mit: ein chinesischer Kaufmann in der Hafenstadt Amoy war überwiesen, daß er seine Frau ermordet habe. Die Richter verurtheilten ihn zu einer eigenthümlichen Strafe: er sollte nämlich, so lange er lebte, nie wieder schlafen. Er wurde in ein Gefängniß gesperrt in welchem drei Gerichtsdiener darauf achteten, daß er kein Auge zuthun durfte. Der Unglückliche litt entsetzliche Qualen und war am achten Tage dermaßen in Verzweiflung, daß er die Wächter dringend bat, ihm den Tod zu geben. Erst am neunzehnten Tage starb er.

### Der Handel mit Menschenhaaren.

Die Neigung der Damen, ihren Kopf nicht blos mit eigenen, sondern auch mit fremden Haaren zu schmücken, hat dem Handel mit diesem menschlichen Producte in den letzten Jahren eine ganz außergewöhnliche Ausdehnung verliehen. Wie der „Semaphore de Marseille" berichtet, betrug die jährliche Zufuhr in dem dortigen Hafen früher nicht mehr als 10 bis 12,000 Kilogramme, sie stieg aber im Jahre 1871 auf 35,338 Kilogramme. Den größten Antheil daran nehmen die Haare, welche aus Italien kommen, indessen werden einige Quantitäten sogar aus dem fernen Asien von den Chinesinnen und Japanesinnen bezogen. Die Herstellung der verschiedenen Chignons, Haartouren, Perrücken und anderer Arbeiten aus diesen Haaren beschäftigt in Marseille eine ganze erkleckliche Zahl von Händen; das Meiste davon wandert nach Paris, indessen machen viele Haare einen Kreislauf, indem Marseiller Kaufleute sie von den Landmädchen in Sicilien und in anderen Theilen Italiens beziehen und nach erfolgter Verarbeitung wieder in dieselben Gegenden zurückführen, wo sie auf den Köpfen der vornehmen und eleganten Damen prangen. Uebrigens sind auch Spanien und Algerien Kunden für Haarfabrikate und unterwerfen sich der von Frankreich nicht nur in alle Theile Europas, sondern selbst schon nach Nordamerika gedrungenen Sitte.

[Ueber giftige Tapeten jeglicher Farbe] liest man in Wittstein's „Vierteljahrsschrift für praktische Pharmacie". Bd. 21: „Bis vor Kurzem richtete sich der Verdacht, daß Tapeten eine der Gesundheit schädliche Farbe enthielten, nur auf die grünen, indem man dabei das arsenikalische Schweinfurter Grün im Auge hatte. Seitdem aber aus dem Anilin aller möglichen Farben erzeugt werden, diese Erzeugung fast durchgängig unter Mitwirkung der Arsensäure stattfindet, in Mutterlaugen davon sich fast alles angewandte Arsen wieder ansammelt, dieselben aber auch stets noch so viel Farbstoff enthalten, daß damit Färbungen auszuführen sind und diese arsenikalischen Mutterlaugen eingetrocknet zu billigen Preisen an Tapeten-Fabriken verkauft werden, — so liegt es auf der Hand, daß man Ursache hat, jede neue Tapete mit Mißtrauen zu betrachten und über ihre Brauchbarkeit zum Ueberziehen von Wänden in Wohn- und Schlafzimmern nicht eher zu entscheiden, bis sie einer Prüfung auf Arsen unterworfen ist. Daß dann die arsenikalisch befundene Tapete unbedingt zu verwerfen ist, versteht sich von selbst."

Der Bürgermeister einer kleinen Stadt war gestorben; als man die ihm gehaltene Leichenrede zum Verkaufe herumtrug, kaufte sie ein Krämer mit den Worten: „Die hätt' ich schon längst gern gehabt!"

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 64. Mittwoch, 31. Juli 1872.


## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Doktor sah gedankenvoll vor sich hin. Lothar betrachtete Wagner mit einem mißtrauischen Blick, den dieser jedoch nicht zu bemerken schien. Eine lange Pause entstand. Endlich sagte der Doktor:

„Ich habe heute beschlossen, nicht mehr nach Ektorp zu gehen. Meine Besuche als Arzt waren längst überflüssig, und den Postillon d'amour will ich nicht länger spielen. Ich that dieß aus Freundschaft gegen Sie, weil ich mir vorspiegelte, daß ich Ihnen damit eine Freude bereiten könnte, aber jetzt ..."

„Warum unterbrechen Sie sich?" fiel Lothar ein, auf dessen Stirne eine dunkle Purpurfarbe brannte.

„Jetzt fürchte ich sowohl für Sie als für das junge Mädchen etwas Schlimmes zu stiften, wenn ich damit fortfahre."

„Und der Grund?"

„Sie soll die Frau des jungen Aberney werden. Wie man auch die Sache von Seiten der Vernunft oder der Moral betrachten mag, so müssen Sie zugeben, daß es für sie glücklicher ist, einen geachteten und rechtschaffenen Mann zu heirathen, als ..."

„Verschonen sie mich mit Ihren Unterbrechungen und sprechen Sie gerade heraus." Lothar war ungeduldig.

„Nun wohl, wie Sie belieben: als Ihre Geliebte zu werden!"

„Meine Geliebte!" rief Lothar: „Sind Sie verrückt, Doktor, oder für wen halten Sie mich."

„Für einen vornehmen russischen Unterthanen, mit einem warmen lebhaften Herzen und starken Leidenschaften, aber Verstand genug, um einzusehen, daß die Tochter der armen Wittwe nicht die Frau des Barons Canitz werden kann."

„Und was soll dieß verhindern?"

„Die Verschiedenheit Ihrer gegenseitigen gesellschaftlichen Stellung. Sie würden sich durch eine solche Mißheirath die Ungnade des Czaren zuziehen."

„Pah! Ein Canitz kann heirathen, wen er will, ohne den Kaiser oder sonst Jemand fürchten zu müssen."

„Glauben Sie das? Sonst will ich Sie nur erinnern, daß ..."

Lothar schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und betrachtete den Doktor schweigend, mit einem Blick gedämpften Zornes und Stolzes, welcher zur Folge hatte, daß Wagner sich schnell unterbrach und statt sich vollends auszusprechen, sagte:

„Sie haben also wirklich den Gedanken genährt, Fräulein Smith zu heirathen?"

„Nein, ich habe in Bezug auf die Zukunft gar nichts gedacht. Ich habe von der Stunde gelebt, ohne mich um den nächsten Augenblick zu bekümmern, weil ich nichts zu wünschen wagte, um den geringen Antheil, den ich an ihrem Wohlwollen besaß, nicht zu verlieren; aber jetzt fühle ich, daß, wenn sie mir ihr Herz schenkte, nichts in der Welt mich abhalten würde, sie zu meiner Gattin zu machen."

„Und dennoch liegt da ein Brief, der mit den Worten anfängt: Mon bien-aimé Lothard!" dachte der Doktor. Laut sagte er:

„Aber wenn Sie auch ihr Herz besitzen, so hilft das nicht viel, denn sie wird sich aus Freundschaft gegen den jungen Aberney bestimmen lassen, ihm ihre Hand zu geben. Sie erfüllt damit den liebsten Wunsch, nicht nur ihrer Mutter, sondern auch ihres liebsten Freundes, Professors Aberney. Ja, ich gestehe aufrichtig, ich selbst finde diese Verbindung so natürlich und sehe darin eine so sichere Gewährschaft für das Glück des Mädchens, daß ich nicht länger den Briefträger machen oder Schuld sein will, wenn ihr Interesse von dem jungen Aberney abgelenkt wird."

„Sie wollen nicht?“ Alles Blut war Lothar nach dem Kopf geströmt.

„Nein! Als ich heute bei meiner Ankunft die beiden jungen Leutchen im Garten sitzen sah, sie den Kopf an seine Schulder gelehnt, er die Arme um ihren Leib geschlungen, da schien es mir, sie seien für einander geschaffen, und ich dachte: An seiner Seite wird sie bald das Interesse vergessen, das sie jetzt für den Baron hat. Als der Professor sie dann zärtlich küßte, da kam es mir vor, als seien diese drei Wesen durchaus geschaffen, um ein langes und glückliches Leben zusammen zu führen.“

Lothars Eifersucht brannte in hellen Flammen.

„So, Sie finden das? Aber ich finde, daß Schuldfried ein viel zu außerordentliches Mädchen ist, um dem Sohne eines politischen Ränkeschmieds wie Aberney in die Arme geworfen zu werden. Vom Vater kann man glauben, daß die russische Regierung jeden Augenblick ihre strafende Hand über ihn erhoben hält.“

„Dann muß man die Leute wissen lassen, daß die Aufmerksamkeit bereits auf den Professor gerichtet ist. Er kann ja nach Schweden ziehen und dort in ungestörter Ruhe das Glück seines Sohnes genießen. Es hat in den letzten Tagen Augenblicke gegeben, wo ich mich versucht fühlte, Aberney zu warnen.“

„Ha, das fehlte noch, daß Sie mich verriethen! Und doch wissen gerade Sie recht gut, wie unentbehrlich das Mädchen für meinen Seelenfrieden ist. Sie kennen meine Gemüthsart, meinen ganzen Charakter, und Sie haben vom ersten Augenblick eingesehen, daß ich dieses Mädchen von ganzer Seele liebte. Welche höllische Treulosigkeit wäre es nicht gewesen, den jungen Aberney zu begünstigen! Ha, ich glaube, wenn Sie das thäten, so würde ich Sie zermalmen.“

„Wenn ich so gehandelt hätte, so wäre es Ihre eigene Schuld,“ antwortete der Doktor ruhig. „Sie haben einmal erklärt, daß Sie mich nicht als Ihren Freund betrachten; folglich können Sie auf meine Freundschaft keinen Anspruch machen.“

Sie waren gleichwohl mein Vertrauter, derjenige der meinen Gefühlen Nahrung gab und Vorschub leistete,“ antwortete Lothar heftig.

Das Erste gebe ich zu, aber das Letzte ganz und gar nicht. Ich habe beinahe nie aus eigenem Antrieb von dem jungen Mädchen gesprochen; ich habe Ihnen nie eine Hoffnung in Bezug auf sie zugeflüstert. Im Gegentheil habe ich Sie vor dem Einfluß der beiden Aberneys gewarnt; aber da machte man mir Vorwürfe, ich wolle den Teufel in Ihrem Blut wecken. Nun wohl, Herr Baron, die Folge davon ist, daß ich mich nicht verpflichtet glaube, Ihren Interessen zu dienen, da Sie Alles, was ich dabei vornehme, als Schurkenstreiche betrachten. Aber möge jetzt diejenige Person die Ihnen Mißtrauen gegen mich eingepflanzt hat, Ihnen einen eben so guten Rath geben, wie ich ihn hätte geben können!“

Lothars Brust hob sich unruhig. Seine ganze Seele war in Aufruhr bei dem Gedanken, daß es blos einiger Worte von Wagner und Aberney bedurfte, damit dieser nach Schweden hinüberreiste und Schuldfried mitnahm, Lothar aber als ein Raub all dieser Furien, die jetzt in seiner Brust rasten, zurückbleiben mußte. Sie, Schuldfried, hatte ihren Kopf an Tages Schultern gelehnt, während er seinen Arm um ihren Leib geschlungen hielt. Sein Blut kochte bei diesem Gedanken, besonders wenn er überlegte, daß er selbst kaum ihre Hand zu berühren wagte. Zum Doktor sagte er:

„Vergessen Sie, wenn ich Ihnen Unrecht gethan habe, und beweisen Sie, daß Sie einiges Interesse für mich hegen, indem Sie nicht auf die Seite meines Rivals übergehen.

Der Doctor betrachtete ihn einen Augenblick, dann ergriff er die dargebotene Hand und sagte mit Nachdruck:

„Ich werde ihn nicht warnen.“

„Gut!“ Lothar ging an den Tisch, warf hastig einige Zeilen auf ein Papier, versiegelte dasselbe und überreichte es dem Doktor mit den Worten:

„Schicken Sie dieß mit einem reitenden Expressen ab.“

Der Doktor hielt den Brief in der Hand und betrachtete die Aufschrift, dann sah er den jungen Mann an:

„Was hoffen Sie von einer Besprechung mit Tage Aberney? Daß er nach Schweden zurückreise und seiner Braut entsage? Oder glauben Sie, es werde Ihnen wirklich auf

dem Wege der Ueberredung gelingen, einen Finnen von seinem Wunsche abzubringen? Dann wäre es besser, Sie schafften ihn und seinen Vater in aller Stille auf die Seite."

„Wagner, wecken Sie diesen abscheulichen Gedanken nicht wieder in meiner Seele! Ich möchte ihm weit lieber eine Kugel durch den Kopf jagen, und . . ."

„Es Schuldfried überlassen, Sie zu verabscheuen und ihn zu beweinen. Versuchen Sie es, bester Baron, Ihre Stellung und Ihre Handlungen einen Augenblick besonnen zu beurtheilen. Sie lieben das junge Mädchen, Schuldfried hegt ein lebhaftes Interesse für Sie, noch nicht stark genug, um dem mächtigen Einfluß alter Freunde die Waage zu halten. Sie wollen Allem Trotz bieten, um ihr Ihren Namen und eine weit glänzendere Gesellschaftsstellung, als ihr jetzt geboten wird, zu schenken. Nun wohl, Sie wollen das Mädchen und sich selbst zugleich glücklich machen; aber dieß wird Ihnen nie gelingen, so lange die Feinde der Familie Canitz sie beherrschen. Diese verabscheuen Rußland, das russische Joch, und lieben Schweden. Was ist also einfacher, als daß Sie im Bewußtsein hievon dem Professor und seinem Sohne Pässe verschaffen, um binnen acht und vierzig Stunden Finnland zu verlassen? Haben Sie ihnen dadurch geschadet? Nein, diese Herren werden nach Sibirien geschickt, wie die armen Polen."

Die Ergebnisse dieser Berathung werden sich bald zeigen. Nach einer Stunde verließ der Doktor das Zimmer und begab sich nach seinem eigenen Flügel.

* * *

Die Nacht war weit vorangeschritten, und noch wanderte Lothar unruhig im großen Salon auf und ab. Der Brief in dessen Lesung ihn die Ankunft des Doktors unterbrochen hatte, war gänzlich vergessen. Es ging Lothar wie allen Menschen, deren Gefühle bis auf die höchste Höhe getrieben sind, daß die ganze Thätigkeit der Seele sich um einen einzigen Gegenstand konzentrirt, der diese Steigerung hervorgerufen hat.

Lothar war einige Abende in der Nähe von Ektorp geritten, hatte sich sodann an den Platz im Walde geschlichen, wo man Alles sehen konnte, was auf dem Hofe vorging, und da hatte er Tage und Schuldfried beisammen gesehen. Bemerkt man ferner, daß er sie seit dem Morgen, wo er durchs Fenster einige Worte mit ihr ausgetauscht, keinen Augenblick mehr hatte treffen können, sondern sich lediglich mit den paar Zeilen hatte begnügen müssen, die er als Antwort auf seinen langen Brief erhalten, so begreift man leicht, wie es in ihm gähren mußte, besonders da Schuldfried in ihren Briefen niemals von ihren Gefühlen oder von irgend Etwas, das auf ihre Neigung bezogen werden konnte, sprach. Der letzte Brief, den der Doktor mitgebracht hatte, war indeß von den vorhergehenden abgewichen und hatte in Verbindung mit allem Andern oben mitgetheilte Besprechung hervorgerufen. Er lautete wie folgt:

„Sie sind betrübt. Ihre Worte haben einen Anstrich von Kummer und zuweilen von Bitterkeit. Woher kommt das? Bin ich die Ursache davon? Und gleichwohl möchte ich so gerne einen angenehmen Gegenstand bilden, bei dem Ihre Gedanken verweilten. Ach ich hätte viele Wünsche; aber es ist mir zu Muthe, wie einem Vogel, den man seines höchsten Schatzes, der Freiheit beraubt hat. Gleichwohl sollte ich glücklich sein, sehr glücklich, denn . . . Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht Alles sagen kann; nur so viel mögen Sie wissen, daß ich jetzt die Ruhe und den Frieden meiner Mutter in meinen Händen habe. Sie hat gesagt, das Mittel sie zu erfreuen, liege in meiner Gewalt, und gleichwohl . . . bebe ich; doch dieß geschieht wohl darum, weil ich ein Kind bin, das mit Allem unbekannt und dem Alles neu ist. Nein, jetzt will ich nicht mehr schreiben und doch hätte ich Ihnen so viel zu sagen. Wer weiß, wie lange ich noch das Recht besitzen werde, Ihre Briefe zu empfangen oder zu beantworten . . . Leben Sie wohl und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Kummer gemacht habe oder machen werde."

Ein Tag hat vier und zwanzig Stunden. Diese hinwiederum bilden ein Nichts in dem großen Rechenbuch des Unendlichen, und gleichwohl wie manche Umwälzung in einem Menschenleben kann nicht dieses kleine Picken der Zeitenuhr in sich schließen!

Die Nacht, welche der reiche und schöne Be,

sitzer von Kronbrück durchwachte, hatte für Schuldfried allen andern Nächten geglichen. Sie entschlummerte mit Gedanken an den Fremden, obschon sie an Tage denken wollte. Im Schlaf wurde sie von geheimen unruhigen Gedanken erfreut oder gequält, und als sie am Morgen erwachte, hatte sie keine Ahnung davon, daß dieser Tag das Signal zu all den verheerenden Stürmen werden sollte, die ihr Leben bedrohten. Mit der gewöhnlichen wehmüthigen Sehnsucht, die sich jetzt in ihrem Herzen wieder vorfand, begrüßte sie den Aufgang der Sonne.

Frau Smith sagte nach dem Frühstück zu ihrer Tochter:

„Mein Kind, Du hast meinetwegen so lange die arme lahme Mutter Veronika und die Frau des Waldschützen vernachlässigt, daß Du mir ein Vergnügen machen würdest, wenn Du sie besuchtest.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Verschiedenes.

Das Offizierkorps der bayerischen Garnison in Sedan veranstaltete am 20. Juli ein Hunderennen mit Hindernissen. Die Hindernisse bestanden aus einem Graben, einer Bretterbarriere und — einer ausgespannten Leine, an welcher Würste hingen. Dem letzteren „Hinderniß“ sollen viele Wettkämpfer zum Opfer gefallen sein. Sechs Sieger erhielten neue Halsbänder und wurden mit buntbebändertem Schwanze im Triumphe herumgeführt.

---

Ein Schuhmacher schickte seinen Lehrling zu einem Kunden mit einer Rechnung, um den Betrag derselben einziehen zu lassen. „Nun, nun, es wird nicht solche Eile haben,“ sagte der Gemahnte, als der Bursche, der Anfangs ganz höflich war, unangenehm werden wollte, — „ich gehe nicht durch!“ — „Det jloobe ick wol; aber mein Meester will durchjehen und braucht det Geld dazu;“ versetzte der Schusterjunge.

---

Kalkutta, 23. Juli. Die Polizei hat letzthin einen berüchtigten Banknotenfälscher, auf dessen Einlieferung 1000 L. ausgesetzt waren, nebst einem Mitschuldigen verhaftet. Die gefälschten Noten sind über ganz Indien verbreitet. Der Fälscher erklärte, er könne, wenn er mit seinem Schuldgenossen zu einem bestimmten heiligen Hügel gebracht werde, die verborgen gehaltenen Briefe und falschen Noten zeigen; jedoch europäische Offiziere dürften nicht an den Hügel kommen. Die Behörden gingen in die Falle. Die gefesselten Gefangenen wurden von Eingebornen begleitet. Diese kehrten mit der Meldung zurück, die Fälscher seien in das heilige Bassin gesprungen und darin ertrunken. So ist natürlich jede Hoffnung auf eine Auffindung der Verzweigung verloren gegangen.

---

— Wie aus der Salzseestadt vom 12. Juli berichtet wird, wurde von zwei Bergleuten eine ungemein reiche Silbermine entdeckt. Einige Besucher des Schachtes behaupten, daß circa 20,000 Tons fast freiliegend sind, und schätzen den Werth der Mine auf 5,000,000 Dollars.

---

— Mädchenmarkt. Ein ungarisches Blatt erzählt: Alljährlich am Peter- und Paul-Tage der Griechisch-Nichtunirten werden in der Nähe von Topanfalva Mädchenmärkte abgehalten. Der romanische Bauer ladet seine heirathsfähigen Töchter und all ihr „Zugebrachtes“ auf einen Karren und führt sie an jenen Ort, wo die Mädchenmärkte abgehalten werden. Hunderte von Männern, Frauen und Mädchen bevölkern zu jener Zeit die Bergesgipfel; die jungen Leute ziehen aus, die „Zukünftige“ zu suchen, und wenn Einem von ihnen ein zu Markte gebrachtes Mägdelein gefällt, so geht er zu diesem hin, setzt ihm den Stand seines Vermögens auseinander und hält bei dem Vater desselben um die Hand der „Angebeteten“ an, ohne diese je zuvor gesprochen und gesehen zu haben. Wenn die jungen Leute einander gefallen, wird der Handel geschlossen und sie werden Mann und Weib. Diese Mädchenmärkte werden in der Regel auch von Herren aus der Umgebung des Juxes halber besucht. Gelegentlich des letzten Marktes wurden 150 Mädchen an den Mann gebracht.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 65.** Freitag, 2. August **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Stunden wandelte Schuldfried nach der Hütte des Waldschützen. Eine stille Ahnung sagte ihr, sie könnte möglicher Weise vielleicht mit dem Fremden zusammentreffen. Ihr Vorgefühl täuschte sie nicht, denn sie war noch nicht weit gegangen, als sie zu ihrer großen Verwunderung Lothar in der Allee begegnete. Er pflegte sonst nicht so nahe bei dem Hofe zu gehen. Bei seinem Anblick eilte Schuldfried auf ihn zu und rief vergnügt:

„Wie artig Sie sind, daß Sie just heute hieher kommen!"

„Hätten Sie keinen Spaziergang gemacht, so wäre ich nicht länger vor dem Gitterthor stehen geblieben, sondern in Ihre Wohnung gegangen, um mit Ihnen sprechen zu können," antwortete Lothar. „Ach, Sie ahnen nicht, welche höllische Nächte und Tage ich hingeschleppt habe." Er fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Aber mein Gott, was quält Sie denn?" fragte Schuldfried.

„Meine Liebe zu Ihnen, Schuldfried," antwortete er.

„Sehen Sie, ich bin ja nur eine Quelle des Leidens für Sie und doch möchte ich so gerne das Gegentheil sein."

Lothar ergriff ihre Hand und führte sie an die kleine Bank, die unter einem hohen Wachholderbusch am Wege stand.

„Setzen Sie sich hier und hören Sie mich an," sagte Lothar in einem Ton, der seine tiefe Aufregung verrieth. „Ach Schuldfried, Sie fassen für mich das ganze Leben zusammen; den Himmel von Glück, wohin meine Wünsche sich einmal gewagt haben, und den Abgrund von Qualen, wohin noch nicht einmal die Phantasie sich verirren konnte. Geben Sie mir daher einen einzigen Strahl von Hoffnung, daß . . . . . Ach verzeihen Sie der Schmerz macht mich kühn . . . . . daß Sie mich einmal lieben werden. Ich will geduldig den Tag abwarten und sollte er erst bei meinem Tode anbrechen. Befreien Sie mich nur von dem qualvollen Gedanken, daß Sie einen Andern lieben, daß Sie die Frau eines Andern werden sollen; denn diese Vorstellung hat mich beinahe in einen wahrhaft elenden Menschen verwandelt." Er schüttelte den Kopf mit einer Bewegung, als wollte er die Martern verjagen, die darin lebten. „Sagen Sie mir," fuhr er fort, „ob es irgend ein Mittel für mich gibt, Ihr Herz zu gewinnen. Nennen Sie mir die Opfer, die Sie fordern, und ich will mich ihnen unterwerfen, wenn ich mir nur Ihre Zärtlichkeit damit erwerben kann." Er ergriff Schuldfrieds Hände. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht gewußt, was es heißt, Jemand zu lieben, Jemand von ganzer Seele lieb zu haben; Sie sind die Erste die mich den Himmel und die Hölle dieser Empfindungen kennen lehrte. Ich habe weder Mutter, noch Vater, noch Geschwister gehabt; Sie sind die Einzige, an die ich mich anschloß, und ohne Sie könnte ich nicht leben." Er preßte ihre Hände fest in die seinigen.

Auf Schuldfrieds Wangen wechselten Purpurflammen und Lilienwolken. Sie lächelte ihm mild und dennoch betrübt zu und flüsterte:

„Ihre Worte sind wieder nahe daran, mich zu erschrecken, und gleichwohl klingt ein Echo von ihnen in meiner Seele wieder. Still, unterbrechen Sie mich nicht, sondern versuchen Sie, mich mit Geduld und Ruhe anzuhören. Setzen Sie sich an meine Seite," fuhr Schuldfried fort," indem sie ihre Hände aus den seinigen zog. „Sie bitten mich um einen Schimmer von Hoffnung. Was kann ich geben, das Sie nicht bereits besäßen? Sie lieben mich. Ach diese Worte erfüllten einmal mein Inneres mit Leben, dann mit Freude, und so oft ich sie in meiner Erinnerung wiederholte, schlug mein Herz stärker vor Wonne. Ich

fühlte damals recht deutlich, daß Sie mir lieb waren. Vielleicht nur allzu lieb," fügte sie mit gesenkter Stimme hinzu. „Und gleichwohl sind Sie mir so fremd, daß es Augenblicke gibt, wo ich meine, ich solle Sie nicht so lieben, wie ich thue. Unterbrechen Sie mich nicht. Ich habe in diesen Wochen, wo wir getrennt lebten, ernstlich an Sie und an mich gedacht. Trotz aller Zärtlichkeit, die mich umgab, empfand mein undankbares Herz gleichwohl ein wehmüthiges Verlangen nach Ihnen. Sie sind für mein Leben unentbehrlich geworden. Für Ihr Glück würde ich gerne mein eigenes opfern, aber für den Frieden meiner Mutter, für den Wunsch meines Onkels und für Tages Zukunft würde ich ohne Bedenken sowohl Sie als mich opfern. Ach das Gefühl, womit ich an Ihnen hänge, gibt mir nicht das Recht, einem Andern als mir selbst Schmerz zuzuziehen. Es ist nur das Recht, mich aufzuopfern." Schuldfried legte die Hand an ihr Herz und fügte hinzu: „Es ist, als ob da drinnen Etwas fehlen müßte, wenn ich und Sie getrennt würden, und deß ungeachtet wird der Tag bald kommen . . . . ."

„Schuldfried, Schuldfried," erscholl eine Stimme vom Hofthor her; die jungen Leutchen drehten sich um und Schuldfried erhob sich sogleich mit den Worten: „Meine Mutter!" Sie reichte Lothar die Hand und fügte mit einem Blick, der seine Brust mit jubelnder Freude erfüllte, hinzu: „Leben Sie wohl, bis auf morgen."

Sie sprang über den Graben und eilte zur Mutter. Als sie weglief, erhob sich Lothar, um wo möglich einen Blick von dem Weibe zu erhaschen, das Schuldfried das Leben gegeben, und über welches so wunderliche Gerüchte gingen.

An das Thor gestützt, stand Frau Smith da und erwartete das Herannahen ihrer Tochter. Das Gesicht hatte sie der Allee zugekehrt. Lothar, der sich nur einige Schritte hinweg befand, konnte sehr wohl ihre Züge unterscheiden. Der junge Mann bog die Zweige des Busches auseinander, ließ sie aber sogleich wieder fahren, indem er murmelte:

„O mein Gott! dieses unheimliche Gesicht, welche Erinnerungen ruft es nicht in meiner Seele zurück! Nein, sie kann es nicht sein . . . irgend ein höllisches Trugbild treibt seinen Spott mit mir." Er beugte sich wieder mit einer hastigen Bewegung unter die Zweige. Frau Smith blieb regungslos stehen, bis Schuldfried an das Thor gekommen war.

„Zwei so ähnliche Gesichter kann es nicht geben," stammelte Lothar und versank in Gedanken, die ihm Anfangs sehr qualvoll zu werden schienen, aber zuletzt schüttelte er seinen schönen Kopf, um sich davon zu befreien, und ein Ausdruck strahlender Freude flog über sein Gesicht, indem er flüsterte:

Was geht es mich an, wer ihr das Leben gegeben hat! Sie ist jetzt mein. Weder die Mächte des Himmels noch der Hölle können sie mir entreißen, seit ich weiß, daß ihr Herz mir gehört. Sollte ich wohl darum aufhören, dieses reine und edle Mädchen zu lieben, weil sie ein Kind des Verbrechens ist? Nein, wäre sie auch am Fuße eines Schaffots geboren, so ist sie doch eine schuldfreie Taube. — Schuldfried! — Ach wie viel schließt nicht dieser Name in sich!"

Lothar ritt nach dem stolzen Kronbrück zurück, indem er sich zum ersten Male in seinem Leben den gaukelnden Jugendtäuschungen über zukünftiges Glück hingab. Sein Herz pochte vor Freude, als er in der Phantasie den Augenblick sah, wo er die Tochter der düstern Wittwe als seine Gattin und Beherrscherin des herrlichen Gutes heimführen würde. Mit welcher Pracht, mit welchem Glück wollte er sie umgeben, und wie wollte er sie nicht mit seiner Liebe schmücken! — Es war das erste Mal, daß der von der Natur so freigebig ausgestattete und so reich mit Glücksgütern gesegnete junge Mann sich wahrhaft glücklich fühlte; das erste Mal, daß eine Ahnung von Wonne seine Seele anflog. Lothar hatte Alles vergessen, was ihn einer unrechten Handlung beschuldigen konnte. Er hatte bloß ein einziges Bewußtsein, daß Schuldfried ihn lieb hatte. Was kümmerte er sich darum, ob es Andere gab, denen sie sich aufzuopfern für ihre Pflicht hielt; diese Andern sollten ihm bald nicht mehr im Wege stehen, und was die Mutter betraf, so dachte Lothar gar nicht an sie. Er besaß Schuldfrieds Zusicherung und in dieser Gewißheit glaubte er Alles zu besitzen.

O Jugend, Zeit der Hoffnungen, wie bitter beweinen wir dich nicht, wenn du mit

deinen Schätzen von Glauben und Zuversicht entflohen bist, wenn das Herz nicht gerade dasjenige fürchten gelernt hat, was die Hoffnung am schönsten malt!

Ein Tag mag noch so freundlich oder traurig beginnen, so nimmt er zuletzt ein Ende, und unsere Freude oder Schmerzen verbergen sich im stillen Schooße der Nacht. So auch an dem Tage, wo Lothar die ganze Welt von Glück, die ihm entgegen lächelte, nicht in seiner Brust fassen zu können meinte.

Zu Mittag waren einige Gäste geladen und der sonst stolze und verschlossene Wirth von Kronbrück hatte vor Freude gestrahlt. Seine Unterhaltung blitzte von Geist und Witz. Doktor Wagner, der sich unter den Gästen befand, warf von Zeit zu Zeit einen eigenthümlichen Blick auf Lothars schönes, vom Glücke noch schöner gewordenes Gesicht.

„Berausche Dich immerhin mit Deinem Schatten von Seligkeit, um so schrecklicher wird Dein Erwachen sein," dachte der Pole.

Nach Tisch entfernten sich alle Gäste. Der Doktor sagte, er sei zu einem Kranken gerufen, und als die Dämmerung einbrach, befand sich Lothar allein. Er saß im großen Salon in einem Sopha zurückgelehnt, in all die Träumereien versunken, die der Einbildungskraft eines glücklichen Liebhabers so angenehm schmeicheln. Die Dienerschaft hatte wie gewöhnlich die Lichter in den Kandelabern und Kronleuchtern angezündet, ohne daß der Baron darauf achtete; er bemerkte die ganze Lichtfluth, die auf ihn herabströmte nicht, so vollkommen war er von der äußern Welt losgerissen. Gleichwohl wurde er dahin von einem Bedienten zurückgerufen, der eintrat und meldete, daß eine junge Dame ihn zu sprechen wünsche.

„Wer ist sie?" fragte Lothar ärgerlich über die Störung.

„Sie will ihren Namen nicht angeben, behauptet aber, daß sie etwas Wichtiges zu sagen habe."

„Laß sie hereinkommen!" Lothar erhob sich aus seiner liegenden Stellung und fuhr mit der Hand durch die dunkeln Locken, indem er dachte: „Jung? Dann kann es nicht . . ."

Die Thüre öffnete sich und der Bediente sagte:

„Wollen Sie gefälligst eintreten; der Herr Baron sitzt da und ist ganz allein."

Herein trat ein hochgewachsenes schlankes Frauenzimmer mit gesenktem Blick. Die Thüre wurde hinter ihr zugemacht und sie blieb unmittelbar vor derselben stehen. Sie und Lothar waren allein. Er richtete sich auf und wandte sich zu ihr, blieb aber stehen und blickte seinen Gast beinahe erschrocken an, indem er rief:

„Schuldfried!"

Ehe wir zur Schilderung der Scene übergehen, die jetzt erfolgte, wollen wir einen Blick zurückwerfen und sehen, was auf Ektorp geschah, als Frau Smith ihre Tochter rief.

Schuldfried hatte sogleich Lothar verlassen und war zu ihrer Mutter geeilt. Als sie durch das Gitterthor eintrat, hatte Frau Smith ihr einen Brief gereicht, der mit einem reitenden Boten von Junta gekommen war. Er lautete wie folgt:

„Madame, ein großer Verdruß, der eingetreten ist, veranlaßt mich zu der Bitte, Schuldfried sogleich nach Junta herüberzulassen. Ich wende mich an Sie, damit Sie nach Schuldfried schicken, im Fall sie ausgegangen wäre, wenn dieß ankommt. Die Augenblicke sind kostbar.

Mit aller Achtung

Sara Ehrmann."

Als Schuldfried in aller Hast diese Zeilen gelesen hatte, sagte Frau Smith:

„Ich habe anspannen lassen. Fahre fort und bete zu Gott, daß ihn nichts betroffen haben möge."

Nach einigen Augenblicken war Schuldfried auf dem Wege nach Junta. Er kam ihr wie eine Ewigkeit vor, und sie suchte sich die Zeit und ihre Angst damit zu vertreiben, daß sie sich die Worte ins Gedächtniß zurückrief, die Aberney während der Krankheit ihrer Mutter zu ihr gesagt.

„Im Augenblick der Prüfung zeigt der Mensch am Besten, ob er Seelenstärke besitzt und ein guter Christ ist," hatte er gesagt, und sie wollte stark sein; sie wollte mit vollkommener Geistesgegenwart Allem entgegentreten, was bei der Ankunft auf Junta sie erwarten mochte.

Dort angelangt, eilte Schuldfried in den

Saal, wo sie Tante Sara leise weinend in der Sophaecke traf. Beim Anblick Schuldfrieds stürzte sie auf und warf sich ihr um den Hals, indem sie rief:

„Mein Gott," Kind, welch ein schreckliches Unglück: sie sind fort, fort! Sie brach in lautes Schluchzen aus. — —

„Fort! Gute liebe Tante, sprechen Sie doch und sagen Sie, was geschehen ist," bat Schuldfried mit zitternder Stimme.

Was sie wünschte, war jedoch nicht so leicht auszuführen; denn erst nach vielen Ausrufungen und Fluthen von Thränen gelang es, Schuldfried zu erfahren, was alle diese Ausbrüche hervorrief. Die Sache verhielt sich so:

Während man auf Junta frühstückte, waren der Kronvogt und der Bezirksexekutor gekommen und hatten mit Professor Aberney und Tage zu sprechen verlangt. Sie waren ins Zimmer des Ersteren geführt worden. Nach kurzer Besprechung, während welcher der Exekutor alle Papiere Aberneys zu sich nahm, waren sie wieder herausgekommen, und Aberney hatte Tante Sara mitgetheilt, daß er und Tage gezwungen seien, sogleich nach Abo zu reisen. Tante Sara hatte während der Besprechung der Herren in Aberneys Zimmer eifrig am Schlüsselloch gelauscht und deutlich gehört, daß der Exekutor von Gefangenschaft in Sibirien sprach. Ja, sie konnte ihr Leben daran setzen, daß er gesagt hatte, Aberney und Tage würden dahin abgeführt werden.

Zwar hatten Aberney und Tage bei ihrer Abreise Tante Sara gebeten, kein Wort davon zu sagen, daß sie mit dem Kronvogt und dem Exekutor nach Abo gefahren seien, sondern sie solle bis auf Weiteres angeben, sie hätten eine Geschäftsreise gemacht; aber als Tante Saras beide Lieblinge fort waren, konnte sie es in der Einsamkeit nicht aushalten, sondern schickte sogleich nach Schuldfried, um gegen sie ihr Herz auszuschütten und wo möglich irgend eine Art zu ihrer Rettung ausfindig zu machen.

Tante Sara hatte sich in den Kopf gesetzt, daß sie selbst und Schuldfried nach Abo fahren sollten; letztere sollte dann zum Generalgouverneur gehen und für die Abgeführten bitten.

(Fortsetzung folgt.)

## Erinnerung an München.

Frisch auf, mein Lied, am Bundestage,
Frisch auf, mein Lied, zu dieser Stund'
Und grüße mir beim Trinkgelage
Die Brüder all' aus Herzensgrund!

Fort aus der Pfalz geliebtem Lande
Mit Wind und Wolken schwebe fort
Und trage bis zum Isarstrande
Den Sängergruß, das Sängerwort!

Hei, wie sie drauf die Krüge heben,
Die frischgefüllten, frisch von Stein:
Herzbruder trink', die Pfalz soll leben,
Die schöne Pfalz, die Pfalz am Rhein!

Ein Trinken ist's in raschen Zügen,
Studenten sind's von ächter Art,
Die sinnig stets bei vollen Krügen
Das Recht der schönen Kunst gewahrt.

Doch Einer fehlt in froher Mitte,
Dem's kranke Herz noch brechen muß —
Dem gaben sie nach Bundessitte
Beim letzten Trunk den Abschiedskuß.

An Euch, ihr Brüder muß ich denken
Wie an verlor'ne Jugendzeit;
So lebt den wohl, ihr lust'gen Schenken,
Fahr' wohl, o Burschenherrlichkeit!

### Verschiedenes.

Daß treue Liebe mehr vermag als selbst die grausamste Kanonenkugel, zeigte sich kürzlich in Stollberg bei Gelegenheit einer Trauung, wie sie vielleicht noch nie vorgekommen ist. Der Bräutigam hatte im Kriege durch eine französische Granate beide Arme verloren; die Braut aber, die ihm, als er noch unverletzt und ein gesunder Jüngling war, Herz und Hand geschenkt hatte, beschloß, den unglücklichen Invaliden nicht zu verlassen. Fast die ganze Stadt wohnte dem feierlichen Trauacte bei, durch welchen dieser seltene Bund der Treue besiegelt wurde.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

**Nro. 66.** Sonntag, 4. August **1872.**


## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schuldfried war jung und schön, sie liebte Aberney und war ja beinahe Tage's Braut; dieser letztere Umstand, meinte Sara, würde den Gouverneur rühren, und wenn irgend etwas sein Mitleid wecken könnte, so wäre es eine verzweifelnde Braut. Tante Saras ganze Hoffnung beruhte auf dem Erfolg einer rührenden Bitte Schuldfrieds bei dem Gouverneur.

Schuldfried saß bleich da und hörte gedankenvoll diesen Vorschlag an. Ihr Instinkt sagte ihr, daß sie darauf keine Hoffnung gründen könne, Etwas auszurichten. Daß Etwas geschehen müsse, sah sie deutlich ein; aber was, darüber wußte ihre Unerfahrenheit keinen Rath. Inzwischen machte ihr Sara die traurigsten Beschreibungen vom Schicksal aller derjenigen, welche sich das Mißvergnügen der russischen Regierung zugezogen. Sie entwarf dem Mädchen die gräßlichsten Schreckbilder von der Knute und Sibirien, so daß ihre Haare sich sträubten und ihr Herz bebte. Während Tante Sara auf solche Art sich selbst und Schuldfried in die Angst jagte, hörte man einen Wagen in den Hof hereinrollen.

„Vielleicht kommen sie zurück!“ rief Schuldfried, indem sie aufsprang. Sie öffnete die Thüre und eilte in den Erker hinaus, blieb aber dort mit dem Ausdruck getäuschter Hoffnung in ihren Zügen stehen; denn der Ankömmling war Wagner.

Der Doktor ging ihr verbindlich entgegen und sagte, er habe sie in Ektorp besucht, weil er erfahren habe, daß Professor Aberney als politisch verdächtig nach Abo abgeführt worden sei. Da er sie nicht zu Hause getroffen, so habe er sie hier aufgesucht, um ihr als Freund den Rath zu geben, daß sie nach Kronbrück fahren, sich eine Besprechung mit dem Baron erbitten, ihm das Vorgefallene erzählen und ihn um seine Vermittlung für Aberney ersuchen solle.

„Er ist allmächtig und ein Wort von ihm genügt, um den Professor zu befreien,“ hatte der Doktor gesagt. Als Schuldfried ihrer Tante Sara's Vorschlag mittheilte, bewies er ihr, daß eine solche Appellation an den Gouverneur ganz zwecklos sein würde. Der Gouverneur als Beamter müsse seine Pflicht thun; Baron Canitz dagegen als besonderer Günstling des Kaisers könne mit der größten Leichtigkeit Aberney von allen schlimmen Folgen seiner politischen Versehen befreien.

Als der Doktor sich entfernt hatte, war Schuldfrieds Entschluß gefaßt und sie reiste nach Kronbrück, wohin auch wir jetzt zurückkehren.

Beim Tone von Lothars Stimme sah Schuldfried erschrocken auf, heftete mit einem Ausdruck des Entsetzens ihre Augen auf ihn, trat dann hastig einige Schritte vor, ergriff seinen Arm und rief: „Sie sind also Constantin Canitz?“ Ihr Gesicht war todtenblaß geworden, ihre Lippen bebten und die großen dunkeln Augen starrten verzweiflungsvoll ihn an.

„Ja.“

Mit einer Regung wahren Entsetzens riß Schuldfried die Hand von seinem Arme los, verbarg ihr Gesicht in den Händen und murmelte:

„O Jesus, Christus, erbarme Dich über mich!“

„Schuldfried,“ sagte Lothar betrübt, “erschreckt mein Name Sie so sehr? Was bedeutet das, wenn ich Canitz heiße? Für Sie bin und bleibe ich immer der Lothar, der Sie bis zur Abgötterei liebt.“

Schuldfried blieb unbeweglich. Lothar fügte mit innig bittender Stimme hinzu:

„Verzeihen Sie die Schwachheit, die mich veranlaßte, zu verschweigen, wer ich war. Ich wußte ja, daß die Gewißheit darüber mich verhaßt machen würde und ich wollte geliebt

werden. Wenden Sie sich nicht ab, sondern sagen Sie, daß Sie mir verzeihen."

Schuldfrieds Hände waren langsam von ihrem Gesichte herabgesunken. Lothar suchte eine von ihnen zu ergreifen; aber bei dieser Bewegung trat sie zurück, richtete das gesenkte Haupt stolz empor und heftete einen kalten würdevollen Blick auf ihn. Mit einer unnatürlich ruhigen Stimme sagte sie:

„Baron Canitz! Ich kenne Sie nicht. Das ist das Erstemal, daß wir uns treffen. Ich habe mich hier eingefunden, um Ihre Vermittlung für Aberney zu erflehen."

Im ganzen Wesen des jungen Mädchens lag etwas, was Lothars Blut gerinnen machte. Sein Herz wurde von Angst ergriffen, wenn er ihrem kalten Blick begegnete, und er glaubte unter dem Einfluß eines qualvollen Traumes zu stehen. Er hatte sich kurz vorher noch so selig gefühlt, daß es ihm jetzt schwer wurde, diese Veränderung zu begreifen, die ihr Aeußeres andeutete. Diese Augen, die ihm am Morgen so liebevoll entgegengelächelt, waren sie wirklich dieselben, die jetzt so verächtlich blickten? Er hörte ihre Worte, aber er faßte sie nicht. Er verlangte bloß zu wissen, ob sein Name das Gefühl in ihr getödtet habe, das ihn so glücklich gemacht. Was war Alles, was sich nicht auf Schuldfrieds Liebe bezog für Lothar? Nichts.

„Alles was Sie zu mir sagen, ehe ich von Ihren Lippen einen Ausdruck der Verzeihung erhalten habe, kann ich nicht verstehen. O Schuldfried," rief er heftig, „sehen Sie mich nicht so an; was habe ich denn Böses gethan? Ich habe Sie wie ein höheres Wesen geliebt und verehrt. Ein einziges freundliches Wort, ein Wort, das mir sagt, daß Sie dieselbe sind, wie heute früh, und Sie können dann über mein Leben gebieten."

„Wenn ich mit einem solchen Wort meiner Mutter Leben, meine eigene Ehre retten könnte, so vermöchte ich's doch nicht auszusprechen. Sie sind nicht mehr für mich, der Sie waren — der Mann, den ich liebte. Sie sind Baron Canitz, und zu ihm komme ich, um seine mächtige Hülfe zur Rettung des Professors Aberney und seines Sohnes anzuflehen. Sie sind auf Grund einer politischen Anklage vom Kronvogt nach Abo geführt worden. Ich bin gekommen, um den Günstling des russischen Kaisers anzuflehen, daß er meine unglücklichen Landsleute rette. Sie können es thun und auf meinen Knieen will ich Sie darum bitten."

„Sie bitten und hoffen auf Gewährung," sagte Lothar düster „und dennoch verweigern Sie ein freundliches Wort dem Manne, dessen ganzer Friede darauf beruht. Sie begehren einen Dienst, der mich Leben und Freiheit kosten kann, und zwar in dem Augenblick, wo Sie mit Verachtung mein Herz von sich stoßen. Bei Baron Canitz bitten Sie und Lothar verstoßen Sie; derselbe Name, an den Sie sich wenden, um Ihre Freunde zu retten, ist der Tod für Ihre Liebe."

„Ja, dieser Name kann meine Freunde retten, aber ich kann den Träger desselben nicht lieben. Er gehört einer Familie, die gegen Finnlands Freiheit gefrevelt, ihr Vaterland verrathen hat, und Canitz heißt derjenige, der in seiner rohen Wildheit mich einmal schimpflich mißhandelte." Schuldfried fügte mit Bitterkeit hinzu: „Ich möchte vor Schmerz sterben, wenn ich bedenke, daß ich mich noch vor einigen Stunden stolz fühlte, die Liebe eines Constantin Canitz zu besitzen. Dem vermessenen russischen Abkömmling einer erniedrigten schwedischen Familie kann Schuldfried ihr Herz nicht schenken." Sie schöpfte tief Athem und fügte mit gefalteten Händen hinzu: „Helfen Sie meinen Freunden, retten Sie diese Leute vom Unglück, geben Sie sie mir und Finnland zurück."

„Hören sie mich, Schuldfried, ich kann Ihnen Ihre Freunde nicht zurückgeben, selbst wenn ich meine ganze Wohlfahrt dafür opfere. Wer sich gegen die russische Regierung vergangen hat, kann nicht gerettet werden."

„Sie können nicht?" fiel Schuldfried ein; „sagen Sie lieber, daß Sie nicht wollen. O mein Gott, wie konnte ich mich einen Augenblick der trügerischen Hoffnung hingeben, daß Sie, ein Canitz, ein Russe, edelmüthig sein könnten; Ich mußte eine Weigerung erwarten, von einem Manne, der . . ."

„Warum verstummen Sie?" fragte er mit bebender Stimme. „Stoßen Sie zu, zermalmen Sie mich, zerfleischen Sie mein Herz, zertreten Sie es unter Ihren Füßen und kehren Sie dann heim, mit dem Bewußtsein den Frieden eines Menschen zerstört zu haben.

Mädchen," fügte er heftig hinzu, „Sie verläugnen das grausame Blut nicht, das Sie geerbt haben."

„Baron Canitz," versetzte Schuldfried mit Kälte; „es handelt sich hier nicht um Sie und um mich. Das Vergangene ist vorüber. Sie sind mir ein Fremder, zu welchem ich kam, um Hülfe zu suchen. Sie können, aber wollen dieselbe nicht gewähren. Nun wohl, ich gehe; genießen Sie den Triumph, daß ich Sie vergebens um eine gute Handlung angefleht habe, die eine für Russen unmögliche Hochsinnigkeit voraussetzte. Jetzt habe ich nichts mehr hinzuzufügen." Schuldfried wandte sich gegen die Thüre.

„Verweilen Sie noch einen Augenblick und hören Sie mich an. Indem Sie so verächtlich zu mir reden, vergessen Sie, daß dieser erbärmliche Canitz Sie in seiner Gewalt besitzt, daß er, wenn er ein schlechter Mensch wäre, der Ehre und Tugend verachtete, seine Macht mißbrauchen und nur auf seine Leidenschaften hören könnte."

„Auf was hören Sie denn, wenn Sie meinen Freunden nicht helfen wollen?" sagte Schuldfried mit der unerschütterlichen Festigkeit in ihren Behauptungen, die dem finnischen Volke so eigenthümlich ist.

„Ich kann Ihnen nicht helfen.

„Sie wollen nicht. Baron Canitz, möge Gott Ihnen diese Weigerung verzeihen." Schuldfried näherte sich der Thüre, aber Lothar vertrat ihr den Weg.

„Sie gehen also ohne ein freundliches Wort, ohne einen einzigen freundlichen Blick?"

„Ja." Schuldfried sah ihn stolz an. „Sie lassen mich unerhört weggehen, obschon Sie wissen, daß das Unglück und die Leiden meiner Freunde mir weit unerträglicher sind, als der Schmerz, der mich selbst getroffen hat. Sie können ihnen die Freiheit wieder schenken, aber Sie ziehen es vor, mich in meiner Qual vergehen zu lassen. Und Sie wagen es noch, von Ihrer Ergebenheit gegen mich zu sprechen. Ach das ist ein abscheulicher Hohn!"

„Wenn es ein Hohn wäre, so brauchte ich bloß den Schlüssel in diesem Schlosse umzudrehen, und Sie wären mein Eigenthum." Er legte die Hand auf das Schloß. „Ich habe gesagt, daß ich Ihre Bitte nicht erfüllen kann. Sie zweifeln, Sie verweigern mir ein einziges armseliges Wort des Trostes für all den Schmerz, den ich erleide. Sie höhnen mich, während meine Liebe so heilig und ernst war, daß ich mich nicht einmal mit einer Geberde von einem anderen Gefühl als Ehrfurcht leiten ließ. Nun wohl, wenn Schmerz oder Verdruß mich jetzt veranlassen würden, Sie in meiner Gewalt zu behalten, so wäre dieß eine entschuldbare Handlung." Er schöpfte tief nach Athem und fügte mit einem beinahe wehmüthigen Ausdrucke hinzu: „Aber wenn ich das thäte, so würde ich Sie nicht so innig lieben, wie dieß der Fall ist. Sie sind mir lieber, als mein eigenes Glück, selbst in dem Augenblick, wo Sie mich verachten." Lothar zog sich auf die Seite. „Leben Sie wohl und mögen Sie nie die Härte bereuen, die Sie jetzt gezeigt haben." Er verbeugte sich.

Schuldfried war erschüttert. Thränen flossen ihre Wangen hinab.

„Geben Sie meinen Freunden die Freiheit und ich werde Sie segnen."

„Verlangen Sie, daß ich zu Ihren Füßen sterben soll und ich will es thun. Aber begehren Sie nicht das Unmögliche."

„Ja unmöglich für einen Canitz, aber möglich für einen Mann von edlem Herzen," rief Schuldfried und schloß die Thüre auf. Lothar blieb unbeweglich stehen, bis sie sich hinter ihr wieder schloß, dann eilte er durch eine andere hinaus.

Im Hofe von Kronbrück stand die anspruchslose kleine Droschke, worin Schuldfried gekommen war. Anders hatte es sich ruhig gemacht und schlief ganz gemächlich auf seinem Ohr, indem er die Zügel in seiner müden Hand hielt. Ein Bedienter rief den schlafenden Kutscher an und half Schuldfried in den Wagen. Der Abend war düster, der Himmel trübe, und durch die Luft ging ein dumpfes Seufzen, das ein nahendes Gewitter verkündete. Just als der Bediente ganz artig den Teppich für das junge Mädchen zurechtlegte, hörte sie eine helle und wohlbekannte Stimme von der Treppe her rufen.

„Führe sogleich mein Reitpferd vor!"

Schuldfried hüllte sich in ihren Shawl. Sie zitterte, ob vor Kälte oder Schmerz wäre schwer zu bestimmen, aber gewiß ist, daß ein heftiger Frost sie schüttelte. Sie wollte Anders auffordern, schnell von diesem

Anders war ganz schlaftrunken und bedurfte einer langer Weile, bis er zu sich kam und Peitsche und Zügel in Ordnung waren. Dann ging es im langsamen Hundetrab zum Gitterthor hinaus. Als es geöffnet wurde, hörte Schuldfried die Hufschläge eines Pferdes, das man auf den Hof führte. Sie drückte ihre Hand fest gegen ihr unruhig pochendes Herz. Jetzt kam ein Pferd hinter ihr her galoppirt. Als sie ein Stück weit in der Allee war, befand sich der Reiter an der Seite der Droschke.

„Seien Sie ohne Furcht,“ sagte eine Stimme so weich und betrübt, daß ihre Töne Schuldfried ins Herz drangen; „ich will Sie mit meiner Gegenwart nicht quälen oder verfolgen; ich will bloß darüber wachen, daß Sie heimkommen, ohne daß Ihnen etwas geschieht.“

Heiße Thränen rollten über Schuldfrieds Wangen, aber diese ahnte Lothar nicht; die Dunkelheit verborg sie und der Sturm küßte sie weg. Hätte es ihr Leben gegolten, so hätte Schuldfried nicht ein einziges Wort zu erwidern vermocht.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Verschiedenes.

— Mülhausen, 28. Juli. Vergangene Woche am Freitag passirte hier ein Fall, der mich unwillkürlich in die Zeiten des Mittelalters versetzt, aber zu gleicher Zeit auch ein trauriges Zeugniß liefert, in welch' grassem Aberglauben das gemeine Volk hier noch befangen ist. Ein hier in der D . . . . . Straße angesessener 52jähriger Schreiner hat eine Tochter von 23 Jahren, welche seit längerer Zeit leidend ist, indem sie öfter Wahnanfälle hat. Vor drei Monaten schon kam nun dessen Ehefrau zu der in der Nähe wohnhaften alten 72jährigen Wittwe W., welche, wie die Leute sagen „hexen“ kann, mit dem dringenden Ansinnen, ihrer Tochter, welche verhext sei, zu helfen. Wohl nur um diese Frau los zu werden, gab ihr das alte Mütterchen den Rath, für ihre Tochter zu beten. Dieses Mädchen, welches am letzten Dienstag aus dem Hospital als geheilt entlassen war, nachdem es dort acht Wochen zugebracht hatte, bekam am Freitag Morgen wieder einen ihrer Anfälle. Der Vater, obengenannter Schreiner, in seiner Angst und ebenfalls von dem Wahne befangen, seine Tochter sei verhext, stürzt nun mit einem Male zu der alten Frau ins Zimmer und schreit: „Helft, helft meiner Tochter, ich weiß ganz gewiß, daß ihr helfen könnt, wenn ihr wollt!“ Die alte Frau, glaubend, der Mann sei selbst mehr wahrsinnig als dessen Tochter, flüchtet nun fort, er ihr aber nach, faßte sie in seiner Verzweiflung an, wirft sie zu Boden, schüttelt sie halb zu Tode und läßt nicht eher von ihr, bis auf den Hilferuf der Alten, Leute herbeieilten, wo er sich dann entfernte. — Sollte man darnach nicht glauben, man lebe noch in längst verschollenen Zeiten? Hoffentlich wird auch zur Ausrottung dieses im Volke noch fortlebenden Aberglaubens der Schulzwang seine segensreichen Früchte tragen.

---

(Gesundheitsschädliche Cigarrenspitzen.) Die in den letzten Jahren vielfach gebräuchlichen Cigarrenspitzen von weißem Holz kommen neuerdings mit Bleiweiß lackirt vor und ist vor dem Gebrauch solcher Spitzen zu warnen.

---

— Einem in Paris wohnenden Amerikaner ist eine Privat-Depesche aus New York zugekommen, welche über die entsetzliche Hitze Näheres mittheilt: Seit dem 19. Juni 54 Centig. im Schatten, nicht der geringste Wind. — Der Asphalt siedet in den Straßen. — Das Wasser der Bäche dampft und verdirbt. — In New-York, Broklyn, New-Yersey 480 Erstickte in den 3 letzten Tagen. — Geschäfte eingestellt. — Die Hälfte der Bevölkerung ist an die Küste oder an die Mündung des Hudson ausgewandert. — Die Landschaft in betrübtem Zustand. Das Gras ist verdorrt, selbst das Vieh stirbt an Entkräftigung. Die Blätter der Bäume liegen zusammengerollt dürr zur Erde. — Die ältesten Einwohner erinnern sich nicht, eine solche Temperatur erlebt zu haben.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 67. Mittwoch, 7. August 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Lothar ritt schweigend neben dem Wägelchen her, während der Gott des Sturmes seine Schwingen entfaltete. Kein Wort wurde während der ganzen Fahrt gewechselt, und als die Droschke nach Ektorp abbog, sagte Lothar:

„Leben Sie wohl!"

„Dank!" flüsterte Schuldfried mit lautloser Stimme, die vom Geheule des Windes übertäubt wurde, so daß sie die Ohren nicht erreichte, für welche sie bestimmt war. Lothar riß sein Pferd herum und jagte im wilden Karriere davon. Schuldfried hätte ihn gerne zurückgerufen, hätte ihm gern einige freundliche Worte gesagt, aber es war zu spät.

Die Nacht löste den Tag ab und Schuldfried saß allein auf ihrem Stübchen. Das keuchende Licht warf seinen unruhigen Schein auf ihre bleichen Züge, in denen so viel tiefer und bitterer Schmerz zu lesen stand. Alle die ihr theuer gewesen und deren Anblick sie erfreut hatte, waren jetzt fort. Schuldfried fühlte sich so niedergedrückt, so durchaus unglücklich, daß sie viel dafür gegeben hätte, um eine einzige theilnehmende Brust zu besitzen, an die sie sich hätte anlehnen können oder eine freundliche Stimme, die ihr einige Worte des Trostes zugeflüstert hätte. Es war, als hätte eine Windsbraut alle ihre Freude zerstört oder zertrümmert, um nichts als Angst, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit zu hinterlassen. Ihre liebsten Freunde waren von einem schauerlichen Schicksal bedroht, ohne daß sie Etwas für sie zu thun vermochte. Sie hätte sie mit ihrem Leben so gerne von allem Schmerz freikaufen mögen! Und dann dieser Mann, der ihr so unaussprechlich theuer, so unentbehrlich geworden war — er hatte sie betrogen, er hatte sich in ihre Liebe und ihr Vertrauen eingeschlichen; er war derselbe Canitz der, sie und Tage mißhandelte, derselbe Mann, den sie von Kindheit an verabscheut, den sie als den Sohn eines Abtrünnigen verachten gelernt hatte. Alles das war eine bleischwere Last für die ungeprüfte Seelenstärke, besonders da sie trotz alle dem zu ihrer tiefen Beschämung ihr Gefühl nicht von ihm loszureißen vermochte. Schuldfried meinte vor Schande zu vergehen, weil sie so schwach war, denjenigen zu lieben, den sie verachten sollte. Auch stieg jetzt der nagende Gedanke in ihr auf, daß sein vielleicht oft ausgesprochener Neid gegen Aberney und Tage es sei, was ihn veranlasse, ihnen nicht helfen zu wollen. Also war sie selbst die Ursache seiner Weigerung, und bei diesen Folgerungen wurde sie von den bittersten Selbstanklagen überfallen.

Schuldfried gehörte im Allgemeinen nicht zu denjenigen, die für alle Widerwärtigkeiten Thränen oder auch nur eine Klage bei der Hand haben, aber die Qualen, die jetzt auf sie einstürmten, schienen ihr wirkliche Höllenschmerzen zu sein, die vielleicht eine Linderung finden würden, wenn sie weinen könnte.

Endlich gegen Morgen erbarmte sich der Gott des Schlafes über das unglückliche Kind und schloß sie in seine Arme, so daß sie in einen kurzen und unruhigen Schlummer verfiel. Als sie daraus erwachte, war der Tag schon sehr weit vorangeschritten. Sie fand auf dem Tisch neben dem Bette einen etwas dicken Brief. Die Aufschrift war von Aberney's Hand. Hastig erbrach sie das Siegel. Der Umschlag enthielt zwei versiegelte und einen unversiegelten Brief. Sie entfaltete sogleich den letztern, wurde aber schneeweiß, als ihr Blick auf die nur allzu bekannte Handschrift fiel, diese schönen und feinen Buchstaben, deren Anblick ihr sonst so viel Freude gemacht hatte, jetzt aber ihre Brust nur mit Bitterkeit erfüllte. Sie las:

„Sie sagten mir gestern, daß Sie zu Baron Canitz in der Hoffnung gekommen seien, Ihre Freunde durch ihn aus einer drohenden Gefahr zu erretten.

„Sie, ein junges und schönes Mädchen, begaben sich zu diesem Manne, dem einzigen Wesen, das Sie auf Erden verabscheuen. Um Sie dazu zu vermögen, war eine mächtige Ergebenheit erforderlich, und eine solche hegen Sie für diese beiden Männer. Sie vergaßen die Furcht vor einem Canitz und traten über seine Schwelle, obschon Sie ihn jeder schlechten Handlung fähig glaubten.

„Was hofften Sie denn bei einem solchen Menschen auswirken zu können? Hofften Sie ihn durch Ihre Bitten zu erweichen? Dann setzten Sie voraus, daß in seiner Brust ein Herz schlage, das für Mitleid offen sei. Wer Mitleid empfinden, wer von einer Bitte gerührt werden kann, ist kein Verdorbener, und gleichwohl denken Sie das von Constantin Canitz.

„Sie kamen in der Ueberzeugung, daß er Ihnen fremd, daß er der Mann sei, mit dem Sie einmal in Ihrer Kindheit und in seinen Jünglingsjahren auf so unglückselige Weise zusammengetroffen; Sie kamen ohne einen Gedanken an die Gefahr, der Sie sich aussetzten, indem Sie allein und schutzlos die Wohnung eines Mannes betraten und auf seiner Schwelle die Forderungen der Konvenienz bei Seite setzten, überdieß noch riskirten, verkannt, verachtet zu werden. Sie vergaßen Alles außer der Gefahr die Ihre Theuern betraf.

„Wie sehr müßte ich nicht dieselben wegen der Zärtlichkeit verabscheuen, deren sie genießen, und seien Sie überzeugt, ich thue es auch. Doch davon wollte ich jetzt nicht sprechen, sondern von dem verachteten Russen Canitz, der, wie Sie gestern sagten, weder Mitleid noch Edelmuth besitzt, von diesem Manne der Sie, gleichviel wie innig liebt; ich glaube er hat es Ihnen gesagt.

„Sie waren in seiner Gewalt. Sie beschimpften, reizten, verletzten ihn mit Ihren Worten; Sie thaten Alles um seine bessern Gefühle in einen brüllenden Orkan von wilden rachsüchtigen Leidenschaften zu verwandeln. Er besaß die Macht, seinen schlimmeren Eingebungen zu folgen, und obschon Sie sich erlaubten, ganz unbesonnen die heiligsten Gefühle seines Herzens und seine Ehre mit Füßen zu treten, so vergaß doch der Russe die Achtung nicht, die er Ihnen, oder sich selbst schuldete; obschon sein Blut von wilder Eifersucht, gekränktem Stolz und verachteter Liebe kochte, so ließ er Sie doch abziehen, ohne Sie nur mit einem einzigen Wort für die Hölle büßen zu lassen, die Sie in seinem Innern hervorriefen.

„Schuldfried, während der entsetzlichen Augenblicke unserer letzten Besprechung fühlte ich, daß meine Seele edler war, als die Ihrige. Ich verehrte und liebte Sie, und Sie, Sie behandelten mich mit höllischer Grausamkeit. Ich habe mich nie so stolz auf mich selbst gefühlt, als in dem Augenblick, wo ich nach alle dem Sie gehen ließ. Ich hatte mein schlechteres Ich besiegt. Merken Sie, unverständiges Kind, daß ich bloß ein einziges Wort, ein Wort das mehrmals auf meinen Lippen schwebte, zu sagen gehabt hätte, um Sie zu demüthigen und zu zermalmen; und dennoch sprach ich dieses Wort, dieses entsetzliche Geheimniß nicht aus. Beten Sie zu Gott, daß ich immer die Kraft besitzen möge, es zurückzuhalten, und seien Sie auf Ihrer Hut, daß Sie nicht noch einmal die Saiten meiner Seele so hoch spannen, wie Sie gestern thaten. Einmal kann man es verhindern, daß sie springen — zweimal nicht. —

„Nachdem Sie mein Inneres zerstört, den kurzen reinen Glückstraum, worein ich mich gewiegt, zerrissen hatten, entfernten Sie sich ohne ein Wort des Erbarmens, der Theilnahme, obschon ich Sie flehendlich darum bat. Sie verließen mich und fürchteten nicht, daß ich mich an diesen Männern rächen könnte, für welche Sie zu bitten gekommen waren. Sie hofften wirklich, daß ich diese Feinde meines Glückes und Friedens, die Urheber der Höllenqualen, in welche ich gestürzt worden, schonen und keine Rache an ihnen nehmen würde. Sie wagten sehr viel, indem Sie einen Canitz reizten, denn derselbe Mann auf dessen allmächtigen Einfluß Sie für die Befreiung Ihrer Freunde rechneten, mußte Ihnen Angst einjagen, wenn Sie ihn beleidigten. Er konnte ja mit seinem Wort das Unglück derselben noch vergrößern. Gestehen Sie, daß Sie ihm eine Großsinnigkeit zutrauen, die nicht Jedermann gegeben ist.

In diesem Augenblick habe ich eine Korre-

spondenz vor mir liegen, die, wenn sie in andere Hände käme, den Professor Aberney sein Leben kosten würde. Ich brauche sie blos an den Generalgouverner zu schicken; aber statt dessen schicke ich sie Ihnen und zwar, obschon ich diese Aberneys aus dem Grunde meines Herzens hasse.

„Noch mehr, ich bin die ganze Nacht gereist, um diese Leute selbst zu besuchen und ihnen beifolgende Briefe von Freunden zu verschaffen, die Ihnen so theuer sind. Meinen geringen Einfluß habe ich so angewandt, daß das Unglück, das sie getroffen hat, sich auf den Befehl beschränkt, binnen acht und vierzig Stunden Finnland zu verlassen. Sie reisen nach Schweden.

„Sie baten mich um ihr Leben und ihre Freiheit. Ich antwortete, daß ich diesen Leuten nicht helfen könne . . . ach dieser elende Russe wollte sich lieber von Ihnen mit Vorwürfen überhäufen lassen, als Ihnen eine Hoffnung geben, die er nicht mit Sicherheit verwirklichen konnte.

„Jetzt sind, gleichwohl um welchen Preis, Leben, Freiheit und Vermögen Ihrer Freunde unangetastet geblieben. Dieselben leben und sind frei — sind Sie zufrieden?

„Diese meine Handlungsweise dürfte einigermaßen den Bubenstreich versöhnt haben, welcher begangen wurde von dem Knaben

Lothar Constantin Canitz."

Schuldfried saß nach vollendeter Lektüre ganz wie versteinert da. Dieser so ruhige, so ernste, so würdevolle Brief war gleichwohl mit einem ihr widerlichen Namen unterzeichnet. All diesen Edelmuth hatte Constantin Canitz bewiesen, er den sie immer als einen Typus von Schlechtigkeit betrachtet hatte, und endlich waren dieser Canitz und Lothar eine und dieselbe Person. Schuldfried gestand, daß er sich großsinnig gezeigt hatte. Bei der Erinnerung an all die gedankenlosen Worte, die sie am Abend vorher ausgesprochen, erkannte sie den ganzen Adel seines Benehmens, indem er ihr jetzt die Aberney'schen Briefe zuschickte. Obschon Schuldfried mit den einfachsten Verhältnissen des Lebens unbekannt war, sagte ihr doch ihre Vernunft, als sie in einige davon hineinblickte, daß ihr Inhalt für Aberney höchst unglückschwanger gewesen wäre. Mit einem Gefühl, das sie sich nicht zu erklären vermochte, drückte sie Lothars Schreiben an ihr Herz und flüsterte:

„Bis an den Tod wird er mir theuer sein."

Das Getöne von Schritten auf der Treppe veranlaßte sie, den Brief zu verstecken. Frau Smith trat ein. Sie kam sonst höchst selten auf Schuldfrieds Zimmer, bloß wenn die Tochter unpäßlich war. Frau Smith sah unruhig aus.

„Du hast ja einen Brief von Aberney erhalten? Was schreibt er?"

Schuldfried erröthete. Sie hatte ihn noch nicht erbrochen.

„Ich habe Onkel Aberney's Brief noch nicht lesen können," antwortete sie und überreichte ihn der Mutter.

„Nein, lies Du selbst mein Kind."

Er war nicht sonderlich lang und enthielt bloß einige aufmunternde Worte. Schuldfried möge guten Muthes sein, sie befänden sich beide wohl. Sobald er in Schweden angelangt sei, würde er an ihre Mutter schreiben und ihr den Vorschlag machen, hinüberzuziehen. Der Brief schloß mit einigen warmen Versicherungen väterlicher Ergebenheit. Als er zu Ende gelesen war, sagte Frau Smith düster:

„Ich nach Schweden hinüberziehen? Niemals!"

Sie verließ das Zimmer und Schuldfried konnte den Brief von Tage allein lesen. Er war geschrieben im Tone eines Jünglings, der von seiner Herzliebsten losgerissen ist. Tage war unglücklich und unruhig. Er gab und verlangte zu gleicher Zeit Versprechungen von Liebe und ewiger Treue, während er bezweifelte, ob Schuldfried ihm ergeben sein könnte, und doch zugleich um ihre Zärtlichkeit flehte, als das einzige Mittel, um die Trennungsqualen aushalten zu können. Er pochte und bat, er klagte und tröstete: Alles auf etlichen Zeilen. Der ganze Brief zeugte von einem aufgeregten Gemüthszustand und einer bangen Besorgniß, das Herz zu verlieren, das er zu besitzen glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Verschiedenes.

Aus Halberstadt, 28. Juli, wird der K. V.-Z. geschrieben: Gestern Morgen ver-

suchten auf hiesigem Wochenmarkte Frauen aus den unteren Volksschichten den Preis der Butter, welche gegenwärtig mit 13 – 14 Sgr. bezahlt wird, auf 10 Sgr. zu bringen, indem sie ein Stück (1/2 Pfd.) nahmen und dafür 5 Sgr. zahlten; als aber die Annahme dieses Preises von den Bauern und Händlern verweigert wurde, bewarf man diese mit der Butter und den Eiern, riß ihnen die Körbe weg und trieb sie zur Flucht, unter Verfolgung bis in die Straßen und Häuser, wo sie Schutz suchten. Die Polizeibeamten verhielten sich begütigend, was offenbar das Angemessenste war. So verlief der Vormittag ohne weitere Excesse. Indeß änderte sich die Scene am Nachmittag und gegen Abend. Ein Hausbesitzer am Fischmarkt, der Mälzer B., hatte mehreren Butterhändlern nicht allein Aufnahme und Schutz für ihre Waare gewährt, sondern auch Partei gegen das „Volk" genommen, und wurde er oder seine Frau beschuldigt, auf den „Plebs", wie der von ihnen gebrauchte Ausdruck gelautet haben soll, arg geschimpft zu haben. Vor dem Hause des B. sammelten sich schon Nachmittags Trupps, unter Drohungen allerlei Art; dieselben wuchsen gegen Abend mehr und mehr und Polizeibeamte besetzten das Haus. Bei zunehmender Dunkelheit indeß begann erst schwach, dann immer stärker ein Bombardement mit Steinen gegen das Haus und die Fenster desselben, so daß nach 9 Uhr wenige Scheiben mehr unversehrt waren — jede fallende Scheibe begleitete ein Hurrah. Die Excedenten waren, nach den Stimmen zu urtheilen, meist Knaben und halbwüchsige Burschen. Die Polizei, schwach an Zahl, konnte nichts ausrichten. Jetzt, bei zunehmender Dunkelheit, und nachdem sich die Haufen durch Zuzug mehrer Erwachsenen verstärkt hatten, ging's ans Demoliren der Fensterläden; endlich wurde die Hausthür erbrochen und im Innern die Verwüstungen begonnen. Nunmehr wurde das Militär alarmirt. Ein Zug Cürassiere zu Fuß mit Pallasch vermochte schon nichts mehr auszurichten; es wurde Generalmarsch geblasen und nach einer halben Stunde erschienen auf dem Schauplatz der Excesse zwei Escadrons zu Pferde. Nun gab's eine schlimme Scene. Als nach dreimaligem Trompeten-Signal die auf dem Marktplatz dicht gepfropften Massen, natürlich meist leichtsinnige Zuschauer, Weiber und Kinder, nicht weichen wollten, theils dies nicht mehr konnten, gingen die Cürassiere in raschem Tempo vor Nun gab's Raum, aber auch eine Masse Verwundungen (zum Theil schwer,) und wie es leider gewöhnlich bei derartigen Anlässen der Fall ist, wurden meist Unschuldige und Neugierige betroffen. Man spricht von 30 – 40 Verwundungen. Halb ein Uhr Nachts rückten die Escadrons wieder in die Ställe ab, blieben jedoch consignirt. Früh heute Morgen 5 Uhr war das betreffende Haus schon wieder umlagert. (Eine ähnliche Butterrevolte war kürzlich in Wolfenbüttel).

Ungefähr 10 engl. Meilen südlich von der Spitze des ausgebrannten Vulkans St. Helena in der Grafschaft Napa (Californien) und 5 Meilen südwestlich von den heißen Quellen von Calistoga fand Charles Denison aus St. Francisco im Monat Juli 1870 auf einem circa 2000 Fuß hohen Bergrücken des Küstengebirges einige versteinerte Bäume. Als Prof. O. C. Marsh auf seiner geologischen Reise durch den Westen im October desselben Jahres diese Gegend besuchte, brachte Denison ihn auf seine Fundstätte. Alsbald bemerkte Marsh, daß sich dort ein ausgedehnter Wald befand, der von einer Schicht vulkanischen Tuffsteins bedeckt war. Erst kürzlich machte ein Buschbrand die Stätte zugänglich, und in einer Ausdehnung von mehreren Meilen findet man jetzt die versteinerten Baumstämme bloßgelegt. Einer dieser Stämme ist bis 63 Fuß von seiner Decke befreit und hat am oberen Ende einen Durchmesser von mehr als 7 Fuß. Andere Bäume werden dem Vermuthen nach etwa 12 Fuß Durchmesser haben. Die Bäume liegen fast alle in der Richtung von Norden nach Süden; viele derselben haben noch theilweise Wurzel und Zweige, bei einigen ist sogar noch die Rinde vorhanden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Wald bei einem Ausbruch aes St. Helena mit Lava bedeckt worden ist.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 68. Sonntag, 11. August 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Undankbares Weiberherz! Obschon jedes Wort in diesem Brief einen hohen Grad der Liebe athmete, so durchlas ihn Schuldfried doch ganz zerstreut, und als sie ihn zusammenlegte, dachte sie gewiß: „Armer, lieber Tage!" Aber weiter hinaus gingen ihre Gedanken nicht. Was sie an Aberneys Brief wunderte, das wahr die vollkommene Zufriedenheit, die er mit seiner Uebersiedlung nach Schweden aussprach. Tage schrieb ganz keck: da es ihm jetzt unmöglich sei, seine Braut abzuholen, so müsse die Braut zu ihm reisen. Der Ton sowohl in Aberneys, als in Tages Brief beruhigte Schuldfried über das Schicksal und die Gemüthsstimmung Beider. Nun kehrten ihre Gedanken allmählig zu dem ersten Brief und seinen Verfasser zurück. Der tiefe Abscheu, den sie vor Allem, was Canitz hieß, eingesogen hatte, die Erinnerungen aus der Kindheit, die in der Seele des stolzen und eigensinnigen Naturkindes unverwischbar eingegraben waren, Alles das erweckte einen bittern Kampf gegen das Gefühl der Bewunderung, die seine Handlungsweise jetzt einflößte.

Daß Derjenige, den sie als Feind ihres Landes und Volkes betrachtete, für ihr Herz so viel sein sollte, das wollte das finnische Mädchen sich selbst nicht verzeihen.

* * *

Einige Tage vergingen. Der Herbst hatte angefangen, sein verdrießliches Gesicht zu zeigen. Es windete und regnete unaufhörlich.

Auf Ektorp war es düster. Schuldfried verbrachte die Tage beinahe beständig auf ihrem Zimmer. Frau Smith lebte in dem ihrigen eingesperrt. Annika war still und niedergeschlagen. Sie hatte einmal gesagt:

„Gott tröste uns, wie Alles das enden wird! Du weißt nicht, Schuldfried, welche Sorgen und Bekümmernisse Mama hat; Du bist glücklich!"

Schuldfried hatte nichts gefragt. Sie wußte aus Erfahrung, daß Annika niemals antwortete; aber das junge Mädchen war jetzt noch betrübter und niedergedrückter als zuvor. Alles war ja fort, was ihr Freude gemacht, alle Diejenigen, denen sie in Liebe und Vertrauen hatte nahen können.

Am dritten Tag kam ein Bote von Tante Sara, mit der Bitte, Schuldfried möchte nach Junta hinüberkommen.

Sie traf die Alte niedergeschlagen, aber ruhig. Tante Sara hatte [illegible] Neffen nach Schweden nachzuziehen; aber bevor sie Junta verließ, wollte sie sich von Schuldfried verabschieden, die auch den ganzen Tag bei ihr blieb.

Die Alte war außerordentlich mittheilsam. Sie sprach ganz offen und unverholen, was sonst nicht ihr Brauch war.

„Ich hatte allerdings," sagte sie, „in Finnland zu sterben gewünscht. Meine ganze Jugend und den größern Theil meiner mittleren Jahre habe ich zwar in Schweden zugebracht, aber ich habe immer die Hoffnung genährt, meine Tage in dem theuern Vaterland beschließen zu können. Doch es war nicht Gottes Wille; denn wo Viktor lebt, da muß auch seine alte Tante leben. Er hat sich hier niemals recht wohlbefunden, seit Finnland russisch geworden, und das ist auch kein Wunder; aber er glaubte seinen Landsleuten nützen zu können und deßhalb blieb er. Der arme Viktor! Sein Leben war voll von Sorgen und Prüfung." Sara seufzte.

Sie empfand ein unwiderstehliches Bedürfniß ihr Herz bei Schuldfried erleichtern zu dürfen. Sie hatte keine Freundin und nie

eine solche besessen. Im Allgemeinen war sie wortkarg und scharf gegen Fremde, obschon sie gegen ihren Neffen, gegen Tage und Schuldfried gesprächig und wohlwollend sein konnte. Nicht einmal gegenüber der Letzteren, die ihr Liebling war, hatte sie jemals eine Andeutung auf die Vergangenheit oder die Bekümmernisse Aberneys gemacht. Jetzt, nach diesen Tagen gänzlicher Einsamkeit und Angst, war ihr das Herz so voll. Die Vergangenheit mit all ihren Verlusten zog an ihrer Seele vorbei, und da Schuldfried das einzige ihr theure weibliche Wesen war, so regte sich jetzt ein gewaltiges Bedürfniß recht offen und recht viel mit ihr zu sprechen. Sie kannte Schuldfried und wußte, daß Alles, was sie zu ihr sagte, wohl aufgehoben war.

„Du mußt wissen mein Kind,“ fuhr Sara fort, „daß Viktor Aberney und ich die einzigen Trümmer zweier einst glücklichen, aber vom Schicksal schwer heimgesuchten Familien sind. Viktors Mutter war meine Schwester. Ich besaß auch einen Bruder, der ein angesehener Mann war. Gott segne ihn!“

Jetzt standen der Alten die [illegible] in den [illegible]. Langsam, als fürchtete sie ihre eigenen Erinnerungen, begann sie all die Ereignissen zu erzählen, die der Leser aus der Einleitung kennen gelernt hat: von Harms Verheirathung mit dem ältesten Aberney und dessen Tod; von Harms zweiter Ehe mit Enoch und dessen unglücklichem Ende.

Schuldfried hörte die unheimliche Familiengeschichte voll Theilnahme an, und als Sara verstummte, um ihrer Rührung bei der Erinnerung an all diese Nichten und Neffen, denen es unglücklich gegangen, Einhalt zu thun, fragte Schuldfried:

„Nun Tante, was wurde denn aus der armen Wittwe der beiden Brüder? Ich meine Ihre Nichte Harm.“

„Ach mein Kind, das weiß ich nicht. Viktor reiste zwar gleich nach der Nachricht von Enochs Tod nach Schweden hinüber; aber was zwischen ihm und Harm vorging, weiß ich nicht. Als er wieder heimkam und ich nach ihr fragte, antwortete er mir streng und düster:

„Tante Harm ist tod — wenigstens ist sie es für uns. Sie ist eine Verbrecherin, deren Namen von keinem rechtschaffenen Menschen genannt werden darf.“

„Welche Entdeckungen er machte, suchte ich nicht zu erforschen. Leider muthmaßte ich sie und schwieg. Wenn ich später manchmal ihren Namen nannte, wurde er böse. Einmal träumte ich, daß Harm zu mir komme und mich um Verzeihung bitte. Am Morgen faßte ich Muth und erzählte Viktor meinen Traum. Er antwortete:

„Es gibt Verbrechen, die nicht verziehen werden können, und zu diesen gehören die Verbrechen Harms.“

„Aber wenn sie unglücklich und in der Noth wäre? fiel ich ein.

„In Noth kommt sie nie und unglücklich zu sein verdient sie. Sprich nicht mit mir über dieses Geschöpf.

„Erinnere Dich, daß sie den Namen Deiner Brüder trägt, wandte ich ein.

„Das werde ich immer als eine Schande betrachten; aber ich bitte Dich, Tante, sprich nicht von diesem Weib, es bringt bloß mein Blut in Aufruhr.

„Im selben Jahr erfuhr ich zufällig, daß sie und ihr Kind, denn sie hatte ein Kind von ihrem letzten Mann, sich einige Zeit in Rußland aufgehalten haben . . .“

Tante Sara verstummte und begann zu weinen.

„Bei wem?“

„Ach Schuldfried, mein liebes Mädchen, das ist mein eigentlicher Herzenskummer.“ Tante Sara weinte bitterlich. „Siehst Du, meine zweite Nichte Edith war mein Liebling, meine Freude, und mit ihr ging es auch unglücklich. Sie zog sich den Unwillen der Familie zu; wodurch, das wage ich nicht zu sagen; genug, sie hielt sich in Rußland auf. Ich, die ich sie von ganzem Herzen liebte, ich konnte das arme Kind nicht verstoßen und deßhalb schrieb ich ihr noch immer. Bei ihr in Rußland wohnte Harm eine Zeitlang, aber eines Tags verschwand sie spurlos aus der Schwester Haus. Seitdem hat man nichts mehr von ihr gehört.“

„Und Edith lebt also noch?“

Tante Sara sah sich erschrocken um, ergriff Schuldfried fest beim Arm und flüsterte:

„Sie ist ihrem Manne nach Sibirien gefolgt, es sind jetzt zehn Jahre.“

„Ist nichts für die Unglückliche geschehen?“ fragte Schuldfried schaudernd.

„O ja, Viktor hat alles Mögliche aufgeboten. Er hat sogar mit dem verstorbenen General Canitz gesprochen, um durch ihn eine Veränderung in ihrem Schicksal zu bewirken; aber der General antwortete: „„So lange ich lebe, soll sie bleiben, wo sie ist!““ Liebes Kind, fürchte vor allen Dingen den Namen Canitz, das sind schreckliche Menschen. Diese Familie bringt Unglück und Fluch mit sich. Sie heucheln Tugend und schöne Handlungen, um ihre Opfer zu täuschen, sie sind Menschen ohne Treue und Glauben, ohne Herz und Gefühl. Meine arme Edith, mein armes Kind, hat dieß erfahren müssen. Nachdem Viktor mit dem General gesprochen hatte, wollte er Nichts mehr von Edith hören, denn sie hat nach seiner Ueberzeugung ihr Schicksal verdient.“

„Und wodurch?“

„Ihr erstes Verbrechen will ich dir nicht sagen, das weiß nur ich und Viktor. Das zweite bestand darin, daß sie einen Russen heirathete, einen von denen, die Finnland einnehmen halfen. Ich habe viel gebetet und viel geweint, damit ihre Sünden ihr vergeben werden mögen; denn sie, die Feinde und Unterdrücker unseres Landes zu lieben, das ist eine schwere Sünde, und Gott straft Diejenigen, die es thun.“

„Aber,“ sagte Schuldfried, indem sie ihren Kopf gedankenvoll in die Hand lehnte, „warum antwortete General Canitz, daß sie nicht aus Sibirien kommen würde, so lange er lebe?“

„Darum weil er Ursache war, daß ihr Mann dorthin gebracht wurde, gerade wie ihr Sohn jetzt die Schuld trägt, daß Viktor des Landes verwiesen worden ist.“

„Was sagen Sie damit?“ rief Schuldfried.

„Meine Ueberzeugung. Nimm dich vor dem jungen Canitz in Acht, liebe Schuldfried. Ich vermuthe, daß er Deine Freunde bloß entfernt hat, um ungehindert Dir schaden zu können. Mißtraue jedem Wort, jeder scheinbar noch so guten Handlung; sie verdecken bloß Heimtücke, und Viktor sagte oft: Für einen Canitz gibt es weder Treue noch Ehre, sie machen sich ein Spiel aus Allem, was ihre schlechten Absichten fördern kann. So viel ist gewiß, daß niemals ein Aberney Deinen Namen mehr hören möchte, im Fall Du gegen einen Canitz Wohlwollen oder Ergebenheit zeigst. Laß diese Worte warnend vor Deinem Gedächtniß stehen, im Falle er Deine einsame und verlassene Lage benützen sollte, um Dich zu seinem Opfer zu machen.“

In ihrem Ergießungseifer achtete Tante Sara nicht darauf, wie der Ausdruck in Schuldfrieds Zügen unaufhörlich wechselte.

Abends fuhr Schuldfried, nachdem sie von Tante Sara herzlichen Abschied genommen und die dringendsten Ermahnungen empfangen hatte, sich in allen Dingen nach Viktor zu richten, nach Hause zurück.

Der Abend war düster und der Regen schlug schmetternd an die Fensterscheiben, als sie wieder in ihr Stübchen trat. Als sie allein dasaß und auf das Geheul des Sturmes lauschte, traten ihr die traurigen unglücklichen Ereignisse, welche Tante Sara erzählt hatte, beständig wieder vor Augen und in ihren Ohren wiederhallten unaufhörlich die Worte des Generals Canitz, daß Edith in Sibirien bleiben solle, so lange er lebe. Alle Warnungen der Tante Sara tauchten nach einander auf, um sie zu quälen und zu martern.

* * *

Eine ganze Woche war vergangen, ohne daß von dem Besitzer Kronbrücks etwas zu sehen oder zu hören war. Am Tag nachdem Schuldfried von Tante Sara Abschied genommen, kam der Pastor nach Ektorp herüber. Ein Brief von Frau Smith hatte ihn dazu bestimmt. Nach einer langen Einzelbesprechung mit der Wittwe, speiste er mit Schuldfried und ihr zu Mittag. Während des Essens sagte der Pastor:

Nun, jetzt ist Kronbrück wieder verlassen. Der junge Baron ist schon am Anfang der Woche nach Petersburg abgereist.“

Jetzt klirrte ein Teller. Schuldfried ließ denjenigen, den sie von Annika empfangen sollte, fallen.

Als der Pastor abgereist war, sagte Frau Smit:

„Morgen unternehme ich eine Reise nach Abo.“

„Du Mama!“ rief Schuldfried erschrocken. „Ich darf Dich doch begleiten?“

„Nein, Du mußt daheim bleiben. Meine

Anwesenheit in Abo ist nothwendig. Es handelt sich um Geschäfte."

„Aber . . ."

„Kein Aber, mein Kind, ich muß reisen."

Frau Smith tätschelte ihre Tochter und betrachtete sie mit dem Ausdruck schmerzlicher Zärtlichkeit, der beinahe immer in ihren Blicken lag. Darauf ging sie in ihr Zimmer, und Schuldfried in ihrer innern Unruhe nahm einen Shawl um auszugehen. Sie wandelte gegen Junta zu. Wie fröhlich und glücklich war sie nicht früher immer und zuletzt noch in diesem Sommer, der wie ein Luftgebilde davongeflogen, diesen Weg gegangen! Wie schön und freundlich hatte ihr nicht das Leben geschienen! Und jetzt — jetzt hatte der glänzende Traum eitel Schatten hinter sich gelassen. Jeder Busch auf dem Weg erinnerte sie an ihn. Sie setzte sich auf ihren gewöhnlichen Ruheplatz, stützte ihren Kopf in die Hände und wiederholte unaufhörlich in Gedanken:

„Er ist ein Canitz; er ist jetzt weit, weit entfernt, und fort ist auch mein guter Freund und fort sind alle diejenigen, die Freude mit sich brachten."

Es begann bereits zu dämmern, als Schuldfried von ihrem Spaziergang zurückkehrte. So oft der Wind im Laub und in den Zweigen rauschte, horchte sie mit Furcht und Beben, setzte aber dann ihren Weg fort, indem sie murmelte:

„Was fürchte oder hoffe ich denn? Er ist ja in Petersburg."

Als sie in den Hof von Ektorp hineinkam, stand eine elegante Chaise da. Ein Bedienter in Canitz'scher Livree hielt die Zügel.

„Der Doktor!" dachte Schuldfried. „Bringt er etwa . . . ."

Sie ging in die Vorhalle, blieb aber lauschend stehen. Im Saale sprach ein Mann sehr heftig. Es waren nicht des Doktors einschmeichelnde und weiche Töne, sondern ein rauhes und unangenehmes Organ. Schuldfried hörte ihn sprechen:

„Es ist jetzt das letztemal, daß ich mahne. Sagen Sie der Frau Smith meine Empfehlung, und wenn sie binnen Wochenfrist den Pacht für den Hof nicht bezahle, so habe ich Auftrag, sie hinauswerfen zu lassen. Der Baron hat lange genug Nachsicht mit ihren Unordnungen gehabt. Ehe die Woche um ist, muß die ganze Summe bezahlt sein oder es geschieht, wie ich gesagt habe. Dieß ist des Barons ausdrücklicher Befehl."

Die Thüre ging auf und Schuldfried konnte sich kaum noch auf die Seite ziehen, um durch die Hast, womit sie aufgestoßen wurde, nicht umgeworfen zu werden. Ein Mann von abstoßendem Aeußerm trat heraus. Er ging ohne zu grüßen, an Schuldfried vorbei, betrachtete aber ihr schönes Gesicht mit einer unverschämten Zudringlichkeit, die ihr das Blut in die Wangen jagte. Annika folgte ihm.

„Mein Gott, was habe ich gehört?" rief Schuldfried, als der Verwalter von Kronbrück in seinen Wagen gestiegen war. „Ist Ektorp nicht meiner Mutter Eigenthum? Steht sie in Schuld bei. . . bei . . . Kronbrück? Annika, antwortete um Gotteswillen! O warum, warum alle diese Geheimnisse von mir!"

Still um Gotteswillen!" flüsterte Annika. „Es würde Frau Smith schrecklich verdrießen, wenn sie erführe, daß das Kind etwas davon weiß."

Aber Annika, ich muß Alles wissen oder thue, was nicht recht ist," sagte Schuldfried mit einem so heftigen und bestimmten Ton, daß Annika sie erschrocken anschaute.

„Du sollst Alles über die Sache erfahren, wenn Du nur schweigst und thust, als ob Du Nichts gehört hättest. Glaube mir, für Frau Smith wäre dieß nur ein neuer Stein auf dem Herzen."

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

— **Testament eines Sonderlings.** Ein reicher Sonderling in Nordamerika hat ein bedeutendes Vermögen zu gleichen Theilen an alle im Umkreise von acht Meilen wohnhafte Wittwen vermacht.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 69. Mittwoch, 14. August 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schuldfried ging auf ihr Zimmer, Annika hatte versprochen nachzukommen.

Die Wirklichkeit begann dem jungen Mädchen nahe zu kommen. Die glückliche Unerfahrenheit, worin sie bisher gelebt hatte, wurde jetzt in Stücke zerrißen, von den Umständen, welche die prachtvoll blühende Rose der Illusionen Blatt um Blatt zerpflückten und sie in die Winde streuten.

Nach einer kurzen Weile fand sich Annika bei Schuldfried ein. Diese war die ganze Zeit über in ihrem Zimmer auf und abgegangen.

Bis jetzt hatte Schuldfried ihre Mutter im Besitz eines hinreichenden Vermögens geglaubt und Ektorp hatte sie immer als Eigenthum betrachtet. Schulden, Bekümmernisse und Bedürfnisse waren Etwas, an das sie nie gedacht hatte, außer wenn sie Werke der Barmherzigkeit übte. Und jetzt, bei wem stand die Mutter in Schuld? Bei diesem Canitz, bei Lothar. Von wem wurde die Mutter mit Austreibung bedroht? Von demselben Manne, der sie so feierlich versichert hatte, daß es kein Opfer gebe, das er nicht für ihr Glück bringen wolle; von demselben Manne, der ihr diesen von so vieler edler Würde erfüllten Brief geschrieben hatte. Tante Sara hatte also Recht, alles Gute und Hochsinnige, was von einem Canitz kam, war Verstellung, Lüge; nur das Gemeine und Schlechte war Wahrheit.

Unbeweglich wie eine Bildsäule, hörte Schuldfried die Auseinandersetzung Annika's über die Mittel ihrer Mutter, so wie über die Art und Weise, wie diese, wenn sie sich auf ihrem Zimmer einschloß, arbeitete, um abbezahlen zu können. Sie bekam durch Vermittlung des Pastors manchmal Schreibereien, und die Pfarrerin versah sie oft mit Näharbeiten. Frau Smith wollte nicht, daß ihre Tochter von der Noth niedergedrückt werden sollte.

„Das Einzige,“ sagte Annika, „was sie im Kampf mit den Sorgen aufrecht erhalten hat, war, daß sie im Stillen für ihr Kind arbeiten durfte, während Du, Schuldfried, Dich nur in der Freude des Lebens zu sonnen, Deine Seele und Deine Talente zu kultiviren und Dich um keine Noth und Sorge zu bekümmern brauchtest.“

Schuldfrieds Thränen rannen ihre Wangen hinab, als sie von so innig hingebender Mutterliebe hörte. Annika verlangte von Schuldfried, daß sie sich nichts davon anmerken lassen sollte, daß sie über die wahre ökonomische Lage unterrichtet worden sei.

„Aber,“ sagte Schuldfried, „was soll Mama nun pachten?“

„Ich weiß es nicht. Er erklärte bestimmt, daß sie binnen Wochenfrist bezahlen müsse. Sie reist vermuthlich deßwegen nach Abo.“

„Wäre doch mein guter Freund hier!“ sagte Schuldfried.

„Kind, ehe Deine Mutter von einem Aberney einen solchen Dienst annähme, würde sie lieber sterben,“ fiel Annika lebhaft ein.

„Und warum?“ fragte Schuldfried mit einem fragenden Blick.

„Frage nicht, liebes Kind. Glaube mir, Du bist am glücklichsten, wenn Du gar nichts weißt. Das Leben ist mitunter ein recht betrübtes Ding, aber Gott ist gut und sein Wille lenkt Alles zum Besten.“

„Amen!“ seufzte Schuldfried andächtig.

* * *

Am folgenden Morgen reiste Frau Smith in aller Frühe nach Abo. Schuldfried arbeitete den ganzen Vormittag an einer schönen Stickerei, welche sie angefangen hatte, um sie Aberney an seinem Geburtstag zu schenken; aber

jetzt hatte sie beschlossen, das Ding zu verkaufen.

In der Nacht nach der Besprechung mit Annika überlegte sie Vergangenheit und Zukunft. Das Resultat war, daß das junge Mädchen beschloß, ihr Leben der Arbeit zu weihen. Sie wollte gleich in aller Stille für ihr gemeinschaftliches Auskommen beizutragen suchen. Dieser neue Zweck wirkte ganz wohlthätig auf ihre Stimmung. Er gab ihr ein rein materielles Interesse, ein eifriges Bestreben die drückende Last der Bekümmernisse für ihre Mutter zu erleichtern. Schuldfried glaubte vor all der Entsagung, die im Benehmen der letztern lag, ihr Knie beugen zu müssen.

Die vollkommene Umwälzung, welche durch die Entdeckung ihrer wirklichen ökonomischen Stellung hervorgerufen wurde, hatte die schlummernde Entschlossenheit in ihrer Seele zur Thätigkeit erweckt und all die Thatkraft ausgebildet, womit die Natur sie begabt hatte. Sie sah ein, daß die moralischen Bekümmernisse in die Tiefe ihrer Seele zurückgedrängt werden mußten und nicht lähmend auf ihr Gemüth wirken durften.

Nach einer fleißigen Tagesarbeit brach die Dämmerung ein. Schuldfried legte ihr Geschäft weg, um einen Augenblick auszuruhen, als sie auf der Treppe Tritte vernahm und Annika mit einem Fremden reden hörte, welchem sie zu erklären suchte, daß er Schuldfried nicht sprechen könne.

Alle Einwendungen waren indeß vergeblich. Die Stimme sagte:

„Melden Sie, daß mein Herr Grüße von Herrn Professor Aberney habe."

Augenblicklich war Schuldfried auf der Hausflur.

„Ist es Jemand mit Grüßen von Professor Aberney?" rief sie.

Annika stand auf der obersten Treppenstufe, aber ehe sie antworten konnte, sagte die Stimme von unten:

„Ja es ist ein Herr, der direkt von Abo kommt."

Schuldfried eilte die Treppe hinab. Drunten stand ein hübsch gekleideter Mann, offenbar der Bedientenklasse angehörig, obschon er keine Livree trug.

„Bitten Sie Ihren Herrn, er möchte gefälligst eintreten," sagte Schuldfried und ging selbst in den Saal.

Nach einigen Minuten wurde die Thüre geöffnet und ließ einen schlanken, hochgewachsenen jungen Mann herein. Es war halb Dämmerung, aber selbst wenn es noch dunkler gewesen wäre, würde Schuldfried diese zugleich nachlässige und dennoch edle Haltung, das eigenthümlich Hochgeborne in Gestalt und Zügen erkannt haben.

In der Freude darüber, daß sie Nachrichten von den theuern Freunden erhalten sollte, war Schuldfried einige Schritte gegen den Fremden vorgegangen, blieb aber bei seinem Anblick unbeweglich und wie vom Donner gerührt stehen.

Als Annika die Thüre hinter ihm zugemacht hatte, ging er schnell auf Schuldfried zu und sagte:

„Lassen Sie sich durch meinen Anblick nicht erschrecken. Der verhaßteste Mensch kann mitunter angenehme Nachrichten bringen und dieß ist der Fall mit mir. Ich bringe Ihnen Briefe mit."

Jetzt kam Annika mit Licht.

Schuldfried hatte sich inzwischen vollkommen erholt, und mit einer kalten, höflichen Bewegung ersuchte sie den Gast Platz zu nehmen. Die alte Annika betrachtete das Kind mit verwundeter Miene und dachte, während sie aus und ein trippelte:

„Herr Jesus, was ist an das Kind gekommen? Sie sah so schrecklich vornehm aus, gerade als wenn sie eine Königin wäre. Hm hm!"

Lothar seinerseits dachte, als er sich ein Stück von ihr setzte:

„Ist dieß wohl dasselbe spielende, freundliche und freudestrahlende Kind, das ich noch vor kurzer Zeit sah? Bedurfte es also blos einiger wenigen Tage, um sie zu verwandeln? — Und gleichwohl, wie anbetungswürdig war sie nicht, wie furchtbar schön ist sie nicht jetzt."

Als sie wieder allein waren, setzte sich Schuldfried und sagte mit ruhiger Stimme:

„Es befremdet mich, Herr Baron, daß ein Brief von meinen Freunden durch Ihre Hände zu gehen braucht."

Stolz richtete Schuldfried ihr schönes Haupt empor. Beim Anblick Lothars stand es mit schrecklicher Klarheit vor ihrer Seele, daß sie mit dem G l ä u b i g e r i h r e r Mutter sprach,

demselben Manne, der gedroht hatte, die arme Wittwe hinauswerfen zu lassen, im Fall sie ihren Pacht nicht bezahle. Schuldfrieds Inneres war von Unmuth erfüllt. Kam dieser Mann vielleicht, um sich an ihrer Niedergeschlagenheit und Demüthigung zu weiden, bei dem Bewußtsein, daß ihre Mutter von seiner Willkür abhänge, oder hoffte er, der reiche Canitz, die Tochter der armen Wittwe würde sich zu bitten für die Mutter nöthigen lassen? Wie dem auch sein mochte, er sollte in dieser Beziehung seinen Wunsch nicht erfüllt sehen. Sie fühlte sich vollkommen von der tiefsten Verachtung beherrscht, über die gemeine Rache, die er nehmen wollte.

Lothar hatte lange gewartet, bevor er ihre Anrede beantwortete. In dem kalten Ton lag Etwas, das ihn verletzte, weil er wußte, daß er diesen Empfang nicht verdiente. Er bedurfte mehrerer Minuten, um den unangenehmen Eindruck desselben zu verwinden.

„Professor Aberney," begann Lothar, „ist den russischen Behörden verdächtig, und deßhalb hielt er es für's Rathsamste, einen zuverlässigen Boten zur Ueberbringung dieses Briefes zu benützen, den er bei seiner Abfahrt aus Abo einem seiner Freunde übergab. Dieser Freund dagegen, der zu ängstlich um seine eigene Sicherheit besorgt war, als daß er es gewagt hätte, ihn zu bestellen, übergab ihn dem Generalgouverneur. Dieser seinerseits öffnete ihn. Da der Gouverneur, ein alter Freund meiner Familie, fand, daß der Inhalt ausschließlich Constantin Canitz und nicht den Staat betraf, so schickte er den Brief mir, und ich habe ihn gelesen."

„Mit welchem Recht?" fiel Schuldfried heftig ein, indem sie dabei ihre Rolle kalter Würde vergaß.

„Mit dem Recht, das der Generalgouverneur mir gestattete, indem er ihn mir offen zuschickte. Es ist sehr möglich, daß Sie den Brief nie bekommen hätten, wenn nicht der verhaßte Name Canitz darin stände, und wahrlich bei Gott, kein anderer als Lothar Canitz hätte ihnen das Schreiben gebracht, nachdem er diese beleidigenden Ausfälle gegen seine Ehre gelesen." Er überreichte Schuldfried den Brief.

„Warten Sie einen Augenblick, ehe Sie lesen," fügte er hinzu. „Ich will ihnen sagen, was dieses Schreiben enthält. Professor Aberhat sich auf drei vollen Seiten einzig und allein mit mir beschäftigt. Er zeichnet meine Familie auf eine solche Art, daß Sie verzaubert sein müßten, um nach Durchlesung des Briefes zu glauben, daß an dem Erben alle dieser niederträchtigen Handlungen noch irgend Etwas von einem ehrlichem Manne sein könne. Er warnt, er beschwört Sie, vor mir zu fliehen, als dem Vertreter einer Familie, welche Aberney als einen Fluch für die Erde betrachtet. Und gleichwohl, Schuldfried, es ist dieser Elende, dieser Fideikommißerbe der Niederträchtigkeit, wie Ihr Freund sich ausdrückt, der Ihnen einen Brief überreicht, den er hätte vernichten können. Ich bin einzig und allein von Abo hieher gereist, um ihn in Ihre Hände zu übergeben. Für mich war es eine Pflicht, Ihnen sogleich Nachrichten von denjenigen zu verschaffen, die Sie vermissen. Das heißt ja gegen mich selbst arbeiten. Dieser Brief spricht nicht blos von mir, sondern auch von Ihrer Verbindung mit dem jungen Aberney, von Ihrer Reise nach Schweden u. dgl. Wenn ich also ein schlechter Kerl bin, so habe ich mich wenigstens gegen Sie noch nicht so benommen."

„Wie nennen Sie das, daß Sie meine Freunde angegeben haben? fragte Schuldfried, die sich an Tante Saras Worte erinnerte und daher Lothars gegenwärtige Handlungen nur als ein Spiel betrachtete, hinter welchem er seine Heimtücke verberge. Auch die Geschichte mit der Eintreibung des Pachtzinses hatte den Erklärungen Saras alle möglichen Wahrscheinlichkeiten gegeben.

„Habe ich sie angegeben?" fragte Lothar erbleichend.

„Ja, das haben Sie, Sie selbst sind derjenige, der diese Niederträchtigkeit begangen hat."

„Sie täuschen sich schrecklich," sagte Lothar düster. „Einen Augenblick hatte ich wirklich die Absicht, es zu thun; aber auch damals überwand ich die Versuchung, durch eine unrechte Handlung einigen Vortheil zu gewinnen. In der Nacht, bevor man Ihre Freunde von Junta abführte, wurde der Kampf zwischen meinen besseren und schlechteren Gefühlen ausgekämpft; in diesem Augenblick danke ich Gott, daß ich an dem Schicksal, daß sie getroffen, keine Schuld trage."

„Ich kann und darf Ihnen nicht glauben.

„Und was berechtigt Sie zu zweifeln?„ Was haben Sie gesehen, das Ihnen Veranlassung gibt, mich für einen Mann zu halten, der frech eine Unwahrheit sagt?“ rief Lothar. Der Vorsatz ruhig zu sein, begann auch bei ihm zu wanken.

„Wenn auch nicht Ihre sichtlichen Handlungen mich zu allen möglichen Zweifeln berechtigen, so führen Sie einen Namen, der den Inbegriff alles dessen, was man treulos nennt, in sich schließt.“

„Schuldfried, seien Sie auf Ihrer Hut; wägen Sie ihre Worte ab; ich habe mich einmal geduldig von Ihnen mit Füßen treten lassen und als Antwort darauf Ihnen bloß durch mein Benehmen Achtung abnöthigen wollen. Ich bin indeß ein Mensch von heftigen und wilden Leidenschaften. Die Ungerechtigkeit Ihrer Angriffe könnte mich leicht, merken Sie sich das, ich warne Sie, zu einem Extrem treiben, das ich hernach bereuen würde.“

„Vermuthlich, daß Sie meine Mutter von Ihrem Hause jagen ließen,“ fiel Schuldfried bitter ein.

„Schuldfried!„ rief Lothar, indem er auffuhr. „Was sage Sie? Welche neue abscheuliche Handlung versuchen Sie mir anzudichten?“

„Baron Canitz, was helfen diese Worte? Sie haben einmal geschrieben, daß Sie mich mit einem einzigen Worte zermalmen könnten; aber Sie täuschen sich. Die Mittel, womit Sie mich zu zermalmen suchen, sind zu ohnmächtig, um die angedeutete Wirkung hervorzubringen.“ Sie erhob sich und fügte stolz hinzu: „Und jetzt haben wir einander sicherlich nichts weiter zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

(Rezept gegen die Wuthkrankheit.)

In Folge der Nachricht, daß in Ulm mehrere Menschen von einem tollen Hunde gebissen worden sind, erhielt die „Ulmer Schnellpost“ folgendes angeblich probate Rezept zur Veröffentlichung: 2 Loth präparirte Austerschaalen, 2 Loth Enzianwurzelpulver, $1/2$ Loth Myrrhengummi, 1 Loth rothes Bolus, zum feinsten Pulver gemischt und Morgens im Bett nüchtern drei Tage nacheinander drei gute Messerspitzen voll in warmen Bier getrunken. Der darauf erfolgende Schweiß muß abgewartet werden. Selbst bei erfolgtem Ausbruch der Krankheit hilft dieses Mittel, so lange man nur noch schlucken kann.

[Ein Seitenstück zu dem Manne, der eine Gabel verschluckt hat], erzählt die „Geneser Republic“, ein amerikanisches Blatt: „In einer der Schlachten in General Grant's famoser Campagne im Westen der vereinigten Staaten erhielt Major Morderwell einen Schuß durch den Leib. Die Kugel drang in seinen Magen (?), ging durch die Eingeweide und kam in der Nähe des Rückgrats wieder heraus. Die Kugel nahm eine goldene Feder, so wie einen Theil des Kästchens, das sie enthielt und zur Zeit der Verwundung in der Westentasche des Majors steckte, mit sich, ließ aber beim Herauskommen Feder und Kästchen im Körper des Majors zurück. Seitdem wanderten diese Gegenstände im Leibe umher, wahrscheinlich ebenfalls einen Ausgang suchend, und schließlich ist ein Theil der Feder in einer Geschwulst am Halse zum Vorschein gekommen.“ (So was ist nur in Amerika möglich.)

In Weilheim fand kürzlich in einem Gasthause ein preisgekröntes Festknödelessen statt. Es waren drei Preise ausgesetzt und diese wurden von drei Herren gewonnen. Der erstere dieser Herren hatte 26, der zweite 19, und der dritte 15 Knödel à 9 Loth zu sich genommen.

[In einem Musikalien-Geschäft.] Dame: „Ich wünsche einige Gesangspiecen, darf ich bitten mir etwas vorzuschlagen?“ — Commis: Vielleicht „Kennst Du der Liebe Sehnen?“ — Dame: „Das kenne ich schon“ — Commis: Haben Sie schon „Den ersten Kuß?“ — Dame: „Ich danke, den habe ich schon“ — Commis: „O dann entflieh mit mir und sei mein Weib.“ — Dame: „Ja, ich glaube, das wäre etwas für mich.“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 70.** Freitag, 16. August **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Nehmen Sie gefälligst Ihren Platz wieder ein," versetzte Lothar, diesmal mit bestimmtem und beinahe befehlendem Tone; „noch haben wir einander nicht Alles gesagt, was wir uns zu sagen haben. Sagen Sie mir, Schuldsfried," fügte er mit weicher Stimme hinzu, „können Sie nicht vergessen, daß Lothar einen Namen trägt, der Ihnen verhaßt ist?"

„Nein, das ist unmöglich," antwortete Schuldsfried und blickte kalt auf den jungen Mann.

„Unmöglich!" wiederholte Lothar und sein Blick verfinsterte sich.

„Ja, unmöglich! Der Lothar, den ich vor kurzer Zeit lieb hatte, ist verschwunden, und ich werde ihn in Baron Canitz nie wieder finden. Jeder Versuch wäre vergeblich, denn wir lieben nicht, was wir nicht achten — und ich kann den Eigenthümer von Kronbrück unmöglich hochachten; mein Herz kann sich unmöglich dem Sohn des Generals Canitz schenken."

„Sie können den Sohn des Generals Canitz nicht lieben, sagen Sie," versetzte Lothar. Ueber das bleiche Gesicht flog eine Purpurflamme und in den Augen brannte ein düsteres Feuer. „Aber ich kann Sie lieben, obschon Sie die Tochter einer Frau sind, welche als Vergifterin ihres ersten Mannes gebrandmarkt ist und durch dieses Verbrechen auch den Tod ihres zweiten Mannes verschuldet hat."

„Sie lügen!" Schuldsfried ergriff krampfhaft seinen Arm.

„Lüge ich? Kann Harm Aberneys Tochter dieß zu behaupten wagen?"

Lothar hatte geschrieben: Möge Gott Sie bewahren, daß ich nicht einmal die schrecklichen Worte ausspreche, die auf meinen Lippen schwebten! Aber er ahnte damals die furchtbare Wirkung nicht, die sie hervorbringen sollten.

Einen Augenblick blieb Schuldsfried unbeweglich, wie vom Donner gerührt stehen; dann stürzte sie mit einem furchtbaren Angstschrei zu Boden. Sie lag leblos zu Lothars Füßen.

Bei diesem durchdringenden Schrei wurde die Thüre aufgerissen und Annika stürzte herein.

In der nächsten Minute fuhr Lothar in gestrecktem Galopp nach Kronbrück, um Wagner nach Ektorp zu schicken. Er verfluchte die Regung, die ihn vermocht hatte, diese Worte auszusprechen, welche buchstäblich diejenige zermalmen sollten, die er vor jedem Schmerz bewahren zu wollen erklärt hatte.

Drei Wochen schleppte Lothar sein Dasein auf Kronbrück hin, ohne einen Funken von Hoffnung, ohne die mindeste Linderung der Qualen, die ihn verzehrten. Der Doktor hatte diese Zeit über täglich Ektorp besucht. Schuldsfried sei schwer erkrankt hieß es, wenn er zurückkam. Auf die angstvolle Frage: Wie befindet sie sich? erhielt Lothar immer dieselbe Antwort: Es ist noch keine Besserung eingetreten.

Wir wollen den Leser nicht mit einer Darstellung seines Gemüthszustandes ermüden, denn es wäre vergeblich all die Reue, Unruhe und die schmerzlichen Selbstanklagen zu schildern, die ihn quälten.

Eines Sonntags Abends saß der junge Baron bleich, abgezehrt und beinahe unkenntlich in seinem Kabinet. Er schrieb, schrieb an sie. An diesem Brief hatte er schon drei Wochen täglich geschrieben. Es war kein Brief mehr, sondern ein ganzes Buch. Der Doktor hatte sich entschieden geweigert, während ihrer Krankheit auch nur eine einzige Zeile zu übermitteln, weil sie nicht aufgeregt werden dürfe.

Die Lampe warf ihren bleichen Schein auf

Lothars düstere Züge. Alles um ihn her war still und öde. Plötzlich fuhr ein Wagen im Hofe auf. Bei seinem Gerassel erhob Lothar das Haupt und lauschte. Sein Blick war mit gespannter und qualvoller Erwartung auf die Thüre gerichtet. Bald hörte man Tritte im Zimmer draußen und unmittelbar darauf trat Doktor Wagner ein.

Das lächelnde Gesicht des Polen hatte an diesem Abend einen triumphirenden höhnischen Ausdruck.

Lothar, den seine eigene Unruhe allzusehr in Anspruch nahm, achtete nicht darauf, sondern rief dem Doktor zu:

„Wie steht's heute Abend?"

„Gut!" antworte der Arzt und reichte ihm einen Brief. In Wagners Ton lag eine so unverkennbare Schadenfreude, daß Lothar, der just in diesem Augenblick aufschaute, unwillkürlich vor dem Ausdrucke in seinem Gesicht schauderte. Er blieb unbeweglich, ohne den Brief in Empfang zu nehmen.

„Welche schreckliche Bedeutung hat wohl dieses Wort?" fragte Lothar und drückte seine Hand über die Augen. Dann fuhr er auf. Haben Sie ihr Leben nicht retten können und kommen Sie jetzt, sich an meiner Verzweiflung zu weiden?" Er streckte die Hand aus und ergriff ein auf dem Tische liegendes Pistol. „Sagen Sie schnell, lebt sie oder ist sie todt?"

„Sie lebt und ist gesund", antwortete der Doktor. „Dieser Brief muß Sie überzeugen," fügte er mit einem fürchterlichen Lächeln hinzu.

Augenblicklich war der Brief aus des Doktors Hand und Lothar las folgende Zeilen:

„Wenn Sie dieß empfangen, hat Harm Aberneys Tochter schon seit einer Woche Finnland verlassen. Suchen Sie nicht, Sie werden niemals wiederfinden

Schuldfried."

Lothar stieß ein Gebrüll aus und mit der Schnelligkeit eines Panthers warf er sich auf den Doktor, indem er rief:

„Schurke, Du hast mich betrogen! Wenn Du zehn Leben hättest, so könntest Du mir das nicht büßen."

Mit der ganzen Stärke wahnsinnigen Zornes hatte Lothar den Doktor mit der einen Hand um den Hals gefaßt, in der andern blitzte ein Pistol. Wagner schloß die Augen; aber in demselben Moment, wo der besinnungslose Lothar losdrücken wollte, griff ihm Jemand in den Arm; die Kugel flog an Wagners Kopf vorbei und durch die Wand.

Eine Stimme, melodisch und mild, rief auf französisch:

„Unglücklicher, willst Du Dich im Blute Deines Lehrers besudeln?"

Beim Tone dieser unerklärlichen, wunderbaren Stimme entfiel das Pistol der Hand Lothars: er ließ Wagner los und wandte sich um.

Vor ihm und dem Doktor stand eine hochgewachsene Frau mit einem nicht mehr jungen, nicht mehr schönen Gesicht, aber mit dem Ausdruck einer Heiligen. Ihr Blick ruhte auf Lothar. Darinnen stand eine leidenschaftliche Zärtlichkeit und tiefe Betrübniß zu lesen.

„Hast Du Deinen Schwur vergessen?" fragte sie und streckte die Hand gegen ihn aus. Hast Du vergessen, daß Du, welche Schlechtigkeit dieser Mann auch gegen Dich begehen möge, niemals die gräßliche Schuld vergrößern wolltest, worin Deine Ahnen gegen sein Geschlecht stehen? Die Missethat des Verbrechers muß an seinen Kindern gesühnt werden. Du, der Schuldfreie, mußt gut machen, was der Schuldige verbrochen hat." — —

„O Mutter," murmelte Lothar mit lautloser Stimme und warf sich zu ihren Füßen.

* * *

Die Richtung unseres Lebens, die Wendung, die unsere besseren und schlechteren Anlagen nehmen, hängt gewöhnlich von den Widerwärtigkeiten und Leiden ab, die uns treffen. Bei einem Theil Menschen wirken sie aufreizend, bei einem andern zermalmend, und bei einem dritten erwecken und bewirken sie eine wahre Selbstprüfung. Letzteres war bei Lothar der Fall.

Er äußerte einmal über sich selbst: „Was sich Böses oder Gutes in mir vorfindet, das werde ich erst dann erfahren, wenn einmal ein starkes und heftiges Gefühl sich meiner bemächtigt." Er hatte Recht.

Die Neigung zu Schuldfried war keine Laune, die etwa aus der trüben Quelle wilder Leidenschaften geflossen wäre, sondern sie war aus dem edelsten und besten Boden des Herzens

aufgesproßt. Um ihr in sittlicher Beziehung näher zu kommen, hatte Lothar jedem unedlen Gefühl Schweigen aufgenöthigt. Er wollte sich keinen Vortheil auf Kosten dessen erkaufen, was seine besseren Instinkte verwarfen. Auch hatte er, als er nach dem Gespräch mit dem Doktor beschloß, Aberney anzuzeigen und deßhalb einen Brief an den Generalgouverneur schrieb, im Augenblick, wo dieser abgesandt werden sollte, von einer Handlung abgestanden, die er für unwürdig hielt. Von dieser Art Personen auf die Seite zu schaffen, die er seinen Interessen gefährlich glaubte, wollte er keinen Gebrauch machen. Nein, die Gunst, die er von ihr wünschte, durfte er keinen unedlen Handlungen zu verdanken haben. Genug, der Brief wurde vernichtet.

Ehe er nach Ektorp ritt, um wo möglich Schuldfried zu treffen, erhielt er einige Zeilen von dem Doktor, der ihn benachrichtigte, daß jeder Schritt in der Aberney'schen Sache überflüssig sei, weil der Professor sich durch seine eigene Unbedachtsamkeit bereits selbst ins Verderben gestürzt habe.

„Um so besser," flüsterte Lothars Egoismus. „Ich werde also von ihrer Gegenwart befreit werden, ohne ihre Beseitigung verschuldet zu haben."

Darauf begab er sich nach Ektorp, um sich auf die eine oder andere Weise ein Zusammentreffen mit Schuldfried zu ermöglichen. Die Ereignisse, die hernach erfolgten, sind uns bereits bekannt.

Wir verließen Lothar in dem Augenblick, wo er sich der unbekannten Vermittlerin zu Füßen stürzte. Wir wollen jetzt erzählen, was zwischen ihr und ihm vorging.

Nach Lothars erstickten Ausruf wandte sich die Dame zu dem Doktor und bestimmte ihn, sich zu entfernen. Dann verwandte sie den größern Theil der Nacht zu einem Gespräch mit Lothar. Gegen Morgen wurde nach dem Doktor geschickt. Lothar hatte in Folge der wechselnden Gemüthsbewegungen, denen er ausgesetzt gewesen, eine heftige Blutstockung bekommen, die einen Aderlaß nöthig machte. Nach einigen Stunden fühlte sich der Baron besser; Nachmittags reiste er mit der unbekannten Dame von Kronbrück ab und hinterließ den Doktor in einem Chaos von Vermuthungen. Er, der sämmtliche Fäden der Ereignisse in seiner Hand zu besitzen und die Schicksale der betreffenden Personen nach seinem Gutdünken gestalten zu können geglaubt hatte, er mußte sich just in dem Augenblick, wo er Lothar in einen Abgrund von Qualen gestürzt zu haben hoffte, seinen Raub entrissen sehen und war außer Stand gesetzt, das vor ihm liegende Räthsel zu lösen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ueber das Genossenschaftswesen in Deutschland, Frankreich und England.

Von **Schulze-Delitzsch.**

(Ein Schreiben an den Grafschaftsrichter, Herrn Ruppert Kettle in Wolferhampton, Worcestershire, England.)

Potsdam, im Februar 1872.

Sie wollen, verehrter Herr, von mir Rath und That und practische Beihülfe, um einen vorzugsweise in Deutschland unter meiner Leitung ausgebildeten Zweig des Genossenschaftswesens, die Vorschuß- oder Creditvereine, die sich immer mehr zu wahren Volksbanken entwickeln, auch in Ihrem Vaterlande einzuführen. Der verschiedene Gang, den die Genossenschafts-Bewegung (cooperative movement) in England und Deutschland genommen hat, veranlaßt mich, vor Allem die beiderseitigen Ausgangs- und Zielpunkte einmal im Allgemeinen in das Auge zu fassen, weil nur auf diese Weise an Anhalt gewonnen werden kann für das, was beide gemein haben, und was sich von der einen auf die andere mit Erfolg übertragen läßt. Um eine vollständige Uebersicht zu gewinnen, werden wir uns nicht enthalten können, auch auf die Gestaltung der Dinge in Frankreich einen Blick zu werfen, wo Gegensätze hervortreten, welche uns charakteristische Vergleichungspunkte darbieten.

Zunächst ist hiebei eine jener landläufigen Phrasen abzuthun, mit denen Leute ohne Urtheil und Sachkenntniß so rasch bei der Hand sind. Darnach soll England vorzugsweise die Consumvereine (cooperative stores), Frankreich die Productiv-Genossenschaften (associations de production) und Deutschland die Vorschuß- und Creditvereine (banques

du peuple) cultivirt und zur Blüthe gebracht haben. Dieser Ausspruch ist, selbst wenn man ihn darauf beschränkt, daß in jedem dieser Länder die Bewegung mit der bezeichneten Art der Genossenschaften begonnen habe, wohl für England und Frankreich zutreffend, nicht aber für Deutschland, wo zugleich mit den Credit-Genossenschaften, ja fast noch früher, die Rohstoffvereine der Handwerker auftraten. Wenn er aber seinem Wortsinne nach dahin aufgefaßt wird, daß man jedem Lande den, mehr oder weniger ausschließlichen Cultus des ihm vindicirten Genossenschaftszweiges oder doch das Verdienst zuspricht, denselben am glücklichsten und mit dem meisten Erfolge entwickelt zu haben, so steht dies in vieler Hinsicht, mit der Wahrheit geradezu in Widerspruch. England und Deutschland haben so gut Productiv-Associationen wie Frankreich, und nach neuern Nachrichten obenein besser fundirte; ebenso existiren in Deutschland Consumvereine in einer sehr bedeutenden Zahl und zum großen Theil in gedeihlicher Entwicklung, so daß England bis jetzt nur in der dort vielfach zur Production der nothwendigsten Consumartikel vorgeschrittenen Praxis, sowie in einzelnen ganz besonders großartigen Unternehmungen (Pioniere von Rochdale u. A.) den Vorrang behauptet. Die Vorschuß- und Creditvereine — Volksbanken — freilich sind auf deutschem Boden erwachsen und nur seit Kurzem von hier aus nach den Nachbarländern verpflanzt. Zumeist haben sie seit 4 — 5 Jahren in Italien sich ausgebreitet, wo meine Schriften darüber eifrige Verbreiter und Uebersetzer gefunden haben. Doch kommen sie auch bereits in Frankreich in nicht unbedeutender Zahl, sowie vereinzelt in Schweden, Nordamerika und Rußland vor: ja auch in Egypten hat man im Jahre 1863 (Alexandria) und neuerdings in Griechenland die Sache in die Hand genommen, wie dies in England jetzt im Werke ist.

Daß das Aufkommen und Gedeihen der verschiedenen Genossenschafts-Branchen durch die gewerblichen und politischen Verhältnisse jedes Landes, sowie den Charakter und die Bildungsstufe der Arbeiter daselbst wesentlich bedingt wird, ist sicher. Nur wo ein Bedürfniß für größere Bevölkerungs-Classen hervortritt, und diese selbst in intellectueller und sittlicher Hinsicht der Aufgabe gewachsen sind, ist für die Entwickelung der reale Boden gewonnen, auf welchem allein man zu lebensfähigen Schöpfungen gelangt. Das zeigt uns das Beispiel von England, von wo die Genossenschafts-Bewegung vor kaum 30 Jahren zuerst ausging und das der civilisirten Welt in den berühmten „Pionieren von Rochdale“ noch jetzt ein leuchtendes Vorbild gibt. Hier, wo der industrielle Großbetrieb am frühesten in Europa platzgegriffen und die alten handwerksmäßigen Gewerbsverhältnisse am vollständigsten umgestaltet hatte, häuften sich in den dicht bevölkerten Fabriks-Districten größere Massen von Lohnarbeitern um die einzelnen Etablissements. Die dadurch bedingte Preissteigerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, bei deren Bezug die Leute auf den Kleinhändler angewiesen waren, versetzte dieselben in die ungünstigste Lage. Durch den Kauf auf Credit, zu dem man gedrängt wurde, gerieth man immer mehr in die Gewalt der Krämer, die sich nicht begnügten, schlechte Waare zu theuren Preisen zu geben, sondern in den wichtigsten Artikeln (z. B. Mehl) zu groben, gesundheitsschädlichen Fälschungen schritten. Auf diese Weise gelangten endlich hie und da einzelne Arbeitergruppen dazu, ihre geringen Mittel zu gemeinsamem Ankauf von Lebensmitteln in größeren Partien zusammenzuschießen, was binnen Kurzem dauernd geordnete Ladengeschäfte hervorrief, welche in umfassender Weise den Haushalt der Mitglieder, bald auch den weiteren Kreise versorgten.

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

Im kufsteiner „Gränzboten“ ist folgende Theater-Anzeige zu lesen: „Auf der Volksbühne zu Erl wird aufgeführt: „Das Leben und der Tod des heiligen Eustachius als römischer Feldherr und Martyrer.“ Trauerspiel in fünf Aufzügen. Ein mit Musik und Gesang, Bildern und Schlachten, einem Löwen und einem Bären und abwechselnden Scenen reich verziertes Drama.“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 72.** Mittwoch, 21. August **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Sie hat mein Glück, meinen Glauben an Seligkeit, meine Hoffnung auf Zukunft in Allem, was mein Herz betrifft, zermalmt. Ich habe kein Ziel für persönliches Glück, dem ich nachstreben will. Ich muß in Thätigkeit und in der stolzen Befriedigung, streng nach den Gesetzen der Ehre gehandelt zu haben, einen Ersatz für das Verlorne finden. Einmal suchte ich sie, konnte nicht leben ohne sie zu sehen, beschränkte mein ganzes Dasein auf eine abgöttische Liebe für sie. Ich litt, ich schwärmte, ich hätte für ein Lächeln, für ein freundliches Wort zu ihren Füßen sterben können. Sie zertrat mein Herz, sie zermalmte es und endlich entfloh sie. Nun wohl, nie werde ich unsere Bahnen wieder zusammenführen, ich werde nie mehr um ihre Liebe betteln; aber ich werde nie aufhören, sie zu lieben. Das Schicksal wird uns noch zusammenbringen, eine Ahnung sagt mir das; aber wehe mir, wenn ich ihr dann einen Schritt entgegenthue: Die Liebe, die sie einmal verstoßen hat, werde ich ihr nie mehr bieten. Und jetzt hinaus, hinaus, um so zu handeln, daß ich frei bin und ohne dieses Autokratenjoch auf meinen Schultern das Meer begrüßen kann. Dort will ich fortan leben und sterben."

Mit diesem Entschluß trat Lothar ganz plötzlich in die Welt hinaus und wurde von seinen Bekannten in Petersburg begrüßt. Die seit ihrem letzten Zusammentreffen verflossenen Monate hatten sein Aussehen bedeutend verändert. Die hohe Stirn, die früher so klar geschienen, als ob keine Wolke sie verdüstern könnte, hatte jenes eigenthümliche Gepräge nachdenklichen Ernstes erhalten, das tiefe und wirkliche Leidenschaften hinterlassen. Man sah, daß ein bitterer Kummer diese Schläfe gefurcht und der Kuß des Schmerzes eine kalte Blässe auf dem Tempelgewölbe des Gedankens hinterlassen hatte. Die früher so lebhaften und blitzenden Augen, woraus so viel Uebermuth und Stolz geleuchtet, waren jetzt kalt und klar wie Sterne, die am Firmament funkeln und glitzern, ohne zu erwärmen oder zu erleuchten, indem sie uns nur einförmig entgegenblinken. Diese Lippen, die früher ein schalkhaftes spöttisches Lächeln gehabt, waren jetzt ernsthaft, verschlossen, und ein strenger Zug war auf ihnen zurückgeblieben, als hätte das Leiden sein Siegel darauf gedrückt. Jeder von Lothars Freunden, Vorgesetzten und Bekannten bemerkte diese Veränderung im Stillen, aber nicht ein einziger äußerte ein Wort darüber. In seinem ganzen Benehmen lag eine solche Kälte, daß man sich dadurch gleichsam in der Ferne gehalten fühlte, und man begriff sogleich, daß der junge Baron jede Bemerkung oder Frage mit Stolz zurückweisen würde.

Lothar hatte fest beschlossen, ehe der Frühling mit seinem Geflüster von Hoffnungen zurückkehre, müsse er frei sein, um dem Volk und Land dienen zu können, das er sein nennen wollte und von wo der Stammbaum seiner Väter ausgegangen war.

Wie dieß zugehen sollte, war etwas, was der Zufall zu bestimmen hatte, und dann hing Alles davon ab, ob dieser Beherrscher des menschlichen Schicksals Lothars Wünsche begünstigen würde oder nicht.

„Mein Leben will ich ohne alles Bedenken gegen den möglichen Gewinn meiner Freiheit auf's Spiel setzen", dachte Lothar.

* * *

Wiederum vergingen einige Wochen. Noch hatte Lothar kein Mittel gefunden, die Kette zu lösen, die ihn an Rußland fesselte. Er hatte beschlossen, sich direkt an den Kaiser zu wenden, und ihm zu sagen, daß er sich nie-

mals als Russe betrachtet habe, sondern daß er von Seele und Herz wie auch von Blut Schwede sei, deßhalb auch in sein eigentliches Vaterland zurückzukehren wünsche.

Lothar war eben beschäftigt, seine Toilette zu machen, um sich zum Kaiser zu begeben und um eine Audienz zu bitten. Reich, einer Familie angehörig, die Rußland große Dienste geleistet hatte, und von der Natur sehr freigebig ausgestattet, war er ein junger Mann, auf welchen der Kaiser große Hoffnungen für die Zukunft setzte und den er mit ausgezeichnetem Wohlwollen umfaßte. Auf dieses Wohlwollen baute jetzt Lothar eine, wie wohl nur schwache Hoffnung; als er eben mit seinem Anzug fertig war, kam sein Kammerdiener mit zwei Briefen herein. Der eine war von Schweden, der andere von Finnland.

Schweden? Lothar hatte dort keinen andern Bekannten als Schuldfried. Er betrachtete den Brief mit einem wahren Beben, und derselbe Mann der, ohne auch nur eine Muskel zu verziehen, dem Tode ins Auge hätte sehen können, zitterte bei dem bloßen Gedanken, daß dieser Brief von ihr sein möchte. Einen Augenblick ergriff ihn ein Schwindel von Hoffnungen und der Umschlag lag zerrissen zu Boden. Es war nicht ihre Hand, sondern die kühnen und nachlässigen Schriftzüge eines Mannes. Lothar fuhr über seine Stirne und murmelte: Ich Thor! Sodann warf er einen Blick auf die Unterschrift; da stand: Viktor Aberney. Beim Anblick dieses Namens schoß ihm das Blut gegen den Kopf und er zerknitterte den Brief mit einer zornigen Bewegung. Nach einigen Sekunden hatte er sich jedoch so weit erholt, daß er lesen konnte, wie folgt:

„Herr Baron!

„Durch eine grausame Nothwendigkeit außer Standes gesetzt, mich persönlich bei Ihnen einzufinden, um eine Genugthuung und Erklärung wegen Ihres Benehmens zu fordern, sehe ich mich gezwungen, dieses Mittel anzuwenden, obschon ich nur wenig Hoffnung hege, daß der Mann von Ihren Charakter mir die Satisfaktion geben werde, die ich verlange. Ich frage Sie daher: was ist aus Schuldfried geworden? — Sie ist von dem Hofe, den sie mit ihrer Mutter bewohnte, verschwunden, und Sie sind es, der sie entführte. Sie haben sich wie ein heimtückischer Verführer in das Herz des jungen Mädchens eingeschlichen, und nachdem es Ihnen gelungen, mich aus Ihrer Nähe zu entfernen, haben Sie das arme Kind sammt der Mutter verlockt, Ihnen zu folgen. Es ist nicht das Erstemal, daß solche Handlungen in Ihrer Familie vorkamen. Erinnern Sie sich unsers Zusammentreffens in Abo am Abend vor meiner Abreise, als Sie mich beinahe zwangen, Ihnen einen Brief an Schuldfried zu übergeben? Ich sagte Ihnen damals, daß ich von Ihrer Treulosigkeit nichts Geringeres erwarte, als daß Sie den Brief entweder gar nicht an seine Adressen gelangen lassen, oder ihn zu irgend einer Niederträchtigkeit anwenden würden. Sie antworten mir: Wenn Sie einen solchen Zug von mir sehen, so sprechen Sie Ihre Verachtung aus, aber bis zum heutigen Tag besitzen Sie kein Recht, mir zu mißtrauen oder mich zu beschimpfen, denn Sie selbst könnten Schuldfried nie so sicher vor allem Bösen schützen, wie meine tiefe Verehrung vor ihr sie schützt. Einen Schurken können Sie mich an dem Tage nennen, wo sich etwas Heimtückisches oder Treuloses in mein Benehmen gegen sie oder irgend eine andere Person einschleicht.

„So lauteten Ihre Worte. Ich glaubte nicht daran, weil ich nie an einen Canitz glaube. Ihr Benehmen hat mir Recht gegeben. Sie sind ein Schurke, denn Sie haben heimtückisch das unschuldige Mädchen ins Verderben gelockt, sie veranlaßt ihre Freunde zu vergessen und ihre Ehre mit Füßen zu treten.

„Sie werden vielleicht fragen, mit welchem Recht ich mich in ihr Thun und Handeln einmische. Mit dem Recht, das ich als naher Verwandter nnd Bruder ihres Vaters besitze. Sie dürften mich daher unverzüglich über das Schicksal meiner Nichte und das Loos, das Sie ihr zudenken, unterrichten; im andern Fall werde ich durch den russischen Gesandten dahier die Sache höheren Ortes anbringen lassen, und Sie können leicht einsehen, welche Folgen aus meinen fortgesetzten Bemühungeu gegen Sie entstehen könnten.

Viktor Aberney."

Hätte man Lothar einen Schlag ins Gesicht versetzt, wäre die Decke über seinem Haupte zusammengebrochen, so hätte dieß nicht

die Bestürzung hervorgerufen, die ihn jetzt beherrschte.

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber das Genossenschaftswesen in Deutschland, Frankreich und England.

Von **Schulze-Delitzsch.**

(Ein Schreiben an den Grafschaftsrichter, Herrn Ruppert Kettle in Wolferhampton, Worcestershire, England.)

(Fortsetzung.)

Was die Consumvereine in Deutschland im Besondern anbelangt, so lenkte die arbeitende Bevölkerung, wie wir schon andeuteten, erst mit dem bei uns zwar etwas später, doch auch immer entschiedener auftretenden Uebergange zum gewerblichen Großbetriebe dahin ein, und schon haben wir seit den 6—8 Jahren dieses Einlenkens wohl ebenso viele derartige Vereine bei uns wie in England*), wenn sich dieselben auch in der Höhe der Umsätze bei Weitem noch nicht mit den englischen messen können. Zum Theil liegt dies in der verschiedenen Stellung, welche man beiderseits in Bezug auf die Production der wichtigsten Consumartikel gegenwärtig noch einnimmt. Während die stores in England, nach ihrer Erstarkung aus kleinen mühevollen Anfängen, theils zur Production für eigene Rechnung — Mehl, Brod, Kleidungsstoffe u. s. w. — vorschritten, theils sich die Vortheile des Großbezuges durch Aufstapelung von Colonial- und anderen Handelswaaren in gemeinschaftlichen Central-Magazinen sicherten, beschränkten sich die deutschen Consumvereine darauf, mit Productiv-Associationen, z. B. denen der Leinweber, Tuchmacher, Cigarrenmacher u. s. w., in Geschäftsverbindung zu treten und — anstatt durch Anlegung großer Central-Magazine — auf sogenannten Börsentagen, welche von den Vereinen regelmäßig beschickt werden, durch gemeinschaftliche Bestellungen sich Ankäufe im Großen zu ermöglichen. Auf solche Weise hielten sie sich innerhalb der ihnen durch ihre Mittel angewiesenen Schranken, indem sie mit geringerem Risico Manches von dem erreichten, wovon ihnen ihre Brudervereine in England auf einer mehr vorgeschrittenen Stufe das Beispiel gaben, und förderten zugleich — was besonders bemerkt zu werden verdient — eine Anzahl selbstständiger Productiv-Associationen durch feste Kundschaft.

Zu den letzteren aber schreitet man auch bei uns nach den vorbereitenden Stufen, deren wir gedachten, jetzt rüstig vor*) und im Ganzen mit Erfolg. Nicht umsonst habe ich seither in Bezug auf ihre Gründung mehr zurückgehalten als angeregt, und überall, so weit mein Einfluß reichte, darauf hingewiesen, daß man sich der Vorbedingungen bewußt werden müsse, von welchen das Gelingen solcher Unternehmungen abhängt. So habe ich bei einem großen Theile derselben, wo meine Mitwirkung in Anspruch genommen wurde, auf genaue Anschläge über die Gründungs- und Betriebskosten der ersten Geschäftsperiode, über das unerläßliche Betriebscapital, als Basis eines entsprechenden Credits, gedrungen, und wo es an diesen Dingen mangelte, zunächst den Zusammentritt der Betheiligten in Sparvereine veranlaßt, so daß erst nach Aufsammlung des veranschlagten Capitals mit dem Productionsgeschäfte begonnen wurde. Die gute Folge hat sich darin gezeigt, daß die so operirenden Vereine zum größten Theile Bestand gewonnen haben. Allerdings waren die für den Verkehr so ungünstigen Kriegsjahre auch ihrer Entwicklung nicht günstig. Indessen haben sie sich doch behauptet, befinden sich seit dem Wiederaufleben der Geschäftsthätigkeit meist in lebhaftem Aufschwunge und sehen einer Vermehrung ihrer Zahl durch nicht wenige, bereits in der Gründung begriffene entgegen.

Ist nun nach den neueren Nachrichten in England ebenfalls der Stand der Sache in Bezug auf die Productiv-Genossenschaften ein durchaus günstiger, indem namentlich die mit den stores verbundenen oder aus ihnen hervorgegangenen Fabriken zu Geschäften ersten Ranges sich entwickelten, so wird man daraus

*) Mein zuletzt veröffentlichter Jahresbericht über die Resultate der deutschen Genossenschaften im Jahre 1870 weist 739 namentlich nach; der wirkliche Bestand muß gegenwärtig auf circa 900 geschätzt werden.

*) Mein oben citirter Jahresbericht pro 1870 weist deren 74 nach, zu dem gegenwärtig 8—10 weitere, zum Theil noch in der Bildung begriffene, kommen.

allein schon entnehmen, mit welchem Vorbehalte das über Frankreichs Vorrang in diesem Zweige des Genossenschaftswesens Behauptete aufzunehmen ist. Allerdings mag seit 1848 in Folge der von der provisorischen Regierung in Paris bewilligten Staatssubvention von 3 Millionen Francs eine ziemliche Zahl gleich Pilzen mit einemmale empergeschossen sein. Allein nach den zuverlässigen Forschungen von V. A. Huber u. A. an Ort und Stelle existirten von den circa 56 so entstandenen Genossenschaften bereits im Jahre 1861 nur noch wenig über 20, und zwar fast ausschließlich in Paris, wo selbstverständlich die Elite des französischen Arbeiterstandes sich concentrirt. In den darauf folgenden Jahren schien nach den französischen Fachblättern (vorzüglich „La Coopération") sich ein größerer Aufschwung geltend zu machen, und der „Almanach de la Coopération" vom Jahre 1868 zählt für das Jahr 1866 circa 180 Associationen auf, welche etwa zur Hälfte die Production, reichlich zu einem Drittel die Consumtion und zu einem Sechstel die Creditgewährung (Banque de credit mutuel u. dgl.) zum Gegenstande hatten, und wovon auf Paris allein 54 Productiv- und 10 Consumvereine kamen. Indessen walten erhebliche Bedenken gegen die Richtigkeit dieser Angaben vor, und es gewinnt fast den Anschein, daß darunter alle jemals gegründeten Associationen aufgenommen sind, gleichviel ob sie zur Zeit noch bestanden oder bereits eingegangen waren. Im Jahre 1869 erhielt nämlich der unterzeichnete Anwalt von einem namhaften Manne, dem Herrn Louis de Balestrier aus Paris, einen Brief, in welchem sich folgende Stelle findet:

„Ich durchreise in diesem Augenblicke Frankreich, indem ich mich bemühe, überall einschlägige Nachweisungen zu sammeln. Ich finde auf meinem Wege nur Genossenschaften, die in Auflösung begriffen sind; es fehlt ihnen nur Eines, das Geld. Banken, nach dem Muster der von ihnen gegründeten, können allein die Genossenschaften in Frankreich wieder beleben. Das ist es, mein Herr, was ich beweisen will. Helfen Sie mir dabei, und vielleicht werden wir viel gethan haben für Frankreich, namentlich für das provinziale Frankreich, u. s. w."

Mag auch diese Angabe nicht für absolut durchschlagend erachtet werden, da Herrn Balestriere bei aller Gewissenhaftigkeit recht wohl Manches entgehen konnte, so verdient sie doch alle Beachtung, weil sie von einem Manne herrührt, der gerade zum Behufe der einschlagenden Untersuchungen und mit den erforderlichen Notizen der Pariser Central-Organe versehen die Reise unternommen hat. Auch wird der Bericht im Allgemeinen durch die schon früher wahrgenommenen Rückgänge einer Menge nicht gehörig fundirter Unternehmungen in Frankreich unterstützt, welche mit dem Hange der Franzosen zum Ueberspringen der vermittelnden Uebergangsstufen zusammenhängen, der sie in vielen Fällen ohne die gehörige Vorbereitung gleich die letzten Ziele in das Auge fassen läßt. Jedenfalls geht aus Allem so viel hervor, daß der Stand der Dinge — wohl mit Ausnahme der Pariser Associationen — in Frankreich schon vor dem Kriege durchaus kein so befriedigender war, um das im Eingange angeführte Urtheil zu rechtfertigen. Wohin aber gar die Sache jetzt, nach den schweren Schlägen, mit welchen die feindliche Occupation unausbleiblich die jungen Schöpfungen treffen mußte, gediehen sein mag, ist schwer abzusehen, da auch in Paris die Wirthschaft der Commune ihren vernichtenden Einfluß darauf ausgeübt haben wird. Jedenfalls sind nähere Nachrichten darüber abzuwarten, wobei ich mir nur den dringenden Wunsch erlaube, daß man sich in Frankreich wie in England entschließen möchte, statt der flüchtigen vereinzelten Angaben über Verfassung und Resultate der Genossenschaften eine sichere, allen billigen Anforderungen entsprechende Statistik einzurichten, wie ich, gestützt auf den von mir hervorgerufenen Verband der deutschen Genossenschaften, dies für Deutschland gethan habe. Wie sehr eine solche Einrichtung der inneren Ausbildung wie dem Credit der Genossenschaften beim Publikum förderlich gewesen ist, wissen alle Betheiligten und ist auch im Auslande durch das rege Interesse, welches überall meinen Jahresberichten entgegenkommt, anerkannt. (F. flgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

Nro. 73. Freitag, 23. August 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schuldfried hat sich also nicht nach Schweden begeben. Sie war nicht zu diesen ihren Freunden und Verwandten entflohen. Wohin hatte sie also ihren Weg genommen? Wo hielt sie sich auf? Das war ein Chaos von Fragen und Vermuthungen, aus welchem Lothar vergebens einen Leitfaden suchte. Nachdem er sich umsonst den Kopf zerbrochen, um eine Erklärung zu finden, die wenigstens einigermaßen den durch Aberneys Brief heraufbeschworenen Sturm in seinem Innern beruhigen könnte, griff er nach dem Briefe aus Finnland. Vielleicht, daß dieser ihm einen Lichtstrahl in dem ringsum herrschenden Dunkel gab. In den Gefühlen, die Lothars Brust erfüllten, war ein Gemisch von jubelnder Freude und Verzweiflung: Freude bei dem Gedanken, daß Schuldfried auch diesen seinen verhaßten Nebenbuhlern entflohen, daß sie nicht die Braut dieses Tage war, und Verzweiflung über ihr spurloses Verschwinden. Der Brief aus Finnland kam von Wagner, auf französisch geschrieben, und lautete in der Uebersetzung, wie folgt:

„Herr Baron Lanitz!

„Sie haben mir verschiedene Male gesagt, daß ich mich einer Läsierung schuldig mache, wenn ich mich Ihren Freund nenne. — Sie haben mich Jahre lang mit mißtrauischen Blicken betrachtet und in jedem meiner Worte eine Bosheit erblicken wollen, wozu ich Sie zu verleiten gesucht habe. Ich habe Alles das wie ein Mann ertragen, in der festen Ueberzeugung, daß Sie einst genöthigt sein würden, mir Recht widerfahren zu lassen. Wann dieser Tag anbrechen wird, lasse ich dahin gestellt; genug, daß er einmal kommen muß, und bis dahin mögen Sie mir mißtrauen. Nicht um Ihre Ueberzeugung von mir im Mindesten zu erschüttern, schreibe ich jetzt an Sie; nein Herr Baron, es geschieht, um eine Pflicht zu erfüllen.

„Sie wissen, Herr Baron, daß am Todtenbette Ihres Vaters, des Generals, Niemand zugegen war, als ich und sein jetzt verstorbener Kammerdiener. Was da gesagt wurde, weiß also kein Anderer, als ich, da das Grab bereits den andern Zeugen verbirgt. Eine Stunde vor seinem letzten Seufzer vertraute er mir inliegendes Briefchen an, mit den Worten: „„Im Fall mein Sohn in irgend einer wichtigen Periode seines Lebens wünschen sollte, aus dem Dienst der russischen Krone loszukommen, oder wenn seine Eigenschaft als russischer Unterthan seinem Glück und Erfolg irgendwie hinderlich im Wege stände, so übergeben Sie ihm das, und er ist frei. Sie dürfen es ihm erst dann übergeben, wenn Sie ihn für gesetzt genug halten, um seine eigene Handlungen klug und reif zu beurtheilen.""

„Ich übersende Ihnen das anvertraute Papier, mit der vollen Gewißheit, daß Sie jetzt Charakterstärke genug besitzen, um Ihre Handlungen selbst beurtheilen zu können, und da Sie zugleich an einem Wendepunkt Ihres Lebens stehen, wo dieses Papier Ihnen vielleicht von unberechenbarem Werth sein könnte. Ich müßte des Menschen Herz schlecht kennen, wenn Sie nicht gerade jetzt Ihre volle Freiheit wünschen sollten. Ich hoffe, Sie werden klar einsehen, daß ich bei dieser Gelegenheit als ein Freund und nicht als ein Feind gehandelt habe.

„Jetzt noch ein Schlußwort: Sie glauben, daß ich in Bezug auf Fräulein Smith treulos gehandelt habe; in diesem Fall muß ich mich Ihrem ungerechten Urtheil unterwerfen. Ich will Sie inzwischen über eine

Sache aufklären, nämlich daß ich sie als Sie mich nach Ekorp schickten, um der Kranken beizustehen, mehr geistig als körperlich angegriffen fand. Was zwischen Ihnen und ihr vorgefallen ist, weiß ich nicht. Es muß etwas recht Schreckliches gewesen sein, denn sie wiederholte unaufhörlich: Dieß war also das große Geheimniß: Jesus erbarme dich über mich! Einige Tage war sie gänzlich von Sinnen, aber am dritten kam sie mir, als ich eintrat, ruhig vor. Da nöthigte sie mir das Versprechen ab, daß ich Ihnen von ihrem Entschluß, den sie mir mittheilte, Finnland zu verlassen, nichts sagen wolle. Ich gab ihr mein Wort darauf, ihren Brief erst acht Tage nach ihrer Abreise Ihnen zu übergeben.

„Sie werden vielleicht sagen, dieß sei eine unedle Handlung gegen Sie. Möglich; aber als Mensch und als Mann von Herz, konnte ich mich nicht anders gegen das junge Mädchen benehmen, denn sie hatte beschlossen, eher zu sterben, als Sie wieder zu sehen. Wohin sie gegangen ist, weiß ich nicht.

„Jetzt, Herr Baron, habe ich nur noch beizufügen, daß ich meine Stelle als Arzt von Kronbrück niederlege, sobald mir mein Abschied von der Bezirksarztstelle bewilligt ist. Wir sind also geschiedene Leute. Mögen Sie nie die Ungerechtigkeiten bereuen, welche Sie begangen haben, gegen Ihren früheren Lehrer

J. Wagner."

Unverzüglich öffnete Lothar die Einlage. Es war ein vom russischen Kaiser unterzeichnetes Dokument, wodurch es den Erben des Generals Canitz im Fall sie es wünschten, freigestellt wurde, aus dem russischen Dienste zu treten und nach Schweden zurückzukehren. Daran war jedoch die Bedingung geknüpft, daß sie alle liegenden Güter und Kapitalien, die sie in Rußland selbst besäßen, verloren. Zwar Kronbrück durften sie als Erbgut behalten, aber Alles was sie von der russischen Krone als Zeichen ihrer Gewogenheit wegen ihres bewiesenen Diensteifers bekommen hatten, verloren sie in demselben Augenblick, wo sie Rußland verließen.

Wenn irgend Etwas noch Lothar freuen konnte, so war es dieses Dokument. Hätte darin gestanden, daß er sein ganzes Vermögen verlieren und als Bettler ein Land verlassen müsse, wo er jetzt fürstliche Reichthümer besaß, so hätte er gewählt ein freier Bettler zu sein. Jetzt konnte eine Wahl nicht in Frage kommen. Kronbrück warf allein bedeutende Einkünfte ab. Also entsagte er mit Vergnügen dem Vermögen, das sein Vater und Großvater auf eine nicht sehr ehrenvolle Weise erworben hatten. Er wollte nicht eine einzige Kopeke davon behalten.

Mit seinem Freiheitsbrief in der Tasche, begab er sich zum Kaiser, um seinen Entschluß anzuzeigen und sodann weit, weit von diesem Reiche hinwegzureisen, das er nie geliebt hatte.

* * *

Wir wollen jetzt sehen, wie sich das Leben für Professor Aberney gestaltet, nachdem er beinahe köpflings Finnland hatte verlassen und seine Penaden nach Schweden versetzen müssen.

Aberney hatte theils durch Erbschaft, theils durch Ersparnisse ein nicht unbedeutendes Vermögen besessen. Kurz vor dem Ereigniß, das seine Entfernung aus Finnland zu Folge hatte, verlor er durch Bankrott mehr, als die Hälfte davon. Der Rest schützte ihn indeß vor Noth und würde im Verein mit seiner Professorsbesoldung zur Befriedigung seiner kleinen Bedürfnisse genügt haben, wenn er nicht durch die Verbannung seine Stelle an der Universität verloren hätte. Jetzt blieb nur noch der Ertrag von Junta übrig.

Aberneys erstes Geschäft bei seiner Ankunft in Schweden mußte somit darin bestehen, daß er sich eine Anstellung suchte, bei welcher er seine ungewöhnlichen Kenntnisse verwerthen und sich seine ökonomische Unabhängigkeit erwerben konnte.

Es gibt Männer, die, selbst wenn man sie in Lapplands entlegenste Gebirge versetzte, gleichwohl durch die Mannigfaltigkeit ihrer Kenntnisse, ihre Tüchtigkeit und Ueberlegenheit sich so bekannt zu machen wüßten, daß das Echo ihres Namens weit umher erschallen würde. Zu dieser Zahl gehörte Aberney; man sprach sowohl in Stockholm, als in Abo von seiner wissenschaftlichen Bildung, seiner Genialität, und da er den schwedischen Boden als Verbannter betrat, so wurde er mit offenen Armen von Schweden empfangen, das

stets mit Freude und Stolz jede Gelegenheit ergriff, seine innige und unverminderte Anhänglichkeit an Finnland und seine Söhne zu bezeugen. Genug, der berühmte Finne erhielt eine Professur (wo oder welche, kann gleichgültig sein). Bald hatte er sich so darin eingelebt, daß er sich bei der neuen Wendung seines Lebens ganz glücklich hätte fühlen können, wenn nicht aus Finnland die für sein Herz schmerzliche Nachricht gekommen wäre, daß Schuldfried und ihre Mutter ihre bisherige Wohnstätte verlassen hatten, ohne daß der Pastor wußte, wohin sie gegangen waren. Einige Tage nach ihrer Abreise hatte dieser einen Brief von Schuldfried erhalten, worin sie ihm für alle ihr und der Mutter bewiesene Güte dankte, mit dem Beifügen, daß besondere Umstände sie genöthigt hätten, das Vaterland zu verlassen. Die Veranlassungen zu diesem Schritte seien von der Art, daß Schuldfried den Aufenthaltsort verschweigen müsse, den sie später wählen würde. In diesem Brief lag überdieß ein Schreiben an Aberney, um dessen gütige Besorgung der Pastor ersucht wurde.

Der Brief an Aberney war offenbar in einer höchst aufgeregten Stimmung geschrieben und bewies, daß das junge Mädchen von bittern und schmerzlichen Gefühlen beherrscht wurde. Sie bat ihn so rührend, daß er auch in einer Zukunft, wo die Wahrheit ihm vor Augen stände, versuchen möchte, ohne Groll und Zorn an sie zu denken. Sie sagte, sie möchte lieber an's Ende der Welt fliehen, als ihn verändert und verbittert wiedersehen. Sie schloß mit den Worten.

„Theurer als Alles, was ich bisher liebte, waren Sie mir Onkel, und deßhalb wäre es mir unmöglich, eine Veränderung in Ihrer Neigung zu erfahren. Jeden anderen Verlust konnte ich verschmerzen, nicht aber die Entdeckung, daß ich nicht mehr Ihre liebe Schuldfried sei, und daß zwischen Ihnen und mir Etwas sich vorfinde, was mich von meinem Freund, meinem Vater trenne. Ach Onkel, ich fliehe, fliehe, mit dem Gebet zu Gott, daß ich die Erinnerung an Ihre Güte und Liebe behalten dürfe, als einen Trost für Alles, was mir entrissen worden ist. Grüßen Sie Tage und er möge mich vergessen. Mein widerstrebendes und schwaches Herz war nicht für ihn geschaffen, aber bis an meinen Tod werde ich seiner und Ihrer Liebe gedenken, als der schönsten Schätze, welche das Leben für mich besessen hat.

„Denken Sie ohne Groll und Unwillen an Ihre

sehr unglückliche
Schuldfried."

Dieser Brief erfüllte Aberney mit wahrem Kummer. Was sollte er glauben? Auf was anderes deutete sie als auf die Schwachheit, in Folge deren sie Vaterland und Freunde verlassen hatte? Und worin konnte dieselbe bestehen, als in der Liebe zu diesem Canitz? Des Pastors Brief enthielt eine ähnliche Andeutung. Was war natürlicher, als daß Aberney an den Mann schrieb, von welchem er glaubte, daß er die erbärmliche Rolle des Verführers gespielt habe? Wir kennen den Wortlaut seines Briefes.

Tage nahm die Nachricht von Schuldfrieds Verschwinden so heftig auf, daß Aberney seiner ganzen Macht über den jungen Mann bedurfte, um ihn wieder zur Vernunft zu bringen.

Diese Neigung, die ihn seit seinen frühesten Jünglingsjahren an Schuldfried gefesselt, war mit seinem Herzen fest verwachsen, und er konnte sich ohne sie keine Freude, kein Glück denken. Er hatte sich nie eine zukünftige Seligkeit geträumt, außer an ihrer Seite, und er hatte Schuldfrieds Gefühle so gänzlich nach seinen eigenen beurtheilt, daß er die Möglichkeit, sie zu verlieren, keinen Augenblick in seiner Seele aufkommen ließ. Und jetzt, da er so zuversichtlich gehofft hatte, einige warme und liebreiche Worte auf seinen Brief zu erhalten, jetzt kam die Nachricht, daß Schuldfried verschwunden sei. Sie war vielleicht mit ihm entflohen, mit diesem Manne, der sich wie ein Dieb in ihr Herz eingestohlen hatte.

Aberney äußerte gegen Tage Nichts von seinen Befürchtungen, aber als er Schuldfrieds Brief las, entstanden sie von selbst. Einige Wochen verflossen, wärend deren Tage sich seinem Kummer, seiner Eifersucht und seinem Aerger überließ, als er glücklicher Weise Befehl erhielt, sich nach Karlskrona in Dienst zu begeben.

Neue Gegenstände anhaltender Beschäftigung verminderte seinen Kummer etwas oder drängten ihn wenigstens in den Hindergrund. Tages angeborene Heiterkeit gewann ihr Recht wieder, und nachdem er sich einige Wochen in Karlskrona unter frohlichen und muntern Kameraden aufgehalten, wurde er so ziemlich wieder der Alte. Man hätte auf seinem Gesichte vergebens Spuren von Kummer gesucht. Gleichwohl fand sich dieser bei Erinnerung an Schuldtried vor. Diese war wie ein Feuermal in seiner Seele, das weder Zeit noch Umstände zu verwischen vermochten, obschon es dem oberflächlichen Betrachter vielleicht so scheinen konnte.

Tage besaß einige von den Eigenschaften, die den Seemann auszeichnen müssen, obschon ihm auch mehrere davon fehlten. Er besaß jene Elastizität, vermöge welcher die Söhne des Meeres nicht gerne mit einem wirklichen Kummer verkehren, sondern ihn abschütteln oder wegschieben, so daß er sich nicht zwischen sie und das tägliche Leben eindringen kann, das ihr eigentliches Fach ist. Offen und lebhaft war Tage mit Leib und Seele Seemann, obschon ihm der praktische Verstand abging, der unbedingt nöthig ist. Bedenkt man dabei, daß er bis zur Starrköpfigkeit eigensinnig war und nur mit Anstrengung den Zügel der Disziplin ertrug, so sieht man, daß er auf der andern Seite sich nicht für die militärische Laufbahn eignete.

(Fortsetzung folgt.)

---

Ludwigsburg, 13. Aug. Heute Abend suchte ein Soldat vom 4. würtembergischen Infanterie-Regiment, der erst heute in der Stadt einquartirt worden war, seinem Leben durch einen Schuß in den Mund ein Ende zu machen. Die Kugel fuhr aber durch ein Auge zurück, ohne auf der Stelle tödtlich zu wirken. Da Gaumen und Nase entsetzlich geschwollen sind, so ist dem Mitleid erregenden Menschen weder möglich zu sprechen, noch seinem Schmerz Ausdruck zu geben. (Nach einem anderen Bericht schnitt er sich zuvor an Beinen und Armen die Adern durch.)

[Eine gelungene Operation.] Der Kaufmann Hötzolt im Eckertsberge bei Magdeburg, im Alter von 23 Jahren, ausgezeichnet durch Herz und Kopf, wurde 1870 zum Kriegsdienst einberufen. Der blühende junge Mann, der mit Auszeichnung an den blutigsten Aktionen des Riesenkampfes Theil genommen hatte, kehrte zurück, den Keim des nahen Todes in sich tragend. Unter andern Verwundungen war er in den Schlachten um Metz von einer Chassepotkugel getroffen worden, die ricochetirend in die Zehen eines Fußes wegnahm, mehrere Rippen zerschmetterte und schließlich in die Lungengegend eingedrungen war. Die Fußwunden wurden geheilt, indessen blieb der Gesammtzustand des Mannes ein höchst bedenklicher. Fortwährend innere Eiterung, die ärgste Athmungsbeschwerden und allerlei sonstige Symtome schienen anzuzeigen, daß die Tage des wackeren Jünglings gezählt seien. Wiederholte Sondirungen machten endlich es unzweifelhaft, daß das tödtliche Geschoß noch in den inneren Gefäßen sich befände. Aber wie der Kugel beikommen.? Das war die schwierige Frage. Der Meisterhand des Professors Dr. Volkmann in Halle ist es vorbehalten geblieben, hier ein bewunderungsvolles Kunststück der Chirurgie auszuführen, indem es ihm gelungen ist, die ganz breitgedrückte Kugel aus dem verstecktesten Winkel des Körpers heraus zu holen und dem beglückten Kranken in die Hand zu drücken. Die Operation, welche vor einem zahlreichen Auditorium vollzogen wurde, kann als vollständig gelungen angesehen werden, da das Befinden des Operirten nichts zu wünschen übrig läßt. Mit der bleiernen Ladung selbst hat Professor Volkmann gleichzeitig einen ganzen Knäuel von Tuchfetzen, Lederstücken mit zu Tage gefördert, welche in den Körper mit hinein geschossen worden waren. Wahrscheinlich Montur Fragmente.

---

In **Pirmasens** wurde in Ausführung der jüngst ergangenen Regierungsverfügung ein Wiederholungscurs für die Militärpflichtigen errichtet, welche im Herbste zur Aushebung kommen.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 74. Sonntag, 25. August 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Tage hatte seine Laufbahn aus freier Wahl ergriffen, weil er meinte, die wahre Freiheit müsse auf dem Meere wohnen. Es hätte Jahre und viele Anstrengung erfordert, um Tage mit dem Gedanken auszusöhnen, daß jede unbegränzte Freiheit ein Unding ist, wonach vernünftige Leute nicht streben dürfen. Aberney hatte mit Freuden Tage nach Carlskrona abreisen lassen, weil er voraussah, daß er dort in einen Wirkungskreis geworfen werden mußte, der ihm keine Zeit zu Grübeleien ließ.

Nachdem er abgereist war, schrieb Aberney an Lothar den oben erwähnten Brief und wartete nicht ohne Ungeduld auf eine Antwort. So verflossen einige Wochen, bis er folgenden Brief erhielt.

„Herr Professor!

Ich habe Ihren Brief erhalten und weiß in Wahrheit nicht, auf was Sie hindeuten. Folglich kann ich nicht darauf antworten, aber in zwei oder höchstens drei Wochen werde ich mich persönlich in Stockholm einfinden, um Ihnen eine Erklärung zu geben und abzuverlangen.

Lothar Canitz."

Drei oder vier Wochen vergingen, ohne daß Aberney etwas Weiteres von Lothar hörte. Schon wollte der Professor den ganzen Brief als eine Finte, um Zeit zu gewinnen, ansehen, und schon hatte er den festen Entschluß gefaßt, den russischen Gesanden um Aufschlüsse über Schuldfrieds Schicksal anzugehen, als Tante Sara eines Tages ganz todtenblaß zu ihrem Neffen in sein Arbeitszimmer gesprungen kam und mit unsicherer Stimme stammelte:

„Viktor, Baron Canitz ist draußen im Salon und wünscht Dich zu sprechen."

Der Professor richtete sich auf und sagte: „Wirklich, das freut mich, daß er wenigstens den Muth hat, sich hier einzufinden."

„Und Du willst unter Deinem eigenen Dache einen Canitz empfangen?" rief Sara, indem sie die Hände zusammenschlug; „Du, ein Aberney, lässest ihn auch nur eine Minute auf Deiner Schwelle verweilen?"

„Tante," sagte Aberney ernst, „der junge Canitz und ich müssen uns treffen. Wer unter mein Dach tritt, sei er Freund oder Feind, den begrüße ich immer als Gast. Dieß ist eine alte übliche Sitte im Norden." Der Professor bat Sara den Baron einführen zu lassen.

Nach einigen Augenblicken standen diese Männer auf's Neue einander gegenüber, beide mit hochgetragenen Köpfen und einander stolz anblickend, worauf sie beiderseits einen kalten Gruß abgaben.

Das einzige Mal, wo sie sich vorher getroffen hatten, war in Abo, als Lothar nach einer Besprechung mit dem Generalgouverneur es so einrichtete, daß Aberney nur den Befehl erhielt, Finnland zu verlassen, um jeder Untersuchung zu entgehen. Als Lothar bei dieser Gelegenheit Aberney besuchte und den Brief abholte, den er an Schuldfried übergab, hatte der Professor einige bittere Worte gesprochen, und beide waren damals so aufgeregt, daß sie von ihrer gegenseitigen äußeren Erscheinung kaum einen Eindruck behielten. Jetzt dagegen waren sie kalt und ruhig. Sie betrachteten einander einige Sekunden lang, als wollten sie erforschen, wie viel Ehrlichkeit und Wahrheit sich nach den Gesichtszügen erwarten lasse. Lothar, der jünger und weniger gewöhnt war, im Blicke eines Menschen zu lesen, was er Niederträchtiges oder Edles verbarg, schwieg am längsten, und so mußte Aberney zuerst das Wort ergreifen.

„Sie haben mich lange warten lassen, Herr Baron," begann Aberney, und wer den Professor kannte, mußte aus dem Tone seiner klaren und klangvollen Stimme leicht ersehen, daß Lothar einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er glaubte in dem schönen Gesicht des jungen Mannes einen ganz anderen Charakter zu lesen, als er erwartet hatte.

„Ich weiß es, Herr Professor, aber die Verzögerung hing nicht von mir ab, sondern von gewissen Formalitäten, denen ich mich unterwerfen mußte, bevor ich das russische Joch abschütteln und als freier Mann den schwedischen Boden betreten konnte. Jetzt bin ich hier, um Ihnen jede Erklärung zu geben, die Sie verlangen können und ich zu geben vermag, wie auch um von Ihnen eine solche in Betreff Ihrer Anschuldigungen gegen mich zu verlangen."

„Baron Canitz, ich wünsche zu wissen, welches Schicksal Schuldfried getroffen hat." Dießmal klang Aberneys Stimme sehr scharf.

„Aber wie können Sie sich mit dieser Frage an mich wenden? Haben Sie wirklich einen Augenblick den Gedanken hegen können, daß sie, dieses reine unverdorbene Mädchen, gleich einer verbrecherischen Abenteuerin, mit mir aus ihrer Heimath weglaufen und ihre Freunde in Unkenntniß über ihr Schicksal lassen könnte?"

„Wozu diese hübschen Worte? Sie ist auf eine geheimnißvolle Weise entflohen, und nur eine unglückliche Neigung zu Ihnen hat sie dazu veranlassen können," sagte Aberney ruhig, aber bestimmt.

Ein schmerzliches bitteres Lächeln spielte um Lothars Lippen als er antwortete:

„Sie sagten eine unglückliche Liebe zu mir; hätten Sie gesagt, ein tiefer Abscheu, so wären Sie der Wahrheit näher gekommen. Und um Ihnen dieß zu beweisen, sehen Sie hier den Brief, den sie mir nach ihrer Abreise zuschickte."

Lothar zog Schuldfrieds Billet hervor. Als Aberney es durchgelesen hatte, erblaßte er.

„Sie kennen also Schuldfrieds Mutter?" fragte er mit dumpfer Stimme.

„Am Tag vor Ihrer Abreise aus Abo entdeckte ich zum Erstenmale, daß Frau Schmith und Harm Aberney eine und dieselbe Person waren."

„Woher kennen Sie ihre traurige Geschichte?

Herr Professor, das kann ich Ihnen nicht sagen. Genug, sie ist mir bekannt, aber das wußte ich nicht, daß Sie ein Bruder von Schuldfrieds Vater sind. Hätte ich das gewußt, glauben Sie mir, dann wäre Vieles anders geworden."

Lothar erzählte jetzt ganz einfach Alles, was zwischen ihm und Schuldfried nach Aberneys Entfernung vorgefallen war, seine im Zorn ausgesprochenen Worte über Schuldfrieds Mutter und was daraus erfolgte.

Aberney saß gedankenvoll da und hörte zu, wie wenn er aus dieser Erzählung einen Schluß zu ziehen suchte, der Schuldfrieds Flucht erklären könnte. Als Lothar verstummte, sagte er, mehr vor sich hin, als in Form einer Frage:

„Aber warum diese geheimnißvolle Entfernung, dieses Verschwinden?"

„Das Verbrechen der Mutter ist der einzige Erklärungsgrund," sagte Lothar düster. „Das Bewußtsein, daß ein Fremder darum wußte, jagte das stolze Mädchen weit weg von denjenigen, die davon Kunde hatten. Wie tief muß sie nicht diejenigen verabscheuen, die Etwas auszusprechen wagten, was nach ihrer Meinung für alle Welt ein Geheimniß war?

„Und was für sie selbst ein Geheimniß war," fügte Aberney wehmütig hinzu.

„Was sagten Sie?" rief Lothar. „Kannte Schuldfried die traurigen Verhältnisse ihrer Mutter nicht?"

„Nein, sie befand sich in gänzlicher Unkenntniß sowohl über den rechten Namen der Mutter, als über ihre Verwandtschaft mit mir.

„O mein Gott, welche Schandthat habe ich da nicht begangen!" murmelte Lothar. Er erhob sich und reichte Aberney die Hand indem er hinzufügte:

„Wenn Sie können, Herr Professor, so verzeihen Sie mir das Herzeleid, das ich Ihnen durch sie bereitet habe. Verzeihen Sie mir auch den Haß, den Unwillen den ich gegen Sie hegte. Welche entsetzliche Leiden habe ich nicht verursacht!"

Aberney ergriff die dargebotene Hand, ohne Etwas zu antworten; aber er drückte sie auf eine Art, die mehr sagte, als Worte. Darauf

entfernte sich Lothar, ohne daß eine weitere Sylbe zwischen ihnen gewechselt wurde, aber sie schieden von einander mit Gefühlen gegenseitiger Theilnahme.

Nach der oben beschriebenen Besprechung zwischen Lothar und Aberney verflossen drei Jahre. Der Frühling hatte die Erde wieder grün gekleidet und über Meer und Land wölbte sich der hellblaue Himmel.

Die im Winter ausgebesserten Schiffe wurden segelfertig gemacht; dem Seemanne schwoll die Brust vor Hoffnung und Befriedigung. Er sollte wieder die liebe Woge durchfahren, wieder mit dem Sturme kämpfen, wieder nach neuen Küsten eilen dürfen. Die Ruhe auf dem Lande war ihm lang, die Luft zu schwül geworden, und ein unbeschreibliches Sehnen hatte sein Herz erfaßt.

Dorthin, dorthin nach der See stand sein Verlangen.

Wie heißt des Seemans rechtes Vaterland? Das Meer. — Wie wir andern mit schwermüthigem Heimweh in den Raum hinausblicken und die Arme nach der Vaterede ausstrecken, wenn wir von ihr getrennt leben, so macht es auch der Seemann, wenn er längere Zeit auf dem Lande gewesen ist. Seine Brust wird beklommen, sein Gemüth sehnsuchtskrank, und er seufzt nach dem freien Meer.

Im Mai 183 — ging eine Fregatte, die wir Karolina nennen wollen, von Karlskrona nach einer Mittelmeerexpedition ab. Jedermann am Bord des stattlichen Kriegsschiffes befand sich in heiterer Stimmung. Man sagte dem Lande ein fröhliches Lebewohl und begrüßte jubelnd die rastlose Woge.

Das Meer! Dieses unermeßliche Reich mit der Zerstörung in seinem Schooße und der poetischen Schönheit auf seiner Oberfläche; fürchterlich in seinem Zorn, wunderbar in seiner Stille. Man wird von ehrfurchtsvollem Beben ergriffen, wenn es brüllt; man fühlt sich zur Wehmuth bewegt, wenn es schlummernd liegt und träumt. Die ruhige Stille lähmt; die Raserei des Sturmes bringt das Blut in Fieberbrand.

Das Leben auf der See ist doch sehr einförmig," hört man so Manchen sagen. Nur der oberflächliche Beobachter kann sich so ausdrücken, nicht aber der denkende Betrachter der Dinge. Für ihn bietet das Meer eine reiche Quelle von Ueberlegungen. Er mag seine weißschäumenden oder wild dahin eilenden Wellen sehen, so liefert es ihm beständig neue Gemälde zu bewundern und immer neuen Stoff für das Nachdenken, für die Phantasie und für die Forschung.

Die Fregatte Karolina hatte einen Tag nach demjenigen, wo wir ihr einen Besuch abstatten wollen, den Hafen von Cadix verlassen, um nach Gibraltar zu segeln.

Dieser kleine schwimmende Staat, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der sich in einem Kriegsschiff beisammen findet, ist eine höchst eigenthümliche Offenbahrung und aller Aufmerksamkeit werth. Es bieten sich da unendlich viele Gelegenheiten den Menschengeist zu bewundern, wegen seines Talentes zu ordnen und Alles, vom Größten bis zum Kleinsten, mit Macht zusammenzuhalten.

Für denjenigen, der nicht weiß, wie Alles am Bord eines Schiffes auf seine gewisse Zeit vertheilt und auf seinen gewissen Platz bestimmt und angeordnet ist, muß es ein Räthsel sein, wie man so viel ausrichten, erreichen und anordnen kann. Für denjenigen, der die Thätigkeit und Ordnung auf einem Kriegsschiffe nicht kennt, muß unwillkürlich die Frage entstehen: Mit was können die Offiziere und dreihundert bis vierhundert Mann während eines längeren Aufenthaltes zur See sich beschäftigen? Wie verfließt wohl diese lange Zeit? Laßt uns vor allen Dingen einen Blick auf das Verdeck werfen, so lange das Grauen des Tages die Nebel zu verdrängen anfängt, die über den dunkeln Blau schweben. Das Schiff schaukelt sich leicht und sorglos auf der Woge; vielleicht, daß wir am Bord desselben einige Bekannte wiederfinden.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Verschiedenes.

**Koburg**, 21. Aug. Es ist hier das Gerücht verbreitet, daß Anna Böckler in Neustadt am Rennsteig aufgefunden, und nachdem das charakteristische Merkmal, die Warze auf der Brust, konstatirt, dort zurückbehalten worden sei. Das Gerücht wurde von einem zuverlässigen Bürger, der eben aus Neustadt gekom-

men ist, hierher gebracht. (Auch in Kralowitz will man es gefunden haben. Die „Presse" schreibt hierüber: Der Finder ist ein Militär-Urlauber. Derselbe hatte aus dem Aufenthalte einer größeren Zigeunerbande, die in einem Walde bei Kralowitz ein förmliches Lager aufgeschlagen hatte, die Muthmaßung geschöpft, die ihn auch richtig zum erwünschten Ziele führte. Er begab sich mit zwei Mann in das Lager und bemerkt in Gesellschaft einer kauernden Zigeunergruppe ein Kind, welches nach der ausgegebenen Beschreibung auf Anna Böckler schließen ließ. Rasch heranschreitend, richtete er an das Kind die Frage, ob es zu seinem Vater wolle. Mit unbeschreiblicher Freude stürzte auf diese deutsche Anfrage das Kind in die Arme des Urlaubers, nach einigen Fragen konnte ein längerer Zweifel über die Identität der Gefundenen nicht mehr obwalten. Zwei von den Zigeunern wurden festgenommen, den Uebrigen gelang es, sich auf die Flucht zu begeben.)

Gute Deutsche haben die geistlichen Herren und ihre Creaturen in Posen 2c. nicht gezogen. Neulich kommt ein neuer Schulrath in eine Dorfschule und fragt einen Jungen: Weißt Du etwas von dem Kriege von 1870? — O ja! — Nun, so nenne mir einen Kaiser oder König, der mit zu Felde zog. — Napoleon! — Aber weist Du noch einen andern? Keine Antwort. — — Der Schulrath fragte einen andern Schüler: Weißt Du einen berühmten General von 1870? — Mac Mahon! — Allerdings, kennst Du aber (zu einem dritten Knaben) noch einen? — noch einen? — Bazaine! — Welche Armee commandirte denn Kaiser Napoleon! — Die katholische! — Schulr.: Sieh, sieh! (Zum Lehrer): Danke Ihnen, Sie haben sich um Ihr Vaterland sehr verdient gemacht.

Ein New-Yorker Wochenblatt meldet, daß in San Francisco in Kalifornien von einer Frau ein Hotel eröffnet wurde, in welchem kein einziger Mann angestellt ist. Alle Bediensteten sind Frauen. Es haben sich Frauen von seltener Muskelkraft gefunden, welche Dienste als Träger leisten und die den größten Koffer mit Leichtigkeit auf ihre Schultern werfen. Eine Dame besorgt die Buchführung des Hotels, Damen sind in der Küche thätig und andere bedienen die Gäste, ja, es haben sich sogar einige Frauenzimmer zum Reinigen der Stiefel und sonstigen Kleidungsstücke herbeigelassen, natürlich für sehr gute Bezahlung, während sonst weibliche Dienstboten diese Leistungen in Amerika unter ihrer Würde finden. Dabei ist der gute Ruf dieses Hotels ein ganz vorzüglicher, denn die Eigenthümerin erklärt jeder Bediensteten bei der Aufnahme, daß sie engagirt wird, um zu arbeiten, und nicht, um zu kokettiren, und männliche Gäste, welche sich Verstöße gegen die gute Sitte erlauben, werden sofort aus dem Hotel ausgewiesen.

(Von Kannibalen verzehrt.) Von Honolulu ist in Bremen mit der letzten vom 1. Juli datirenden Post die Nachricht eingetroffen, daß der Bremer Capitän Mamen, der in letzter Zeit einen Wallfischfänger für Rechnung eines Hauses in Honolulu fuhr, auf den Salomonsinseln eine Beute der Kannibalen geworden ist. Capitän Mammen hatte sich in einem Boote an Land bringen lassen, um dort seinen Proviant zu vervollständigen, namentlich frisches Wasser, Obst und Gemüse zu erhandeln. Bei dieser Gelegenheit wurde er und wahrscheinlich auch die Bootsmannschaft von den Kannibalen erschlagen und von ihnen verzehrt.

Vor Kurzem ereignete sich auf einem in Stettin aus Westindien angekommenen Schiffe der Fall, daß in dem Augenblick, als die Lucke zum Lagerraum geöffnet wurde, welche eine Anzahl Arbeiter umstanden, eine große amerikanische Fliege aus demselben emporflog und einem der Arbeiter einen Stich in das Gesicht versetzte, in Folge dessen sofort sich eine starke Geschwulst bildete, die bald einen gefährlichen Charakter annahm. Der Arbeiter, welchem leider erst später ärztliche Hilfe zu Theil wurde, starb am dritten Tage an Blutvergiftung.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 75. Mittwoch, 28. August 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Es ist während der Tagewache. Alles ist so still, so geheimnißvoll in diesem Halbdunkel, das durch die eingezogenen Segel noch dunkler wird. Auf dem Hintertheil stehen zwei bis drei Männer in der Drillrolle, still wie Mumien, mit dem einen Auge auf dem Kompaß, mit dem andern auf der Wetterfahne des Steuermanns, welcher „recht so“, „nicht tiefer“ u. s. w. wiederholt. Auf dem Kommandoschemel hat der wachhabende Offizier seinen Platz und späht bald in den Raum hinaus, bald wirft er prüfende Blicke auf den Wind. Er ist der Gedanke, der diese ganze bewegliche Maschine leitet, der während seiner Wacht den Befehl und das Leben und Wohl aller in seiner Hand hat, auf dessen Wachsamkeit und Urtheil alle Anwesenden vertrauen müssen, wenn der Gott des Schlafes seinen Besuch in den Kajüten macht.

Ehe wir unsere Schilderung fortsetzen, wollen wir in diesem Halbdunkel den Mann auf dem Kommandoschemel betrachten. Seine Züge kommen uns bekannt vor. Sicherlich haben wir die hohe schlanke Gestalt des jungen Premierlieutenants schon einmal gesehen. In diesem Gesichte mit seinem strengen, ernsten, aber doch poetisch schwärmerischen Gepräge erkennen wir ohne Mühe Lothar Constantin Canitz. Sein Blick, der gerade vorwärts schaut, hat etwas Schwärmerisches, was nicht einmal durch die gespannte Aufmerksamkeit verwischt werden kann. Daß die durch Stille hervorgerufenen Gedanken ihn nicht von seinen Pflichten abziehen, ersieht man aus dem prüfenden Blick, den er von Zeit zu Zeit um sich wirft, und worin zu lesen steht, daß er die Wichtigkeit seines Postens vollkommen aufgefaßt hat.

Für Lothar war in der gegenwärtigen Periode das Leben auf der See Alles. Es gab keine zärtlichen Bande, die ihn an's Land fesselten, keine liebliche Hoffnung, keine brennende Sehnsucht, die seinen Gedanken oder sein Gefühl auf irgend einen Punkt der Erde fixirte. Nein, er stand allein da, wurde von Niemand vermißt und von keinem unruhig klopfenden Herzen zurückerwartet. Ob er vorwärts oder rückwärts blickte, so stand er allein, allein mit einem glühenden Gefühl und einer eingebrannten Erinnerung in Folge deren ihm alles Andere außer dem Leben zur See gleichgültig wurde. Hier, mit dem unendlichen Himmelsgewölbe über und dem Abgrund des Ozeans unter sich, war er heimisch, und beim Gedanken an die schmerzliche Vergangenheit überlief es ihn kalt. — Aber wir verlassen ihn und setzen den Spaziergang auf dem Verdeck weiter fort.

Auf dem Gangbord stehen ganz still, theils an die Brust we hrgelehnt, theilsauf den Kanonensitzen, einige Mann von der um vier Uhr herausgetrommelten und noch nicht ganz munter gewordenen Wache, während ein anderer Theil langsam auf dem Back auf- und zugeht.

Voran steht bei einer Kanone der Backoffizier mit dem Tubus in der Hand. Es war ein Sekondlieutenant, ein junger Mann von geschmeidigem, kräftigem Körperbau und schönem nordischem Gesichte. Die klaren blauen Augen haben wir auch schon gesehen, denn sie gehören Tage Aberney. Seine Züge verkünden im Allgemeinen ein sorgloses Gemüth, sind aber für den Augenblick durch einen bittern Ausdruck entstellt. Er scheint den Posten, den er bekleidet, die Verantwortung, die auf ihm ruht, kurz Alles über den unangenehmen Gedanken zu vergessen, die sein Inneres beschäftigten. Er steht unbeweglich und dermaßen in Betrachtungen versunken da, daß man sich versucht fühlen könnte, zu glauben, er wisse nicht mehr, wo er sich befinde. Weder das brausende Meer, noch die Schiffsglocke auf der

Batterie, die mit ihrer metallnen Zunge den Gang der Zeit erzählt, noch weniger das in allen Tonarten bis zum Vormars sich wiederholende: Alles recht! der Mastkorbwache scheint sich seinen Ohren zu nahen. Er bleibt gänzlich gleigültig gegen Alles und schenkt der im Osten aufgehenden Helle keine Aufmerksamkeit.

Lothar warf jetzt einen spähenden Blick vorwärts, setzte dann das Sprachrohr an den Mund und rief mit seiner klaren Stimme:

„Auf den Back!"

Dieser Zuruf vom Hintertheil gilt demjenigen, der auf dem Back kommandirt.

Tage fuhr zusammen und wandte sich hastig um.

„Holla!" rief er als Antwort auf den unerwarten Zuruf.

Der arme Tage! Er hatte sich dermaßen seinen traurigen Träumen überlassen, daß er die äußere Welt gänzlich vergaß. Die Einsamkeit, die Mutter aller hohen und gemeinen, guten und schrecklichen Gedanken, hatte entschwundene Erinnerungen und frühere Illusionen hervorgerufen, die schon längst im kalten Grabe der Wirklichkeit lagen. Alles, was er zu besitzen geglaubt und nun verloren hatte, zog jetzt an seiner Seele vorüber; und was oder wer war es, wodurch er von dieser Erforschung der Vergangenheit in die Gegenwart zurückgeführt wurde? Die Stimme des Mannes von welchem er glaubte, daß er seine schönsten Hoffnungen zerstört habe. Er beugte sich über die Bastion, indem er voll Zorn krampfhaft seine Faust ballte und murmelte:

„Schon die bloße Gegenwart dieses Menschen bringt jeden Tropfen meines Blutes zum Sieden."

Wiederum erscholl Lothars Stimme.

„Ich glaube der Klüver schlägt? Er muß nicht recht liegen."

Tage sprang von der Kanone, auf welcher er während der Wache gestanden, herab, ging leewärts hinüber und sah, daß es sich wirklich so verhielt, wie Lothar zu verstehen gegeben hatte. Er kommandirte:

„Strecket den Klüver!"

Der Befehl wurde sogleich von der Backmannschaft ausgeführt, worauf Tage seinen Platz wieder einnahm.

Diese Versäumniß Tages, daß er das nicht beachtet hatte, was Lothar bemerkte, veranlaßte letztern seinen Kommandoschemel zu verlassen und vorwärts zu gehen. Ohne ein Wort zu Tage zu sagen, schritt er an ihm vorüber, schaute einen Augenblick am Vorsegel hinauf, wandte sich dann zu Tage und fragte:

„Warum sind die Boleinen nicht richtig gehalten?"

„Ich wage es nicht, sie fester zu ziehen," antwortete Tage, indem er an seine Mütze griff. „Sie sind so weit gezogen, als sie es ertragen können."

Lothar fixirte ihn mit Augen, die nichts Gutes verkündeten. Er hatte es jetzt, vermöge des Rechtes, das dem wachhabenden Offizier zusteht, aber selten von ihm benützt wird, in seiner Macht, sich so zu sagen, in das zu legen, was dem Backoffizier zukommt, ein Benehmen, das für den Untergebenen im höchsten Grade demüthigend ist. Lothar ergriff, wir müssen es leider gestehen, mit Begierde diese Gelegenheit um Tage zu demüthigen, während er selbst, als allein verantwortlich für seine Wache, unzugänglich war.

„Da ist nicht gebraßt," sagte er und rief ohne eine Antwort abzuwarten:

„Hintertheil leewärts brassen!"

Die Mannschaft flog an die Enden; die Pfeife ließ das langgedehnte Haltungssignal erschallen; des Riesenvogels einziger Flügel wandte, die Bardunen bogen sich.

Lothar war inzwischen vorwärts stehen geblieben. Als er dachte, daß es genug gebraßt sei, kommandirt er:

„Die Brassen fest!" Dann wandte er sich mit einem spöttischen Lächeln zu Tage und sagte: „Haben Sie jetzt die Güte und lassen Sie die Boleinen etwas mehr aushalten als vorher." Damit ging er nach dem Hintertheil.

Es gibt nichts, was einen Offizier, mag er auch der jüngste Sekondelieutenant auf der Flotte sein und seine erste Reise machen, mehr verletzt, als wenn der wachhabende Offizier vorwärts kommt und in den Angelegenheiten des Backoffiziers anordnen und Befehle ertheilen will. Der Grund dazu ist vielleicht ein falscher Ehrgeiz, eine kindische Ueberzeugung der meisten Subalternen, daß sie über alle Zurechtweisungen erhaben seien, eine Idee, daß mit den Epauletten die Geschicklichkeit in allen Dingen von selbst gegeben sei.

Tage glaubte seine Würde schwer verletzt, und dieß, verbunden mit seiner bereits vorhandenen Erbitterung, steigerte seinen Unwillen gegen Lothar bis auf den höchsten Grad. Er unterdrückte jedoch den Groll, der in seiner Brust kochte; aber er schwur, daß Lothar eines Tages all die Demüthigungen, die er ihm zufügte, schwer büßen sollte. Die Wuth, die in seinem Innern tobte, wurde jetzt von der Macht der Disziplin und der Gewohnheit des Gehorsams, so lange man am Bord ist, zurückgehalten; aber von ihren Zügeln befreit, wollte Tage sich furchtbar zeigen. Er verstand es nicht, was Vergessen und Verzeihen hieß. Er begriff bloß, daß er, mochte es kosten, was es wollte, sich rächen mußte.

Er blickte düster auf die langen düstern Wogen, die gegen den Bug der Fregatte hinrollten. Ueber dieser ganzen Wasserwüste, die das Schiff umgab, lag jetzt ein Halbdunkel, das in vollkommener Harmonie mit den düstern, unruhigen und ärgerlichen Gefühlen stand, die sich in seiner Brust wälzten.

Das Meer sang sein einförmiges und gewaltiges Lied vor den beiden jungen Männern, welche die unfreundlichsten Gefühlen gegen einander hegten. Sie hörten nicht auf seinen einfachen majestätischen Gesang, sondern nur auf das Lied, das die Nachtgeister in ihrem Innern ihnen vorsangen. Sie hatten jetzt keinen Sinn für dieses Meer, das Byron das älteste Kind der Schöpfung nennt, sondern waren bloß von Betrachtungen über all das Herzeleid, das sie einander zugefügt hatten, in Anspruch genommen. Unter dem Einfluß derselben standen sie still und unbeweglich wie Bildsäulen da; mit dem Unterschied jedoch, daß Lothar keine Sekunde die ihm obliegenden Pflichten vergaß, während Tage hinwiderum Alles über seine Erbitterung hintansetzte. So verging eine Stunde, Tage hatten sich jeden Augenblick umgewandt und bange, flammende Blicke auf den Mann geworfen, der ihn jetzt durch die Macht des Dienstes und Grades beherrschte.

Der Nachtnebel weilte noch über die Woge. Er wartete auf den Augenblick, wo die Königin des Tages sich aus den Armen der Nacht loßreißen würde. Einige matte träge Strahlen, welche die Sonne dem Tag zum Gruß schickte, ehe sie ihr glühendes Gesicht über die Woge erhob und über die glänzende Meeresfläche ihr Gold ausstreute, während sie dieselbe mit ihren brennenden Küssen liebkoste, vertrieben den dichten Nebelschleier. Es lag etwas magisch Fesselndes, etwas großartig Schönes in dem Augenblick, wo die Sonne ihre Wanderung an dem blauen Himmelsgewölbe antrat.

Lothar griff, als er das strahlende Gestirn des Tages erblickte, mit einem schwermüthigen Lächeln an seine Mütze, als wollte er ihm seinen Gruß darbringen. Sein Kamerad vorn dagegen, hatte nicht einmal einen Blick für die prächtige Beherrscherin des Firmamentes.

Der Sonnenaufgang ist auf dem Meer wie auf dem Lande das Signal zu Leben und Rührigkeit. So auch am Bord der Karolina. Die Zaubermacht der Nacht wurde durch die Ankunft des Lichtes gebrochen.

Bei Sonnenaufgang ließ der Wind ein wenig nach. Lothar, der auf Alles achtete, bemerkte auch dieß sogleich. Er kommandirte:

„Strecket die Hinterbrassen auf der Windseite! Die Boleinen los! Halet die Brassen!"

Etwas erfreulicheres gibt es wohl nicht für den Seemann, der lange mit widrigem Winde kreuzt, als wenn er die gesegneten Worte hört: Die Boleinen los, halet die Brassen! Da entsteht Leben und Rührigkeit im ganzen Schiff. Auch jetzt ging es wie bei einem Tanze in allgemeinem Wetteifer. Die Hintersegel wurden nach dem Winde gebraßt. Jetzt kommt die Reihe an die Vordersegel.

„Halet die Vorderbrassen nach der Windseite!" kommandirte Lothar.

Auf einmal sprang Lothar von seinem Platz herab auf Tage zu und fragte ihn heftig:

„Was ist's, Herr Lieutenant, sind die Vorderbrassen nicht gehalt?"

Tage, den die vorhergehende Zurechtweisung noch schmerzlich auf der Seele brannte, antwortete:

„Ich habe keinen Befehl erhalten."

Lothar sah ihn mit kaltem, beinahe verächtlichem Blicke an, trat einen Schritt näher und sagte mit gesenkter Stimme:

„Herr Lieutenant, der versteht seinen Dienst schlecht, der bloß das thut, was ihm befohlen wird."

Damit wandte er sich nach dem Hintertheil zurück und nun wurde kein Wort weiter gewechselt.

Tage hatte dem Kameraden einen drohenden Blick nachgeschleudert und murmelte:

„Welche höllische Fügung hat uns auf dieselbe Planke geworfen und mich verurtheilt, mit diesem Elenden da zu leben? Diese Wachen, die wir zusammen halten müssen, diese satanischen Nadelstiche, die er bei der geringsten Gelegenheit versetzt, alles das treibt meinen Abscheu auf die Spitze. Gewiß ist, daß ich, ehe wir uns trennen, ein eben so schlechter Mensch bin, wie er, so sehr demoralisirt mich mein Haß gegen ihn."

Während Tage diesen Monolog hielt, wartete der Steuermann mit der Signalpfeife am Mund an der großen Lucke die Augen auf Lothar geheftet, der als wachhabender Offizier, als der letzte Glockenschlag Fünf ertönte, ausrief:

„Alles jetzt an die Arbeit!"

Alle Privatinteressen mußten vor der Thätigkeit, die nun erfolgte, verstummen. Jeder Offizier bekam vollauf zu thun.

Vom Verdeck bis zur Batterie, von der Batterie bis zum Zwischenboden und bis zum entferntesten Winkel beginnt jetzt ein Geschrei, das für einen auf seinem Ohr schlummernden Seemann höchst störend ist. Die Tagesarbeit am Bord kann damit als begonnen betrachtet werden.

Vergebens suchen wir uns ein Bild von der zierlichen Sauberkeit und Ordnung zu machen, die am Bord eines Kriegsschiffes herrschen. Sie sind nicht bloß in Folge des engen Raumes durch das Bedürfniß geboten, sondern tragen auch hauptsächlich zum Wohlbefinden daselbst bei. Das Erste, was geschieht, wenn die Mannschaft mit dem Fegen fertig geworden, ist eine allgemeine Reinwaschung des Schiffes.

O ihr meine liebenswürdigen und unvergleichlichen Hausfrauen, was sagt ihr von einer Putzerei, die in einer Stunde vorüber sein soll! Sie muß nothwendig höchst unvollständig sein oder vielmehr sie kann einen solchen Namen gar nicht verdienen. Es ist ja gerade die nöthige Zeit um ein Paar Böden abzuwischen. Ihr zucket die Achseln und haltet es für ein Mährchen. Es ist jedoch die reine Wahrheit in dieser Stunde wird eine so gründliche Säuberung vorgenommen, daß kein Splint vergessen bleibt.

Tage und Lothar bekamen auch an andere Dinge als an ihre gegenseitige Feindschaft zu denken, weil der eine darauf sehen mußte, daß die Mannschaft auf den Hintertheil am großen Mast ordentlich ihre Geschäfte besorgte, und der andere vorn dasselbe zu thun hatte.

Das Verdeck bietet bei solchen Gelegenheiten ein eigenthümliches Bild dar. Die Mannschaft, die ihre Hosen und Hemdärmel zurückgeschlagen hat, kommt mit vollen Wassereimern herbei und gießt sie strömend über Verdeck und Batterie aus. Ein Theil streut Sand auf das nasse Verdeck, ein anderer Theil liegt auf den Knieen und scheuert die Planken mit weichem Maltastein. Hierauf wird Alles zusammen mit reinem Wasser in die See hinabgeschwemmt und zuletzt kommt die Reihe an die hölzernen Schaufeln und den Schwapper.

So geht eine Putzerei rasch und lustig von statten. Ich fordere jedoch jede Hausfrau heraus, ob sie einen so feinen und weißen Salonboden aufweisen kann, wie der Sekondelieutenant ihn seinem Chef vorweist. Jeder hat dabei, wie bei allen Verrichtungen an Bord, sein bestimmtes Geschäft, und daraus erklärt sich die Raschheit, womit in weniger als einer Stunde das ganze Schiff, Boote, Lafetten, Verdeckgitter, mit einem Worte, alles Lose und Feste aufs Feinste geputzt ist. Schlag acht ist die Toilette des Schiffes gemacht und alles auf dem Verdecke in Ordnung, Batterien und Zwischenböden; es bleibt dann nur noch übrig, die da und dort vorkommenden messingenen Zierrathen blank zu scheuern.

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

Die zu Fraserburg gehörige **Häringsflotte** von 600 Schiffen hat in einer einzigen Nacht über 10,000,000 Häringe im Werthe von 15—16,000 Lst. gefangen. Es ist dies der größte Fang, der jemals daselbst gemacht worden ist.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

৯ Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 76. Freitag, 30. August 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Lothars und Tages Wachdienst war jetzt vorüber. Als sie an einander vorbeikamen, sagte Lothar zu Tage:

„Auf die Art, wie Sie Ihren Dienst versehen, Herr Lieutenant, muß ich die ganze Wache thun, und dazu habe ich in Zukunft keine Lust.“

„Melden Sie dem Chef, was Sie zu bemerken haben,“ antwortete Tage trotzig und ging vorbei.

Lothar schaute ihm nach. Tage ging in seine Kajüte.

Einer von Lothars älteren Kameraden, der Premierlieutenant Steen, der einzige am Bord, mit welchem er auf Du stand und etwas näher bekannt war, trat auf ihn zu und sagte, indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte:

„Sage mir aufrichtig, Canitz, warum bist Du so übel auf Aberney zu sprechen? Du hast beständig Etwas an ihm auszusetzen.“

„Nur im Dienst,“ antwortete Lothar kalt.

„Das ist wahr. Aber Du nimmst es mit den andern Kammeraden nicht eben so genau: gegen sie bist Du nachsichtig Ich fürchte sehr, Du und Aberney seid mit einer inneren Ladung gegenseitigen Widerwillens auf die See gegangen, die ihr am Besten thätet über Bord zu werfen.“

„Willst Du damit sagen, daß ich gegen Aberneys Saumseligkeit auf der Wache und dergleichen blind sein solle?“ fragte Lothar.

„Ich will sagen, daß am Bord eines Schiffes keine Feinde beisammen sind, sondern nur Kameraden. Die Meerwinde blasen alle Verdrießlichkeiten weg.“

Steen verließ Lothar, der auf die Batterie ging, während er mit einer eigenthümlichen Bitterkeit dachte:

„Blasen alle Verdrießlichkeiten weg; ja Verdrießlichkeiten, das ist wahr; aber weder Meer noch Land vermag die Wunden der Seele zu heilen oder die Bitterkeit zu lindern, welche das Herz beim Anblick des verhaßten Nebenbuhlers empfindet. Schon der Gedanke an den Ring, den er trägt, regt meinen Grimm gegen ihn auf. Er ist ein Andenken an sie. Auf der Goldplatte steht: Schuldfried. Ach wenn ich die ganze Welt umsegle, wenn ich mein ganzes Leben getrennt von allen Erinnerungen an sie zubringe, so kann ich doch nicht vergessen, daß dieser Tage ihr so unaussprechlich theuer war. Und ich — ich sollte ein guter Kamerad gegen ihn sein? Thörichte Voraussetzung! Ich wäre kein Mensch, wenn ich das könnte.“

Um zehn Uhr beginnt das Exerzitium, das bis drei Viertel auf Zwölf währt. Dabei werden sowohl die physischen, als die geistigen Kräfte so in Anspruch genommen, daß jeder Theilnehmer alles weichliche Träumen, alle Sorgen und Qualen weit von sich werfen muß. —

Man kann das Seemannsleben einen unaufhörlichen Kampf nennen, eine Kette von unermüdlicher Thätigkeit, von rastlosem Ringen mit unvorhergesehenen Schwierigkeiten und Mühen. Ein dünnes Brett, das von einer unter dem Wasser verborgenen Klippe gespalten werden kann, trennt den Seemann vom Tode. Sobald er ein Schiff betritt, schauen ihm also jeden Augenblick neue Gefahren entgegen, denn auf dem Meere offenbaren sich solche mit jeder Minute. Es sind Männer erforderlich, um ihr Leben einem so gefahrreichen Beruf zu widmen, Männer, die zu sterben verstehen.

Wenn wir auf unserer Rhede ein stolzes schönes Kriegsschiff erblicken, wenn wir vom Land aus mit Lust seine Bemannung angeschaut haben, fällt es uns gleichwohl nicht ein, nähere Betrachtungen über diese Abtheilung

der Landesvertheidigung anzustellen. Wir erblicken in der Besatzung eine Art von Seesoldaten und in den Offizieren Männer, welche die Uniform der Flotte tragen. Im Uebrigen denken wir an sie nicht weiter, als an jeden andern Militär; aber laßt uns jetzt die Menschen, die in allen Ländern, wo es eine Flotte gibt, den Stolz der Nation bilden, näher ins Auge fassen.

Was ist wohl eine Matrose? Ein Wesen, das in die Welt geworfen ist, um zu arbeiten und zu entsagen; das nie erfährt, was eine ungestörte Ruhe, eine regelmäßige Lebensart heißen will. Der Matrose hat eine eigenthümliche Sprache, eigenthümliche Gewohnheiten und sogar eine eigenthümliche Art sich zu bewegen: Alles in Folge seines Berufes. Laßt uns seine Existenz näher beschauen.

Müde von der Arbeit, wirft er sich in sein hängendes Ruhebett; aber kaum hat er seine Augen geschlossen, als eine Stimme, donnernd wie die Posaune des Weltgerichtes, ihn aufs Verdeck ruft, um mit einem wüthenden Meer, einem aufgeregten Element zu kämpfen, das ihm jede Sekunde einen beinahe sichern Tod zeigt. Er darf nicht an sich selbst, an die Gefahr, an das schreckliche Gebrüll und den Sturm denken, sondern darf nur einen einzigen Gedanken haben, und dieser muß in dem Ohr liegen, womit er das Kommandowort auffaßt, um sodann augenblicklich zu gehorchen. Das Schiff ist seine Welt, dessen Rettung seine Pflicht, und er darf sich nichts darum bekümmern, ob er bei diesen Anstrengungen seinen letzten Augenblick kommen sieht. Noch nicht trocken vom Unwetter, das, wenn es einen Sturm im Schlepptau hat, ihn aufs Neue ins Takel- und Tauwerk treibt, wird er wiederum von den Sturzwellen des Meeres und des Himmels übergossen. Kaum hat er, abgemattet und wie gerädert, sein einsames Lager erreicht, so verkündet ihm die Uhr, daß die Ruhestunde vorüber, daß sein Platz oben ist, in dem kalten pfeifenden Wind.

Wohlan, zu diesem Beruf sind ganz andere physische und geistige Kräfte erforderlich, als zu jeder sonstigen Laufbahn, und zwischen dem Matrosen und dem Landsoldaten kann gar keine Vergleichung entstehen: der erstere steht hoch über dem letzteren. Er muß schwerere Anstrengungen durchmachen, ist seinem Lande nützlicher und braucht mehr Muth, als der Landsoldat. Wenn dieß im Allgemeinen gilt, um wie viel mehr vollends in Kriegszeiten! Während der Schlacht, wenn die Kugeln um ihn pfeifen, muß er nicht bloß an die Zerstörung denken, die sie möglicherweise anrichten, sondern er muß seine Aufmerksamkeit auch auf die Woge, auf die geliebte und doch so treulose Woge richten. Während der Landsoldat wenigstens dem Rasen trauen kann, worauf er steht und kämpft, muß der Seemann jeden Augenblick erwarten, daß der Rumpf, auf welchem er streitet, zerplittert werde. Wohin er sich wendet, lauert der Tod auf ihn, nicht bloß aus der feindlichen Batterie, sondern auch aus der Meerestiefe und aus dem unerbittlichen Zorn des Sturmes.

Bei alledem findet man nirgends eine solche Munterkeit, Lebendigkeit und Fröhlichkeit, wie bei dem Seemann. Er liebt diese Abwechselungen, er hat seine Lust an der Gefahr, er hat Sinn und Auge für das Wunderbare und sein Charakter gleicht dem Element, dem er sein Leben widmet; stille träumend, wenn Ruhe ihn umgibt; munter, wenn frische Winde die Segel füllen; wachsam und thatkräftig, wenn der Sturm rast; leichtsinnig und übermüthig, wenn er das feste Land betritt. Er besitzt nichts, was ihm nicht gehört, weder Freude noch Schmerz, Alles entlehnt sein Gepräge von der launischen Woge. Ach! Ich sehe einen alten Seemann nie, ohne auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen zu wollen; denn lebhaft steht vor meiner Seele Alles, was er gelitten hat, und wie viel Muth erforderlich war, um so für Andere zu arbeiten.

Aber diese Betrachtungen haben uns vielleicht gar zu lange vom Schauplatz der Erzählung ferngehalten.

Das Vormittagsexerzitium ist vorüber. Nach der Arbeit bekommt die Mannschaft ihr Mittagessen. Die Offiziere, mit Ausnahme des wachhabenden, versammeln sich im Gesellschaftszimmer, wo man die Tagesereignisse zu besprechen anfängt, das heißt, das gemachte Manöver kritisirt. Der eine hätte es so machen sollen, der andere so.

Lothar, der im Allgemeinen wortkarg war, ließ sich selten auf ein Gespräch ein, außer wenn es sich um das Seewesen, das Manöver des Schiffes und dergleichen drehte. Bei allen

Gelegenheiten, wo er sich in solchen Dingen aussprach, verrieth er so gründliche Kenntnisse, eine so sichere Auffassung, ein so klares Urtheil und so lebendiges Interesse, daß Jedermann ihm aufmerksam zuhörte. Bei solchen Gelegenheiten verrieth er eine erstaunliche Ueberlegenheit, und gleichwohl sprach er just dann mit einer Anspruchlosigkeit, die sonst nicht in seinem stolzen Wesen lag.

Am obengenannten Tag hatte man ein sehr schönes Manöver gemacht. In's Gesellschaftszimmer herabgekommen, versammelten sich Alle, mit Ausnahme Tages, um sein Urtheil zu hören. Das strenge, kalte Gesicht wurde ungewöhnlich lebhaft, die strahlenden Augen wurden noch strahlender, und er äußerte sich mit solcher Wärme und Theilnahme, daß ihm Jedermann mit Vergnügen zuhörte.

Tage hatte sich am andern Ende des Zimmers niedergelassen. Die Erörterung war außerordentlich lebhaft. Bleich und mit umwölkter Stirne blickte Tage zu seinem verhaßten Nebenbuhler vor, welchen er, trotz aller Beweise für das Gegentheil, als die Veranlassung zu Schuldfrieds Verschwinden betrachtete. Das Interesse, das die Kameraden an Lothar bezeugten, vertroß Tage ebenso sehr, wie die Beredsamkeit und Sachkenntniß, womit dieser seine Ansichten aussprach. Mit Erbitterung gedachte er, daß dieser Canitz ihm an Rang, an Kenntnissen, an pünktlicher Pflichterfüllung, kurz in allen Stücken voraus sei, so daß sowohl der Kapitän als der Sekondelieutenant ihn als ein Vorbild betrachteten.

Während Tage Alles that, um seine feindselige Stimmung gegen den älteren Kameraden noch zu steigern, fuhr das Gespräch fort. Man war vom Manöver zu Betrachtungen über den Seemannsberuf übergegangen.

„Ehe wir uns ausführlicher darüber äußern," sagte der Premierlieutenant Steen, „wollen wir uns erst klar machen, was ein Seeman ist."

„Ein Mann dessen Beruf darin besteht, auf dem Meer zu leben," versetzte einer der Offiziere; „wofern er nicht, wie wir, seine meiste Zeit auf dem Lande zubringen darf," fügte er lachend hinzu.

„Ihre Antwort ist ganz richtig, Herr Lieutenant," bemerkte Lothar mit einem feinen Lächeln, „bedarf aber doch einer nähern Betrachtung, und da wir die verschiedenen Benennungen: Offizier, Matrose, Seemann haben, so muß man unwillkührlich unter ihnen gewisse Unterschiede suchen, die aufs Schärfste begränzt sind. Lassen Sie uns in erster Linie von einem guten Matrosen sprechen, um mit dieser hervorstehenden Klasse unter uns Söhnen des Meeres zu beginnen; denn der Matrose ist der praktischste unter allen Männern, die ihr Leben dem Dienst und Ehre eines Landes widmen. Geschickt in Allem, was von ihm gefordert wird, lebhaft, thätig, wachsam, kühn und abgehärtet, ist er gleichsam geschaffen, um jeder Gefahr Trotz zu bieten, bekämpft die Beschwerlichkeiten aller Klimate, übersteht alle Mühseligkeiten des Wachens und der Arbeit und unterwirft sich allen möglichen Entbehrungen; er ist ein vollkommen disziplinirter Soldat, nicht bloß in Folge der Gewohnheit der Subordination, sondern aus innigster Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines augenblicklichen Gehorsams, so wie die Gefahren des Meeres ihn fordern; und gleichwohl, wenn er ohne das mindeste Bedenken den empfangenen Befehl vollzieht, bemerkt er doch sogleich das Rechte oder Unrechte, was daran ist, seine Stärke oder Schwäche. Er erkennt sogleich den Unterschied zwischem einem Offizier, der fähig ist, ihn zu leiten und einem andern, der nur den Titel führt; zwischen dem wahren Seeoffizier und demjenigen, der nur theorethische Bildung, nicht aber das praktische Urtheil besitzt, das er selbst hat. Deßhalb ist es bei der Flotte nothwendiger, als überall sonst, daß der Offizier in allen Stücken den Forderungen entspricht, die man an ihn machen kann, weil er sonst von der Mannschaft, die er beherrschen soll, und deren Leben gänzlich von dem Kommandirenden abhängt, mißachtet wird." —

„Alles das ist vollkommen wahr," fiel Lieutenant Steen ein, „aber der Matrose ist gleichwohl nur als eine Maschine, ein Werkzeug oder ein Mittel zur Ausführung der Gedanken zu betrachten, die vom Chef ausgehen. Man kann ihm unmöglich eine höhere Stelle zutheilen."

„Mag sein; aber so unmöglich es für die Seele ist, eine ihrer Ideen ohne Hülfe des Körpers auszuführen, eben so unmöglich ist

es, für einen Seeoffizier ohne eine gute Mannschaft etwas Tüchtiges zu werden."

„Die Seele ist gleichwohl von höherem Werth als der Körper."

„Wahr aber sie leistet ohne den Beistand des Körpers nichts Nützliches."

„Bedenke wie viel zu einem geschickten Schiffskapitän erforderlich ist!"

„Ja, ein geschickter Seeoffizier muß außer einer gründlichen nautischen Bildung auch große Erfahrung besitzen; er muß sich praktisch an alle Arbeiten gewöhnen, die vorkommen, er muß den geübtesten Blick und die vollkommenste Kenntniß der zusammengesetzten Kräfte, die ein Schiff in innere und äußere Bewegung bringen, wie auch die Fähigkeit, sie anzuwenden, besitzen. Er muß durch diese Erfahrung, die Fähigkeit erwerben, den unvorhergesehensten Gefahren ruhig entgegenzutreten und augenblicklich zuvorzukommen. Er sieht sogleich, was zu thun ist; und werden seine Befehle von solchen Matrosen, wie ich sie eben schilderte, ausgeführt, so sind dieselben unerschöpfliche Mittel, um alle nur erdenklichen Schwierigkeiten zu überwinden."

„Aber ein geschickter Chef hat selten eine so ausgewählte Mannschaft, und er muß dennoch alle Hindernisse, die ihm entgegentreten, siegreich beseitigen oder sich als unfähig zur Bekleidung seines Postens betrachten lassen," wandte einer der Offiziere ein.

„Nur der Unkundige kann so Etwas verlangen; aber diese hohen Ansprüche kommen daher, weil es zum großen Theil von dem Chef abhängt, seine Besatzung zu dem zu machen, was sie sein muß, um den Ansprüchen zu genügen, die man an sie stellen kann. Einem Chef sagt sein seemännischer Blick gleich am ersten Tage, wo er an Bord ist, woran es fehlt. Sobald ihm dieß deutlich geworden, muß er unermüdlich sein, um den Mängeln abzuhelfen und durch tägliche Erfahrung, so wie durch die größte Pünktlichkeit und Strenge bei allen Exerzitien, Manövern und der geringsten Kleinigkeit die Mannschaft zur Vollendung zu führen. Werden diese Bemühungen von seinen Offizieren unterstützt, so wird es ihm unbedingt gelingen, seine Besatzung zu einer vollkommen guten und tüchtigen zu machen. Besitzt ein Sterblicher das Recht, sich stolz zu fühlen, in der eigentlichen Bedeutung des Wortes stolz auf seine Willenskraft und das dadurch Errungene, so ist es ein Schiffskapitän mit seinen Offizieren und seiner Mannschaft, die er eingeübt hat. Sein Eifer und sein Interesse hat sie zu demjenigen gemacht, was sie sind, und wenn Jemand Liebe verdient, so ist er es. Wenn er ein wahrhaft überlegener Mann ist, so weiß er auch, daß er das, was er ist, nur durch seine Mannschaft ist, und letztere ist das, was sie durch ihn geworden. Sie sind unzertrennliche, obschon in ihrer Bedeutung verschiedene Faktoren in dem großen Ganzen, das man ein ausgezeichnetes Kriegsschiff nennt. Jeder Offizier auf demselben muß es als heilige Pflicht ansehen, seinem Chef aus allen Kräften beizustehen, indem er pünktlich und voll Interesse seine Pflichten erfüllt. Das geringste Versehen eines Offiziers halte ich für zehnmal tadelnswerther, als das größte eines Matrosen, weil ein solches Beispiel des Offiziers einen schädlichen Einfluß auf die Mannschaft ausüben muß."

Bei diesen letzten Worten hatte sich Lothars Blick unwillkührlich Tage zugewandt. Ihre Blicke begegneten sich, und Tage, in dessen Innerem es kochte, bedurfte nur noch dieser Veranlassung, um seinem Verdrusse Luft zu schaffen. Er stand also bei Lothars Schlußworten sogleich auf und sagte:

„Vermuthlich halten Sie, Herr Lieutenant, sich für einen solchen Typus von Seeoffizier, der die Bemühungen des Chefs, eine ausgezeichnete Mannschaft heranzubilden, unterstützt."

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

Nicht selten leiden im Sommer Pferde an der sogenannten Fliegen- oder Sommer-Räude, zumal edle mit empfindlicher Haut versehene Thiere, und werden innerliche Mittel meist vergeblich angewandt, um den zarten Teint wieder herzustellen. Ein tägliches einmaliges, aber vorsichtiges Einreiben mit Petroleum einige Tage hindurch beseitigt diesen Schönheitsfehler bald.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

Nro. 77. Sonntag, 1. September 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

So sprechend, war Tage bis zu der Gruppe um Lothar vorgetreten. Dieser blickte ihn kalt an und antwortete mit unveränderter Stimme:

„Wenigstens bemühe ich mich, nach besten Kräften meinen Platz auszufüllen, und nach meinem Dafürhalten darf keiner ein Kriegsschiff betreten, wenn er nicht die Absicht hat, seinen Beruf mit vollstem Herzen zu umfassen. Wer seine Pflicht nicht liebt, wird immer ein schlechter Seemann bleiben. Ich begreife nicht, wie man es wagen kann, sich eine Versäumniß oder Etwas was von einem mangelnden Interesse zeugt, zu erlauben. Ganz sicher würde ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn mein Chef Veranlassung erhielte, mir eine Bemerkung zu machen. Ich will, daß er, wenn ich am Abend die Wache übernehme, in seine Kajüte gehen kann, mit der vollen Gewißheit, daß er auf dem Verdeck ein scharfes, aufmerksames Auge und ein treues Herz zurücklasse, das über alles Andere auf Erde und Meer seine Pflicht setzt. Dieß, Lieutenannt Aberney, ist meine Auffassung meiner Obliegenheit; aber das setzt durchaus nicht voraus, daß es auch die Ihrige sein muß."

Lothar ging von der Gruppe weg und wollte sich auf die Batterie begeben. Tage hielt ihn auf mit den Worten:

„Ist es Ihre Absicht, Herr Lieutenant, mich zu beleidigen und die Behauptung aufzustellen, daß ich meine Pflicht nicht verstehe?"

„Herr Lieutenant, ich habe nicht von Ihnen gesprochen, sondern bloß meine Ansicht geäußert, was ein Offizier sein solle."

Lothar sah in stolz an und ging die Treppe hinauf.

„Du bist doch verdammt kitzlich, mein lieber Aberney," sagte Steen, als Lothar sie nicht hören konnte. „Du klagst über Canitz' er hat indeß den Vortheil vor Dir, daß er Dich nie anders als im Dienste quält, im Fall Du irgendwie eine Bemerkung verdienst.

„Möglich," antwortete Tage; „aber er kann ja nie den Mund aufthun, ohne daß in seinen Worten und in seinem Ton Uebermuth liegt."

„Aberney hat Recht," stimmten einige jüngere Offiziere ein, die ebenfalls einen Zahn auf Lothar hatten, wegen seiner Ueberlegenheit. „Canitz ist stolz und übermüthig."

„Er ist ein kenntnißreicher und ausgezeichneter Seeoffizier," bemerkte der Sekondelieutenant.

Nach einigen Augenblicken hatten Aberney und die übrigen Offiziere von andern Dingen zu plaudern begonnen. Man sprach von den Vergnügungen der Hauptstadt, von Frauenzimmern, von Theater, von Musik, von allen möglichen Dingen, welche die Fregatte nichts angingen.

„Sahst Du während Deines letzten Aufenthaltes in der Hauptstadt Fräulein Högquist in Quäcker und Tänzerin?" fragte ein ehemaliger Karlskroner Zögling den Lieutenant Tage.

„Allerdings," lautete die Antwort und nun folgte eine lange Erörterung über die Schönheit, Grazie und Anmuth der liebenswürdigen Schauspielerin.

Während Canitz und die Offiziere sich unterhielten, hatten der Observationsoffizier und der Steuermann auf dem Verdeck etwas Anderes zu thun gehabt, als das gemachte Manöver zu erörtern. Sie waren damit beschäftigt, eine passende Stelle einzunehmen und mit ihrem Sextanten die Mittagshöhe zu beobachten. das heißt, den Durchgang der Sonne an dem Orte, wo das Schiff sich befindet. Wenn dieser Augenblick durch Beobachtung festgestellt ist, so ist es zwölf Uhr. Die Zeit darf

jedoch nicht durch die acht Gläser kund gegeben werden, bevor der Chef gefragt worden ist, ob er erlaube, daß es Mittag sei.

Nachdem Offiziere und Chef um zwei Uhr ihr Mittagsmal eingenommen, finden wir einen Theil von ihnen auf der Batterie auf und ab spazierend, wo sie sich an der durch die offenen Schießscharten spielenden frischen Brise abkühlten. Bei einer dieser Schießscharten saß Lothar und betrachte das unendlich dahinrollende Meer, mit seinen blauen und grünen Wogen und ihrem weißen glänzenden Schaum, der wie eine Spitzenstickerei über den in ewiger Unruhe sich hebenden und senkenden Ozean hingeworfen war. Was er fühlte, das wissen wir nicht; aber was er dachte, können wir möglicher Weise ermitteln. Du glaubst vielleicht, meine junge Leserin, seine Gedanken haben bei der Herzliebsten geweilt; nein, seine Gedanken waren auf die Woge gerichtet, in diesem Augenblick waren die letztern Alles für ihn. Er stellte stille Betrachtungen über die poetische Seite des Seemannslebens an, über den Kampf zwischen der Natur und dem Menschengeiste, welchen er darbietet. Er durchging seine Abwechselungen, er bedachte, wie es ihm in einsamen Nachtwachen, wenn er so in der Stille umhergeschweift, geschienen, als ob er diesem ewigen und unendlichen Wesen, das wir Gott nennen, näher gekommen sei; welche unerschöpfliche Veranlassungen die Größe der Schöpfung zu bewundern, in den Festen liegen, zu welchen das Meer, sowohl in seiner Freude, als in seinem Zorn einlade. Jahraus jahrein hätte Lothar die Woge durchfurchen und nur im Falle des Bedarfs in einem Hafen ankern mögen; dann aber schnell wieder hinaus zu dem Gebrülle des Sturmes oder der schwermüthigen Träumerei der Stille. Er hätte sich mit dem Meere vermählen und schwören mögen, auf ihm zu leben und zu sterben, ohne Sehnsucht nach dem Lande zu empfinden. — Armer Lothar, eines Tages sollte vielleicht die jetzt so innig geliebte Woge eine Feindin deiner liebsten Wünsche werden und dir den Gegenstand entführen, welchen sie jetzt umschwebten.

Um vier Uhr begann das Exerzitium wieder und versetzte Lothar, wie alle Andern, in volle Thätigkeit bis sechs Uhr, wo nach der Aufstellung bei den Kanonen alles Exerziren für den Tag aufhört.

Um acht Uhr begann die Nachtwache. Lothar und Tage erhielten jetzt die erste Wache. Der wachthabende Offizier, welcher Lothar war, ließ das Signal blasen und die Nacht begann.

Aber wann endet der Tag und wann beginnt die Nacht auf einem Kriegsschiff? Das ist schwer zu sagen. Es heißt allerdings die erste Wache sei die Nachtwache. Wer kann um acht Uhr schlafen? Jetzt wo alle Tagesarbeit vollendet ist und die Mannschaft ruhen und ihre Seemannslaune auf ihre eigene Weise zeigen darf, jetzt fehlt es an aller Lust in die Kajüten zu gehen. Man macht sich nun Zerstreuungen nach seinem eigenen Gutdünken.

Diese Leute, die vielleicht von vier Uhr Morgens keinen eigentlich freien Augenblick mit Ausnahme der Mittagsstunde gehabt haben, und von denen die Hälfte um Mitternacht die Wache übernehmen muß, können gleichwohl nicht dazu vermocht werden, ins Bett zu gehen. Sie sammeln sich da und dort in Gruppen. Die älteren Matrosen, sonnenverbrannte Gesellen mit echter Seemannshaltung, laviren auf dem Gangbord hin und her leewärts, sie sprechen von der Heimath, von alten Abenteuern und fernen Ländern, von wunderbaren Errettungen vom Tode und überbieten einander in jenen Witzen, die ihnen so eigenthümlich sind und die, bei der trockenen, derben Manier, womit sie gesagt werden, dem zufälligen Hörer gar oft ein herzliches Lachen abnöthigen.

Die Unteroffiziere spazieren auf dem Gangbord von der Windseite und sprechen in einem gebildeteren Tone mit einander.

Auf dem Backbord, um einem mit Sagen und Erzählungen beladenen Confrater, sammelt sich ein Theil der Besatzung, gewöhnlich die Bootsleute, und lauscht mit gespanntem Interesse auf jene monströsen Spuckgeschichten, bei denen Alles verzaubert ist; andere die mehr musikalisch sind, summen eine bekannte Melodie, deren Rhythmus und Text allmählig immer deutlicher werden, wenn der Backsbootoffizier keine Notiz davon nimmt.

Hier hat der Backsbootkorporal einige von der Natur weniger glücklich ausgestattete, unter Schwedens seefahrenden Bauern festgenom-

men und macht mit ihnen eine Runde, um ihnen praktisch zu beweisen, wozu jedes Ende taugt. Dort ist ein einfältiger Kerl auf das sehr zweifältige Gebiet der halbeingefahrenen Matrosen und der Schiffsjungen gerathen, und nach seiner Miene zu schließen, wünscht er, daß Gott in seiner großen Weisheit niemals das Land vom Wasser getrennt haben möchte.

Die Offiziere gehen auf dem Halbverdeck leewärts auf und ab, während der Chef und Sekondelieutenant sich auf dem Ehrenplatz des Schiffes, dem Halbverdeck nach der Windseite, Bewegung machen, wo Lothar jetzt als wachhabender Offizier mit dem Sprachrohr in der Hand über alle wacht.

Jetzt schlägt es neun Uhr und nun wird es still auf dem Schiff. Lothar erhielt seine Nachtbefehle von dem Chef, der nach Mittheilung derselben den anderen Offizieren gute Nacht wünschte und sich zu Bette begab.

* * *

Wir wollen nicht Tag für Tag die kleinen oder größeren Veranlassungen erzählen, welche Lothar nahm, um Tage in allen Stücken zu demüthigen, der hinwiederum überall auf dessen stolzes und übermüthiges Benehmen, wie er es nannte, hinwies. Die Folge war, daß Tage immer feindseliger gestimmt wurde, was auch auf seine jüngern Kammeraden zurückwirkte, die sich bei jeder Beleidigung gegen Tage mitbeleidigt glaubten und einen gründlichen Haß auf Lothar warfen.

Unter einer beständig zunehmenden Spannung zwischen Lothar und Tage näherte sich die Fregatte Gibraltar. Es war ein schöner Morgen. Lothar hatte die Wache. Eine frische Brise blies in die Segel, der Himmel wölbte sich so klar und tiefblau über dem wahrhaft schönen Gemälde, das vor seinen Augen ausgebreitet war. Gerade vor ihm der Sund, auf der einen Seite der Affenberg, ein afrikanischer Riese, schwarz wie die Geschöpfe, die sich um seinen Fuß tummeln, und auf der andern Seite Gibraltars unfruchtbarer Fels, dessen offene Theile hundert Kanonen bergen, bereit den Tod nach jedem Punkte des Horizontes zu schleudern. Es war als hätten des Mittelmeers zornige Wogen diese beiden Pfeiler von Granit und Lava von einander geschieden

Die Priese wurde stärker, die Fregatte ging mit vollen Segeln vorwärts, und ankerte am Fuße des berühmten Berges.

Tage sehnte sich an's Land zu kommen, um all dem Verdruß, den er so lange hatte verschlucken müssen, Luft schaffen zu können. Die zahllosen kleinen Nadelstiche und tausenderlei Verdrießlichkeiten, womit Lothar ihn während der Reise gequält, hatten seine Erbitterung dermaßen gesteigert, daß es ihm zum vollen Bewußtsein kam, daß Einer von Beiden zu viel hienieden sei. Nur die Achtung vor der Disziplin hatte einen Ausbruch verhindern können, und Tage hatte seine ganze Willenskraft aufbieten müssen, um bei den Widerwärtigkeiten, die Lothar ihm bereitete, den Gegenstand seines Zornes nicht zu zermalmen. Er fühlte, daß er seine aufgeregten Gefühle für den Rest der Reise schwerlich würde zügeln können, und er hatte beschlossen, ihnen während des Aufenthaltes in Gibraltar auf irgend eine Weise Luft zu schaffen. Wie? wußte er selbst noch nicht. Er sah bloß ein, daß es für Lothar und ihn unmöglich sei, zusammen weiter zu segeln: einer von ihnen mußte in Gibraltar bleiben, um in seiner Erde begraben zu werden.

Die meisten Offiziere erbaten und erhielten Erlaubniß an's Land zu fahren. Am Bord der Fregatte blieben nur noch die wachhabenden und überdieß Lothar. Ueber die Brustlehne hingebeugt, betrachtete er die Abfahrt der Kameraden. Sein Blick war vollkommen gleichgültig.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Verschiedenes.

London, 22. Aug. Die heutigen Abendblätter sind voll von einer traurigen Mordgeschichte, bei der die handelnden Hauptpersonen leider Deutsche sind. Zwei junge Leute aus Berlin — so lautet augenblicklich der anscheinend zuverlässigste Bericht — hatten sich mehrere Tage lang in einem übel berüchtigten Hause in Langton Street im hauptstädtischen Bezirk Chelsea aufgehalten bis zum verwichenen Abend, wo gegen 9 Uhr eine von den weiblichen Insassen des Hauses in einer

der oberen Stuben desselben zwei Schüsse vernahm. Sie eilte erschreckt die Treppe hinunter, holte eine andere Hausgenossin und eine von den Mägden herbei und begab sich mit ihnen in das Zimmer, aus welchem der Schall der Schüsse hervorgedrungen war. Dort lagen die beiden jungen Berliner in ihrem Blute. Einer, der auf dem Sopha ausgestreckt lag, war bereits verschieden. Der Andere lag auf dem Boden in den letzten Zügen. Der Hauswirth sorgte sofort für ärztliche Hülfe, und als der Thatbestand aufgenommen wurde, stellte sich heraus, daß der auf dem Sopha liegende mitten durchs Herz geschossen war, so daß jedenfalls augenblicklich der Tod erfolgte. Der junge Mann, der am Boden lag, wurde alsdann untersucht, und es zeigte sich, daß er mit raschen Schritten seinem Ende entgegenging. Wenigstens war der Blutverlust so stark, daß man wenig oder gar keine Hoffnung für sein Aufkommen hat. Er war übrigens im Stande, zu erklären, er sei mit seinem Genossen übereingekommen, sie wollten einander erschießen. Später sei indessen dieser Plan dahin abgeändert worden, daß der junge Mann auf dem Sopha erst seinen Freund erschießen und dann den Revolver auf die eigene Brust richten sollte. Der letzte Theil des Vorhabens kam in der gewünschten Weise zur Ausführung, da jener sich die Waffe dicht ans Herz halten konnte. Die erste Kugel dagegen ging dem Andern unter dem Herzen durch. Die Namen der beiden jungen Leute werden einstweilen nicht mitgetheilt.

Diedenhofen, 25. Aug. Se. k. Hoh. Prinz Friedrich Karl reiste gestern, so erzählt der „Died. Bote" von Metz kommend, hier durch nach Sedan, und verweilte bis zur Ankunft des Ardennenzuges einige Minuten auf dem Perron. Während er, in seinen Mantel gehüllt und mit der rothen Husarenmütze (im Reichslande tragen bekanntlich die Bahnvorstände rothe Mützen zur Auszeichnung) bedeckt, auf- und niederging, legte ihm ein lothringer Bauer vertraulich die Hand auf die Schulter und frug: „Sage Se, Herr Bahnvorstand, isch des der Zug, wo nach Hayingen fahrt?" — „Jawohl, mein Lieber, wollen Sie nur einsteigen", antwortete lächelnd der Prinz mit einer Artigkeit, wie sie jedem Eisenbahnbeamten zur Nachahmung zu empfehlen ist, und kurz darauf brauste der Zug davon mit dem Pseudo-Bahnvorstand und dem Bauern.

— Stuttgart, 20. Aug. Der „Schwäb. Merkur" bringt folgendes Telegramm aus Zürich: Gestern Abend nach 8 Uhr versank im Züricher See bei Meilen das Dampfboot „St. Gotthardt" durch einen Zusammenstoß mit dem Schiffe „Concordia". Die Schiffsmannschaft wurde meistens gerettet. Mehrere Elsässer Pilger ertranken.

Wie man vernimmt, soll im Eichsfelde in ultramontangesinnten Kreisen das Arrangement einer, der rheinischen Hüpfer-Prozession entsprechenden Walzer-Walfahrt, und zwar direkt nach Rom, in Vorbereitung sein. Die streng-ultramontanen „Eichsfelder Volksblätter" bringen, wahrscheinlich behufs allgemeiner Einübung, das dazu gehörige Walfahrtslied. Dasselbe lautet, ganz entsprechend *im* $^3/_4$ Takt:

Ein fröhliches Herze,
Einen munteren Sinn,
So wand're ich singend
Ueber Berge dahin;
Fragt die traurige Welt mich: Wie fängst du das an?
Bin ultra — bin ultra — bin ultramontan.

Ungleich sind die Herzen,
Ist ein sehr wahres Wort;
Meines hat keine Ruhe,
Aus dem Thale will's fort,
Flieget über die Berge, gen Rom fliegt es an,
Ist ultra — ist ultra — ist ultramontan.

Wie das Herz, so die Seele;
Drum gewiß noch einmal
Wird sich meine aufschwingen
Aus diesem ird'schen Thal,
Fliegen über die Berge gerad himmelan,
Weil ultra — weil ultra — weil ultramontan.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 78.** Mittwoch, 4. September **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„War Lieutenant Aberney mit in der Schaluppe?" fragte eine Stimme hinter Lothar auf französisch.

Er fuhr zusammen und wande sich um. Es war Doktor Wagner, der die Fahrt von Cadix her, als Schiffsarzt mitgemacht hatte, weil der von Karlskrona mitgenommene Doktor in der letzteren Stadt erkrankt war und nicht weiter reisen konnte.

„Ja, antwortete Lothar kalt.

„Wollen Sie auch an's Land?"

„Nein. Es ist schon das Drittemal, daß ich Gibraltar besuche, und ich weiß wahrlich nicht, warum ich an's Land gehen sollte, wenn es nicht aus einer dienstlichen Veranlassung geschieht."

„Es dürfte auch das Klügste sein, hier am Bord zu bleiben," versetzte Wagner mit einer eigenthümlichen geheimnißvollen Miene. „Lieutenant Aberney kann unmöglich gut auf Sie zu sprechen sein. Sie haben ihm das Leben nicht gerade versüßt."

„Wenn es so ist, so dürfte indeß die Schuld an ihm selbst liegen. Warum versieht er seinen Dienst so schlecht, daß er zu Bemerkungen Anlaß gibt?"

„Mag sein, aber dieß hat zur Folge gehabt, daß nicht bloß er allein, sondern auch seine Kameraden über Sie erbittert sind. Sie thaten klug daran, daß Sie an Bord blieben."

„Welche Gefahr hätte ich wohl laufen können, wenn ich an's Land gegangen wäre?"

„Ganz sicher ahnen Sie dieselbe."

„Wagner, Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß ich die Gefahr fürchte?" sagte Lothar mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ich nicht, aber Aberney und seine Kameraden werden ihr Benehmen so deuten; doch das kann Ihnen ganz gleichgiltig sein. Ich meines Theils glaube, daß Sie Recht haben, jedem Zusammentreffen mit Aberney und seinen Kameraden auf dem Lande auszuweichen."

Eine Pause entstand, worauf Doktor Wagner mit dem gleichgiltigsten Ton auf der Welt bemerkte:

„Die Rhede hier bietet einen seltenen Anblick dar, und man kann wohl sagen, daß sie ein Stelldichein für alle möglichen Nationen ist. Sie ist das Rendevous der Seefahrer. Sonderbar genug, daß der Rendezvous der Seefahrer. Sonderbar genug, daß der Handel so lebhaft sein kann, während doch im Ganzen genommen, die Bevölkerung so gering ist. Ich bin begierig, ob Sir G. D. noch Gouverneur hier ist. Er soll ein wahrer Gentleman gewesen sein."

So sprach der Doktor noch lange fort, ohne daß Lothar auf seine Worte achtete. Sie glitten an seinen Ohren vorbei. Ganz plötzlich unterbrach er den Redner mit den Worten:

„Glauben Sie, daß, im Fall ich an's Land ginge, der Narr Aberney und seine Kameraden die Absicht hätten, sich an meiner Person zu vergreifen?"

„Ja, so klang es als sie gestern Abend mit einander sprachen."

„So; aber die Furcht vor den unangenehmen Folgen wird sie wohl abhalten."

„Das ist wahr, und um ähnlichem Skandal vorzubeugen, haben Sie Recht, daß Sie hierbleiben. Ich hatte die Absicht, Sie darum zu bitten. Sie können lachen über das, was Aberney und seine Freunde von Ihrem Hierbleiben denken. Sie bewahren dadurch den jungen unbesonnenen Mann davor, daß er sich unglücklich macht. Das heißt edel gegen einen Feind gehandelt."

„Edel!" Lothar lächelte bitter. „Es ist schon lange her, daß ich edelmüthig war. Dießmal will ich es jedoch sein." Er ließ den Doktor stehen und ging zum Chef.

Nach einer halben Stunde fragte er Wagner:

„Haben Sie Lust mit an's Land zu gehen?

Da Sie noch nie in Gibraltar waren, so mag es für Sie interessant sein, diesen vielbesprochenen Platz zu sehen. Wer weiß, vielleicht finden Sie auch Gelegenheit zu neuen psychologischen Erfahrungen."

Nach einigen Augenblicken ruderte wieder eine Schaluppe von der Fregatte ab. Darin saßen Lothar und Wagner. Bei ihrer Ankunft auf dem Lande reichte der Erstere dem Doktor die Hand und sagte:

„Wir treffen uns um acht Uhr wieder, wenn ich zur Fregatte zurückkehre. Sie müssen jetzt einen der Matrosen als Wegweiser mitnehmen." Lothar entfernte sich mit raschen Schritten.

Auf den hochgewachsenen, schlanken und schönen Seeoffizier war manches strahlende Augenpaar gerichtet, während er, ganz gleichgiltig gegen die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte, seines Weges ging. Nicht ein einziges von den Augenpaaren, die ihm folgten, konnte sich rühmen, den seinigen begegnet zu sein. Was waren Weiber für ihn? Nichts. Er verabscheute sie sammt und sonders, weil sie ihn daran erinnerten, daß es in der Welt nur eine einzige gab, die er liebte, und diese einzige hatte ihn zu einem Geächteten gemacht, dem nichts Anderes mehr theuer war, als das Meer, und der sein Leben nur noch hinschleppte, weil er die Schuld seiner Väter verwischen wollte.

Lothar ging direkt auf das Hotel N. zu. Die großen Säle wimmelten von Leuten und um die kleinen Tische hatten sich verschiedene Gruppen niedergelassen, um Zeitungen zu lesen oder sich zu besprechen.

Lothar warf einen prüfenden Blick auf die Gesellschaft, aber es war nicht ein Einziger da, der die Uniform der schwedischen Flotte trug. Er ging durch den großen Saal und in eines der Seitenzimmer, das leer war; dort ließ er sich mit einigen Zeitungen an einem Tisch nieder. So verfloß eine ganze Stunde, als er plötzlich einige Stimmen hörte, die schwedisch sprachen. Lothar blieb unbeweglich sitzen, indem er dachte:

„Ich will hier bleiben, bis sie sich einen Platz gewählt haben."

In diesem Augenblick traten drei Offiziere der Fregatte in das Zimmer, wo Canitz saß. Er hatte seinen Rücken der Thüre zugekehrt und machte nicht die mindeste Bewegung, als sie eintraten.

„Ah sieh, da haben wir ja einen Kameraden," rief einer der Ankömmlinge.

„Nein, Du täuschest Dich, das ist kein Kamerad — es ist Baron Canitz," antwortete ein Anderer, welchen Lothar als Aberney erkannte. Beim Klange von Tages Stimme wandte er sich um. Als er Aberney und seine Kameraden erblickte, grüßte er sie mit einer kalten Verbeugung und nahm seinen Platz wieder ein, ohne dem Gruß ein Wort beizufügen. Er rief den Kellner und verlangte eine halbe Flasche Wein und Cigarren, worauf er ganz ruhig in der Zeitung weiter las.

Tage wurde dunkelroth vor Aerger über Lothars kalten und stolzen Gruß. Er und seine Kameraden ließen sich an einem Tisch zunächst bei demjenigen, wo Lothar saß, nieder. Sie begannen ganz übermüthig zu scherzen. Als der Kellner mit dem von Lothar verlangten Wein und den Cigarren kam, rief Tage:

„Bringen Sie das hieher."

Der Kellner blieb stehen und betrachtete Tage, worauf er sagte:

„Das ist der Herr, der es bestellt hat."

„Thut nichts, er kann warten!" Und damit ergriff Tage den Teller.

Ohne von der Zeitung aufzuschauen, sagte Lothar:

„Holen Sie mir andern Wein und andere Cigarren."

Der Kellner eilte hinaus.

Inzwischen hatten die drei Offiziere die kleine Weinflasche geleert, und als der Garçon zurückkam, wurde Lothars Wein auf's Neue von Tage in Beschlag genommen; auch dießmal sagte Lothar ganz ruhig:

„Holen Sie mir andern Wein."

Als der Kellner zum Drittenmal hereinkam, erhob sich Tage von seinem Platze, setzte sich an Lothars Tisch, ihm gerade gegenüber, und sagte spottend:

„Ich vermuthe, Herr Baron, daß Sie die Absicht haben, diese Flasche Wein mit mir und meinen Kameraden zu leeren."

„Noch eine Flasche Wein und drei Gläser," war die einzige Antwort, die Lothar gab, ohne von der Zeitung aufzuschauen.

„Meine Kameraden und ich," fuhr Tage

fort, indem er seinen Ellenbogen auf den Tisch stemmte und Canitz mit einem höhnischen Ausdruck ansah, „finden es unhöflich von Ihnen, Herr Baron, daß Sie fortwährend lesen, während wir Ihnen unsere Absicht zu erkennen gaben, mit Ihnen zu trinken. Also fort mit der Zeitung!“ rief Tage und im nächsten Augenblick lag das Journal zu Lothars Füßen.

Eine Lachsalve von Seite der Kameraden erfolgte auf dieses Heldenstück. Ueber Lothars bleiche Stirn flog eine flammende Röthe, aber er blieb unbeweglich. Mit scheinbarer Ruhe streckte er die Hand aus, nahm eine Cigarre, zündete sie an und begann ganz phlegmatisch zu rauchen.

Hat man in dem Lande, woher Sie kommen, so wenig Lebensart, daß man nicht zu antworten pflegt, wenn man angeredet wird?“ fragte Tage.

Lothar schwieg beharrlich?“ Einer der anderen Offiziere sagte lachend:

„Zum Teufel, mein lieber Aberney, Du sprichst da von Lebensart mit einem — Russen. Du solltest doch wissen, daß dieß Barbaren sind.“

„Du hast Recht, und da man mit solchen Nachsicht haben muß, so will auch ich mit unserm schweigsamen Baron Nachsicht haben. Ich kann während wir unsere Flasche leeren, ein Geschichtchen erzählen, das den Baron Canitz ganz sicher interessiren wird.“

Lothar schwieg und rauchte. Als der Kellner mit Wein und Gläsern kam, sagte er:

„Heben Sie die Zeitung auf!“ Dabei deutete er auf das Journal, das Tage ihm aus der Hand gerissen hatte. Der Kellner überreichte es ihm, aber Lothar sagte, er solle es auf den andern Tisch legen.

„Nun, Baron, werden Sie nicht mit uns anstoßen?“ fragte Tage.

„Füllen Sie die Gläser der Herren,“ war Lothars Antwort.

„Sie müssen uns zutrinken,“ meinte Tage.

Lothar ließ sein Glas unberührt stehen.

„Ah, ich verstehe, Sie wollen zuerst meine Geschichte hören; nichts ist billiger,“ sagte Tage.

Die übrigen Offiziere ließen sich um den Tisch nieder, sämmtlich mit dem nicht sehr schönen, aber leider allzu gewöhnlichen Gefühl der Schadenfreude, wenn sie bedachten, daß jetzt etwas sehr Unangenehmes für die Person, welche sie scheel ansahen, zum Vorschein kommen würde.

Lothar behielt seine kalte Haltung, keine Muskel in seinem Gesicht verrieth die mindeste Aufregung. Er rauchte mit gleichgiltiger Miene seine Cigarre.

„Es gab,“ begann Tage, dessen ganzes Aussehen große Aufregung zeigte, „einen schwedischen Edelmann, der sein Vaterland verrieth und in russische Dienste trat. Der Verrath dieses Mannes wurde von der russischen Regierung aufs Freigebigste belohnt. Er wurde ein gewaltig reicher Mann, und seine Söhne, die das treulose Benehmen ihres Vaters treu nachahmten, standen in hoher Gunst bei dem Czar. Einer von diesen Söhnen, hatte auch einen Sohn, der in Rußland geboren und erzogen wurde. Man konnte also erwarten, daß dieser ein guter Unterthan würde; aber nein; er wurde seinerseits abfällig, und statt als ein Mann von Ehre im Dienste des Landes zu bleiben, wo er geboren war, verließ er ihn in dem Augenblick, wo Rußland seiner Offiziere am meisten bedurfte. Er diente zuerst in der englischen und dann in der schwedischen Flotte. — Wir genießen die Ehre, diesen Ueberläufer als Kameraden zu haben; eine Ehre, die jeder schwedische Offizier als Schmach betrachten sollte. Doch dieß gehört zu dem öffentlichen Leben des Mannes. Er besitzt auch eine Privatgeschichte, und diese hat noch trübere Flecken; denn der russische Apostat beging während seines Aufenthalts in Finnland . . .“

Bei dem Worte Finnland fiel Lothars geballte Faust mit einem heftigen Schlag auf den Tisch, und er heftete auf Tage einen Blick, der ihn erblassen machte; aber nach einer kurzen Pause fuhr Tage fort:

„Er raubte ein unschuldiges junges Mädchen, das verlobt war.“

„Der Schurke!“ riefen Alle.

„Ihre Gesundheit, Baron Canitz!“ Tage ergriff sein Glas und erhob es. Lothar blieb unbeweglich, aber die geballte Faust ruhte noch auf dem Tisch und das dunkle Auge war fest auf Tage gerichtet.“

„Nun,“ rief dieser, bis zur Wuth gereizt über solche Kälte, „hören Sie nicht, daß ich Ihnen zutrinke?“

„Ich trinke nicht mit Narren," antwortete Lothar und richtete sich auf.

„Sie müssen trinken, oder" — Tage schlug Lothar die Cigarre aus dem Mund — „oder ich sage, daß Sie ein ehrloser Schurke sind, mit dem kein ehrlicher Schwede als Kamerad dienen kann."

Lothar nahm langsam eine neue Cigarre, zündete sie an und sagte mit Nachdruck:

„Wir wollen doch sehen, ob Sie dieß morgen zu wiederholen wagen." Er ging einige Schritte auf die Thüre zu. Tage wollte ihm nachstürzen, aber die Kameraden hielten ihn auf.

„Beruhige Dich und vergiß nicht, daß Du die Uniform trägst," sagte einer von ihnen.

Inzwischen hatte Lothar das Zimmer verlassen.

„Ha, der Elende," murmelte Tage, beinahe erstickt vor Zorn, „mit welcher höllischen Kälte hat er sich nicht beschimpfen lassen, und diesem Menschen, der sich so behandeln läßt, diesem Menschen soll ich untergeben sein! Der Kerl hat ja keinen Tropfen ehrliches Blut in seinen Adern!"

Alle waren dahin einverstanden, daß Lothars Benehmen keine Spur von Ehrgefühl verrathe; aber eben deßhalb meinten die Ruhigeren, Aberney sei viel zu gut, um sich seinetwegen zu kompromitiren.

Das Resultat war der Beschluß, daß Lothar blos Prügel verdiene, aber keinen Schuß Pulver oder Degenstich werth sei. Nach diesem Urtheilsspruch wurde Tage etwas ruhiger, und man begab sich in den Billardsaal hinauf, wo Tage und einige seiner Kameraden eine Parthie begannen. Alle Umstehenden folgten dem Spiel mit Aufmerksamkeit, weil Tage sich durch große Geschicklichkeit auszeichnete. Er wollte eben einen Stoß thun, als Jemand ihn bei der Schulter berührte. Er wandte sich ärgerlich gegen den unwillkommenen Störer um und war nicht wenig überrascht, als er sich Lothar gegenüber befand.

„Sie wünschen sich mit mir zu schlagen?" sagte Lothar.

„Ja antwortete Tage.

Lothar zog seine Uhr heraus und sah darauf.

„Es ist jetzt fünf, also in einer Stunde auf Neutral Ground, da wo der Kerkwald beginnt, auf dem Weg nach St. Rogue. Die Waffe haben Sie zu bestimmen."

„Pistolen."

„Haben Sie solche bei sich auf dem Land?"

„Ja."

„Bringen Sie sie mit; aber Sie dürften zugeben, daß ich eine Bedingung an unser Duell knüpfe."

„Welche?"

„Daß es in Gegenwart unserer drei Kameraden stattfinde. Sie haben die Beschimpfung mit angesehen, sie müssen auch die Genugthuung bezeugen."

„Ich bin's zufrieden,"

„Gut in einer Stunde also."

Mit dem Billardspiel war es aus. Tage und seine Kameraden entfernten sich.

* * *
*

Wie heftig auch das Blut in unsern Adern sieden, welche Art die Gemüthsbewegungen sein mögen, die einen Menschen veranlassen, einen andern zum Zweikampf herauszufordern, so findet sich immer ein Augenblick, wo die Ueberlegung sich einschleicht, um ihre Stimme mitten in dem Orkan zu erheben, der die Vernunft fortreißt. Dieser Augenblick tritt ein, wenn die Duellanten sich auf den Kampfplatz begeben.

Als Lothar seine Herausforderung ergehen ließ, klopfte Tages Herz hoch vor Freude. Er sollte also ein für allemal von diesem verhaßten Canitz befreit werden, denn entweder mußte er selbst oder Lothar auf dem Platz bleiben. Der Augenblick der Rache war gekommen. Er sollte das Blut seines verabscheuten Nebenbuhlers sehen. Tage konnte in seiner Ungeduld kaum erwarten, bis die Stunde um war, aber als er sich mit seinen Kameraden auf den Kampfplatz begab, da war Etwas in ihm, was ihm warnend zurief:

„Entweder kehrst Du gar nicht oder mit der Last eines Menschenlebens auf Deinem Gewissen zurück." Dieses Gewissen war bis auf den heutigen Tag schuldfrei gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 79. Freitag, 6. September 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Auf dem Platz angelangt, fand er Lothar vor sich. Dieser war ganz allein.

„Haben Sie keinen Sekundanten?" fragte Tage unangenehm dadurch überrascht.

„Er hat versprochen, um sechs Uhr hier zu sein."

Nach einigen Augenblicken kam Dr. Wagner. Lothar wandte sich nun an Tages Freunde, indem er mit seiner ausnehmend klaren Stimme sagte:

„Ehe Lieutenant Aberney und ich unsern Streit mit den Waffen ausmachen, wünsche ich an die Herren eine Frage zu stellen: Wer von uns beiden hat nach Ihrem Dafürhalten den nicht sehr ehrenvollen Auftritt herbeigeführt, der vor einer Stunde stattfand?"

Diese Frage rief eine augenscheinliche Verlegenheit hervor. Tages Freunde wollten ihm nicht gerne Schuld geben, und doch konnten sie nicht leugnen, daß er der fehlende Theil gewesen. Als die Antwort auf Lothars Frage ausblieb, wiederholte er mit energischer Schärfe im Ton:

„Da meine Frage an Offiziere der schwedischen Flotte gerichtet ist, so brauche ich gewiß nicht zu fürchten, daß die Antwort nicht unvollkommen unparteiisch sein werde. Ich verlange von Ihnen bloß eine Anerkennung der Wahrheit."

„Nun wohl," sagte der älteste der drei jungen Männer, „wir müssen offen bekennen daß Aberney allein an dem Vorfalle Schuld ist; aber auf der andern Seite müssen wir Ihnen ehrlich sagen, Lieutenant Lanitz, daß wir Aberneys Benehmen nur als eine Folge all der Widerwärtigkeiten betrachten, welche er am Bord der Fregatte von Ihnen zu erleiden hatte. An seiner Stelle würden wir eben so gehandelt und Streit mit Ihnen gesucht haben um uns schlagen zu können."

Lothar machte eine kalte Verbeugung, wie wenn man ihm etwas Verbindliches gesagt hätte.

„Hier handelt es sich nur um den Auftritt, der dieses Duell hervorgerufen hat," versetzte Lothar, „und ich hoffe, die Herren werden mir alle bezeugen, daß ich dabei eine Ruhe und Kaltblütigkeit behauptete, welche dem Lieutenant Aberney beweisen mußte, daß ich durchaus keinen Streit mit ihm wünschte."

„Das geben wir zu."

„Die Herren müssen auch gestehen, daß mir dessenungeachtet nichts Anderes, als eine Herausforderung übrig blieb, wenn ich nicht als ein Mensch ohne Ehrgefühl vor Ihnen stehen wollte."

„Das ist vollkommen war."

„Nun wohl, wenn Sie jetzt das zugeben, so hoffe ich, daß Sie noch mehr thun werden, wenn ich der von Lieutenant Aberney erzählten Geschichte Etwas beigefügt habe, was er dabei vergessen hat. — Er hat vollkommen war gesprochen, wenn er sagte, daß mein Großvater ein schwedischer Edelmann war und das Vaterland verließ, um in russische Dienste zu treten. Wahr ist ferner, daß mein Vater Rußland gedient hat und daß ich selbst russischer Unterthan war; aber gänzlich falsch ist, daß ich als Ueberläufer Rußland verlassen habe. Ich bin mit Erlaubniß des Kaisers aus dem Dienste dieses Landes getreten und als freier Mann nach Schweden zurückgekehrt, das ich von Jugend auf als mein Vaterland betrachtete. Liegt in dieser Handlung etwas Ehrenrühriges, so bin ich bereit, sogleich aus dem Dienst der schwedischen Flotte zu treten. Ich überlasse es Ihnen selbst, zu beurtheilen, ob ich mich durch dieses Benehmen Ihrer Kameradschaft unwürdig gemacht habe."

„Wir sind weit entfernt, dieß zu behaupten," antwortete der älteste Offizier.

„Dieß war mein öffentliches Leben, wie Lieutenant Aberney sich ausdrückte. Jetzt zu der kläglichen Anschuldigung, als ob ich einem Andern seine Braut geraubt hätte. Niemand weiß besser, als gerade Lieutenant Aberney, daß dieß falsch ist. Das junge Mädchen, um das es sich handelt, war von so untadelhaftem Ruf, so edel und so hochsinnig, daß derjenige, der eine so erbärmliche Anklage gegen sie schleudert, wie wenn sie mit einem andern Mann, als mit ihrem Bräutigam davon gelaufen wäre, eine verächtliche Handlung begeht und das Recht verwirkt hat, für einen Ehrenmann zu gelten; besonders wenn er, wie Lieutenant Aberney, w e i ß, daß er eine falsche Beschuldigung ausspricht. Wenn daher der Lieutenant nicht die schwedische Uniform trüge, so würde ich mich nicht mit einem Manne schlagen wollen, der seine Ehre so befleckt hat, daß er sich einer Unwahrheit bediente, um auf einen Feind und ein unschuldiges Mädchen einen Schatten zu werfen. Ich duellire mich also mit Ihrem Kameraden, meine Herren, nicht mit Tage Aberney. Jetzt bin ich bereit."

In Lothars ganzem Wesen lag etwas so Edeles, daß es Allen imponirte. Als er aufhörte, warfen die Kameraden mißbilligende Blicke auf Tage, welcher todtenblaß, mit einem von Zorn ganz entstellten Gesichte, auf Lothar zustürzte und rief:

„Beweisen Sie, daß ich die Unwahrheit gesprochen habe, wenn Sie können."

„Wollen Sie das wirklich?" Lothar griff an seine Brusttasche. „Ich brauche Ihnen ja bloß den Brief Ihres eigenen Vaters zu zeigen. Es ist leicht zu beweisen, daß Sie mich verläumdet haben; aber es wäre schwerer zu beweisen, daß Sie die Wahrheit gesprochen haben. Und nun genug der Worte. Mögen die Kugeln, Ihrem eigenen Wunsche gemäß, diesem für Sie nicht sehr ehrenvollen Auftritt ein Ende machen!"

Lothar zog sich ein wenig auf die Seite. Der Doktor und der älteste der Offiziere, welcher Sekundant war, maßen jetzt die Distanz und so weiter.

Darauf nahmen die Duellanten ihre Plätze ein. Tage hatte den ersten Schuß.

„Zielen Sie sicher," sagte Lothar mit entsetzlicher Kälte, „ich tödte Sie, wenn die Reihe an mich kommt."

„Ja wenn die Reihe an Sie kommt," war Alles, was Tage antwortete. Er erhob das Pistol und zielte. Aller Augen waren auf Lothar gerichtet, der mit aufrechter Haltung, hochgehaltenem Haupte und einer granitnen Ruhe in seinen Zügen sein Schicksal erwartete. Das Signal wurde gegeben, der Schuß ging los. Eine Wolke von Pulverrauch umgab Lothar, der mit unveränderter Haltung dastand.

„Sie zielen schlecht," war Alles, was er sagte. Er hob die Hand mit dem Pistol und fügte hinzu: „Ich habe eine festere Hand."

Tages flammendes Gesicht wurde jetzt weiß, wie der Kragen um seinen Hals.

Lothar erhob das Pistol. Die Sekundanten gaben das Signal und Lothar rief in demselben Augenblick:

„Die Mütze herab, Lieutenant Aberney!" Die Kugel riß die Mütze von Tages Kopf.

„Was bedeutet das?" rief dieser.

„Das bedeutet, daß ich Ihnen das Leben geschenkt habe," antwortete Lothar und warf das Pistol weg. „Ich will mein Gewissen nicht mit Ihrem Blut beflecken."

„Aber ich nehme ein solches Geschenk nicht an," schrie Tage ganz wüthend.

„So lassen Sie uns laden und von Neuem anfangen," antwortete Lothar kalt. Ich gebe Ihnen hiemit das Recht, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen; aber davon kann nicht die Rede sein, daß ich nochmals auf Sie feure."

„Ich würde Sie dazu zwingen. Begreifen Sie denn nicht, daß Einer von uns auf dem Platze bleiben muß, und sollten wir uns zuletzt mit dem Kolben schlagen?" brüllte Tage.

„Immerhin, dann werde ich bleiben; denn Nichts in der Welt kann mich bestimmen, ein Haar auf Ihrem Haupte zu krümmen. Sie haben mich einen Ueberläufer, einen Verräther, einen Mädchenräuber genannt. Meine Ehre verlangte, daß ich mich mit Ihnen schlug. Ich habe jetzt unseren Kameraden (Lothar machte eine leichte Verbeugung gegen diese) bewiesen, daß ich kein elender Feigling bin. Dieß war Alles, was ich thun mußte; aber es gibt keine Ehre, welche verlangt, daß ich mich mit Ihrem Blute besudle und in Ihren Henker verwandle."

„Sie wollen mich also in den Ihrigen verwandeln?"

„Leere Worte, Lieutenant Aberney, ziemen sich für Männer nicht. Wollen Sie mein Leben haben, so nehmen Sie es. Haben Sie die Güte, meine Herren, und laden Sie die Pistolen," fügte Lothar verbindlich hinzu. Niemand rührte sich vom Fleck. Der älteste der Offiziere bemerkte:

„Aberney, es ist am besten, Du lässest das Spiel hier bewenden, denn, was Du dabei erntest, wenn Du fortfährst, ist keine Ehre. Komm laß uns gehen.

„Gehen, ohne Genugthuung! Gehen, ohne daß . . . ."

„. . . . Ohne daß Sie mein Blut fließen sahen, wollen Sie sagen. Ich entferne mich ja auch, ohne das Ihrige gesehen zu haben, obschon Sie mich beschimpften und beleidigten Nun wohl, Sie besitzen immerhin den Triumpf, daß Sie dieß ungestraft thun durften. Ich nehme nur das Bewußtsein mit, beleidigt worden zu sein und Ihnen dafür das Leben geschenkt zu haben.

Lothar griff an die Mütze, während er an den andern Offizieren vorüberging, und entfernte sich dann mit dem Doktor, der von dieser Scene in höchstem Grade überrascht war. Wagner hätte sein Leben darauf gewettet, daß Lothar seinen Gegner niederschießen würde, weil er wußte, daß Lothar ihn verabscheute. Daß er, nach solchen Beleidigungen von Tage, seinem verhaßten Nebenbuhler das Leben schenken würde, warf alle psychologischen Anschauungen des Doktors über den Haufen.

Schweigend wandelten Lothar und Wagner bis zur Zugbrücke. Als sie diese passiren wollten, wandte sich Lothar zu dem Doktor und sagte ganz kurz:

„Sie wunderten sich, daß ich den Narren nicht über den Haufen geschossen habe. Geben Sie zu, daß Sie darauf gerechnet haben, ich würde als sein Mörder vom Platze zurückkehren."

„Ich gestehe, daß Ihr Benehmen mich in Verwunderung gesetzt hat."

„Um so besser. Sie werden im Verlauf der Reise noch mehr Gründe zur Verwunderung erhalten. Sie haben Viel zu lernen, mein lieber Doktor, bis Sie mich ausgelernt haben.

Wiederum entstand eine lange Pause. Auch dießmal unterbrach Lothar dieselbe.

„Können Sie mir sagen, ob Professor Aberney einen Bruder hat? Sie kennen ja die Familie?"

Obschon die Frage in scheinbar sorglosem Tone gestellt wurde, betrachtete der Doktor den Baron mit einem langen und prüfenden Blick, bevor er antwortete. Das Gesicht des jungen Premierlieutenants blieb unbeweglich.

„Nun, Doktor, warum antworteten Sie nicht?"

„Ich besann mich, ob ich nicht von einem lebenden Bruder gehört habe, aber ich kann mich nicht darauf entsinnen. Ich möchte beinahe zu behaupten wagen, daß der Professor allein von seinen Geschwistern noch übrig sei."

„Aber er hat doch Verwandte dieses Namens?"

„Das ist möglich, ich weiß es nicht."

„Sie waren ja vorigen Winter in Paris?"

„Ja."

Kamen Sie nicht mit einigen Schweden zusammen?"

„Nein."

Wiederum entstand eine lange Pause, die erst unterbrochen wurde, als sie an den Hafen kamen.

„Gehen Sie mit an Bord?" fragte Lothar.

Ich bleibe hier bis die Andern zurückkehren; aber warum begeben Sie sich so bald zurück?"

„Weil ich auf dem Lande Nichts mehr zu thun habe."

Er sprang in das Boot, winkte dem Doktor und war bald an der hängenden Treppe der Fregatte.

Der Doktor schaute ihm nach, indem er in Gedanken folgenden Monolog hielt:

„Es sieht wirklich aus, als ob ich alle Macht über ihn verloren hätte. Wenn er einen Augenblick in die Schlinge zu fallen scheint, die ich lege, so thut er es nur, um mir und Andern zu beweisen, daß er sie gänzlich zerrissen hat. — Aus dem schwachen, muthlosen Jüngling, der sich von seinen Leidenschaften beherrschen ließ und wie Wachs in meiner Hand war, ist ein Mann von Granit geworden, und zwar nachdem der harte Schlag sie zu verlieren, ihn getroffen hat. Seit dem Abend, wo ich ihre Flucht beinahe mit dem Leben büßen mußte, hat er nicht die mindeste Andeutung auf sie gemacht. Auf die Erklärung, die ich über mein Benehmen gab, hat er nich

t

geantwortet. Es war als ob die Erinnerung an das junge Mädchen aus seiner Seele verschwunden wäre. Heute, nach vier Jahren, ist es das Erstemal, daß er einige Fragen macht, die sich auf die Familie Aberney beziehen."

* * *

So lange die Fregatte bei Gibraltar blieb, verließ Lothar sie nicht. Schweigsam und noch verschlossener als zuvor, verrichtete er den Dienst für sich und Andere.

Auch Tage hatte sich sehr verändert. Die gewöhnlich so sorglosen Züge waren beinahe immer düster und wurden von keinem freundlichen Lächeln erheitert. Er entzog sich der Gesellschaft seiner Kameraden so viel wie möglich und überließ sich gänzlich seiner Erbitterung gegen Lothar, die sich nach den Vorfällen bei dem Duell aufs Höchste gesteigert hatte. Er besaß keine Hoffnung mehr, mit Worten Rache an seinem verhaßten Feinde nehmen zu können. Bedenkt man ferner, daß Lothar alle dienstlichen Verrichtungen Tages fortwährend mit derselben Genauigkeit beobachtete, so ist leicht zu begreifen, daß seine Erbitterung mit jedem Tage noch zunahm, zumal die Kameraden nach dem Duell Lothar mit höherer Achtung begegneten.

Es gibt nichts, was unserem Charakter so gründlich Abbruch thut, als wenn wir uns von unserer verletzten Eigenliebe beherrschen lassen. Hätte Tage ein einziges Mal auf die Stimme der Vernunft gehört, so würde diese ihm gezeigt haben, daß Lothar bei dem Duell eine edle Selbstbeherrschung an den Tag legte, die ihm Achtung einflößen mußte. Er würde dann auch sein eigenes Benehmen unparteiisch beurtheilt und nicht wie jetzt gegen das Schicksal getobt haben. Ein großer Denker hat gesagt: Wenn Du von einem Leiden getroffen wirst, so suche die Ursache dazu nur in Dir selbst! Und der große Denker hat Recht. Wenn wir, statt den Fehler auf Andere zu schieben, ihn bei uns selbst suchten, so würden wir manchem Bösen zuvorkommen, was jetzt dadurch erzeugt wird, daß wir uns gegen diejenigen verbittern, denen wir unsere Unannehmlichkeiten Schuld geben. Tage hatte sich in den Strom wilder Leidenschaften geworfen, ohne daß er auch nur einen Versuch machte, auf die Stimme der Vernunft oder des Herzens zu hören.

Nach einigen Tagen lichtete die Fregatte ihre Anker und ging unter Segel. Der nächste Hafen sollte Neapel sein. Ohne daß etwas Bemerkenswerthes eintrat, ankerte sie auf der Rhede von Neapel, und das Land, wo das Feuer im Schooße der Erde und in den verborgenen Verstecken des Herzens wohnt, lag offen vor ihren Blicken.

Tage, der während der ganzen Fahrt von Gibraltar in einer düsteren Stimmung gewesen, freute sich wirklich, als er Italiens schöne Küsten begrüßte. Gleich den übrigen Offizieren sehnte er sich an's Land und war auch einer der ersten, welche die erbetene Erlaubniß erhielten, die Fregatte zu verlassen, „um Neapel zu sehen und dann zu sterben."

Mit dem gewöhnlichen Uebermuth lebenslustiger junger Seeoffiziere warf er sich nebst seinen Kameraden in den Wirbel der Zerstreuungen, die sich ihnen darboten. Die Tage verflossen wie Sekunden, und vergebens hätte man in Tages jetzt freudestrahlender Miene Etwas von seiner Düsterkeit am Bord verspürt. Kummer und Erbitterung schienen ihm jetzt fremd zu sein.

Tage war noch nie in Neapel gewesen. Alles war ihm also neu, und er dachte an nichts Anderes, als sich seinen Eindrücken hinzugeben, die Vergnügungen zu genießen, die ihm zu Gebot standen, und quälende Gefühle in der Fluth der Lust zu ertränken. Sein Aufenthalt auf diesem so viel besungenen Fleck der Erde glich einem trunkenen Traume. Zwei Wochen eilten dahin, als wären es zwei Tage gewesen. Tage hätte die Zeit zurückhalten, die von der Fregatte erwarteten Befehle unterschlagen und dadurch die Abfahrt von Neapel ins Unendliche hinaus ziehen mögen. Alle Freude hat jedoch ihren Schatten, so auch die seinige. Für den Augenblick bestand er aus dem Wachdienste. Um das Maß seines Aergers darüber, daß er an Bord bleiben mußte, voll zu machen, war Lothar seine einzige Gesellschaft. Tage mußte also die doppelte Qual ausstehen, an die Fregatte gebunden zu sein und seinem verabscheuten Feinde Gesellschaft zu leisten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

**Nro. 80.** Sonntag, 8. September **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Etwas über zwei Wochen waren seit der Ankunft in Neapel verstrichen, als Lothar eines Morgens im Salon saß und Zeitungen las. Er und Tage sollten um acht Uhr die Wache übernehmen. Die Thüre zu Tages Kajüte stand offen. Einer der jüngeren Kameraden war bei ihm und Lothar hörte ganz unwillkürlich folgendes Gespräch mit an:

„Wie Schade, lieber Aberney, daß Du gestern nicht mit in San Carlo warst!“ sagte der junge Lieutenant.

„Wie so?“ fragte Tage verdrießlich. Der Gedanke an die bevorstehende Wache verstimmte ihn.

„Du hättest da, außer dem Vergnügen Rubini zu hören, das schönste Weib gesehen, das mir je unter die Augen gekommen. Ach, ein solches Gesicht werde ich nie wieder zu sehen bekommen,“ seufzte der Lieutenant.

„Du kannst sie vielleicht noch mehr als einmal sehen,“ meinte Tage.

„Wie soll das zugehen? Wir können ja jeden Augenblick Befehl zur Abfahrt erhalten.“

„Nun, dann hat es auch nicht so viel zu sagen, Du bist so leicht entzückt.“

„Mag sein; aber dießmal ist der Gegenstand so außerordentlich schön, daß ich meine Epauletten daran wage, daß Jeder der sie sieht, in Feuer und Flammen geräth.“

„So! Es war wohl eine von den Sängerinnen?“

„Allerdings war es eine Sängerin, aber sie gehörte nicht zum San-Carlo-Theater Es war Madame Dorbino.“

„Ah, die vielgepriesene französische Sängerin! Sie ist also hier!“ fragte Tage.

„Ja, da ich sie gesehen habe.“

„Du hörtest sie singen? Ich muß . . .“

„. . . Auf Deinem Platz bleiben,“ fiel der Kamerad lachend ein.

„Bis auf Weiteres, ja. Hat sie wirklich eine so schöne Stimme, wie man glaubt?“

„Hör' einmal, lieber Freund, Du mußt schlaftrunken sein, da Du meine Worte nicht verstehst, obschon ich in ganz gutem Schwedisch mit Dir spreche. Ich habe mich jetzt schon lange damit geplagt, Dir klar zu machen, daß sie nicht aufgetreten ist, sondern sich nur als Reisende in Neapel aufhielt, und daß ich sie im Theater sah. Sie saß in derselben Loge wie ich.“

„Aber, da sie nicht sang, so weiß ich nicht, woher Dein Entzücken kommt.

„Habe ich Dir nicht gleich am Anfang gesagt, daß sie ungewöhnlich schön ist, daß sie ein Paar Augen hat, die einen Menschen verrückt machen können?“

„Wirklich? Ich weiß sonst nicht wie die Augen aussehen sollten, die auf mich eine solche Wirkung ausüben könnten. Es wäre inzwischen angenehm die weltberühmte und schöne Sängerin zu Gesicht zu bekommen.“

„Die ist ein Glückstreffer, der nicht Jedem in den Schooß fällt, und gewiß wirst auch Du von der Fortuna so sehr begünstigt wie ich, selbst wenn Du sie zu sehen bekommst.“

„Du Narr, Du wirst mir doch nicht weiß machen wollen, daß Du . . .“

„Daß ich mit ihr gesprochen habe? Allerdings will ich das.“

„Dann hast Du wohl einen Handschuh aufgehoben, den sie fallen ließ, und da sie dafür dankte, so glaubst Du jetzt hergehen und damit renommiren zu können, daß Madame Dorbino sich einen ganzen Abend mit Dir unterhalten habe. Du bist in dieser Beziehung zu bekannt, als daß ich Dir glauben könnte.“

„Das gilt mir ganz gleich. Die Wahrheit ist, daß ich, als ich in die Loge trat, zwei Damen und einen Herrn vor mir traf. Die

eine Dame drehte bei dem Geräusch, das ich machte, den Kopf um. Nie habe ich ein so schönes Gesicht oder solche Augen gesehen. Sie betrachtete mich aufmerksam; aber um mich streng an die Wahrheit zu halten, muß ich gestehen, daß ihre Musterung meiner Person eigentlich meiner Uniform zu gelten schien. Nachdem sie dieselbe gehörig in Augenschein genommen, flüsterte sie der andern Dame einige Worte zu, worauf diese einen flüchtigen Blick auf mich warf und auf französisch antwortete:

Er gehört zur schwedischen Flotte."

„Die Musik begann. Gott allein weiß, was sie sangen. Ob sie sangen oder wie sie sangen, ich weiß es nicht. Rubini, Monzocchi, Alles war vergessen; denn ich grübelte bloß über eine Möglichkeit, meine schöne Nachbarin anzureden und zu erfahren, wer sie sei. Nach dem ersten Akt wandte sich die Dame, die sie bei sich hatte, gegen mich und sagte in untadelhaftem schwedisch:

„Aus Ihrer Uniform ersehe ich, daß wir Landsleute sind, und dieß veranlaßte mich zu der Frage, ob Sie das liebe Schweden schon lang verlassen haben."

„Wer war glücklicher als ich! Natürlich erzähle ich, wann wir von Karlskrona abgesegelt, welche Häfen wir besucht und wie lange wir uns dort aufgehalten. Zu meiner großen Verwunderung schien die schöne Dame meine Worte aufmerksam anzuhören, und dieß veranlaßte mich zu der Vermuthung, daß sie ebenfalls schwedisch verstehe. In der ganzen übrigen Zeit unterhielt ich ein lebhaftes Gespräch mit meiner Landsmännin. Sie fragte Einiges über meine Kameraden an Bord. Als ich unter diesen auch Canitz nannte, machte die schöne Zuhörerin eine heftige Bewegung und rief den Namen Canitz. Dann fragte sie mich auf französisch, woher dieser Canitz sei.

„Er ist ein ehemaliger Russe," antwortete ich „und ist vor zwei Jahren in schwedische Dienste getreten."

„Und heißt Lothar Constantin?" fragte sie mit einer Stimme, welche zitterte.

„Sie wande sich von mir weg und schenkte dem Gespräch keine Aufmerksamkeit mehr. Nach der Vorstellung fragte ich meine Landsmännin ganz kühn, mit wem ich die Ehre gehabt hätte zu sprechen. Sie antwortete lächelnd:

„Meine Freundin hier ist Madame Dorbino, deren Namen sie sicherlich aus den Journalen kennen gelernt haben. Wer ich bin, sollen Sie erfahren, wenn wir uns in Stockholm treffen."

„Ich verbeugte mich; Madame Dorbino nahm den Arm des Kavaliers, und ich stellte mich, um sie vorbeigehen zu sehen; aber sie wandte nur ganz kurz ihr bezauberndes Gesicht gegen mich und fragte:

„Wie lange bleibt die Fregatte Carolina in Neapel?"

„Das ist unbestimmt, Madame, sie wartet auf weitere Ordre.

„Sie nickte mit dem Kopfe und im nächsten Augenblick war die schöne Erscheinung verschwunden. Ich fuhr in einer ganz unglücklichen Verwirrung zurück und war fest überzeugt, daß Madame Dorbino früher einmal ein Verhältniß mit Canitz gehabt habe, diesem beneidenswerthen Sterblichen, dessen Name allein schon eine so heftige Gemüthsbewegung bei ihr hervorrief."

„Was weiter? eine Sängerin hat immer eine Menge Abenteuer, und da Canitz wohl kein Heiliger gewesen sein wird, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er sich zu den Zwölftausend rechnen kann, die in ihre Gunst eingezeichnet sind."

„Vandal! man hört wohl, daß Du dieses schöne und reine Gesicht nicht gesehen hast; sonst könntest Du nicht so sprechen."

„Ach ich glaube Du sprichst von der Unschuld einer Sängerin, eines Weibes, das ihr Leben auf dem Theater und zwischen den Koulissen zugebracht hat."

Lothar verließ den Salon und ging auf das Verdeck. Unwillkürlich dachte er an Madame Dorbino und besann sich, wo er sie möglicher Weise gesehen habe, ehe sie sich bei einem Pariser oder Londoner Theater verheirathet.

* * *

Um acht Uhr übernahm Tage die Wache. Zu seiner großen Verwunderung verrichtete Lieutenant Steen den Dienst an Lothars Stelle.

Etwas später am Morgen setzte eine Schaluppe von der Fregatte aus. Darin saß Lothar. Er fährt fort, um mit seiner früheren Neigung, Madame Dorbino, zusammenzutreffen, dachte Tage und schaute der Schaluppe mit neidischen Blicken nach. Der elende Pedant hat also doch Verbindung mit Theaterdamen gehabt.

Es verdroß ihn, daß Lothar just an diesem Tage an's Land ging. Seit sein Kamerad ihm von Madame Dorbino erzählt hatte, war er von einem heftigen Wunsch ergriffen worden, sie zu sehen, und der Gedanke, daß Lothar, dieser verhaßte Lothar, unter seinen übrigen Vorzügen auch den besitzen sollte, ein Gegenstand des Interesses der gefeierten Sängerin zu sein, erbitterte ihn förmlich.

So verliebt ein junger Mann sein, für so unglücklich er sich halten mag, so gibt es gleichwohl Etwas, was er nicht mit Gleichgültigkeit anhören kann, nämlich die Beschreibung der Schönheit einer Frau. Er kann ein noch so großer Philosoph sein, so entsteht doch der Wunsch in ihm, diejenige zu sehen, deren Reize von Andern gepriesen werden. So auch bei Tage. Madame Dorbino war ein Gegenstand, der seine Neugierde reizte, und zur Steuer der Wahrheit müssen wir bekennen, daß er keinen höhern Wunsch hegte, als die Hartnäckigkeit los zu werden, womit sein Herz an Schuldfried festhielt. Er wollte sie vergessen, aber er vermochte es nicht. Er hatte zu diesem Zweck Alles aufgeboten. Wenn die Fregatte sich in einem Hafen aufhielt, eilte Tage, sich in die Arme der Vergnügungen zu werfen, die sich darboten, in der Hoffnung, dadurch die Erinnerung an sie zu schwächen, die er nach diesen Zerstreuungen nur noch inniger liebte. Der Name Madame Dorbino weckte in ihm den Wunsch, sie kennen zu lernen. Genug, unser lieber Tage war erbittert, daß Lothar die Kühnheit hatte, an's Land zu gehen, während er selbst an seiner Stelle hätte sein mögen. Im Uebrigen war ihm der Verdruß erspart, mit Lothar auf der Wache sein zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ueber das Genossenschaftswesen in Deutschland, Frankreich und England.

Von **Schulze-Delitzsch.**

(Ein Schreiben an den Grafschaftsrichter, Herrn Ruppert Kettle in Wolferhampton, Worcestershire, England.)

(Fortsetzung.)

(Siehe Nr. 72 der „Neuen Didaskalia.")

Geht schon aus den angeführten Thatsachen hervor, daß man Frankreich unmöglich als das Musterland der Produktiv-Genossenschaften preisen kann, so tritt dem noch im Interesse dieses Genossenschaftszweiges die Erwägung hinzu, daß man damit die Bewegung in die von mir gerügten falschen Bahnen drängen würde. Sollen in Frankreich die Produktiv-Genossenschaften zu dauernder Blüthe gelangen, so werden ernste Vorarbeiten auf genossenschaftlichem Felde in Angriff genommen werden müssen, um den Boden dafür zu bereiten, für welche gegenwärtig Zustände und Stimmung im Lande kaum günstig sein dürften. Ob dann der Sache, wie Herr Balestrier meint, durch das Etablissement von Volksbanken aufgeholfen werden kann, lasse ich dahingestellt. Denn so günstig, wie bei Ihnen in England, liegen die Verhältnisse dafür in Frankreich nicht. Während sich diese Banken bei Ihnen in ein altbewährtes, vom Volksgeiste getragenes System nur als neues Glied einzubürgern haben und eine vortreffliche Schule dazu vorfinden würden, sollen sie hier zum Theile verkommenen oder dahinsiechenden Schöpfungen neues Leben einflößen — eine Aufgabe, die bei der bereits gekennzeichneten Eigenart der Franzosen bei diesen schwieriger zu erfüllen ist, als irgendwo.

So bleibt denn nach diesem allgemeinen Excurs, zu welchem mich die von Ihnen, geehrter Herr, erhaltene Anregung veranlaßte, und der mir, im Interesse der Genossenschaftsbewegung überhaupt, an der Zeit zu sein schien, nur noch ein auf die Entscheidung der speziell von Ihnen gestellten Frage Bezug habendes Moment übrig, welches ich Ihrer reiflichen Erwägung anheimgebe.

Wenn auch die Einführung der Vorschuß- und Credit-Vereine in England an sich mit Leichtigkeit zu bewerkstelligen sein möchte, wie

aus dem von mir Angeführten zweifellos hervorgeht, so werden ihre Verbreitung und ihr Gedeihen doch wesentlich davon abhängen, ob durch Sie eine fühlbare Lücke in dem vorhandenen Banksysteme Englands ausgefüllt wird, also ein wirkliches Bedürfniß danach vorwaltet. Eben diesem Bedürfnisse der Ausfüllung einer solchen fühlbaren Lücke verdanken unsere Volksbanken ihre bedeutende Wirksamkeit und Ausbreitung. Nicht blos den Arbeitern, Handwerkern und kleinen Gewerbtreibenden in ihrem Privatverkehr wie ihren genossenschaftlichen Unternehmungen, sondern zum nicht geringen Theil auch dem gewerblichen Mittelstande, besonders beim Uebergange von der alten handwerksmäßigen zur fabrikmäßigen Betriebsart, fehlte es theils gänzlich am Bankcredit zu welchem die industrielle Entwicklung immer unabweisbarer hindrängte, theils wurde ihnen derselbe nur unter lästigen Bedingungen zu Theil, und daher währte es nicht lange, daß man auch von dieser Seite sich den zunächst von den sogenannten kleinen Leuten und für dieselben gegründeten Credit-Genossenschaften anschloß. Ob und in welchem Maaße dieß Alles in England zutrifft, entzieht sich meiner Beurtheilung, wenn sich mir dabei auch die Verbreitung und Wirksamkeit der „Schottischen Banken" aufdrängt, welche nach den vor Jahren hierher gelangten Nachrichten wenigstens einen Theil der Aufgabe unserer Volksbanken zu erfüllen schienen.

Daß und wie sich, im Falle man die Sache in England aufnimmt, die Organisation zu gestalten hat, was sich insbesondere von der unsrigen dabei benützen läßt, darüber muß ebenfalls dem vorwaltenden Bedürfniß derjenigen Bevölkerungsclassen, welche sich den neuen Instituten zuwenden, die Entscheidung überlassen werden, besonders was die Formen und Grenzen der Creditgewährung betrifft. Bei der Creditbasis der Genossenschaften selbst, auf welcher die Sicherheit, welche Sie dem Publikum bei ihren Negociationen gewähren, und demgemäß das Vertrauen zu ihnen, die Anziehungskraft für die Deposition fremder Gelder in ihren Cassen beruht, hat freilich die neuere englische Gesetzgebung einen principiellen Unterschied den Deutschen Genossenschaften gegenüber eingeführt, welcher schwer bei der Ordnung der Sache in das Gewicht fällt.

Schluß folgt.

## Verschiedenes.

Sturz vom Seil. Am 18. d. M. gab die Gesellschaft Weitzmann in Minden ihre Vorstellung auf hohem Gerüst und noch höherem Seil. Erstere waren beendet, und es bestieg der ältere Sohn des Herrn Weitzmann das schräg aufsteigende Seil. Schon hatte er den gefährlichen Weg durch die Luft einmal zurückgelegt, schon war er zum zweiten Male, rückwärts schreitend, auf einer Höhe von 50 Fuß angelangt, da – Entsetzen bemächtigte sich der zahlreichen Zuschauer — wich der haltende Pfahl, und der unglückliche Künstler stürzte mit schrecklicher Wucht auf den harten Boden. Nach Aussage des Arztes ist trotz des entsetzlichen Falles noch Hoffnung für sein Leben vorhanden.

(Lebendiges Kehricht.) Der Hausdiener in einem Berliner Geschäfte reinigte spät Abends noch das Comptoir und kehrte einen Schlapphut unter dem Sopha hervor. „Der Tausend", rief er dem Personal zu, „was ist das? da finden wir vielleicht noch mehr!" Er fuhr mit dem Besenstiel unter das Sopha, die Andern mit ihren Stöcken, und was kam zum Vorschein? — ein Spitzbube. — Ich wollte mich hier aufhängen, sagte er, weil ich hier entlassen worden bin. — Die Dietriche und Brecheisen aber, die er bei sich trug, zeigten, daß er's auf den Brautschatz seines früheren Prinzipals abgesehen hatte, der in vielen tausend Thalern im Comptoir stand. Andern Morgens sollte Hochzeit sein.

In einem deutsch-amerikanischen Blatte findet sich folgendes hübsche Verslein:

Wer die Geschichte der Jesuiten kennt.
Und sie trotzdem noch „Bürger", Deutsche nennt,
Der nennt mit gleichem Rechte in der That,
Die Wanze: . . . . . . . . „Schlafkamerad".

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 81.** Mittwoch, 11. September **1872.**


## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Tage spazierte mit großer Ungeduld auf dem Verdeck hin und her und quälte sich mit allen möglichen unangenehmen Betrachtungen. Endlich blieb er beim Anblick eines Bootes, das sich der Fregatte näherte, stehen. Ob es wohl anlegen wollte?

Nachdem der Ruderer seine Frage nach dem wachhabenden Offiziere mehrere Male wiederholt hatte, verstand Tage ihn endlich und erklärte in schlechtem Italienisch, daß er es sei. Ein Brief wurde überreicht. Tage empfing ihn und betrachtete aufmerksam die Adresse. Sie lautete an Lothar. Aber nicht der Name des eleganten Billets war es, was Tages Blicke fesselte; nein, es war die zierliche Handschrift. Sie kam ihm zu bekannt vor, als daß sein Herz bei diesem Anblick nicht stärker gepocht hätte. Er wandte das Billet um und betrachtete das Siegel. Ein heftiges Zittern überkam ihn. Er starrte das Siegel an, wie wenn es den Tod enthalten hätte, und gleichwohl stand nur ein Name darin.

„Und wenn es Leben und Ehre gälte, so muß ich wissen, was dieser Brief enthält," dachte Tage. „Ich muß Gewißheit haben. O wenn der Elende mich betrogen hätte, dann . . . . dann . . . ."

Das Siegel wurde erbrochen. Mit Fiebergluth im Blute durchlas Tage die wenigen Zeilen. Ihren Inhalt werden wir später erfahren.

Inzwischen wandelte Lothar die lange Strada Tribuna hinan bis an's Ende der Toledostraße, ging am Schlosse vorbei, nach Santa Lucia hinaus in die Restrauration der Reisenden und trank dort eine Flasche Vino Greco, während er die Aussicht auf Soma und den Vesuv betrachtete. Aus seinen Gedanken über dieses Gemälde wurde er durch eine Stimme geweckt, die ihm auf französisch zurief:

„Welche freudige Ueberraschung Sie zu treffen, bester Canitz!"

Lothar wandte sich um und erkannte seinen ehemaligen Kameraden auf der russischen Flotte, Grafen Gurzkow. Nachdem man einige verbindliche Worte gewechselt und Neues und Altes besprochen hatte, ruderten die beiden jungen Männer auf den herrlichen Golf hinaus.

Abends beschlossen sie in das San-Carlo-Theater zu gehen. Als Gurzkow und Lothar in ihre Loge traten, war der Saal beinahe gedrängt voll. Ersterer musterte mit größter Genauigkeit jedes Gesicht, bezeichnete Lothar verschiedene Damen, die er besonders schön fand und scherzte über die Aufmerksamkeit, die einige bezaubernde Neapolitanerinnen dem schwedischen Seeofizier widmeten.

Die Ouverture wurde gespielt; der Vorhang ging in die Höhe und der erste Akt war zum größern Theil vorüber, als die Loge neben derjenigen, wo Lothar und sein russischer Freund saßen, geöffnet wurde. Lothar achtete nicht darauf, so sehr war er in Rossinis Musik versunken. Gurzkow dagegen, der mehr das Schöne in den Formen, als in den Tönen bewunderte, faßte Lothar am Arm und flüsterte:

„Haben Sie gesehen, welche schöne Dame in die Loge daneben eingetreten ist?"

Lothar zuckte, ungeduldig über die Störung, die Achsel; aber in demselben Augenblick sagte eine frische melodische Stimme ganz nahe bei ihm auf französisch:

„Ach, ich sagte es doch voraus, daß wir zu spät kommen würden."

Obschon dieß ganz leise geflüstert wurde, so machte doch der Ton der Stimme, daß Lothar zusammenfuhr. Er beugte sich schnell vor, um seine Nachbarin in Augenschein zu nehmen. Zwei Damen in eleganter Toilette befanden sich nebst einem Herrn in der Nebenloge. Diejenige, deren Stimme einen

so lebhaften Eindruck auf Lothar gemacht, hatte ihm den Rücken zugekehrt.

„Wie Schade, daß ich die Arie im ersten Akt nicht zu hören bekam!“ bemerkte sie.

„Ist es meine Schuld?“ fragte der Kavalier. Auch er sprach französisch.

„Das behaupte ich nicht; aber . . .“

„Sie möchten mir doch gerne die Schuld aufladen.“

„Still, hören wir dieses Trio an.“ Die Dame lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Lothar drückte sich tiefer in die Ecke seiner Loge, aber seine Blicke hingen an dem schönen Nacken der Nachbarin fest, wie wenn er durch dieses hartnäckige Fixiren sie zwingen wollte, sich umzuwenden, inzwischen gehörte sie offenbar nicht zu den Sensitiven und blieb daher unbeweglich.

Während des ersten Zwischenaktes fragte der Kavalier der Dame:

„Nun, Madame, wie gefällt Ihnen die Signora S.? Ihre Stimme hat einen ungewöhnlichen Umfang.“

„Sie gefällt mir recht gut,“ lautete die Antwort.

„Sie sind so gedankenvoll. Sie scheinen sich nicht zu amüsiren?“

„O doch, aber man kann nicht immer heiter sein.“

„Sie waren seit der Absendung dieses Briefes bei schlechter Laune.“

„Das ist ein Irrthum. Wenn ich gedankenvoll bin, so kommt es daher, daß mein Herz von einer lebhaften Sehnsucht nach dem Vaterland ergriffen ist,“ sagte die Dame mit einer eigenthümlich schwermüthigen Betonung.

Lothars Herz stand still. Er wagte kaum zu athmen, um nicht einen einzigen Ton von dieser Stimme zu verlieren, die eine ganze Welt von Gefühlen in seinem Innern hervorrief.

„Sie wollen doch nicht nach dem kalten Norden zurückkehren?“ sagte der Kavalier und beugte sich näher zu ihrem Stuhl, als wollte er seine Frage mit einem zärtlichen Blick begleiten.

„Später vielleicht; was weiß ich? Doch lassen wir das!“

Das Gespräch ging jetzt zur Musik über.

Lothar hatte sich in den dunkelsten Winkel seiner Loge zurückgezogen.

„Ich muß dieses Weib sehen,“ dachte Lothar, ich muß mich überzeugen . . . und wenn es so wäre, was dann . . . ich habe ein heiliges Gelübde gethan, daß ich mich ihr niemals nähern, daß ich nie einen Versuch machen wolle, unsere Lebensbahnen zusammenzuführen. Im Uebrigen ist sie denn frei? Besitzt nicht ein Anderer Rechte über sie, von denen ich nicht einmal zu träumen gewagt habe? — Sie ist vielleicht verheirathet! — Ha dann wäre es besser wir hätten uns nie wieder gesehen! Was wünsche ich eigentlich! — Sie zu sehen und dann — zu sterben.“ Lothar fuhr mit der Hand an seine Stirne.

Das Schauspiel war vorüber. Gurtzkow und Lothar verließen sogleich ihre Plätze, der erstere voll Verlangens einen Schimmer von der schönen Nachbarin zu erblicken, die ihm die ganze Zeit über so hartnäckig den Rücken zugewendet hatte.

An die Wand in der Galerie gelehnt, war Lothars Blick gänzlich verdeckt vor Gortzkow, der sich vor ihn gestellt hatte. Jetzt wurde die Loge geöffnet. Der Kavalier trat zuerst heraus, wandte sich um und bot den Damen die Hand um ihnen zu helfen. Erstere war eine junge Dame. von mehr originellem als schönem Aussehen; die zweite dagegen besaß so regelmäßige Züge, daß man sie ohne Uebertreibung eine Schönheit nennen konnte. Gurtzkows stiller Bewunderungsruf sauste an Lothar vorbei, ohne daß er auch nur einen Laut davon hörte. Obschon Lothar sich auf den ihm bevorstehenden Anblick vorzubereiten suchte, so wurde er doch so gewaltsam davon erschüttert, daß er ganz bewußtlos, mit wildstierenden Blicken auf die bildschönen Züge, gegen die Dame zutrat. Seine Lippen öffneten sich, um einen Namen auszusprechen; aber einen Augenblick darauf zog er sich wieder zurück, drückte seine Mütze tief in die Stirne und stützte sich bebend auf einen Pfeiler.

Gurtzkow war zu sehr von der Betrachtung des Gegenstandes seiner Bewunderung in Anspruch genommen, als daß er das sonderbare Benehmen seines Begleiters beobachtet hätte. An ihnen vorbei strömte eine Masse von Menschen und mit ihnen die Damen und ihr Kavalier, ohne daß Jemand nur einen Blick auf Gurtzkow oder Lothar geworfen hätte.

Ersterer ging mit dem Strom, aber der letztere blieb wie vom Blitze getroffen stehen.

* * *

Am folgenden Morgen, als Lothar in den Salon auf der Fregatte hinaustrat, fand er Tage allein dort sitzen. Bei Lothars Anblick erhob er sich und ging überrascht von dem bleichen und verstörten Aussehen des Kameraden auf ihn zu. In jedem Zuge Lothars stand deutlich zu lesen, daß er einen sehr schweren und schmerzlichen Kampf gekämpft hatte. Als Lothars Augen auf Tage fielen, funkelte es darin. Sie betrachteten einander einige Sekunden lang mit düstern Blicken; endlich brach Tage das Stillschweigen.

„Ich habe Ihnen einen Wunsch vorzutragen, Herr Lieutenant," sagte er mit einem vergeblichen Bemühen, seine Stimme ruhig zu machen.

„Und der lautet?"

„Ich möchte eine Besprechung unter vier Augen mit Ihnen haben."

Lothar sah sich im Salon um und antwortete kalt:

„Wir sind ja allein."

„Nicht hier, wo wir von all diesen spähenden Augen und lauschenden Ohren umgeben sind, kann die Besprechung stattfinden, die ich wünsche. Nein, was darin verhandelt werden soll, das darf außer Gott und uns Beiden Niemand hören."

„Es scheint mir, als ob Sie und ich einander Nichts mitzutheilen hätten," versetzte Lothar hochfahrend. „Wir haben in Gibraltar abgeschlossen."

„Sie täuschen sich; denn ich habe Ihnen wirklich Etwas anzuvertrauen, was Sie hören müssen; deßhalb verlange ich von Ihnen ein Rendezvous um fünf Uhr bei Pozzuoli."

„Und wenn ich mich weigere?"

„Dann" — Tage trat ihm einen Schritt näher, ballte die Fäuste und sprach mit gedämpfter Stimme — „dann werden Sie mich zu einem Extrem treiben."

„Aber Sie wissen, Lieutenant Aberney, daß ich mich mit Ihnen nicht schlagen will und nicht schlagen werde. Es gibt Nichts, was mich veranlassen kann, auch nur ein Haar auf Ihrem Haupte zu krümmen."

„Es handelt sich hier um kein Duell, sondern nur um eine Besprechung. Was Sie nach derselben unternehmen wollen, ist eine andere Frage. Sie fürchten wohl eine tête-à-tête mit mir nicht?"

„Daß Furcht mir fremd ist, dürften Sie bezeugen können; da es für mich Ehrensache ist, den Wunsch eines Feindes zu erfüllen, so werde ich mich bei dem Rendezvous einfinden."

Lothar verließ den Salon.

Tage sah ihm nach und murmelte:

„Ha, Vermessener, jetzt — jetzt kommt die Reihe an mich, Dir all das Böse zu vergelten, das Du mir zugefügt hast." Tage fuhr mit einer Bewegung verzweifelten Schmerzes über seine Stirne, während er seinen stillen Monolog also fortsetzte: „Um mich rächen zu können, habe ich den Muth gehabt, die brennende Sehnsucht zu opfern, die mich seit mehreren Jahren verzehrt. Ich brauche bloß nach Castellamare zu gehen, um sie zu stillen, und dennoch thue ich es nicht. Warum? Darum, weil ich den Elenden zermalmt sehen muß. Ha! wenn er in ohnmächtiger Verzweiflung und Wuth seine Hände ringt, dann habe ich Etwas von der Strafe vollzogen, die ich ihm für Alles schulde, was er mir geraubt hat. Jetzt will ich ihm sein Glück entreißen und mich dann an seinem Schmerze weiden."

Die Glocke des Apostelthurmes verkündete den Einwohnern Neapels, daß es fünf Uhr war, als Lothar sich in Pozzuoli einfand.

Auf der Schwelle eines kleinen Hauses stand Tage. Er beantwortete Lothars stumme Begrüßung mit einem Griff an seine Mütze, dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, eine schmale Treppe hinan, die in den obern Stock führte. Lothar folgte ihm schweigend. Sie traten in ein Zimmer, das mit einem einzigen Fenster versehen war. Tage schloß die Thüre sorgfältig und steckte den Schlüssel in seine Tasche, ein Manöver, das Lothar nicht beachtete. Er war an das Fenster getreten, warf einen Blick auf die Gegend hinaus und blieb eine Weile so stehen. So verfloßen einige Augenblicke, worauf er sich umwandte. In einen kleinen Sopha zurückgelehnt, saß Tage, die Stirne mit seiner Hand bedeckend.

„Ich habe schon lange gewartet, daß Sie mit der Mittheilung beginnen würden, um derenwillen Sie mit mir zusammentreffen

wünschten," sagte Lothar, „Aufrichtig gesprochen, ich wünsche daß Sie einem Rendezvous, das für uns Beide unmöglich sehr angenehm sein kann, sobald als möglich, ein Ende machen. Ueberdieß muß ich vor acht Uhr an Bord sein, um die Wache zu übernehmen. Es ist also keine Zeit zu verlieren."

Bei Lothars Anrede fuhr Tage zusammen und sprang auf.

„Sie haben um acht Uhr die Wache zu übernehmen," wiederholte Tage. „Wie viel können wir nicht inzwischen erleben!" Tage ging auf Lothar zu und fuhr mit einer eigenthümlich spöttischen Stimme fort: „Sie haben beschlossen, sich nie mit mir zu schlagen, es möge geschehen, was da wolle, ja nicht einmal ein Haar auf meinem Haupte zu krümmen. War es nicht so?"

„Allerdings."

„Sie sind sehr edelmüthig." Ein bitteres Lächeln spielte auf Tages Lippen. „Aber ich könnte meine Ehre daran setzen, daß dieser Edelmuth Sie nicht abhalten wird, Ihren Vorsatz zu brechen, noch ehe es acht Uhr schlägt."

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber das Genossenschaftswesen in Deutschland, Frankreich und England.

Von **Schulze-Delitzsch.**

(Ein Schreiben an den Grafschaftsrichter, Herrn Ruppert Kettle in Wolferhampton, Worcestershire, England.)

(Schluß.)

Während wir in der unbeschränkten solidaren Haftbarkeit aller Mitglieder diese unerschütterliche Basis in unserer Gesetzgebung festhalten, unter deren Aegide auch die Englischen Genossenschaften groß geworden sind, hat man sie dort mit der auf Capital-Einlagen beschränkten Haftbarkeit vertauscht und so die Genossenschaften zu Actiengesellschaften gemacht, ohne doch die unerläßlichen Garantien der letzteren dabei zu fordern. Ich habe das Verwerfliche und Unzuträgliche der einschlagenden Gesetzgebung in einem besonderen Buche, welches ich mich beehre, Ihnen zu überreichen, eingehend behandelt. Ohne hier weiter darauf zurückzukommen, hebe ich daher nur die bei den Englischen Genossenschaften unter solchen Umständen doppelt nothwendigen Maßregeln hervor: die Normalbeträge der Geschäftsantheile der Mitglieder möglichst hoch zu fixiren, ihr rasches Anwachsen möglichst zu fördern und die Leichtigkeit des Heranziehens derselben aus der Gesellschaftscasse seitens austretender Mitglieder zu beschränken. Daß und weßhalb auch, wenn dies beobachtet wird, es noch immer an den unerläßlichen Erfordernissen der beschränkten Haftbarkeit, dem festen jeder Verfügung der Einzelnen entrückten Gesellschaftscapital bei den Genossenschaften gebricht, ist in meinem Buche nachgewiesen. Wenn ich daher zum Schlusse noch das ernste Bedenken nicht zurückhalte, daß man gerade in der Gegenwart, den sozialistischen Agitationen gegenüber, am wenigsten sich bewogen fühlen sollte, das Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit in Allem, was mit der Existenzfrage zusammenhängt, unter den Arbeitern zu erschüttern: so mag es mir zugleich gestattet sein, auf den in den Deutschen Genossenschaften lebenden Geist hinzuweisen, welche noch auf dem letzten, am 21. und 22. August v. J. in Nürnberg abgehaltenen Congreß einstimmig durch ihre Vertreter die persönliche und solidare Haftbarkeit ihrer Mitglieder als die einzige dem Wesen der Genossenschaften entsprechende rechtliche und wirthschaftliche Basis ihrer Geschäfts-Operationen anerkannten, wie sie in dem zum Deutschen Reichsgesetz erhobenen Norddeutschen Bundesgesetz vom 4. Juli 1868 nach den Anträgen des unterzeichneten Anwalts ausgesprochen ist.

Indem ich meine Auseinandersetzung mit der Versicherung schließe, wie sehr mir die Veranlassung, mit einem Manne, wie Sie in nähere Beziehung getreten zu sein, zur Freude und Ehre gereicht, hoffe ich noch manche Frucht von dieser Verbindung und behalte mir vor, auf die höchst dankenswerthen Aufschlüsse, welche mir durch Sie über die von Ihnen geleiteten Schiedsgerichte geworden sind, noch besonders zurückzukommen.

Mit wahrer Hochachtung

**Schulze-Delitzsch.**

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

Nro. 82. Sonntag, 15. September 1872.


## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Wagen Sie ihre Ehre nicht daran, Sie könnten ihrer sonst verlustig werden," versetzte Lothar mit Kälte. „Ich werde, wenn die Versuchung, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, zu stark würde, eher mich selbst tödten, als von meinem Vorsatz abgehen. Lieutenant Aberney, ich weiß nicht, was es heißen will, mein Wort zu brechen oder mit Versprechungen zu spielen."

„Die Zukunft wird beweisen, welchen Werth Ihre stolzen Worte besitzen." Tage kreuzte die Arme über seine Brust. „Sie sehen wohl ein, daß ich seit meinen Knabenjahren — wo Sie mir dieß da versetzten" — er deutete auf eine Narbe an seiner Stirne — „Sie hassen muß! daß dieser Haß durch unsere gemeinschaftliche Fahrt und die Ereignisse in Gibraltar verzehnfacht worden ist, sehen sie wohl auch ein." Mit einem Ton gesteigerter Erbitterung fuhr er fort: „Sie wagten es mir das Leben zu schenken, und Sie thaten es mit der höllischen Ueberzeugung, daß dieses Geschenk mir verhaßter sei, als zehn Tode. Ihrer Nachsicht ein Leben verdanken zu müssen, dem Sie allen Werth geraubt haben, ist ein Fluch, wie ihn nur die raffinirteste Grausamkeit zu erdenken vermocht hat; und wenn ich heute wie ein treuloser Schurke handle, so sind Sie allein Schuld daran."

„Haben Sie mich hierher gebeten, um mir das zu sagen?" fragte Lothar. „In diesem Fall können wir sogleich auseinander gehen. Ich habe Ihnen keine Erklärung über mein Benehmen zu geben, und hätte ich auch eine solche zu geben, so würde ichs nicht thun. Sie wären nie im Stande meine Motive zu begreifen." Lothar ging einige Schritte auf die Thüre zu.

„Bleiben Sie, Lieutenant Canitz!" rief Tage. „Sie kommen nicht von der Stelle bevor ich es will."

Lothar blieb stehen und betrachtete Tage mit einem ruhigen Blick; dann fielen seine Augen auf ein Paar Pistolen, die auf dem Tische lagen. Bei ihrem Anblick trat er wieder im Zimmer vor. Ein beinahe mitleidiges Lächeln spielte auf Lothars Lippen und mit der größten Gleichgiltigkeit sagte er:

„Sie gedenken mich gefangen zu halten?" Damit setzte er sich auf das Sopha, welches Tage verlassen hatte.

„Ja, Sie sind mein Gefangener," erwiderte Tage. „Sie betrachten die Pistolen dort auf dem Tisch. Sie sind geladen. Sie sind für Sie und für mich bestimmt. Wenn ich Ihnen mitgetheilt habe, was mich zu diesem Zusammentreffen mit Ihnen veranlaßt, so werden Sie der Erste sein, der darnach greift, um unsern Streit durch sie entscheiden zu lassen."

„Niemals!" antwortete Lothar bestimmt.

Tage trat an das offene Fenster und blieb lange davor stehen. Nach einer Pause, die geraume Zeit währte, wandte er sich ins Zimmer hinein und sagte in beinahe scherzendem Tone:

„Ueber uns wölbt sich Neapels schöner klarer Himmel; um uns lächelt die zauberndste Natur; wir athmen diese mit Wohlgerüchen und Wollust erfüllte Luft, welche die Kraft besitzt, selbst das kälteste Gemüth in Flammen zu versetzen und im trivialsten Herzen poetische Träume hervorzurufen. Nun wohl, das Alles scheint zu Liebe, zu Genuß und Freude einzuladen!"

Lothar gab keine Antwort. Er schien die Fortsetzung dieser Einleitung zu erwarten. Tage hinwiederum wartete lang, ob sein Kamerad Etwas zu sagen hätte; aber als dieser still blieb, fuhr Tage fort:

„Und gleichwohl sind wir hier mit Gefühlen zusammen, die mit den angedeuteten him-

melweit verschieden sind. Sie sind hier, weil Ihr Zartgefühl Ihnen verbot, einem Feinde seinen Wunsch abzuschlagen. Sie sind wahrhaftig artig." Tage verbeugte sich mit einem ironischen Blick auf Lothar. „Ich," fuhr er mit einem Achselzucken fort, „der ich nicht an einem kaiserlichen Hof erzogen worden bin und folglich keinen Anspruch auf Ihren feinen Takt machen kann, ich bin ganz einfach darum gekommen, weil ich Ihnen eine vertraute Mittheilung zu machen habe, welche Sie, wie ich hoffe, gütigst mit einem Pistolenschuß beantworten werden."

Tage hielt inne. Man bemerkte leicht, daß er das Gespräch möglichst zu verlängern wünschte.

„Lassen Sie uns eine Voraussetzung machen, nämlich, daß Sie eine Herzliebste besessen hätten, die Ihnen durch ein plötzliches und unerklärliches Ereigniß von der Seite gerissen worden wäre. Jahre sind vergangen, ohne daß Sie etwas von ihrem Schicksal erfahren konnten. Sie haben sie überall gesucht, ohne sie zu finden. Sie kommen nach Neapel, und an einem milden lieblichen Abend wie dieser hier, wo jeder Windhauch von Liebe und Poesie geschwängert ist, erfahren Sie, daß die Geliebte in ihrer Nähe weilt. Sie schickt Ihnen ein Billet mit der Einladung, sich an einem bestimmten Platz einzufinden. Sie wünschen beim Empfang desselben nichts sehnlicher als den glücklichen Augenblick des Wiedersehens beschleunigen zu können. Die Geliebte ihrerseits zählt die Minuten bis zu Ihrer Ankunft. Welche Welt von Seligkeit wartet Ihrer nicht bei diesem Zusammentreffen!"

Tage verstummte. Lothar war zwar etwas blässer geworden, sonst aber zeugte kein ganzes Aussehen von der größten Gleichgiltigkeit. Tage betrachtete ihn schweigend eine lange Weile, als wollte er erforschen, ob diese Einleitung nicht eine empfindliche Saite in der Seele seines Feindes berührt habe; aber da Lothars Gesicht seine granitne Ruhe beibehielt, fuhr Tage fort:

„Stellen Sie sich vor, daß das Weib, das Sie am meisten auf Erden lieben, Sie mit unruhig klopfendem Herzen erwartet, und daß Sie selbst Jahre ihres Lebens darum geben würden, um zu ihr zu eilen: daß Sie aber von Jemand auf einem Platz gefangen gehalten würden, der weit von demjenigen abliegt, wo sie mit Ihnen zusammenzutreffen wünscht, gerade wie ich Sie jetzt gefangen halte; was würden Sie dann gegen Denjenigen unternehmen, der Sie von dem Glück und ihr trennte?"

Ein heftiges Zucken in Lothars Brauen und ein Blitz aus seinem Auge gaben zu erkennen, daß Tage dießmal einen schmerzlichen Punkt in seinem Herzen berührt hatte; aber mit beibehaltener äußerer Ruhe antwortete er:

„Ich würde gegen diesen Jemand gar Nichts unternehmen."

„Wirklich? Sie sind von einer seltenen Kaltblütigkeit. Was würden Sie mir antworten, wenn ich zu Ihnen sagte: Schuldfried ist in Neapel?"

Tages vor Eifersucht funkelnde Augen nahmen mit Schadenfreude wahr, daß Lothar beim Namen Schuldfried zusammenzuckte, wie wenn man ihn mit einem glühenden Eisen berührt hätte.

Ich würde antworten, daß ich es wisse," sagte Lothar düster.

„Sie wissen es?" rief Tage leidenschaftlich und stürzte auf ihn zu. „Sie haben sie also gesehen?"

„Ja."

Es erfolgte eine Pause, während welcher die beiden Kameraden die Herzschläge von einander hätten hören können.

„Sie haben sie also getroffen?" war das Erste, was Tage wie zermalmt stammelte, worauf er sein Gesicht in seine Hände lehnte.

Lothar schwieg. So vergingen einige Minuten. Tage erhob sein gesenktes Haupt und sagte langsam mit starker Betonung:

„Sie wissen also auch, daß Schuldfried ein Gespräch mit Ihnen wünscht, oder ist vielleicht . . ."

Lothar sprang auf.

„Was sagen Sie: Wünscht Schuldfried mich zu treffen? Wann und wo? Sprechen Sie sogleich!"

Ein Strahl wilder Freude flog über Tages Gesicht und höhnisch antwortete er:

„Das hoffen Sie von mir zu erfahren? Sie wird es Ihnen wohl selbst gesagt haben, wo und wann sie Sie sichtlich ist."

„Lieutenant Aberney," sagte Lothar mit ge-

dämpfter ruhiger Stimme, obschon seine Brust sich unruhig hob: „Sie haben einen mir theuern Namen und Ihre Kenntniß von ihrem Aufenthalt in Neapel benützt, um mit meinem heiligsten Gefühlen ein wahrhaft unwürdiges Spiel zu treiben. Ist dieß eine Rache, die Sie an mir nehmen wollen, so erkläre ich dieselbe für ärmlich und unedel. Sie wollten den Triumph haben, mit den empfindlichsten Seiten meines Herzens zu spielen, und ich war thöricht genug, auch nur eine Sekunde lang zu glauben, daß Wahrheit in Ihren Worten liege.“ Lothar schöpfte tief Athem.

„Sie glauben ich scherze?“ Tage sah Lothar an. „Betrachten Sie mich und sagen Sie: Sehe ich aus als ob ich scherzte? Sie sagen, ich wolle eine ärmliche Rache nehmen, indem ich mit Ihren heiligsten Gefühlen spiele. Nein, ich spiele nicht, ich strebe nicht, nach einem so nichtigen Triumph, wie Sie andeuten. Ich will weit mehr.“ Er griff in seine Brieftasche. „Schon seit vier Uhr hat Schuldfried in Castellamare auf Sie gewartet. Sehen Sie hier den Beweis.“

Er überreichte Lothar den erbrochenen Brief. Beim ersten Blick darauf, schoß das Blut in Lothars bleiches Gesicht. Er riß den Brief an sich und las:

„Nachdem Schuldfried beinahe vier Jahre lang für Alle, die sie einst lieb hatten, wie todt gewesen, fragte Sie Lothar heute, ob er sich ihrer erinnere? Ist Schuldfried Lothars Herzen noch theuer, so kommen Sie um fünf Uhr nach Castellamare, wo Schuldfried bis sieben Uhr auf Sie warten wird. Kommen Sie da nicht, so weiß ich, daß Sie sie vergessen haben, und daß nicht einmal so viel Interesse mehr in Ihrer Seele übrig ist, daß Sie zu erfahren wünschten, welche Schicksale das finnische Mädchen seit seinem plötzlichen Verschwinden durchgemacht hat. Wir werden uns dann nie wieder treffen. Soll Schuldfried von Neapel abreisen, ohne Sie wieder gesehen, ohne Lothars Verzeihung für das Leid erhalten zu haben, das sie ihm einst zugefügt? Der morgende Tag wird Antwort bringen auf diese Fragen für

„Neapel den . . . .

„Schuldfried.“

Als Lothar diese Zeilen gelesen hatte, ergriff er Tage bei den Schultern und rief in entsetzlichem Zorn:

„Elender, was hast Du gethan!“

„Ich habe mich gerächt und nur über meine Leiche geht der Weg zu ihr.“

Lothar schleuderte Tage buchstäblich auf die Seite und sprang an's Fenster vor. Augenblicklich warf sich jedoch Tage zwischen dieses und Lothar und sagte mit gräßlichem Spott:

„Im Fall Sie Lust haben, aus dem Fenster zu springen, so sind zwei Hindernisse vorhanden: erstens, daß Sie die Beine brechen und zweitens, daß ich es nicht erlaube, ich bin jetzt kein Kind mehr wie damals, als Sie Schuldfried zwingen wollten zu singen. Ich bin ein Mann mit eben so starken Muskeln wie Sie geworden, und so lange ich eine einzige davon bewegen kann, werden Sie nicht aus diesem Zimmer kommen. Im Uebrigen ist die Zeit abgelaufen, es ist sieben Uhr. Schuldfried weiß jetzt, daß Sie sie vergessen haben, daß Sie kein Interesse mehr für sie hegen.“

Ein gedämpfter Verzweiflungsruf entfiel Lothar. Die Adern auf seiner Stirne schwollen und jeder Zug in seinem Gesichte verrieth einen gewaltsamen Kampf in seinem Innern. Er stürzte auf den Tisch zu und riß eines der Pistolen an sich.

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

Vor einiger Zeit kam eine Bäuerin aus dem Odenwalde nach Darmstadt, um ihren Sohn, der dortselbst in Garnison lag, zu besuchen. Vor der Kaserne angekommen, wande sie sich an den Posten: „Lieber Herr Soldat, könne Se mer net sage, wo mei Bu is, er sull hier bei den Milidär sei, wos do leiht.“ — „Hier sind keine Buben bei dem Militär“, lautete die Antwort, „sondern lauter Männer.“ „Ach Herrje“, rief die Bäuerin aus, „der Schlingel werd doch net g'heiert (geheirathet) habe.

Als die Myers'sche Kunstreitergesellschaft jüngst durch die Straßen Dessau's den üblichen Umzug veranstaltete, bezeugte einer der Elephanten allzu große Neigung das Stand-

bild Albrecht's des Bären, an welchem der Zug vorüberkam, einer näheren Prüfung zu unterwerfen. Das gewaltige Thier schlang seinen Rüssel um die Statue, und schon wurde allgemein eine ernstliche Beschädigung des Monumentes befürchtet, als der zivilisirte Nachkomme des Mamuths durch energische Stockschläge seines Treibers sich bewegen ließ, von der Bildsäule abzulassen. Dafür aber streckte er zu unverfänglicher Rache seinen Rüssel in ein nahe befindliches Bassin und spritzte unter die zahlreich versammelte Schuljugend, weil dieselbe mit spöttischem Lachen seinem gravitätischen Experiment zugeschaut, einen mächtigen Wasserstrahl, der sie jäh zerstieben ließ.

[Ein leicht überwundenes Hinderniß.] Vor einem amerikanischen Friedensrichter (erzählt ein in den Vereinigten Staaten erscheinendes Blatt) erschien vor Kurzem ein Neger mit einem weißen Mädchen, um sich trauen zu lassen. Der Richter erkundigte sich nach Vorschrift des Gesetzes, „ob sie Negerblut in sich habe," und eröffnete dem erstaunten Paare, daß die Gesetze des Staates die Heirath zwischen einer weißen Person und einem Neger oder Helbfarbigen verbieten. Das Mädchen erwiderte, es sei nicht ganz sicher in Betreff ihrer Abstammung, und die Beiden gingen einstweilen heim. Allein der Braut war es in diesem Falle ernst. Es dauerte nicht lange, so kehrte das Paar zurück, und das Mädchen schwur nach Vorschrift, daß sie Negerblut in sich habe, worauf die Beiden kopulirt wurden. Sie hatten die Schwierigkeit in praktischer Weise überwunden. Der schwarze Geliebte hatte seinen Arm geritzt und das Blut auf ein Stückchen Brod geträufelt, welches von der Braut gegessen wurde, um dem Eide gerecht zu werden.

## Literarisches.

„Von dem hier seit October v. J. erscheinenden Volks- und Familienblatt: „**Die Neuzeit**, Lesehalle für Alle", redigirt und herausgegeben von Werner Große, sind bis jetzt 9 Hefte ausgegeben worden. Wir ersehen aus denselben, daß das Blatt in der That seinen Lesern nicht allein Vieles und Mannigfaltiges, sondern auch Gutes, ja Vorzügliches darbietet, sei es nun auf dem Gebiete der Unterhaltung, oder auf dem des Wissens. Die Erzählungen und Novellen sind spannend und anziehend und interessiren schon von vornherein durch die Wahl ihres Stoffes und ein jedem Hefte beigefügtes Feuilleton, das alle Wissensgebiete der Neuzeit umfaßt, erhält den Leser fortwährend auf dem Laufenden. Der sehr geringe Preis des Blattes — jedes Heft kostet nur drei Silbergroschen — macht es auch dem Unbemittelten möglich, sich für wenige Groschen angenehme Unterhaltung und geistigen Genuß zu verschaffen, sich zu belehren und Herz und Gemüth zu erfreuen. Wie wir erfahren, hat sich die „Neuzeit" in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits einen sehr großen Leserkreis zu erringen gewußt, der dadurch, daß die Verlagshandlung den Abonnenten vier von Gustav Bartsch entworfene Kunstblätter — Frühling, Sommer Herbst und Winter — gegen eine geringe Nachzahlung als Prämien zur Verfügung stellt, noch bedeutend an Ausdehnung gewinnen dürfte." (Spenersche Zeitung.)

**Unter den in Deutschland erscheinenden Witzblättern** zeichnet sich durch besondere Schärfe und energisches Vorgehen gegen jedes Zopfthum und vorzüglich gegen das Treiben der Jesuiten sowohl als der Ultramontanen in besonderer Weise die „Deutsche Reichsfackel" aus. Dieselbe erscheint bereits im fünften Jahrgang und war das erste Witzblatt, welwelches den Kampf gegen die Anmaßungen des Pfaffenthums in so energischer Weise aufgenommen. Wir können dieses Blatt allen Freisinnigen umsomehr empfehlen, als dasselbe trotz der Reichhaltigkeit und der außergewöhnlich brillanten Ausstattung bei wöchentlichem Erscheinen nur 13 Sgr. pr. Quartal kostet. Die Expedition befindet sich in Hamburg und wird Jedem, der sich dafür interessirt, gerne eine Probe-Nummer gratis zuschicken.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

**Nro. 83.** Mittwoch, 18. September **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Endlich,“ rief Tage und ergriff das andere; aber es bedurfte bloß dieses Ausrufes, um Lothar zur Besinnung zurückzurufen; denn augenblicklich ging der Schuß los. Lothar hatte in die Luft gefeuert, dann schleuderte er das Pistol zum Fenster hinaus und sagte mit dumpfer Stimme:

Sie haben wie ein niederträchtiger Schurke gehandelt, und deßhalb habe ich mich jetzt von der Versuchung befreit, Sie zu tödten, wie Sie verdient hätten.“ Er drückte die Hand an die Stirn, als wollte er die wilden Gedanken zum Gehorsam gegen den allmächtigen Willen zwingen.

Tage starrte seinen Nebenbuhler an und war beinahe betäubt von dessen Benehmen. Endlich sagte er, indem er das Pistol zurücklegte:

„Schuldfried wird nie vergessen, daß Sie ihr diese Besprechung verweigert haben. Ha! ich bin gerächt, vollkommen gerächt.“ Er lachte höhnisch.

„Hätte man mir gesagt: Du darfst Dich mit Schuldfried eine Stunde besprechen, aber für diese Stunde verlange ich Dein Leben, so würde ich es ohne Bedenken geopfert haben. Sie, der Sie mir dieses Glück gestohlen, Sie haben es ungestraft thun können. Ha! wenn Sie noch so viele Leben besäßen, so könnten Sie mir diesen Augenblick nicht vergelten. Warum ich Sie und mich selbst nicht getödtet habe, begreife ich nicht.“

„Ich auch nicht,“ murmelte Tage. „Welchen Werth hat das Leben für mich? Sie — und nicht mich — hat sie zu einer Besprechung eingeladen. In diesem Bewußtsein liegt eine Hölle, die nur durch Ihre Gefühle in diesem Augenblick, so wie durch Schuldfrieds Demüthigung und Schmerz, wenn sie findet, daß sie nichts für Sie ist, aufgewogen werden kann.“

Lothar ging auf Tage zu, legte die Hand auf seine Schulder und sagte mit Nachdruck:

„Oeffnen Sie die Thüre, wenn noch ein Tropfen ehrlichen Blutes in Ihnen ist. Zwingen Sie mich nicht, sie zu sprengen; ich muß hinaus.“

„Ja, Sie müssen hinaus; ja wahrhaftig, denn es ist jetzt ein Viertel auf acht. In drei Viertelstunden müssen Sie die Wache übernehmen.“ Tage lachte wieder. „Sprengen Sie die Thüre, Sie kommen dennoch zu spät. Herr Lieutenant, jagen Sie sich jetzt eine Kugel durch den Kopf, Sie haben ihren Dienst versäumt.“

Lothar riß seine Uhr heraus, warf einen Blick darauf, faßte Tage um den Leib und schleuderte ihn auf den Boden, sprang dann empor und zum Fenster hinaus, ohne sich um die Folgen zu bekümmern.

Es war ein gewagter Sprung, aber ein Seemann fragt nichts nach der Gefahr. Als Tage sich aufgerichtet hatte, stürzte auch er an's Fenster und sah jetzt Lothar wie einen Narren nach dem Ufer springen.

Du glaubst vielleicht, meine liebe Leserin, er sei nach Castellamare geeilt, um wo möglich eine Spur von Schuldfried zu finden. Nein, er eilte, wohin die Pflicht ihn rief. Beim Gedanken, daß er, Lothar, ein Dienstvergehen verschuldet haben sollte, kochte sein Blut und während er mit aller Kraft forteilte, war es ihm als ob die wilde Jagd in seinem Hirn ihn verrückt machen sollte. Lothars unbändiger Stolz empörte sich gegen den Gedanken, daß er seine Pflicht versäumen könne. Noch hätte er drei Viertelstunden vor sich; noch besaß er fünf und vierzig Minuten. Ich muß an Bord der Fregatte sein, ehe diese verstrichen sind, dachte er.

Als er an die Chaja kam, fand er alle Boote festgebunden. Er knirschte mit den Zähnen

vor Wuth, wenn er bedachte, wie kostbar die Minuten waren und daß sie keine Ueberlegung gestatteten.

„Ich muß auf der Fregatte sein, ehe es schlägt, oder ich werde mich als entehrt betrachten!“ Damit stürzte sich Lothar ins Wasser. In demselben Augenblick legte die Schaluppe, die ihn beim Lande erwartet hatte, bei der hängenden Treppe der Fregatte an.

„Ist der Premierlieutenant dabei?“ fragte der wachhabende Offizier.

„Nein,“ lautete die Antwort.

„Nicht! Nicht? Und es ist schon drei Viertel auf Acht.“

„Dießmal scheint er sich zu vergessen,“ meinte einer der Offiziere.

Fünfzehn Minuten besaß also Lothar um seine Ehre zu retten. Wenn er sechszehn ausblieb, so war dieselbe nach seinen Begriffen befleckt.

Der bedeutungsvolle Schlag ertönte. „Ist der Premierlieutenant Canitz da?“ wurde gefragt. Die Lippen der Anwesenden öffneten sich zu einem Nein, als eine klare Stimme antwortete:

Hier bin ich!“ Lothar stand auf dem Verdeck; zwar triefend von Wasser, aber mit beibehaltener Würde und beschützt von der Dunkelheit.

Die Nachtwache hatte begonnen. Der Kapitän und alle übrigen Offiziere kamen später am Abend an Bord. Die Fregatte hatte Befehl zum absegeln erhalten, und zwar war die Fahrt auf nächsten Morgen in aller Frühe festgesetzt.

Die italienische Nacht hüllte Meer und Land in die Falten ihres dunkeln Mantels. Alles war so still. Die warme Luft erfüllte das Herz mit Sehnsucht oder Wehmuth. Nur die Tritte der Nachtwache auf dem Verdeck unterbrachen die vollständige Stille, die herrschte. Lothar stand da und starrte in die Finsterniß hinaus — seine Brust hob sich unruhig — da drinnen war es Nacht, aber eine Nacht voll von heftigen Stürmen und bittern Kämpfen. Ein verzweifelter Schmerz raste in ihm bei dem Gedanken an das Unheil, das Tage angestiftet. — Schuldfried, sie die er inniger als sein Leben und seine Wohlfahrt geliebt, hatte ihn gerufen, und er hatte dem Ruf nicht Folge geleistet. Lothar begriff selbst nicht, woher er die Gewalt über seinen Zorn gewann, so daß er Tage nicht auf der Stelle tödtete. Zum Erstenmal verfluchte Lothar seinen Dienst und die grausame Nothwendigkeit, die ihn zwang auf das Schiff zurückzukehren, während er ganz Neapel hätte durchsuchen mögen, um sie wieder zu finden.

Im Frieden der Nacht wurden die stürmischen Gefühlen von traurigen und bittern abgelöst. Seine Eifersucht gegen Tage, die bisher seinen ganzen Unwillen diktirt, hatte sich in eine namenlose Erbitterung, eine stolze Verachtung verwandelt. Tage hatte Lothar den größten Schmerz bereitet, den Jemand ihm verursachen konnte und sich dadurch gleichsam außer den Bereich aller kleinlichen Verfolgungen gestellt. Die Wunde, die er Lothar geschlagen hatte, war zu groß, um in Tages Demüthigung eine Linderung finden zu können.

Sein Blick richtete sich in der dunkeln Nacht auf Neapel. Dort — dort konnte er sie wieder finden. Er brauchte bloß über dieses Wasser zu rudern, das ihn vom Lande trennte, nach Castelamare zu gehen, sie aufzusuchen und ihr zu erklären, was ihn am Kommen verhindert hatte; Alles wäre damit versöhnt gewesen; aber er war an das Verdeck der Fregatte gefesselt, und als der Tag kam, um die Nacht abzulösen, so hatte das Schiff sich von Neapel entfernt und ihn vielleicht auf ewig von Schuldfried getrennt.

Wäre Lothar vor vier Jahren in diese Lage versetzt worden, so hätte er Dienst und Ansehen über die Klinge springen lassen. Er hätte Tage getödtet und lieber sich selbst ins Unglück gestürzt, als Etwas unversucht gelassen, um Schuldfried wieder zu sehen. Liebte er sie also jetzt weniger? Nein, aber er war ein Mann geworden, der das Gefühl mit seinem Willen zügelte, der die bittersten Prüfungen, die härtesten Schläge, welche das Schicksal ihm zuschickte, mit aufgerichtetem Haupte ertragen konnte. Ueber seine Handlungen, über sein ganzes Leben hatte er Pflicht und Ehrgefühl zu Wächtern gesetzt.

Der Morgen kam und die Fregatte hatte Neapels schöne lachende Ufer hinter sich.

Auf einer der Kanonenlucken der Batterie stand Lothar und folgte mit schwermüthigen Blicken der einst so theuern Woge, die ihn jetzt von dem Einzigen trennte, was er auf

Erden liebte. Wann und wo sollte er Schuldfried wieder finden? Vielleicht niemals. Lothar fühlte sich versucht, dasselbe Meer zu verfluchen, mit dem er sich vor Kurzem noch vermählen zu können gewünscht hatte. O Du ewig unbeständiges Menschenherz, worin Liebe und Abscheu so leicht wechseln!

„Ich habe den Auftrag erhalten, Ihnen, Herr Baron, diesen Brief zu überreichen,“ sagte eine Stimme hinter Lothar. Er wandte sich um; es war Dr. Wagner, der ihm ein Billetchen zustellte. Schweigend nahm Lothar es entgegen. Seine Hand zitterte beinahe, als er das Siegel erbrach und die wenigen Zeilen durchlas:

„Schuldfried ist also vergessen. Lothar wollte ihr keine Gelegenheit geben, sich zu erklären. — Möge Gott Ihnen den Schmerz verzeihen, den Sie ihr bereitet haben und möge er unsere Lebenswege nie mehr zusammenführen! Leben Sie glücklich, das wünscht
Schuldfried.“

Eine lange Weile blieb Lothar unbeweglich. Es war ihm als hätte Jemand mit einem glühenden Eisen die Wunde in seinem Innern berührt. Darauf fragte er den Doktor, ohne sich gegen ihn zu wenden:

„Wie ist dieses Billet in Ihre Hände gekommen?“

Ein Herr übergab es mir, als ich und der Kapitän in die Schaluppe stiegen, die uns gestern Abend an die Fregatte führen sollte,“ antwortete der Doktor.

Wissen Sie nicht, von wem es ist?“

„Nein, Herr Baron, ich habe nicht darauf gesehen, als ich es empfing.“

Bei dieser Antwort wandte sich Lothar hastig um und fixirte den Doktor, der ganz ruhig seinen Blick aushielt.

Es war zwei Tage nach der Abfahrt von Neapel. Der Wind war die ganze Zeit widrig gewesen, die Fregatte war mit ihrem Kreuzen ungefähr zwei Grade südlicher gekommen. Der Aetna war sichtbar geworden, und die Fregatte hatte sich dann ostwärts gewandt, indem sie ungefähr 6 bis 7 Knoten zurücklegte.

Es war ein finsterer, unglückverkündender Abend. Zwischen Lothar und Tage war seit der Abfahrt von Neapel kein Wort gewechselt worden. Alle Bemerkungen von Lothars Seite hatten aufgehört. Er versah seinen Dienst mit derselben Pünktlichkeit und Genauigkeit wie früher, aber ohne sich um Tages Leistungen zu bekümmern. Lothars bleiches Gesicht war noch bleicher und ernster geworden. Am genannten Abend schritt Tage, der die Wache hatte, still und düster auf dem Back umher, indem er zu den schwarzen Wolken emporschaute, die über den Himmel hinjagten.

Mit einer eigenthümlichen bittern Befriedigung, suchte er eine Aehnlichkeit zwischen seinem eigenen Seelenzustand und dem Sturm, der bald ausbrechen sollte. Ein dumpfes Gebrumme ließ sich wie eine vorausgeschickte Warnung hören; ein Riesenseufzer hob den Busen der Woge, als hätte sie Luft eingeathmet für das Gebrüll, das aus ihren Lungen ausgehen sollte.

„Gut, wir bekommen einen Kampf mit den rasenden Elementen,“ dachte Tage. „Ich muß dem Tod in's Weiße des Auges sehen, um die Hölle in mir zu vergessen. Sturmgeheul und Donnergetöse wird meine Qualen wenigstens für den Augenblick in den Schlaf lullen.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die vier Prämien des ersten Jahrganges der „Neuzeit“, „Lesehalle für Alle.“

— Verlag von Werner Große in Berlin, Besselstraße 17. —

Nur die Natur ist ewig schön, nur sie bleibt immer reizend. Zu groß, um übersehen, — zu weit, um gefaßt, zu reich, um erschöpft zu werden, mannigfaltig genug, um jedem Wechsel der Lage, des Alters, jedem Bedürfnisse gleich gestimmte Bilder und eine eigene Beziehung zu geben, stets im Einklange mit dem Leben der Menschenbrust, gewährt sie uns zugleich die reinsten Freuden.

Es war daher eine überaus glückliche Idee, zu den Prämien des ersten Jahrganges der „Neuzeit“ Genrebilder zu wählen, welche die vier Jahreszeiten charakterisiren. Der Leser findet sie bereits auf der Titel-Vignette skizzirt aber eben auch nur skizzirt, nur angedeutet, denn von der Schönheit der Prämien selbst können die vier Bildchen auf der Vignette selbstverständlich keinen Begriff geben. Diese Prämien gehören ohnstreitig nicht blos zu den gelungensten Schöpfungen des ebenso rühmlich bekannten, wie allseitig beliebten

Künstlers Bartsch, sie sind auch wahre Meisterwerke des Steindrucks, an denen wir mit Staunen sehen, wie weit es diese Kunst bereits gebracht hat.

Unser Blick fällt zuerst auf ein Bild aus dem Frühling, dem anziehensten Capitel des Jahresmärchens, zu welchem Veilchen und Maiblumen die Ueberschrift bilden. Und diese ersten duftigen Grüße der verjüngten Natur sind es wohl auch, welche sich eine reizende Tochter der Stadt beim Gärtner holt, um damit den Erwählten ihres Herzens zu erfreuen. Er, der Geliebte, hat auch den Mittelpunkt der Unterhaltung mit ihrer sie begleitenden Freundin gebildet, während eine kleine Schwester ihre Freude über das Ende des Stubenhockens in munteren Sprüngen kund gegeben. Hier im Garten streckt ein noch auf dem Schooße der Mutter ruhendes Kind sein Händchen verlangend nach den bunten Federn aus, welche des Mädchens Hut schmücken, und im Hintergrunde des dem Leben abgelauschten Bildes sehen wir ein Paar Gärtnerbursche beschäftigt; für diese namentlich hat der junge Lenz neue und doch alle Jahre mit ihm wiederkehrende Arbeit gebracht, denn die wonnigen Maientage sind ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde, daß sie, jetzo eine Braut, künftig eine Mutter werde.

Sie wird dies in der Jahreszeit, in welche uns das zweite Prämienbild versetzt: im Sommer, wo des Feldes Früchte reifen. Nach heißer Arbeit fahren die Schnitter den schwerbeladenen Wagen heim, während drei junge Leute, denen ein Kind einen Kornblumenkranz entgegenhält, mit lustigem Sange die Landstraße fürbaß ziehen. Sie kommen aus dem Dorfe, dessen Kirchthurm linker Hand über die Bäume hervorragt, und dem Beschauer ist es, als wenn der eine gerade das Lied anstimmte:

> Als unten ich im Thale ging,
> Da pocht's an's Fenster: klingkling!
> Ein holdes Mädchen schaut heraus,
> Das sah so schmuck und freundlich aus.

Es sind aber auch selbst gar schmucke Bursche die drei Wanderer, und man kann es den Mädchen nicht verdenken, wenn diese ihnen gleich der hübschen Schnitterin auf unserem Bilde sehnsüchtig nachblicken, ihnen auch vielleicht, wollen sie ein Küßchen rauben, weniger Widerstand leisten, als der lüsterne Alte findet.

Im dritten Bilde finden wir uns am herrlichen Rheinstrom, mit seinen Ruinen und seinen Rebenhügeln; denn der Herbst ist gekommen, und mit ihm die Zeit der Weinlese! Schon haben sich Gäste beim Winzer eingefunden, um den „heurigen" zu proben. Es scheint ein gesegnetes Jahr zu sein und der goldene Saft der Trauben, welcher die Körbe füllt, scheint bestimmt, jene deutsche Heldenkraft zu spenden, die nicht blos unseren Rhein deutsch zu erhalten, sondern ihm auch wieder zu seiner einst geraubten Braut, der Mosel, zu verhelfen gewußt hat.

Doch der Herbst ist nur ein Uebergang zum Winter! Zwar ist in diesem alles Leben der Natur erstarrt, aber nicht auf immer, — sie ruht nur, sie sammelt nur wieder ihre Kräfte und ist trotz Schnee und Frost nicht ohne Freuden für uns. Die Jugend besonders folgt gar gern jener Aufforderung Klopstock's:

> Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
> Wo des Krystalls Ebene Dir winkt!
> Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
> Flügel am Fuß reizen sie mehr!

Auch unser Künstler hat daran gedacht uns auf dem vierten Blatte ein äußerst lebendiges, in jeder Hinsicht anziehendes Bild von einer Eisenbahn gegeben. Außerordentlich effectvoll ist hier namentlich das in einen mit Pelz besetzten Sammetpaletot gehüllte Mädchen, das sich von einem jungen Manne die Schlittschuhe anschnallen läßt. Auf dieser Figur ruht ein wahrer Zauber, und nicht blos der Zauber einer vollendet künstlerischen Ausführung, sondern auch der Poesie, denn unwillkürlich knüpfen wir an das junge Paar, das bald gemeinschaftlich auf der Eisfläche anmuthig dahin gleiten wird, einen kleinen Roman. Sollen wir erst sagen, wie er endigen wird? ... Der Leser wird es ja schon selbst errathen, wenn er sich an diesem Bilde erfreut. Vielleicht auch stehen sich die beiden jungen Leute schon lange nahe und ist die Schlittschuhläuferin jene junge Dame des ersten Bildes? Wir glauben es fast, denn „sich lieben" heißt nicht immer auch gleich „sich haben", und — die vier prächtigen Blätter bilden ja ein Ganzes, wie die vier Jahreszeiten das Jahr.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 84.** Sonntag, 22. September **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Wir bekommen eine schwere Nacht," sagte eine Stimme hinter ihm. Er wandte sich um; es war Lothar, der seinen Platz auf dem Halbdeck verlassen hatte und vor ihm stand. Tage betrachtete ihn einen Augenblick; dann wande er ihm den Rücken und wollte weiter gehen.

„Lieutenant Aberney," begann Lothar von Neuem, „wir bekommen schlimmes Wetter."

In dem Angenblick zuckte ein Blitz aus dem Schooß der schwarzen Wolke und beleuchtete den Raum mit seiner Flamme. Darauf folgte ein Donnergetöse, als ob der Himmel einstürzen wollte, und das Meer beantwortete es mit einem wilden Gebrülle. Es war der erste Akkord, welchen der Herr des Sturmes bei dem jetzt auszuführenden Konzert anschlug, und nun kam eine Pause.

„Wir werden strenge Arbeit haben," sagte Lothar mit einer ungemein milden und klaren Stimme.

„Hat der Chef Sie geschickt, um mir das zu sagen?„ fragte Tage höhnisch.

„Ja, Er der unser Aller Chef ist. Er der uns den Sturm schickt."

„Verrichten Sie die Arbeit des Herrn?"

„Zuweilen; — wenigstens gehorche ich in diesem Augenblick der Einwirkung einer höheren Macht, als meine Erbitterung ist, auf mein Gemüth. Lieutenant Aberney, wir haben einander gehaßt."

„Haben gehaßt; sagen Sie lieber: wir hassen, und zwar mit jedem warmen Blutstropfen."

„Fühlen Sie in einem Augenblick, wie der jetzige, nicht die Schwere dieses unversöhnlichen Hasses?"

„Nein."

Das würde beweisen, daß Ihr Herz für alles Andere als Egoismus gefühllos ist. Sie haben mir das größte Leid zugefügt, das irgend ein Mensch mir zu bereiten vermochte. Sie hätten mir meine Ehre, mein Vermögen, mein Leben nehmen können, und ich würde Ihnen verziehen haben; aber mir das Einzige zu rauben, was Werth für mich besaß, das war mehr, als ich verzeihen zu können glaubte und dennoch biete ich Ihnen jetzt meine Hand zur Versöhnung. Im nächsten Augenblick wird vielleicht Einer von uns vor dem Thron des Höchsten stehen, und ich wenigstens will nicht mit unversöhntem Herzen vor Gottes Richterstuhl treten. Ich will nicht mit einer feindlichen Gesinnung gegen Jemand sterben."

Lothar bot Tage die Hand; dieser aber schob sie bei Seite mit den Worten:

„Im Tod wie im Leben bin und bleibe ich Ihr Feind. Wenn des Meeres Tiefe heute Nacht mein Grab wird, kann ich mir Glück wünschen, daß ich dadurch von Ihrem Anblick befreit werde."

„Ich beklage Sie," war Alles, was Lothar sagte; dann kehrte er auf seinen Platz auf dem Hintertheil zurück.

Es dunkelte immer mehr; die Flügel des Sturmes schwebten über die Wellen hin. Lothar kommandirte das Manöver zur Einziehung des zweiten Reffs im Marsjegel.

Auf hoher See und bei starkem Wind bildet ein großes rollendes Schiff, so in der Vogelperspektive gesehen, wie diejenigen es sehen, die an den Rudern liegen, einen höchst eigenthümlichen Anblick, wenn es in der ringsum schäumenden See arbeitet und sich wälzt, die jeden Augenblick über den Bug schlägt und das Verdeck mit gewaltigen Wassermassen überspült. Für diejenigen, die unter diesen Umständen das Segel einziehen sollen, sind die Bewegungen sehr heftig. Sie liegen droben und schwingen sich auf eine so gefährliche Art von einer Seite auf die andere, daß

sogar ein alter und geübter Matrose schwindelich werden kann.

Die See wuchs, der Sturm nahm überhand, und wenn eine Finsterniß in einer kohlschwarzen Nacht undurchdringlicher erscheinen kann, als die andere, so ist es diejenige, wenn ein Sturm dem einsamen Segler naht und ihn in seinen vernichtenden Schooß aufnimmt.

Ein rasselndes Getöse, wie wenn tausend Wägen auf einer gepflasterten Straße führen, wurde in der Entfernung gehört und übertönte das Brausen des Meeres; darauf kam der erste Windstoß mit einem wilden Schäumen, das wie ein Schneefall Segel und Verdeck bedeckte. Darauf kam ein Blitz oder vielmehr zwanzig Blitze, denn das ganze Firmament stand eine Sekunde lang in Flammen. Es war Gottes Namenszeichen in dem unermeßlichen Raum. Der Sturm begann jetzt ernstlich seinen schrecklichen Gesang erschallen zu lassen.

Lothar ließ den Chef in Kenntniß setzen, der halb angekleidet auf's Verdeck kam und sogleich die ganze Mannschaft herauskommandirte. Im Nu schwärmten, wie die Bienen aus ihrem Korb, die Matrosen heran, einige kaum bekleidet, alle aber bereit in Regen, Finsterniß und Sturmgeheul Leib und Leben für das Schiff und für einander zu wagen. Das Ungewitter nahm auf eine furchtbare Art zu. Der Sekondelieutinant ergriff das Sprachrohr. Alle Offiziere nahmen ihren Posten ein, wie bei einem allgemeinen Manöver. Nicht ein einziges Licht erhellte diese Scene. Bei den flammenden Blitzen konnte man jedoch diese Gestalten mit den sehnigen Armen und energischen Gesichtern entdecken, die bereit standen, beim ersten Wort sich in das Takelwerk zu stürzen, um Brust an Brust mit dem rasenden Sturm einen Zweikampf auszufechten, wer herrschen solle, seine oder des Menschen Kraft.

Offiziere und Unteroffiziere standen mit festem Vertrauen auf einander an den Enden und fühlten und tappten umher, ob Alles klar war. An ein Sehen war nicht zu denken. Durch das Sturmgeheul und Wogengetöse ertönte die Stimme des Lieutenants:

„Entert, beschlagt das Vor- und Kreuzmarssegel!„

Bei einem blendenden Blitz sah man eine lange Reihe von Gestalten die im Wasser auftauchten. Es war als hätte das Meer seine Todten zurückgegeben, die triefend von Salzschaum ganz leise ihre Himmelfahrt antraten.

Tage, der seine Station auf dem Halbverdeck und Befehl erhalten hatte, nach der Befestigung der Boote zu sehen, war zugleich mit einigen Matrosen damit beschäftigt. Auf einmal kam eine schreckliche Querwelle und schleuderte die Fregatte mit solcher Macht auf die Seite, daß einen Augenblick Alles unter einander herumtaumelte. Während dieses Tumultes hörte man einen ungewöhnlichen Knall, wie wenn eine Eisenstange bricht, und darauf einen Schrei. Ehe auch nur die Hälfte der betäubten Mannschaft sich aufraffen konnte, erscholl wie tönendes Erz die Stimme Lothars mit dem Rufe:

„Ein Mann über Bord!“

Der Unglückliche war kein anderer als Tage. Er hatte sich im Sturz an einem Bootshaken verfangen und hing bereits ganz bewußtlos darin. Lothar beschloß sein Leben an die Rettung seines unversöhnlichen Gegners zu wagen. Unter tausenderlei Gefahren, wovon nur Seeleute einen Begriff haben, und zu deren Schilderung eine erfahrenere Feder als die unsrige erforderlich ist, wurden die Anstrengungen des heldenmüthigen Mannes, der auch im mißlichsten Augenblick seine Geistesgegenwart nicht verlor, endlich gekrönt.

Mehrere Stunden lang heulte und raste der Sturm noch fort; die Fregatte tauchte auf und nieder; Lothar spürte nichts von dem Peitschen des Windes, hörte sein unheimliches Gepfeife nicht; er dachte nicht daran, daß er ganz durchnäßt war; nein, in seinem Innern war es so hell und friedlich.

„Mutter dachte er, „Du wirst mit Deinem Sohne zufrieden sein. Jetzt Schuldfried, bin ich würdig von dir geliebt zu werden. Wer ist heute besser, der einst so tief verachtete Canitz oder dieser Tage, dem Du ihn aufopfertest? Ach! daß ich eine ganze Reihe stolzer und edler Thaten auszuführen vermöchte, um am Schluß meines Lebens sagen zu können, mein eigener Werth habe meinen Namen rein gewaschen! Die meiner unwür-

dige Schwäche, eine Folge meiner Erbitterung gegen ihn, ist heute Nacht im Schooße des Meeres begraben worden. Zur Sühnung der Schläge, die ich ihm einst versetzt, habe ich sein Leben gerettet. Ich habe es jetzt gerettet, obschon mein Herz von der Wunde blutet, die seine letzte Handlung mir geschlagen. Ich habe also das Böse mit Gutem vergolten. Ich kann es wagen, stolz auf mich selbst zu sein. Das Leben hat bei all seinen Schmerzen doch auch schöne Augenblicke; ein solcher Augenblick wie dieser, wiegt Alles auf, und sollte der Rest meines Daseins so freudelos sein, wie die Vergangenheit war."

* * *

Die Tage am Bord der Fregatte verflossen nach dem erzählten Ereigniß, ohne daß etwas Wichtiges sich zutrug: Wachen, Exerzitien, Besprechungen im gemeinschaftlichen Salon und Promenaden auf dem Verdeck oder der Batterie. Lothar war nach der Sturmnacht der Günstling aller seiner Kameraden geworden. Man wetteiferte, ihm seine Hochachtung zu bezeugen. Lothar selbst war so ziemlich gleich, still und ernst; doch erwiderte er das freundliche Entgegenkommen seiner Kameraden mit einem verbindlichen Wesen, statt seiner frühern, beinahe abstoßenden Kälte, womit er sonst alle Versuche zur Herstellung eines vertraulichen Verhältnisses abgewiesen hatte. Mit ausgesuchtem Takt bewies er, daß er die Achtung, die man ihm in Folge seines schönen Benehmens schenkte, in ihrem vollen Werth zu schätzen wußte.

Sämmtliche Kameraden wußten um die Feindseligkeit die zwischen Lothar und Tage vorwaltete. Die meisten kannten auch Tages Benehmen in Gibraltar. Es lag also in Lothars Handlungsweise etwas wahrhaft Edles, was seinen Kameraden einen hohen Begriff von seinem Charakter einflößte.

Wir klagen darüber, daß die Menschheit schlecht, daß unsere Zeit demoralisirt sei. Wir haben Unrecht. Wo immer eine gute, schöne oder großartige That ausgeführt wird, ist Alles bereit ihr Achtung, Beifall und Bewunderung zu zollen, und zwar so unbedingt, daß in solchen Augenblicken selbst der Neid verstummt. Wir vergessen uns selbst, um jubelnd einen ausgezeichneten Zug eines Mitmenschen zu verkünden. Wenn dieß eine allgemeine giltige Regel ist, so gilt sie ganz besonders für Seeleute, bei denen Alles auf den Impuls des Augenblickes ankommt, und jede großsinnige Handlung ist etwas, was den derben Söhnen des Meeres bis in die Seele hinein wohl thut, weil ihre Herzen unverdorbener und unverkünstelter sind, als bei den Kindern der Städte.

Während Alle, vom Chef bis auf den geringsten Matrosen herab, Lothar die Rettung Tages zu hoher Ehre anrechneten, litt dieser selbst am Fieber. Er wurde dadurch Tag und Nacht an sein Lager gefesselt, und sein Gemüthszustand war auch nicht geeignet, die Besserung zu beschleunigen. Schon am Morgen nach der Sturmnacht erzählte ihm ein Kamerad, wem er seine Rettung zu verdanken habe. Diese Nachricht goß gleichsam Feuer in sein fieberheißes Blut. Marternd war ihm der Gedanke, daß er gegen Canitz in einer solchen Schuld stehe.

Während er sich auf seinem Lager wälzte, drängte sich ihm unaufhörlich die bittere Vergleichung zwischen ihm selbst und Lothar auf. Die Scene in Neapel, zwei Tage vor dem Sturm, als Tage sich mit wilder Lust an dem Seelenleid erlabte, das er seinem verhaßten Nebenbuhler bereitet, trat anklagend vor sein Gedächtniß. Seine unedle Handlungsweise damals, seine gehässige Erklärung als Lothar ihm die Hand zur Versöhnung bot, Alles kehrte wieder und stellte sich in einem nicht sehr ehrenvollen Lichte dar.

„Hätte mein Vater sein und mein Benehmen beobachten können," dachte Tage, „wie gründlich würde er mich nicht tadeln und vielleicht verachten; wie hoch würde der strenge und hochsinnige Mann nicht ihn stellen!"

Die Pulse flogen, das Blut brannte, und Tage warf sich unruhig hin und her, indem er in seinen Betrachtungen also fortfuhr:

„Aber ist es denn so sicher, daß er, wenn unsere Rollen vertauscht gewesen wären, nicht eben so gehandelt hätte, wie ich? Was meinen Vater betrifft, so kann er wahrlich mein Benehmen nicht beurtheilen. Nein, er hat nie erfahren, was eine heftige Leidenschaft besagen will. Er hat nie solche Nadelstiche von einem seit Kindesbeinen verhaßten Feind

ertragen müssen und weiß also nicht, wozu sie führen können."

Tage kam jetzt auf das für uns schwache Sterbliche gewöhnliche Gebiet, d. h. er suchte für seine eigene Erbärmlichkeit zu advociren; ja er ging so weit, daß er in seiner Lebensrettung durch Lothar nur einen Grund erblickte, ihn zu verabscheuen.

Es gibt Leute, welche von dem Guten, das man ihnen erweist, nur erbittert werden, die sich ärgern gegen Jemand in Verbindlichkeit zu stehen, und die einen Grimm auf Jeden werfen, der ihnen das Bekenntniß abnöthigt, daß sie eine Dankbarkeitsschuld haben. Dies ist bei allen eigenliebigen und selbstsüchtigen Personen der Fall. Tage gehörte zu dieser Kategorie, und wie alle solche Charaktere, konnte er leicht eine Richtung zum Bösen annehmen, wenn er sich, wie jetzt der Fall war, von dem ganzen Groll seiner verletzten Eigenliebe beherrschen ließ. Tage vergaß nie eine Beleidigung, verzieh niemals, wenn man sich gegen ihn vergangen hatte, erkannte keine andere Ueberlegenheit an, als seine eigene, und betrachtete alles Gute, was man ihm erwies, als Etwas, wozu er vollkommen berechtigt sei. Dagegen vergaß er immer seine Dankbarkeitsschuld. Bei einem solchen Grundton in seiner Seele war es natürlich, daß Lothars Benehmen, statt ihn zu rühren, oder seine Erkenntlichkeit zu wecken, einen stillen, aber erhöhten Groll in ihm hervorrief. Dieser wurde um so größer, als er einsah, daß er ihn nicht zu Tage kommen lassen durfte. Sämmtliche Kameraden hätten ihr Verdammungsurtheil über ihn gesprochen.

Wagner, der mit wunderbarem Scharfsinn alle Triebfedern verstand, die uns zum Bösen führen, und sie mit Meisterhand anzuschlagen wußte, faßte Tages Gemüthszustand vollkommen richtig auf, und da er sich auf seine frühern Berechnungen, so lange er mit Lothar zu thun gehabt, nicht mehr verlassen konnte, sondern sie immer fehlschlagen sah, so beschloß er Tage als Werkzeug zur Beförderung seiner Pläne zu benützen. Am ersten Tag seiner Krankheit achtete Wagner genau auf jedes Wort, jede Bewegung und jede Veränderung in seinem Gesichte. Als das Fieber etwas nachzulassen begann, verbrachte Wagner lange Stunden am Lager des Patienten und sprach da von gleichgiltigen Dingen. Tage zeigte ein offenbares Mißtrauen gegen den Doktor, welchen er als Lothars Freund betrachtete. Eines Tags brachte Wagner das Gespräch auf diesen. Tage verhielt sich gänzlich still; aber der schlaue Arzt, der hinter der Maske der Gleichgiltigkeit seine Absicht verbarg, Tage auszuforschen, merkte nur zu gut wie dieser, als er selbst von Lothars reichen und ungewöhnlichen Geistesgaben sprach, sich hin und her drehte, wie wenn er auf dem Rost läge. Jetzt wußte Wagner genug und unterbrach für dießmal alles weitere Gerede über Lothar. Am folgenden Tag sagte er mit seinem freundlichsten Lächeln, während er Tage den Puls fühlte:

„Sie müssen sich beeilen, gesund zu werden, damit Sie vollkommen munter sind, wenn wir nach Palermo kommen, und dieß kann bald genug geschehen, wenn der Wind sich dreht. Wir haben einen hartnäckigen Gegenwind gehabt, und ich wünsche daß dieser anhält, bis es mir gelungen ist, Sie wieder herzustellen."

„Was hat meine Gesundheit mit dem Gegenwind zu schaffen?" fragte Tage.

„Eigentlich nichts; aber wenn wir nach Palermo kommen, müssen sie wohlauf sein, und da dieß noch einige Zeit ansteht, so wünsche ich, daß unsere Ankunft daselbst sich verzögere."

„Und warum?"

„Man bereitet Ihnen dort eine Ueberraschung vor." Der Doktor lächelte.

„Mir?"

„Das scheint Sie in Verwunderung zu setzen. Sie kennen doch die Ergebenheit ihrer Kameraden?"

„O ja, aber Sie sprechen jetzt in Räthseln. Palermo, Gegenwind, meine Wiederherstellung, Ueberraschung und Ergebenheit der Kameraden, Sie berühren das Alles auf einmal, ohne daß ich ein Wort davon verstehe."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 85. Mittwoch, 25. September 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Es ist auch nicht die Absicht, daß Sie etwas verstehen sollen, da es sich um eine Ueberraschung handelt. Ich habe bereits zu viel gesagt.“

„In diesem Fall halte ich's für's Beste, wenn Sie sich vollends aussprechen.“

„Meinetwegen, da es Etwas ist, was Ihnen Freude machen und folglich zu Ihrer schleunigen Besserung beitragen muß. Ihre Kameraden gedenken bei der Ankunft in Palermo zur Feier Ihrer Rettung ein Mahl zu veranstalten. Das heißt, das Mahl wird für Canitz Ihren Retter veranstaltet.“ Des Doktors Augen ruhten auf Tage, der bei diesen Worten seine Farbe wechselte und die Zähne zusammenbiß. Als ob er diese Bewegung nicht bemerkt hätte, fuhr Wagner fort:

„Des Barons Canitz kluger und vorhersehender Kopf verläugnete sich nicht. Er berechnete sehr richtig, welchen Vortheil er davon hatte, Sie zu retten. Er gewann damit zweierlei: Erstens verpflichtete er Sie zum Danke und dann erwarb er sich auf einmal die Freundschaft seiner Kameraden. Es ist immer angenehm durch die Bande der Erkenntlichkeit Leute an sich zu fesseln, und Nichts ist leichter, als den Edelmüthigen zu s p i e l e n.“ Der Doktor betonte das Wort spielen.

Er hatte den Samen des Bösen in ein sehr fruchtbares Erdreich ausgestreut, denn Tage umfaßte mit Begierde den Gedanken, daß Lothars ganzes Benehmen eine Folge gemeiner Berechnung sei.

Nach einigen Tagen ankerte die Fregatte auf der Rhede von Palermo. Tage war indeß nicht so weit hergestellt, daß er so lange die Fregatte im Hafen blieb, sie verlassen konnte. Er begnügte sich damit, die Kameraden von dem Schmause erzählen zu hören, welcher Lothar gegeben wurde; von den Toasten, die dabei ausgebracht wurden, von der erhöhten Sympathie, die man für den russischen Kameraden, wie man Lothar früher genannt hatte, empfand, von den Abenteuern die man erlebt hatte, u. s. w., lauter Dinge, die in Tages Seele nur unangenehme Gefühle erweckten.

Endlich nachdem Tage eine ganze Woche lang die Qual ausgestanden, entweder von den Vergnügungen seiner Kameraden, oder von ihrer innigen Zuneigung gegen Lothar hören zu müssen, wurde er durch die Nachricht erfreut, daß die Abfahrt beschlossen sei.

„Wir bekommen Passagiere nach Alexandria mit, eine junge Dame mit ihrem Mann,“ sagte einer der Kameraden zu Tage, indem er flüchtig in seine Kajüte hereinschaute.

„Das ist mir gleichgiltig,“ antwortete Tage unwirsch.

Er war demnächst wieder hergestellt, aber dies machte ihm keine Freude, denn jetzt stand der bittere Augenblick bevor, wo er mit Lothar zusammentreffen und ihm einige verbindliche Worte für den geleisteten Dienst sagen mußte, und dies war ihm qualvoller als die schwerste Krankheit. Am Tag, wo das Schiff von Palermo absegelte, zeigte er sich zum Erstenmale seit seiner Krankheit im Salon. Er wählte dazu eine Zeit, wo Lothar die Wache hatte.

„Nun, lieber Aberney, hast du Canitz getroffen? fragte Steen.

„Noch nicht,“ lautete die Antwort.

„Ich hoffe, daß die Herren später eben so gute Freunde werden, wie sie vorher das Gegentheil waren,“ bemerkte der Sekondelieutenant; „Canitz ist ein braver Kerl und hat sich auch im Augenblick der Gefahr als guter Kamerad erwiesen. Dieß sind doch Eigenschaften, die alle Anerkennung verdienen, oder wie, Aberney?“

„Ganz gewiß,“ gab Tage zu. Der Se-

kondelieutenant ging auf das Verdeck, nachdem er zuvor einen forschenden Blick in den Spiegel geworfen und sein Haar mit einer gewissen Sorgfalt geordnet hatte.

„Auf Ehre und Seligkeit, die bezaubernde Gräfin hat schon am ersten Tage ihres Aufenthalts dahier, sowohl dem Chef, als dem Sekondelieutenant den Kopf verrückt,“ bemerkte ein junger Lieutenant. „Seit wir mit der schönen Hexe zur See gegangen, sind die Spiegel wieder zu Ehren gekommen. Es ist doch verdammt angenehm, Frauenzimmer an Bord zu haben.“

Unser jungen Lieutenant stellte sich jetzt seinerseits vor den Spiegel und betrachtete mit ungemeinem Wohlbehagen sein frisches, von Gesundheit und Lebenslust zeugendes Gesicht.

„Ach! du sprichst von den Passagieren, die nach Alexandria mitfahren wollen?“ fiel Tage ein.

„Ja; es ist eine bezaubernde junge Dame.“

„Wer ist sie?“

„Die Gräfin Natalie Reinstein, die Gemahlin des Neffen von unserem Chef, eines jungen Hofgerichtsrathes, der an der Schwindsucht und abscheulicher Magerkeit leidet. Gelb wie Pergament, aber reich. Jetzt soll das Ehepaar nach Alexandrien; der Graf, um daselbst wo möglich seine Gesundheit und sein verlorenes Fleisch wieder zu erhalten, was, wie ich der schönen Gräfin wegen hoffe, sich leicht thun lassen wird. Sie ist schon zwei Jahre mit diesem lebendigen Skelett verheirathet, und da der Graf schon damals eine baufällige Ruine war, als er sein Schicksal mit dem ihrigen vereinigte, so meine ich, es wäre endlich Zeit, daß der Tod das Band löste, das nicht von der Liebe geflochten worden ist.“

„Und ein solches Weib kannst Du bezaubernd nennen?“ fiel Tage ein.

„Ja, mein Freund. Je mehr vom Teufel und je weniger von einem Engel bei einer Dame zu finden ist, um so gefährlicher ist sie. Ich meines Theils verabscheue jene holdseeligen, milden, hingebungsvollen Engel, die sich Jahr aus Jahr ein gleich bleiben; rein wie Schnee, einförmig wie eine Windstille, und verdrießlich wie die Langeweile selbst. Nein, das Weib, das ich lieben will, muß ein bezaubernder kleiner Satan sein, der mich quält und bethört, ganz wie unsere Gräfin.“

„Glück zu!“ sagte Tage.

„Was Dich betrifft, mein lieber Aberney, so kann ich Alles daran setzen, daß Du Dich wahnsinnig in sie verliebst.“

„Ich?“ Tage sah seinen Kameraden mitleidig an. „Der Tag bricht nicht an, wo ich mich von einem Weibe bethören lasse.“

Diese Aeußerung Tages wurde von seinen Kameraden mit schallendem Gelächter aufgenommen und zehn Minuten lang blieb er die Zielscheibe ihrer schärfsten Witze. Dann kam das Gespräch wieder auf die Gräfin.

„Ich sah und sprach die Dame in Neapel auf dem San-Carlo-Theater,“ sagte einer der Offiziere. „Erinnerst Du Dich der Dame, die Madame Dorbino begleitete? Sie war keine andere als unsere liebenswürdige Gräfin.“

„Sie soll mit der berühmten Sängerin verwandt sein, bemerkte ein anderer Offizier; „wenigstens sagte sie es selbst.“

„Aber die Gräfin ist ja eine Schwedin,“ meinte ein Dritter, „und Madame Dorbino eine Französin?“

„Ganz richtig; aber das hindert nicht, daß die Gräfin doch mit ihr verwandt sein kann. Seit Dampfboote und Dampfwagen im Brauch sind, hat man in allen Welttheilen Brüder und Schwestern. Man ist nie sicher, ob man nicht bei einer Reise auf einen nahen Verwandten stößt.“

Während man im Salon schwatzte und plauderte, bis es zehn Uhr schlug und das Exerzitium begann, stand Lothar auf dem Verdeck und unterhielt sich mit einer jungen Dame, welche die leicht gekräuselte Wasserfläche betrachtete, während sie mit ihren Quasten und ihrer Mantille spielte.

„Aber mein Gott,“ sagte die Gräfin Reinstein, „wie können Sie behaupten, daß das Leben am Bord angenehm sei? Mir kommt es mörderisch langweilig vor, und man muß entweder Misanthrop oder ein höchst beschränkter Geist sein, um dieses Herumstreichen auf dem Ozean angenehm zu finden. Nennen Sie mir einen einzigen von den Genüssen, welche der Aufenthalt auf dem Meere bietet!“

„Wenn ich sie auch alle aufzählte, so würden Sie, Frau Gräfin, sie doch nicht ver-

stehen, und deßhalb überlasse ich Ihnen selbst zu entscheiden, ob ich und meine Kameraden Misanthropen oder Dummköpfe sind." Lothar sagte dieß mit einer gewissen ironischen Artigkeit.

„Meine Bemerkung war vielleicht etwas zu scharf," versetzte die Gräfin lachend; aber dieß kommt daher, daß ich schon zum Voraus einsehe, wie unendlich langweilig ich es bekommen werde. Gewiß sterbe ich vor Langeweile, ehe ich Alexandria erreiche."

„Unmöglich, Frau Gräfin, Sie sind ja schon an diesem ersten Tag Gegenstand der allgemeinen Bewunderung geworden."

„Wirklich? Darauf habe ich nicht Acht gegeben."

„Welches Unglück für den Chef, den Sekondelieutenant und alle meine Kameraden, das ihre Bemühungen ihnen nicht besser gelungen sind! Seien Sie überzeugt, diese Herren werden alle ihre Kräfte aufbieten, um Ihnen die Zeit möglich zu verkürzen."

„Der Chef, der Sekondelieutenant und alle Ihre Kameraden haben also die schöne Absicht, mich zu zerstreuen?"

„Ich bin es vollkommen überzeugt, und Sie selbst, Frau Gräfin, haben es gewiß schon bemerkt."

„Nun denn, und Sie?"

„Ich?" Lothar verbeugte sich und antwortete mit kaltem Lächeln: „Ich liebe die Meerfrau zu sehr, als daß ich auch nur einen Versuch machen sollte, irgend einer andern Frau angenehm zu sein."

„Sie sind nicht besonders artig Baron Canitz."

„Bitte um Verzeihung; ich bin ja Seemann." — Lothar verließ die Gräfin, denn jetzt wurde zu den Abtheilungen geblasen. Sauber, zwar in den Arbeitskleidern, aber doch vollkommen Seemannsmäßig, kam jetzt die Mannschaft auf das Verdeck, stellte sich mit der Schnelligkeit und Schweigsamkeit, die alle Handlungen auf einem Kriegsschiff auszeichnet, und erwartete die Ankunft der Offiziere. Der Dienst rief Lothar weg von der liebenswürdigen Gräfin, die, als die einzige Dame unter diesen rauhen bärtigen Männern, in Wahrheit nur allzu gut mit seiner geliebten Meerfrau verglichen werden konnte, welche aus ihren Perlensälen emporstieg, um ihre Söhne ein einziges Mal lebendig zu schauen, bevor sie dieselben in die Arme des Todes schloß.

Lothar musterte seine Abtheilung, vernahm den Rapport, wies einige Leute wegen Saumseligkeit zurecht, und sprach ein Paar freundliche Worte zu einem alten Matrosen, der lächelnd sein Priemchen drehte und auf übliche Weise meldete, daß es nichts Neues gebe.

Jetzt trat der Sekondelieutenant zu der Gräfin, und unter lebhaften Gesprächen spazierten sie auf dem Verdeck hin und her, bis es zehn Uhr wurde.

Um elf, als das Exerzitium vorüber war und Lothar in den Salon trat, fand er Tage dort ganz allein. Es war das Erstemal seit seiner Genesung, daß sie einander wieder sahen. Bei Tages Anblick fühlte sich Lothar etwas belästigt. Mit dem ihm angebornen Zartgefühl begriff er sehr wohl, daß Tages Stellung höchst unangenehm sein mußte; er beschloß daher augenblicklich zu thun, als ob gar nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre und ging mit einem kalten Gruß an ihm vorüber. Tage dagegen erblickte in diesem Benehmen nur den verletzendsten Uebermuth und wurde dadurch gereizt. Gleichwohl ging er zu Lothar vor und sagte mit einem, scharfen, schneidenden Ton, der nur zu deutlich bewies, daß seine innere Stimmung nicht mit den Worten harmonirte, welche die Höflichkeit ihm abnöthigte;

„Herr Lieutenant, ich bin Ihnen für die Rettung meines Lebens verpflichtet und ich wünsche ihnen dafür zu danken." Er war bleich, die blauen Augen blickten mit einem düstern Ausdruck auf Lothar. Er trug seinen Kopf höher als gewöhnlich.

„Sie sind mir keinen Dank schuldig," antwortete Lothar. „Ich habe blos eine Pflicht erfüllt, was Sie an meiner Stelle auch gethan haben würden."

„Daran zweifle ich," dachte Tage.

„Wenn es heißt: Ein Mann über Bord, so ist dieß für Alle eine Aufforderung ihm beizustehen; daß ich der erste war, der zur Rettung herbeieilte, und daß der Mann gerade Sie waren, ist blos ein Spiel des Zufalls."

„Das ist wahr. Wenn Sie vorher ge-

wußt hätten, wen Sie retteten, so wären Sie vielleicht nicht der Erste gewesen," fiel Tage mit einem Lächeln ein, welches zu viel Hohn verrieth, um nicht die in seinem Innern verborgene Bitterkeit bloßzustellen, zugleich aber bewies, daß er nicht begreifen konnte oder begreifen wollte, daß von seinem Feind etwas Großes oder Edles ausgehen könne.

„Glauben Sie das, wenn Sie wollen, so stehen Sie in keiner Verpflichtung gegen mich," antwortete Lothar stolz und ging von ihm weg.

* * *

Zwei Tage nachher hatten Lothar und Tage wieder die Wache zusammen.

Tage, der seit seiner Genesung mit Widerwillen an die Wiederaufnahme seines Dienstes und die Zeit, die er noch auf der Fregatte zubringen mußte, gedacht hatte, war gleichwohl nach Verlauf einiger Tage zu einer etwas bessern Laune gekommen. Er schenkte seinem äußern Menschen mehr Sorgfalt und auf seinem Gesicht zeigte sich zuweilen der Reflex eines heitern Lächelns. Um es kurz zu sagen, er hatte dasselbe Interesse für die schöne Gräfin gewonnen wie seine Kameraden.

Was war an ihr, was ihn beim ersten Anblick überraschte? Ein Etwas, das an Schuldsfried erinnerte. Es bestand eine erstaunliche Aehnlichkeit zwischen ihnen in Bezug auf Wuchs, Bewegungen, die Art den Körper zu tragen, den Kopf zu halten, ja sogar ihr Lachen war das gleiche. Wenn man die Gräfin Natalie im Rücken sah und sie scherzen oder lachen hörte, so gerieth man in die größte Versuchung sie für Schuldsfried zu halten; aber wenn sie sich umwandte, lag in diesem Gesicht nicht der mindeste Zug, der an die regelmäßige Physionomie des finischen Mädchens erinnerte. Tage war von der Aehnlichkeit entzückt und die Gräfin erweckte sein Interesse in so hohem Grad, daß er sich in ihrer Gesellschaft glücklich fühlte, sich nach ihr sehnte, wenn sie abwesend war, und alle Unannehmlichkeiten des Lebens in ihrer Nähe vergaß.

„Die Aehnlichkeit mit Schuldsfried ist es, die mein Gemüth fesselt," sagte Tage zu sich selbst. „Wenn sie spricht, so ist es als ob Schuldsfrieds Stimme mein Ohr liebkoste; wenn ich sie gehen oder sich bewegen sehe, so vergesse ich, was vorgefallen ist und meine mich in vergangene Zeiten zurückversetzt, und wenn der Schall ihres fröhlichen Lachens an mein Ohr schlägt, so ist es mir, als ob ich noch Knabe wäre und mich an Schuldsfrieds kindlichen Possen betheiligte."

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

(Ueber den Ausgang eines Stiergefechts.) Am 8. September sollte Marseille das seltene Schauspiel eines Stiergefechts haben. 4000 Neugierige waren im Circus versammelt. Das Schauspiel versprach sehr interessant zu werden, schon stellten sich die Torendars auf in der Mitte des Kampfplatzes. Da wendete sich der erste Stier, der aus dem Zwinger gelassen wurde, statt gegen den Kampfplatz gegen den Eingang des Circus, übersprang wüthend die Schranke und hinein in den fürs Publikum bestimmten Raum. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Neugierigen, welche nach allen Richtungen auseinander stoben, namentlich die Weiber und Kinder. Die Menge ließ sich nicht eher beruhigen, als bis sie erfuhr, daß der Stier zum Stehen gebracht war. Und wirklich! Dank dem Muth und der Kaltblütigkeit eines jungen Mannes von 18 Jahren, der sich kurzbesonnen auf den Stier schwang und ihn an den Hörnern packte, nahm dieser peinliche Zwischenfall ein gutes Ende und ins Publikum kehrte sogleich eine gewisse Ruhe zurück. Uebrigens hatte der Stier in seinen wüthenden Anlauf mehrere Personen zu Boden geworfen und verwundet, glücklicherweise leicht. Die Torendars, welche die Schuld an dem Vorfall trugen, wurden vom Publikum gehörig ausgepfiffen. Hätte ihre Wachsamkeit verhindern können, daß er den Kampfplatz verließ, so konnten sie ihn auch wieder hereinlocken, nachdem er einmal draußen war. Das Publikum wollte sein Geld wieder haben, da aber viele eingetreten waren, ohne zu bezahlen, so wieß die Direktion die Forderung zurück. Man suchte sich dafür durch Verwüstung des Stiercircus zu rächen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

**Nro. 86.** Sonntag, 29. September **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Es war ein lieblicher Wahn, welchem Tage sich gänzlich hingab. Die Gräfin, eine sehr gefallsüchtige Dame, sah sogleich, daß seine Aufmerksamkeit und Galanterie von anderer Art war, als bei seinen Kameraden. Deßhalb erfreute sie ihn mit größerer Gunst als die andern. Sie sprach im Ernst und im Scherz mit ihm und ließ sich sogar auf lange Erörterungen ein. Für ihn hatte sie immer ein freundliches, zuweilen sogar herzliches Lächeln; genug, Jedermann sah, daß Aberney der Günstling der Gräfin war. Allerdings gab es auch Augenblicke, wo sie sich ungeheuer viel mit Lothar beschäftigte und ihm eine Huldigung abzwingen zu wollen schien, die er auf dem Altare ihrer Eitelkeit darzubringen, ganz und gar keine Lust zeigte.

Auch Lothar hatte die Aehnlichkeit zwischen Schuldfried und der Gräfin bemerkt, aber auf ihn übte sie keine entzückende Wirkung aus, sondern eher das Gegentheil. —

„Sie gleicht Schuldfried wie eine Karikatur ihrem Original gleicht,“ dachte Lothar. „Was bei Schuldfried hinreißende Natur und Wahrheit war, ist bei ihr Kunst und Studium. Ihr Anblick quält mich, weil sie beweist, daß die Anmuth und Grazie, die bei gewissen Menschen Naturgaben sind, von andern kopirt werden können. Diese Schätze von Aufrichtigkeit und wahrer Unschuld lassen sich auch durch Kunst wiedergeben. Es ist mir als ob sie etwas Heiliges profanirte. wenn ich bei ihr eine Bewegung sehe, die an Schuldfried erinnert.“

Die Folge war, daß Lothar, im Widerspiel gegen seine Kameraden, der Gräfin auswich, so weit die Höflichkeit es gestattete. Er war indeß zu sehr Gentlemann, um auch nur einen Augenblick zu vergessen, was eine Dame von einem gebildeten Manne zu fordern berechtigt ist. Höflich, wenn er mit ihr zusammentraf, zeigte er gleichwohl eine solche Kälte und einen solchen Mangel an Interesse, daß man wohl einsah, wie seine verbindlichen Worte und die Aufmerksamkeit, die er ihr schenkte, keinen andern Grund hatten, als die Gewohnheit sich gegen Damen im Allgemeinen so zu benehmen; eine Gewohnheit, welche sich Jeder aneignet, der in höhern Gesellschaftskreisen gelebt hatte. Allerdings schimmerte zuweilen eine unterdrückte Ueberlegenheit hervor, ein Etwas das sagte, daß er dem schönen Geschlecht schmeichelhafte Redensarten und Artigkeiten zuwerfe, gerade wie man den Kindern Spielsachen zuwirft, um ihre Wünsche zu befriedigen. Dieß mußte eine Dame reizen, die, wie Natalie, Verstand genug besaß, um Lothar's feines Lächeln zu deuten. Eines Abends, als die Gräfin verschiedene vergebliche Versuche gemacht hatte, ihm ein lebhafteres Interesse als das bloßer Höflichkeit abzunöthigen, finden wir sie auf dem Verdeck. Es war acht Uhr, die erste Wache hatte begonnen. Tages Platz war wie gewöhnlich auf dem Backbord, Lothar stand auf dem Hintertheil beim Hauptmast.

Natalie stellte an Lothar einige Fragen über Aegypten, die Sitten und Gebräuche daselbst u. s. w. Nachdem er ihr die gründlichsten Aufschlüsse ertheilt hatte entstand eine Pause. Tage betrachtete Lothar mit neidischen Augen; in den letzten Tagen kam es ihm vor, als ob Lothor die Aufmersamkeit der Gräfin zu stark in Anspruch nähme. Plötzlich unterbrach Natalie die entstandene Pause und fragte Lothar, der dicht neben ihr stand und zu den eingesetzten Segeln hinaufblickte:

„Wie lange hielten Sie sich in Neapel auf?“

„Wir lagen etwas über vierzehn Tage dort,“ antwortete Lothar. Es zuckte unwillkürlich

in seinen Gesichtsmuskeln. Das Wort Neapel erinnerte ihn gar zu lebhaft an den bittern Schmerz, den er noch vor so kurzer Zeit erlitten hatte.

„Sie kennen ja Madame Dorbino?" Die Gräfin fixirte Lothar mit einem durchdringenden Blick. Sein Gesicht blieb unverändert, als er eine verneinende Antwort gab.

„Nicht? Ich hätte indeß mein ganzes Vermögen an das Gegentheil gesetzt."

„Es ist möglich, daß ich sie unter einem andern Namen kannte. Wie hieß sie als unverheirathet?"

„Ich habe ihren Familiennamen nicht gehört."

„Sie sind ja mit der berühmten Sängerin verwandt?"

„Ich bin mit ihrem verstorbenen Manne verwandt. Als ich mit ihr Bekanntschaft machte, war sie bereits Wittwe. Sie kennen wohl ihre frühern Schicksale?"

Wiederum betrachtete Natalie den Baron mit einem prüfenden Blick.

„Nein, meine gnädige Gräfin, ich weiß von ihr weiter nichts, als was ich in den Zeitungen erfahren habe."

„Sonderbar!" Nataliens Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an.

„Was finden Sie Sonderbares daran? Ich habe, während sie berühmt wurde, weder London noch Paris besucht, und kann also keine Gelegenheit gehabt haben, sie zu hören oder kennen zu lernen."

„Aber sie kennt Sie?"

„Hat sie es gesagt?"

„Dieß nicht, aber ich weiß es."

„Dann wissen Sie, schöne Gräfin, vielleicht mehr als Madame Dorbino selbst." Lothar lächelte ironisch.

„Ha! Herr Baron, jetzt kommen Sie wieder mit Ihren Sarcasmen."

„Bitte um Verzeihung, Sie thun mir Unrecht! ich setze blos dieselbe Lebhaftigkeit in Ihrer Phantasie voraus, wie in ihren Augen."

„Es kommt immer besser. Sie behaupten also, daß ich Geschichten erfinde?"

„Frau Gräfin, ich behaupte das nie von einer Dame; aber ich glaube, daß Sie sich täuschen konnten."

„Ganz und gar nicht. Das will ich sogleich beweisen. Während meines Aufenthaltes in Neapel als ich mit Madame Dorbino beisammen war, nannte Jemand eines Abends in San-Carlo-Theater gesprächsweise Ihren Namen. Da wurde sie aufgeregt und fiel mit einigen Fragen über sie ein. Als wir das Theater verlassen hatten, war sie sehr betrübt und antwortete ausweichend auf meine Frage, ob sie Sie kenne. Kurz und gut, Alles berechtigte mich zu dem Schlusse, daß . . ."

Die Gräfin hielt inne, als wollte sie Lothar Gelegenheit verschaffen, ihren Satz zu ergänzen; aber er beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen, und zwar mit einer Miene, die von der vollkommensten Gleichgiltigkeit zeugte.

Es entstand eine Pause, ohne daß Natalie ihren unterbrochenen Satz vollendete. Lothars Gedankengang hatte inzwischen eine andere Richtung genommen. Dießmal war er es, der das Schweigen unterbrach.

„Wie lange verweilten Sie in Neapel, Frau Gräfin."

„Vier Wochen. Madame Dorbino und ich reisten von Rom aus zusammen."

„Trafen Sie in letzterer Stadt einige Schweden?" Lothar fragte dieß ohne Natalie anzusehen.

„Ja, ich traf einige Landsleute. Wünschen Sie vielleicht, über den Aufenthalt von Jemand Aufschlüsse zu erhalten?"

„Kannten Sie zufällig eine Fräulein Smith, eine geborne Finnin?" Nur mit einer gewaltigen Anstrengung bemeisterte Lothar seine Stimme, so daß sie vollkommen ruhig war, als er diese Worte sagte.

Die Frauen besitzen im Allgemeinen ein eben so feines Ohr, als Auge, besonders wenn sie Jemand ausforschen wollen. So auch Natalie. Obschon Lothars Gesicht sein kaltes Gepräge behielt, erkannte sie gleichwohl eine gewisse Unsicherheit in der Stimme, welche ihr sagte, daß die Person, deren Namen sie jetzt aussprach, eine hohe Wichtigkeit für ihn hatte. Augenblicklich war daher ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte sich von der Richtigkeit ihrer Beobachtung überzeugen und sich sodann den Spaß machen, Lothar möglichst zu quälen. Es ist immer gefährlich, eine Frau einen schwachen Punkt im Herzen eines Mannes entdecken zu lassen: er kann dann darauf rech-

nen, daß er einen waren Plaggeist in ihr bekommt.

„Ja, ich machte wirklich in Neapel die Bekanntschaft eines Fräuleins Smith von Finnland," antwortete Natalie.

Lothar wandte sich zu ihr.

„Sie war also zugleich mit Ihnen in Neapel?"

„Ja."

Lothars Brust hob sich einige Sekunden lang unruhig; darauf versetzte er mit der größten Anstrengung, um Ruhe zu erkämpfen:

„Hatte sie Neapel verlassen, als Sie abreisten?"

„Sie wollte sich am folgenden Tage wegbegeben."

„Und wohin wollte sie da reisen?"

„Herr Baron, diese Frage gedenke ich nicht zu beantworten." Die Gräfin wollte sich entfernen, aber Lothar sagte:

„Ein Wort, Frau Gräfin, warum verweigern Sie mir eine Antwort? Sie können unmöglich ein Interesse daran haben, zu verschweigen, wohin Fräulein Smith reiste oder wo sie sich aufhält, im Fall Sie es wissen."

„Welches Interesse haben Sie, es wissen zu wollen?" Die Gräfin sah ihn an.

„Der Friede, das Glück und die Zukunft eines Menschen hängt davon ab."

„Schöne Worte, um Ihre Neugierde zu bemänteln. Durch mich werden Sie diese Befriedigung nicht erhalten."

„Gräfin, kennen Sie also wirklich ihren gegenwärtigen Aufenthalt?".

„Allerdings."

„In diesem Fall beschwöre ich Sie bei Allem, was heilig ist, ihn mir zu sagen."

Jetzt schlug es neun Uhr.

„Gute Nacht, Herr Lieutenant!" sagte die Gräfin lächelnd. „Man muß jetzt in die Kajüte gehen."

„Sie wollen also meine Bitte nicht gewähren?"

„Nein. Durch mich erfahren Sie nichts." Sie lachte.

„Ist das Ihr letztes Wort?„

„Ja, mein letztes, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich es halte."

„Nun wohl, so hören Sie auch das meinige: Bis Sie mir Fräulein Smiths Aufenthalt sagen, werde ich Sie mit meinen Fragen verfolgen und so bespähen, daß es mir entweder durch List, Ueberredung oder andere Mittel endlich gelingen muß, auszumitteln, was Sie verschweigen wollen; wenn Ihnen dann meine Zudringlichkeit Widerwärtigkeiten bereitet, haben Sie es lediglich sich selbst zuzuschreiben. Ich muß um jeden Preis von Ihnen erfahren, wo sie sich befindet."

„Leere Worte, Herr Lieutenant: in Alexandrien trennen wir uns."

„Aber ich werde Sie wieder finden und dann werden Sie meinen Wunsch erfüllen."

„Nie?"

Die Gräfin verließ das Verdeck. Tage war wüthend über das lange Gespräch zwischen ihr und Lothar. Sie hatte ihn also gänzlich vergessen und sich nur mit Lothar beschäftigt, der sich ihm immer und überall in den Weg stellte.

Tags darauf finden wir Natalie und Tage auf der Batterie stehend und durch eine der Kanonenlucken sehend.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Beschlüsse der Altkatholiken-Versammlung in Köln.

Auf dem zweiten Congreß der Altkatholiken in Köln wurden in der geschlossenen ersten und zweiten Sitzung der Delegirten am 20. September folgende Beschlüsse gefaßt; A. Anträge betreffend die Organisation der Seelsorge und das Verhältniß der Altkatholiken zu den anderen Confessionen.

I. Der Congreß erklärt sich mit folgenden Sätzen einverstanden, welche sich an die Erklärung der Münchener Pfingst-Versammlung Nr. 4 und an die Resolution des Münchener Congresses anschließen:

1. Die wegen ihrer Glaubenstreue suspendirten oder excommunicirten Priester sind zur Vornahme aller priesterlichen Akte berechtigt: sie können die kirchlichen Heilsmittel nicht nur gültig, sondern auch in Anbetracht des durch die vatikanischen Bischöfe und Geistlichen geschaffenen Nothstandes, erlaubter Weise spenden und müssen sich im Falle des Bedürfnisses zur Spendung derselben verpflichtet erachten.

2. Die der alten Kirche unbekannte, nur auf positiver Gesetzgebung beruhende Regel, daß jeder Priester zur Spendung des Bußsacramentes der Approbation des Bischofs bedarf, kann bei dem gegenwärtigen Nothstande nicht als bindend angesehen werden.

3. Desgleichen sind die auf der Diöcesan-Eintheilung beruhenden Beschränkungen der priesterlichen Thätigkeit unter den gegebenen Verhältnissen nicht als bindend zu erachten.

4. Wo sich das Bedürfniß herausstellt, sind die dem alten Glauben treu gebliebenen Katholiken berechtigt, eine regelmäßige Seelsorge durch Bestellung eines Pfarres zu organisiren. Ein solcher kann unter den jetzigen Verhältnissen auch ohne Institution und trotz des Widerspruchs des vom alten Glauben abgefallenen Bischofs alle pfarrlichen Funktionen rechtsgültig vornehmen.

5. Sofern die Beobachtung der liturgischen Vorschriften, z. B. über die Feier der heil. Messe auf consecrirten Altären, über die Segnung der kirchlichen Geräthe und Gewänder u. dgl., nicht möglich ist, sind dieselben nicht verpflichtend, da die Gültigkeit der liturgischen Akte von solchen Dingen nicht abhängt und auch nach dem formellen Rechte in Nothfällen von jenen Vorschriften Umgang genommen werden kann.

6. Wo für die Feier des Gottesdienstes die Benutzung einer katholischen Kirche nicht zu erlangen ist, darf unbedenklich eine evangelische Kirche oder ein anderes Lokal benutzt werden.

7. An den herkömmlichen liturgischen Einrichtungen ist möglichst festzuhalten. Der Gebrauch der deutschen Sprache bei der Spendung der Sacramente und anderen kirchlichen Akten, z. B. bei der Beerdigung, ist in der Ausdehnung gerechtfertigt, in welcher er in verschiedenen Diöcesen rechtmäßiges Herkommen ist oder war. Wo es angemessen erscheint, ist bei der Spendung der Taufe, der Beerdigung u. s. w. eine geeignete Anrede an die Anwesenden zu halten.

8. Die endgültige Prüfung der tiefgefühlten Mißbräuche und die Durchfühung der entsprechenden Reform bleibt den verfassungsmäßigen Organen der Kirche vorbehalten.*) Für jetzt wird eine heilsame und unbestreitbar berechtigte Reform schon dadurch erzielt werden, daß Stolgebühren, Meßstipendien u. dgl. beseitigt, die Mißbräuche und Auswüchse des Ablaßwesens, der Heiligenverehrung, der Scapuliere, Medaillen u. s. w. vermieden werden.

9. Auch das ist eine heilsame Reform, daß von unseren Geistlichen in den Predigten alle Deklamationen über kirchlich politische Tagesfragen, sowie alle Bitterkeit gegen Andersgläubige vermieden werden. Indem der Priester die großen Wahrheiten des Evangeliums zum Hauptgegenstande der Predigt und des sonstigen Unterrichts macht, wird er zugleich die wahrhaft christliche und katholische Gesinnung fördern und der Verständigung unter den Angehörigen der verschiedenen Confessionen vorarbeiten.

10. Es hängt von lokalen Bedürfnissen und Verhältnissen ab, ob die Vornahme geistlicher und gottesdienstlicher Handlungen auf einzelne Fälle zu beschränken oder eine regelmäßige Seelsorge mit Aufstellung eines Pfarrers und Gemeindevorstandes (Nr. 4) einzurichten ist. Wo letzteres geschieht, ist alles zu vermeiden, was den Schein einer Trennung von der kath. Kirche hervorgerufen oder die Rechte auf das Vermögen und die kirchlichen Gebäude der bestehenden Gemeinden präjudiziren könnte.

11. Zur Erzielung größerer Einigung und zur Vermeidung möglicher Mißgriffe wird den Lokal-Comites anbefohlen, über die beabsichtigte Organisation der Seelsorge an das Central-Comite ausführlich zu berichten.

Fortsetzung folgt.

## Verschiedenes.

Aus Passau, 24. Sept., schreibt die „Don.-Ztg.“: Soeben trifft die Nachricht ein, daß gestern Nachts die Ortschaft Oberkappel bei Wegscheid abgebrannt ist.

*) Dieser erste Satz des § 8 lautete im Entwurf folgendermaßen: „Die Durchführung von Reformen auf dem Gebiete der Disciplin und des Cultus bleibt der Zukunft vorbehalten.“ Die obige Fassung wurde auf Reinkens' Antrag einstimmig beschlossen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 87. Mittwoch, 2. October 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Was fehlt Ihnen, Herr Lieutenant, Sie sehen so verdrießlich aus,“ sagte Natalie scherzend.

„Mir fehlt Nichts und doch Alles,“ antwortete Tage und schaute der jungen Dame dreist in die Augen.

„Das ist sehr viel und sehr wenig auf einmal.“

„Ganz richtig, und doch besteht unser Glück sehr häufig aus Wenig oder vielmehr aus Nichts.“

„Um Gotteswillen, sprechen Sie nicht so ernsthaft, das läßt Ihnen schlecht.“ Natalie lächelte mit einem kindlichen Ausdruck, der an Schuldfried erinnerte. „Scherz und Freude gebühren ihrem Alter, Ihrem Stande und Ihrem Aussehen. Ich kann ernste und feierliche Mienen nicht ertragen.“

„Und dennoch interessiren Sie sich so sehr für Canitz. Er scherzt selten und lächelt beinahe nie.“

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mich für ihn interessire?“ Natalie hielt ihren Kopf schief und schaute darein wie ein fünfzehnjähriges Mädchen.

Tage wurde ganz warm um's Herz. Er vergaß sogar in dieser Bewegung eine Aehnlichkeit mit Schuldfried zu finden, so bezaubernd fand er die Gräfin.

„Meine Augen haben mir's gesagt,“ antwortete Tage mit einem festen Blick auf die gefährliche Sirene.

„Dann haben Sie schlechte Augen, Herr Lieutenant.“ Natalie wandte sich von ihm ab und blieb lange still stehen, in einer Haltung, welche Tage sagte, daß sie mißvergnügt sei.

„Sie sind böse?“ fragte er endlich.

„Ja.“

„Aber, mein Gott, über was? Wenn meine Augen mich täuschen, so . . .“

„So müssen Sie über sich selbst gebieten; ich will nicht die Vertraute derselben werden.“

„Hören Sie mich gütigst an. Wenn man sich in der Gegenwart einer Person glücklich fühlt, so beneidet man Alle, welche das Glück genießen, das man selbst so hoch stellt. Sehen Sie, das ist mein ganzer Fehler. Ich beneide Canitz um die Freundlichkeit, die Sie ihm schenkten.“

„Dann sind Sie ein großer Thor,“ rief die Gräfin lächelnd. „Ich quälte ihn ja nur beständig.“

„Auch das kann zuweilen ein Glück sein.“

„Möglich; aber für ihn war es das Gegentheil, davon bin ich fest überzeugt. Er kann mich so wenig ausstehen als ich ihn. Wir haben eine natürliche Antipathie gegen einander.“

„Sprechen Sie aufrichtig, Frau Gräfin?“

„Ich bin immer aufrichtig. — Sie kennen ja die Vergangenheit des Barons Canitz, nicht wahr?“

„Ein wenig.“

„Wissen Sie, ob er verliebt war?“

„Wer von uns Sterblichen ist es nicht gewesen?“ fragte Tage ausweichend.

„Das ist keine ehrliche Antwort,“ meinte die Gräfin ungeduldig. „Ich will wissen, ob er in Jemand sterblich verliebt war.“

„W a r ist nicht das rechte Wort, denn ich glaube, daß er es noch i s t.“ Tages Gesicht verfinsterte sich. Das flüchtige Behagen des Augenblicks verging, als seine Gedanken zu der Vergangenheit und zu der unglückseligen Neigung zu Schuldfried zurückkehrten, die jetzt in ihrer ganzen Stärke vor ihm stand.

„Kennen Sie den Namen seiner Angebetenen?“

„Nein.“

Die Gräfin betrachtete ihren Bewunderer und brachte etwas Anderes auf's Tapet, wobei

es ihr gelang, einige Minuten die Schatten zu verscheuchen, welche das Gespräch über Lothar hervorgerufen hatte.

Eine Weile nachher kam Lothar auf die Gräfin zu. Bei seinem Anblick verließ Tage sogleich seinen Platz.

Von diesem Tage an konnte man sagen, daß Lothar die Gräfin beinahe verfolgte. Sobald er sie sah, war er an ihrer Seite, aber er belagerte sie ganz und gar nicht mit Bitten oder Fragen, sondern sprach mit ihr von Reisen, vom Aufenthalt an verschiedenen Orten und verwickelte die junge Dame manchmal so in ihrem Gespräche, daß sie sich beinahe verrathen mußte. Entweder war sie beständig auf ihrer Hut und bemerkte Lothars Absicht, oder auch war die ganze Bekanntschaft mit Fräulein Smith blos fingirt, denn sonst hätte sie bei den plötzlichen Wendungen, welche Lothar dem Gespräche gab, schlechterdings manchmal ein aufklärendes Wort sagen müssen. Lothars oft sonderbare Art und Weise ein Gespräch zu führen, hatte blos zur Folge, daß sie sich daran amüsirte und daß Tages Neid geweckt wurde. Da man Natalie und Lothar oft beisammen sah, so zogen die Kameraden ihn wegen seiner hartnäckigen Hofmacherei auf. Dieser Scherz war für Tage eine neue Hölle, versetzte sein Blut in wilde Gährung und gab seiner Bewunderung für die Gräfin eine qualvolle Heftigkeit. Er konnte es nicht ertragen, Lothar und sie mit einander sprechen zu sehen. Es war ihm unausstehlich ihr Lachen zu hören, wenn Lothar mit ihr sprach; obschon er nicht wagte, sich dadurch lächerlich zu machen, daß er gegen Natalie seinen Verdruß darüber merken ließ, so konnte er doch nicht verhindern, daß sein Gesicht das Gepräge all der Eindrücke annahm, die ihn beherrschten; aber dann brauchte Natalie bloß auf ihre eigenthümliche kindliche Art zu lächeln, so verflogen die Wolken von seiner Stirne und er vergaß allen Aerger, um sich von seinem Vergnügen an ihrer Gesellschaft aufs Neue berauschen zu lassen. Wohl ihnen Allen, daß die Fregatte endlich in Alexandrien ankerte! Nur Gott im Himmel weiß, zu welcher neuen Thorheit oder Erbärmlichkeit Tage sich durch seinen Neid und Zorn hätte verleiten lassen, wenn Natalie noch weiter mitgefahren wäre. Eine traurige Wahrheit ist es, daß überall wo ein Weib auftritt, Zank und Zwietracht entsteht. Sind daran die Weiber Schuld oder die Männer? Beantworte die Frage wer will.

* * *

Zwei Winter hatten ihren weißen Mantel über die Erde ausgebreitet, seit die Fregatte Karolina den Hafen von Neapel verlassen, und wieder kam der Frühling mit Blumen im Haar.

Stockholm, „die schöne Sünderin,“ hatte während der kalten Jahreszeit in dulci jubilo gelebt und sich mit Bällen, Konzerten, Soireen und allen möglichen Lustbarkeiten vergnügt. Die Kinder der Thorheit hatten dabei vergessen, daß es Etwas gibt was man den Ernst des Lebens nennt. Man amüsirte sich und die Zeit verflog wie ein Traum, doch — Karl Kullberg sagt ganz trefflich:

Schließt mit des Lebens Freude einen Bund,
Leb in dem Taumel stets erneuter Lust;
Du findest doch in einer schlimmen Stund'
Daß sie mehr kostet als Du Dir bewußt.

Als daher der Frühling mit seinem klaren blauen Himmel und seiner strahlenden Sonne kam, so begann auch das vergnügungssüchtige Publikum der Hauptstadt sich müde zu fühlen. Die jungen Damen hatten sich matt getanzt, die Soupers wurden langweilig, die Konzerte hatten nichts Pikantes mehr zu bieten, und Thalias Tempel stand verlassen da. Den ganzen Winter hatte man Emilie H— bewundert, sich von Frau S— entzücken lassen, Thränen der Theilnahme über die meisterhafte Aufführung der Griseldis geweint, und jetzt waren Bewunderung, Entzückung, Theilnahme u. s. w. erschöpft, als die Rasenplätze des Thiergartens sich mit einem zarten Grün bedeckten, das Leberkraut aufzuschießen anfing, und Jedermann sich sagen mußte, daß die Lampen im Theatersaal matt und trüb aussahen gegen die Frühlingsonne. Die gemalten Dekorationen besaßen Nichts, was den blühenden Gebüschen gleichkam. Das gefeierte junge Mädchen fand seine Bewunderer langweilig; diese hinwieder waren es müde geworden, eine Anmuth anzubeten, welche Spitzen, Juwelen und Lampenschein bedurfte, um in einem recht vortheilhaften Lichte dazustehen. Bedenkt man ferner, daß die schönste Frau nach einem

in eitel Vergnügungen verlebten Winter mehr von ihrer Jugend und Frische verloren hat, als eine ganze Reihe von ruhigen Jahren ihr rauben könnte, so ist es natürlich, daß die Frühlingssonne nur erblaßte Wangen und matte Augen beglänzte. Gähnend sah man dem Abend entgegen. Die Löwen des Tages wußten nicht, wie sie die Zeit todtschlagen sollten; mit einem Wort, Alles was die Hauptstadt zu bieten vermochte, war abgenützt. Man seufzte nach dem Sommer, man wurde von dem hartnäckigsten Ueberdruß heimgesucht.

Da stand eines Tages in den Zeitungen: „Stockholm hat den Besuch der in den letzten Jahren im Ausland so vielgepriesenen Madame Dorbino empfangen. Die ausgezeichnete Künstlerin gedenkt sich hier in verschiedenen Rollen hören zu lassen. Zum Erstenmale wird sie als Agathe im Freischütz auftreten.“

Also etwas Neues! Eine Künstlerin, die in Paris und London Aufsehen gemacht hatte und der zu huldigen, dort in der Mode war. Die Tonangeber Stockholms konnten ihr also ihre Bewunderung schenken, ohne sich zu kompromittiren. Ja, es mußte sogar sonderbar aussehen, wenn die Stockholmer sich nicht beeilten, der französischen Sängerin ihren Enthusiasmus zu zeigen, während man es in Paris und London bereits gethan hatte. Madame Dorbino war also schon ehe man sie hörte, Gegenstand einer Bewunderung, wie man sie der vollendetsten einheimischen Künstlerin, die je mit ihren Tönen entzückte, nicht zu schenken gewagt haben würde.

Ach, meine lieben theuern Landsleute! warum diese thörichte Vorliebe für Alles, was aus dem Auslande kommt? Warum diesen kläglichen Mangel an Selbstständigkeit des Urtheils? Der Franzose oder Engländer der fragt auch nicht das Ausland um Rath, bevor er ein Verdienst rühmt. Nein, er thut es ganz unabhängig von Allem, was andere Nationen denken oder für gut finden; aber wir Schweden, wir müssen zuerst den Ausländer den Weg breit treten lassen, den unser Urtheil gehen soll.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Beschlüsse der Altkatholiken-Versammlung in Köln.

(Fortsetzung.)

12. Bezüglich der kirchlichen Gültigkeit der Eheabschließung — hinsichtlich der Sicherstellung der bürgerlichen Gültigkeit derselben werden besondere Anträge vorbehalten — ist Folgendes zu bemerken: a. nach dem geltenden kirchlichen Rechte hat die Consens-Erklärung der katholischen Brautleute regelmäßig vor dem zuständigen Pfarrer und zwei Zeugen zu geschehen, also dort, wo eine altkatholische Gemeinde organisirt ist (Nr. 4), vor dem Pfarrer derselben oder einem von ihm bevollmächtigten Priester. b. Ist der zuständige Pfarrer durch Anerkennung der vatikanischen Neuerungen vom katholischen Glauben abgefallen, so genügt die Erklärung des Consenses von zwei Zeugen, also auch die sogen. Civilehe, zur Gültigkeit der Ehe. Die katholischen Brautleute werden aber in diesem Falle, um die herkömmliche Einsegnung der Ehe nicht zu entbehren, sich von dem Pfarrer der in der Nähe bestehenden altkatholischen Gemeinde oder von einem anderen Priester trauen lassen.*)

13. Für diejenigen Ehehindernisse, welche lediglich auf positivem kirchlichem Rechte beruhen und von denen regelmäßig dispensirt zu werden pflegt, braucht unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine bischöfliche oder päpstliche Dispensation nicht nachgesucht zu werden. Sie sind im Gewissen nur in so weit verbindlich, als nicht Gründe vorhanden sind, welche materiell die Dispensation rechtfertigen würden.

---

*) Hier stand im Entwurf noch ein dritter Punkt, c, welcher folgendermaßen lautet: „Für diejenigen Katholiken, welche Bedenken tragen sollten, nach dem unter a und b ausgesprochenen Grundsätzen zu handeln, wird bemerkt, daß auch nach der — lediglich zur Verhütung der sog. klandestinen Ehen getroffenen — Tridentinischen Verordnung zur kirchlichen Gültigkeit der Ehe nur die Erklärung des Consenses in Gegenwart des Pfarrers und zweier Zeugen erforderlich ist und die Einsegnung der so abgeschlossenen Ehe von jedem Priester vorgenommen werden kann, so wie, daß ganz unzweifelhaft die Assistenz des Pfarrers zur kirchlichen Gültigkeit der Ehe nicht erforderlich ist, wo sie rechtswidrig verweigert wird“ — Auf Antrag Maaßen's wurde er jedoch nach längerer Debatte mit allen gegen 61 Stimmen gestrichen.

☞ 14. Im Anschluß an Nr. 4 der in München gefaßten Resolution wird erklärt, daß so lange wir nicht in Deutschland einen zum alten katholischen Glauben sich bekennenden Bischof haben, fremde Bischöfe, insbesondere der Utrechter und der Armenischen Kirche zur Vornahme bischöflicher Funktionen, insbesondere zur Spendung der Firmung und zur Ordination von geeigneten Candidaten des geistlichen Standes angenommen werden können. Wir wahren uns ferner im Anschlusse an jene Resolution das Recht, eine regelmäßige bischöfliche Jurisdiktion dadurch herzustellen, daß würdige Männer von den, dem alten katholischen Glauben treu gebliebenen Priestern und den Vertretern der Gemeinden zu Bischöfen gewählt und von einem rechtgläubigen Bischof geweiht werden und daß dieselben zunächst in der Weise der Missions-Bischöfe der alten Kirche fungiren.

Zu diesem Punkte wurde von Schulte folgender Zusatz beantragt:

„Es solle eine Commission von sieben Mitgliedern, worunter mindestens drei Theologen und zwei Canonisten, ernannt werden, welcher die Vorbereitung einer Bischofswahl zu übertragen sei, speziell die Prüfung und Lösung der Fragen der Opportunität und Zeitpunkt der Wahl, Residenz, Dotation und Stellung des Gewählten zu den Regierungen und den Gemeinden, ferner die Entwerfung einer Wahlordnung und die Einberufung einer aus den Priestern und Vertretern der Gemeinden bestehenden Wahlversammlung.

Dieser Zusatz wurde nach längerer Debatte über Nothwendigkeit und Zeitpunkt der Bischofswahl angenommen und als Mitglieder der Kommission gewählt: Prof. Friedrich, Sanitätsrath Dr. Hasenclever, Prof. Maaßen, Prof. Michelis, Prof. Reusch, Prof. v. Schulte und Oberreg.-Rath Wülfing. Ein weiterer Antrag von Schulte's,

„diese Commission zu bevollmächtigen, ein provisorisches Gemeindestatut zu entwerfen und etwaige Anfragen bezüglich der Seelsorge und Gemeinde-Organisation zu beantworten und die durch die Congreßbeschlüsse nöthig gemachten Anträge an die Regierungen und dgl. zu entwerfen,"

wurde ohne Diskussion angenommen.

In der dritten Sitzung der Delegirten am 21. September wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

II. Der Congreß wiederholt den in den Münchener Programmen von Pfingsten und vom September 1871 (Stenogr. Bericht S. 13 und S. 222) enthaltenen Ausdruck der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der jetzt getrennten christlichen Glaubensgenossenschaften. Er spricht den Wunsch aus, daß die Theologen aller Confessionen diesem Punkte ihre Aufmerksamkeit zuwenden mögen, und ernennt eine Commission, welcher der Auftrag ertheilt wird: 1. sich mit den bereits bestehenden oder sich bildenden Vereinen zur Hebung der kirchlichen Spaltung in Verbindung zu setzen; 2. wissenschaftliche Untersuchungen über die vorhandenen Differenzen und die Möglichkeit ihrer Beseitigung anzustellen und zu veranlassen und die Veröffentlichung der Ergebnisse dieser Untersuchung in wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften zu erleichtern; 3. durch populäre Schriften und Aufsätze die Kenntnisse der Lehren, Einrichtungen und Zustände der getrennten Kirchen und Confessionen, die richtige Würdigung der vorhandenen Einigungs- und Differenzpunkte zu fördern und überhaupt das Verständniß und Interesse für die wünschenswerthe Verständigung in weiteren Kreisen zu wecken und zu erhalten. Zu Mitgliedern der Commission ernennt der Congreß die hier anwesenden Herren und ersucht dieselben, andere geeignete Männer zu cooptiren und sich mit denselben über eine zweckdienliche Organisation zu einigen.

Zu Mitgliedern der Commission für die Verhandlungen über die Wiedervereinigung der christlichen Confessionen werden mit dem Rechte der Cooptation gewählt: Reichsrath v. Döllinger und Professor Friedrich von München, die Professoren Langen und Reusch von Bonn, Reinkens von Breslau, Lutterbeck von Gießen, Michelis von Braunsberg. Schulte von Prag, Appellationsgerichtsrath Rottels von Köln und Abbé Michaud.

Fortsetzung folgt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 88. Sonntag, 6. October 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Freischütz mit Madame Dorbino als Agathe wurde angekündigt. Alle bessern Plätze waren schon lange voraus bestellt. Ein paar Tage vor der Vorstellung wollen wir einen Besuch im Theater machen. Es ist noch nicht zehn Uhr. Eine Probe soll stattfinden. Die Künstler vom Theater sind in kleinen Gruppen versammelt. Sie wünschen die fremde Künstlerin zu sehen. Während sie auf ihre Ankunft warteten, wollen wir belauschen, was gesprochen wird. Wir bleiben bei einer der Gruppen stehen.

„Hast Du sie gesehen?“ fragte Frau ** Herrn*.

„Nein, aber ich hoffe das Vergnügen zu haben, da wir in derselben Oper singen werden,“ antwortete Herr*.

„Sie soll außerordentlich schön sein,“ bemerkte ein anderer.

„Ich habe gehört, daß sie infam häßlich sei,“ versicherte Frau **, die sehr schön war.

„Sie soll, was Moral betrifft, eine Heilige sein,“ bemerkte ein Anderer.

„Eine Theaterheilige,“ meinte Herr *. Der Einfall erregte große Heiterkeit.

„Ja, das dürfte das rechte Wort sein,“ versicherte Frau **, deren Seele bereits von dem giftigsten Neid gegen die berühmte Sängerin erfüllt war. „Ich weiß, daß sie wenigstens einen bösartigen Liebhaber hat, und das ist ein Herr von Bris bei der königlichen Oper in Paris. Im Uebrigen werden Sie wohl ihre Heirathsgeschichte gehört haben?“

„Nein, wie lautet sie?“ Alle warfen sich mit Begierde auf einen Gegenstand, der so stark nach Skandal roch. Man konnte ja möglicher Weise etwas recht Infames von dieser Frau zu erzählen bekommen, die mit ihren Tönen das Publikum von London und Paris entzückt hatte. Man konnte ja von einem moralischen Flecken hören, der ihre Künstlerehre besudelte. Das war ein herrlicher Fund, Das Lob weckt immer den Neid, der nur mit einem einzigen Auge schlummert und gierig nach einem Sandkorn greift, um es in einen Berg von Skandal zu verwandeln. So verhält es sich nicht blos im Theater, sondern überall in der Welt. Die menschliche Eitelkeit und Eigenliebe kann es nicht anhören, wenn ein Anderer gelobt wird. Daher entstehen alle diese ehrenkränkenden Gerüchte. — Aber kehren wir zu den Sprechenden zurück. Frau ** ergriff das Wort;

„Sie soll mit einem Musiker, Namens Dorbino verheirathet gewesen sein.“

„Einem Italiener?“

„Nein, einem Franzosen. Er hörte sie vor acht oder zehn Jahren auf den Straßen von Paris singen und wurde von ihrer Stimme so eingenommen, daß er sie später heirathete.“

„Schon vor zehn Jahren? Demnach wäre sie nicht mehr so jung.“

„Sie muß bedeutend älter sein als ich.“

„Wirklich?“

„Einige Monate nach der Hochzeit trat sie in der Oper auf, wo sie eine kleinere Partie hatte. Ein englischer Lord sah sie und wußte sie zu bereden, daß sie ihrem Manne davon lief, der sich im Aerger eine Kugel durch den Kopf jagte. Mit dem Lord begab sie sich nach Italien. Nachdem sie den Engländer möglichst ausgebeutet hatte, opferte sie ihn einem Italiener. Vor drei Jahren trat sie wieder in Paris auf, machte Glück, wurde als etwas Entzückendes ausposaunt, reiste nach London und brachte es so weit, daß John Bull um ihretwillen Beefsteak und Porter vergaß. Jetzt soll sie seit einigen Jahren mit Herrn von Bris liirt sein.“

„Diese Heilige hat sich also von allen Nationen anbeten lassen?“

„Still, da kommt der Direktor und mit ihm eine Dame."

Alle Blicke richteten sich auf die Ankommenden, und selbst die Neidischten mußten mit Verdruß gestehen, daß die Dame, die mit dem Direktor kam, von höchst seltener Schönheit war.

Madame Dorbino, denn sie war es, besaß eine so ausgesuchte Würde, und zeigte ihre hohe schlanke Gestalt auf eine so stattliche Art, daß sie etwas Imposantes bekam. Ihr Wuchs vereinigte Ueppigkeit der Formen und Geschmeidigkeit in solcher Harmonie, daß der Blick mit Wohlbehagen auf allen Umrissen ruhte. Der weiße Schwanenhals trug einen so schönen Kopf, daß die Züge, wenn man sie nur ein Einzigesmal gesehen hatte, unauswischbar ins Gedächtniß eingegraben blieben. Das dunkle üppige Haar umgab eine Stirne so rein, daß man deutlich sah, daß die darin wohnenden Gedanken so keusch waren, wie bei einem Kinde. Die großen dunkeln Augen glichen strahlenden Sternen, die ihre Wärme von der Sonne und ihre Klarheit von dem Monde entlehnt hatten. Der ganze Gesichtsausdruck war edel und jungfräulich. Beim ersten Blick entsagte man jedem unvortheilhaften Gedanken und vermuthete, daß die hier preisgegebene Geschichte ein Mährchen sei, das Frau ** aus Neid gegen eine Nebenbuhlerin ersonnen habe, die ihre Partien singen solle.

„Wie schön sie ist!" flüsterte man unter einander.

Der Kappellmeister nahm seinen Platz ein; die Probe begann.

Sie wird ihre Partie wohl französisch singen, meinte man und sah mit gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen, wo sie beginnen sollte. Jetzt erklangen die wohlbekannten Takte und Madame Dorbino sang:

Wie nahte mir der Schlummer
Bevor ich ihn gesehn!

War es wirklich dieselbe Arie, welche Frau ** gesungen hatte? Ja! Von welcher Götternacht hatte diese Künstlerin eine so klare, so melodische, so umfangreiche Stimme empfangen? Von wem hatte sie gelernt, so viel Leben, so viel Seele in die Töne zu legen? Der Neid verstummte. Die Bewunderung des Augenblicks zertrat ihn. Man vergaß sein eigenes Interesse, man vergaß sich selbst über den Eindruck, welchen der Gesang hervorbrachte.

Die Zuhörerschaft in einem Theater wird, wie jedes andere Publikum, vom Eindruck des Augenblickes beherrscht. Der Impuls der Stunde ist für Künstler, Schauspieler und Schriftsteller diejenige Macht, die Alles beherrscht. Das Gefühl ist der entscheidende Gradmesser bei diesen Kindern des Augenblicks, deren ganze Existenz in der Gegenwart liegt. Sie besitzen keine Zukunft. Ihre Triumphe und Erfolge sind Eintagsblumen, die heute gewonnen werden, aber morgen sterben. Die Künstler und Poeten theilen dasselbe Schicksal: in der einen Minute sind sie für das Publikum Halbgötter, in der andern werden sie gänzlich vergessen.

Das ganze Theaterpersonal war von Madame Dorbinos Gesang dermaßen hingerissen worden, daß es sie gerne im Triumph herumgetragen hätte. Selbst die Neidischsten wurden von diesem Gefühle beherrscht, so lange der Zauber der Töne währte; aber als man nach der Probe wieder auf die Straße kam, legte sich das Entzücken allmählig, und in demselben Grade erwachte der Neid wieder; er wurde um so stärker, als man mit innerem Verdruß gestehen mußte, daß sie ein überlegenes Talent war.

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir zugeben, daß der Eindruck, welchen ihr Gesang auf den männlichen Theil ihrer Zuhörer machte, von der Art war, daß ihnen alle Lust verging, die Erzählung der Frau ** nachzureden. Die Männer werfen nicht gerne einen Schatten auf die Ehre eines so schönen Weibes. Die Frauenzimmer dagegen ergreifen mit Begierde jede Gelegenheit einer von der Natur mit Vorzügen ausgezeichneten Dame zu schaden. Die Geschichte der Frau ** hatte somit alle Hoffnung von weiblicher Seite aus bereitwilligst verbreitet zu werden. Schon im Verlauf weniger Tage wußte man recht wunderliche Sachen von der berühmten Sängerin zu erzählen, lauter Dinge, die mehr oder weniger geeignet waren, ihrem Rufe zu schaden.

Lebe wie eine Heilige, sei keusch wie der Mond, rein wie Schnee, fromm wie ein Kind, und du wirst dennoch der Verläumdung nicht entgehen, im Fall du das Unglück hast, bei deinem eigenen Geschlechte Neid zu erwecken.

Gegen Alles kannst du dich schützen, nur gegen die tückische Bosheit nicht, die vom Neide ausgeht. Da hilft weder Tugend noch Herzensgüte, denn nur eine einzige giftige Zunge braucht etwas Verkleinerndes hinzuwerfen, so werden Andere mit Begierde es als Wahrheit nachsprechen, Zusätze machen und einen Makel auf deine Ehre werfen.

Die Maisonne leuchtete so mild, so freundlich über Stockholm und seine schöne Umgebung. Nach dem Thiergarten! Nach dem Thiergarten! schien jedes Lüftchen zu flüstern; aber nicht dahin begab man sich an diesem Abend, sondern man zog nach dem königlichen Theather, um in dem vollgedrängten Saale zum Erstenmale Madame Dorbino zu hören. Verschmachtend vor Wärme und Entzücken, stellten sich die Herren, während die Damen aufspazierten und ihre Plätze einnahmen, gruppenweise vor dem Hause auf und weideten ihre Augen, bis die Vorstellung begann.

Im Vorsaal auf dem Jakobsmarkt finden wir etliche junge Männer, von denen einer sich durch sein freies und offenes Auftreten auszeichnet. Die mit absichtlicher Nachlässigkeit geschlungene Halsbinde, die herabgeschlagenen Vatermörder, der üppige Backenbart und die Munterkeit seiner ganzen Erscheinung gaben zu erkennen, daß er seine Zeit und sein Leben nicht an die Lumpereien verschwendet hatte, womit Garnisonsoffiziere sich zu zerstreuen pflegen.

„Nun, lieber Aberney", sagte einer der Herren aus der Gruppe, ein hochaufgeschossener, kerzengerader und wohlausgestopfter Gardelieutenant, „das ist etwas Seltenes, daß man Dich zu sehen bekommt. Du bist ja, als wenn Du gar nicht vorhanden wärest."

„Er ist auch nicht vorhanden", versetzte ein anderer, „denn er ist verliebt, der Unglücksvogel".

„Bin ich verliebt?" fragte Tage, und erröthete wieder seinen Willen.

„Du glaubst vielleicht, daß man es nicht erfahren habe, weil Du Dich in den letzten Wochen zurückgezogen hast und wie ein Eremit lebst; aber Du täuschest Dich. Wir wissen Alle, daß Du verliebt bist in . . ."

„Canitz", unterbrach einer der Herren und grüßte diesen, der ganz hastig vorbeiging.

Er ist heute Abend auch hier. Der Name Dorbino hat selbst die Todten ins Leben zurückgerufen."

„Hat einer von euch sie gesehen?" fragte Tage. Der Anblick Lothars hatte bereits seine Galle erweckt.

„Ja, ich sah sie heute Früh spazieren fahren", antwortete ein kleiner schlanker Herr. Der französische Legationssekretär zeigte sie mir."

Der kleine Herr rühmte sich immer mit seinen diplomatischen Bekanntschaften, und hatte stets mehr als Andere gesehen und gehört.

„Nun, wie sieht sie aus?" fragte man rings umher.

„So so, sie ist nicht nach meinem Geschmack, sie ist etwas zu dick und hat Augen, die gar zu deutlich ihre französische Abkunft verrathen."

„Sie gilt für außerordentlich schön."

„Wie gesagt, etwas zu dick. Im Uebrigen kennen Sie meinen Geschmack; ich liebe feine und edle Züge. Ich bin, was das Aeußere betrifft, Aristokrat."

„Wie Schade, daß Du kein von vor Deinem Namen führst, mein guter Berglaub!" sagte der Gardeoffizier. Die Andern lachten.

„Jetzt ist es Zeit, hineinzugehen", meinte Aberney. Die Herren begaben sich nach dem obern Amphietheater, wo sie ihre Plätze einnahmen.

Tage spähte mit seinem Opernglas nach Lothar umher; aber er ließ sich nicht blicken.

Die Ouverture wurde gespielt. Der Vorhang ging in die Höhe, und man schenkte dem ersten Act möglichst wenig Aufmerksamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Beschlüsse der Altkatholiken-Versammlung in Köln.

(Fortsetzung)

B. Antrag betreffend die Rechte der Alt-Katholiken.

In Erwägung u. s. w. beschließt der Congreß: Er vertraut und erwartet, daß die hohen Regierungen der deutschen, österreichischen Staaten, so wie der Schweiz, zu der schwebenden kirchlichen Frage eine feste und klare Stellung nehmen, demgemäß nicht nur an der in amt-

lichen Erlassen ausgesprochenen Erklarung: „daß den vatikanischen Dekreten vom 18. Juli 1870 keinerlei rechtliche Wirksamkeit beizulegen sei", festhalten, sondern auch der dieser Erklärung zu Grunde liegenden Unterscheidung, zwischen der staatsrechtlich und historisch begründeten, als solcher von den Staaten anerkannten katholischen Kirche auf der einen, und der durch jene Dekrete konstituirten, jeder dogmatischen und geschichtlichen Begründung entbehrenden ultramontan-römischen Kirche auf der andern Seite dadurch praktische Verwirklichung geben werde, daß sie: A. die an der alten katholischen Kirche festhaltenden, die vatikanischen Dekrete als eine Neuerung verwerfenden Katholiken als Glieder der staatlich anerkannten Kirche ansehen und als solche schützen: B. dagegen die der vatikanischen Neuerung zugethanen Bischöfe und deren Organe jeder Jurisdiction über die Altkatholiken, welche in den vatikanischen Dekreten ohnehin als nicht zur neukatholischen Sekte gehörig erklärt werden, entbehrend erachten; daß sie in nothwendiger Consequenz beider Sätze:

I. Die von den Altkatholiken auf Grund einer von dem Congresse aufzustellender Wahlordnung zu wählenden Bischöfe nach erfolgter Consecration als Bischöfe der katholischen Kirche anerkennen und demgemäß 1) dieselben mit denselben Befugnissen über die altkatholischen Gemeinden ausgestattet ansehen, welche nach dem geltenden Rechte den katholischen Bischöfen zustehen, 2) den also gewählten Bischöfen eine Staatsdotation zu gewähren; 3) die altkatholischen Priester als befähigt zur Anstellung auf Staats-Patronatspfründen und Staatsanstalten ansehen; 4) vorerst auch einen etwa in einem anderen Staate residirenden altkatholischen Bischof als zur Ausübung der Jurisdiction legitimirt erachten; 5) von dem zu wählenden Bischof den Eid der Treue entgegennehmen, sodann ferner anerkennen werden:

II. Die von den altkatholischen Gemeinden gewählten Pfarrer sind als Pfarrer zu erachten und zur Vornahme aller Acte mit staatlicher Wirkung befugt, denen das Staatsgesetz civile Wirkungen beilegt, insbesondere zur Trauung und Führung von Civilstandsregistern nach dem Herkommen, beziehungsweise nach den staatsgesetzlichen Normen.

III. Die altkatholischen Gemeinden sind als solche auf Grund der Anerkennung der katholischen Kirche im Staate, ohne daß es einer besonderen Verleihung der Corporationsrechte bedarf, juristische Personen, die zur Ausübung jener Rechte legitimirten Subjekte, welche das Staatsgesetz den Kirchengemeinden einräumt, oder welche ihnen nach dem Kirchenrechte zustehen.

IV. Die Altkatholiken haben keine Verpflichtung, für die kirchlichen Zwecke der Neukatholiken Beiträge zu leisten.

V. Die Altkatholiken haben das unbedingte Recht, den Mitgebrauch aller dem katholischen Gottesdienste gewidmeten Kirchen zu verlangen, da dieselben dem katholischen Gottesdienst gewidmet sind, mag man als Eigenthümerin die Kirche selbst annehmen oder die sogenannte Zweckvermögenstheorie haben, oder nach dem Landesrecht der Kirchengemeinde Eigenthümerin sein, weil der Abfall der Einen die Anderen ihres Rechtes nicht berauben kann.

VI. Die Altkatholiken behalten alle Rechte an dem sonstigen Stiftungsgute, Pfründen, Schulstiftungen u. s. w.

VII. Die Altkatholiken haben den Anspruch behalten, die für katholische Cultus- und Unterrichtszwecke budgetmäßig gewährten Summen zu verlangen.

VIII. Zur Durchführung der Punkte V. bis VII. wird der Staat in's Einvernehmen treten mit dem für jedes Land einzusetzenden altkatholischen Centralcomite.

Ein Zusatzantrag Reuthner's aus Kaiserslautern auf Staatsdotation der altkatholischen Pfarrer wird angenommen, ebenso eine von Petri und Friedrich beantragte Erklärung:

„Die allgemeine Einführung der obligatorischen Civilehe und die Uebertragung der Führung der Civilstandsregister an bürgerliche Beamte erklärt der Congreß für dringend nothwendig."

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 89.** Mittwoch, 9. October **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In dem rechten Ochsenauge auf der ersten Reihe saß ein älterer Herr. Er stand noch im kräftigen Mannesalter. Er hatte sich so gut wie möglich in die Ecke zurückgezogen, offenbar, um sehen und hören zu können, ohne selbst gesehen zu werden. Im linken Ochsenauge der ersten Reihe finden wir Lothar. Er kehrte dem Publikum den Rücken zu, so daß er vom Saale aus nicht bemerkt werden konnte.

Während des ersten Zwischenactes äußerte einer der Herren aus Aberneys Gesellschaft:

„Sieh da, in der ersten Reihe haben wir die Gräfin Reinstein. Nun, Aberney, wirst Du Deinen Gegenstand nicht begrüßen?

Tages Blick richtete sich auf die erste Reihe, wo Natalia in einer Toilette saß, die den ausgesuchtesten Geschmack mit Einfachheit verband. Er verbeugte sich. Die Gräfin beantwortete lächelnd den Gruß, und sogleich flüsterte der Gardelieutenant:

„Du beneidenswerther Sterblicher, der Du Dich rühmen kannst, ein Lächeln von ihr erhalten zu haben! Ich bin noch nicht so glücklich gewesen einen Blick zu bekommen."

Der zweite Akt begann. Als der Vorhang in die Höhe ging, hätte Tage beinahe einen Ausruf gethan. Unwillkürlich griff er in den Arm seines Nachbars und preßte ihn zwischen seinen starken Fingern.

„Ich sehe schon von selbst, daß sie schön ist; Du brauchst mich nicht so handgreiflich darauf aufmerksam zu machen", flüsterte der Nachbar ungeduldig.

Die Arie der Agatha begann. Alle Augen hingen an den Zügen der Sängerin, jedes Ohr war von ihren Tönen gefesselt. Es gab jedoch drei Personen, die bei ihrem Anblick so stark erschüttert wurden, daß sie nicht einmal den Anfang der schönen Arie hörten.

Der ältere Herr im rechten Ochsenauge murmelte, während er mit der Hand über seine Stirne fuhr:

„In dieses Rabennest also hat sich die schneeweiße Taube verirrt! Armes Kind, mußte ich Dich so wieder finden;

„O mein Gott, also hier sollte ich sie wieder sehen?" dachte Tage und stierte mit wilden Blicken die Erscheinung an.

„Das ist sie — und zwar schöner als je!" flüsterte Lothar. „Auf dem Theater sollte ich also den Abgott meines Herzens finden .... Das ist entsetzlich." Er lehnte den Kopf zurück, als hätte der Schmerz ihn vernichtet. — „Herr des Schicksals, Du bist streng, daß Du mich nicht einmal das schöne und keusche Traumbild behalten ließest; jetzt erst ist sie todt für mich. Welches höllische Spiel gedachte das Schicksal mit meiner menschlichen Schwachheit zu treiben, daß es mir dieses schöne Denkmal von ihr in den Weg warf; Ihr äußeres Bild habe ich vor Augen, aber von diesem Herzen von Unschuld, Güte, Liebe und Grausamkeit, das einst Alles für mich gewesen, kann ich Nichts verspüren."

Wie nahte mir der Schlummer
Bevor ich ihn gesehn!

sang Madame Dorbino.

In den Frühlingstagen seiner aufkeimenden Liebe hatte Lothar Schuldfried niemals singen gehört. Nur ein einziges Mal vorher hatten Thöne ihrer Stimme sein Ohr getroffen, und damals hatte die Stimme des Kindes ihn so bezaubert, daß er sie zwingen wollte, das Liedchen zu singen. Was dann erfolgte, wissen wir. Jetzt strömte diese Stimme so warm, so glühend, so wunderbar zu seinem Herzen, und dennoch füllte sich dieses nur mit Bitterkeit. Diese Töne, die seinem Gemüth hätten schmeicheln müssen, erweckten nur seine düstern und leidenschaftlichen Gefühle. Lothar kam sich vor, als ob er schlechter würde, so lang er auf den Gesang lauschte. Es war,

als hätte er beim Anblick der Sängerin den Glauben an das Gute, Reine und Edle verloren.

Lothars Blick hing fest an ihren Zügen, aber noch hatte sie den ihrigen nicht zu ihm erhoben. Das Publikum schien für sie gar nicht vorhanden zu sein. Sie schien die Hunderte von Augen, die auf sie gerichtet waren, von Ohren, die ihr entgegenlauschten, vergessen zu haben. Ihre Seele war im Gesang und der Gesang wurde auch ein Spiegelbild ihrer Seele. Das war die echte Künstlerin, nicht die nach dem Beifall jagende Actrice. Jene Nebeninteressen, die das eifrige Suchen nach Effekt und Bewunderung hervorrufen, kamen bei Madame Dorbino nicht ein einziges Mal zum Vorschein.

Die erste Arie war vorüber, der Applaus und das Bravogeschrei wollte kein Ende nehmen. Endlich verstummte der Beifallssturm; Max trat ein.

Just in diesem Augenblick schaute Madame Dorbino zur ersten Reihe hinauf. Sie fuhr zusammen und schloß ihre Augen, als hätte ein Blitz sie geblendet. Ein heftiges Zittern fuhr durch ihren Körper und sie vergaß, in den Gesang einzufallen. Sie erholte sich jedoch und verständigte sich mit dem Kapellmeister durch ein Zeichen. Sang sie das Folgende eben so gut? Wirklich eben so gut? Wir müssen antworten — nein; aber das Publikum bemerkte die Unsicherheit in der Stimme, die Ungleichheit im Vortrage nicht; es hatte sich einmal vom Schwindel des Entzückens ergreifen lassen, und dieser gebot der kalten Vernunft Stillschweigen. Applaus und Hervorrufe folgten nach dem Schluß des zweiten Aktes, und als Madame Dorbino bei dem letzteren erschien, machte man seiner Bewunderung durch Geschrei, Gestampfe und Geklatsche Luft. Eine eigenthümliche Art, seinen Beifall zu äußern.

Es gab jedoch drei Personen, die nicht klatschten, stampften oder schrieen. Sie gaben durch keine einzige Geberde zu erkennen, welchen Eindruck der Gesang auf sie machte. Diese drei waren diejenigen, die in Madame Dorbino Schuldfried erkannt hatten.

„Sie hat mich gesehen,“ dachte Lothar; „sie hat seit diesem Wiedererkennen schlecht gesungen. Sie hat also noch ein Gedächtniß für die Vergangenheit. Aber sie ahnt nicht, die ausgezeichnete Sängerin, daß diese Vergangenheit jetzt gleichsam begraben ist, und daß ich von heute Abend an gänzlich verändert bin. Ich weiß jetzt, daß Schuldfried sich nicht mehr von mir finden lassen wird.“

Im weitern Verlauf des Stückes richtete Madame Dorbino nicht ein einziges Mal mehr ihre Blicke auf Lothar. Sie sang, sang so, daß der Saal von Jubel erscholl, aber sie sang mit todtenblassen Wangen. Die Vorstellung war vorüber, der Vorhang fiel; aber das Publikum wollte die schöne Sängerin noch einmal sehen, ihr noch einmal seine Huldigung schenken, und sie mußte herauskommen. Als sie erschien, um mit einem Kompliment für dieses Wohlwollen zu danken, erhob sie einen scheuen, beinahe bebenden Blick zu Lothar. Er hatte sich aufgerichtet; er betrachtete die gefeierte Sängerin mit einem beinahe höhnischen Lächeln, einem Lächeln voll Bedauerns auf den Lippen. Bei diesem Anblick richtete sich das noch so demüthig gesenkte Haupt empor. Schuldfried machte ein zugleich würdevolles und dankbares Kompliment vor dem Publikum.

Lothar stürzte die Treppe hinab, an Bekannten und Unbekannten vorbei, rief seinen Kutscher und ließ sich nach dem Schiffsholm führen, wo er wohnte.

Am folgenden Tag waren die Zeitungen voll von den größten Lobpreisungen, sowohl in Bezug auf den Gesang, als auf das Spiel und die äußere Erscheinung der Künstlerin.

Während man in Cafes, Schweizereien, Wirthshäusern auf der Nordbrücke und dem Gustav-Adolphs Markt, in Privat- und öffentlichen Gesellschaften von nichts Anderm als der gestrigen Vorstellung spricht, wollen wir bei dem Gegenstand all dieser Theilnahme einen Besuch machen.

Schon am Ende März hatte die Gräfin Reinstein ein elegantes Quartier in ihrem Haus, eine Treppe höher als sie selbst wohnte, herrichten und in Ordnung bringen lassen. Wer es beziehen sollte, das hatte sie geheim gehalten, bis Madame Dorbino kam, sich da einquartierte und dadurch neuen Stoff zu Muthmaßungen gab. Die Besserunterrichteten wußten überdieß, daß die Gräfin für die gefeierte Sängerin eine Sommerwohnung in der

Nähe ihrer eigenen Villa im Thiergarten gemiethet hatte. Beabsichtigte die schöne Französin längere Zeit in Schweden verweilen, oder was war die Ursache dieser Anordnung? Diese Fragen hörte man allenthalben aufstellen. Wir gedenken die Neugierigen nicht zum Voraus aufzuklären, sondern statt dessen einen Besuch bei Madame Dorbino abzustatten.

Es ist der Morgen nach ihrem ersten Auftreten. Sie sitzt in einem allerliebsten kleinen Kabinet, das mit Blumen angefüllt und von den klaren, freundlichen Strahlen der Maisonne beglänzt ist.

Betrachten wir das junge Weib einen Augenblick. Als wir sie das Letztemal sahen, war sie ein siebenzehnjähriges Mädchen, ein Kind, unbekannt mit dem Leben, seinen Lasten und Leiden, seinen Bekümmernissen, seinen Kabalen und verführerischen Freuden. Jetzt waren sechs Jahre vergangen. Aus dem sorglosen Kinde war ein Weib geworden. Aus der natürlichen Landdirne, die kein anderes Gesetz für ihr Benehmen fand, als ihre augenblicklichen Eingebungen, die nicht wußte, was das Wort Verstellung bedeutete, war eine ausgezeichnete Sängerin und eine gleich ausgezeichnete Schauspielerin geworden. Sie hatte sich aus einem unbefangenen Naturkind in eine Person verwandelt, die im höchsten Grad in der Verstellung heimisch war. Sie, die mit siebzehn Jahren nur Ektorp und seine Umgebung gekannt, keine andern Menschen gesehen, als diejenigen, die sich in der kleinen Bezirkskirche versammelten, sie hatte jetzt diese sechs verflossenen Jahre in den größten Hauptstädten der Welt, auf den vornehmsten Theatern Europas, umgeben von den größten Kabalen und den leichtsinnigsten Sitten, zugebracht. Welche Veränderungen mußten nicht in ihrem Innern vorgegangen sein!

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Beschlüsse der Altkatholiken-Versammlung in Köln.

(Schluß.)

Ferner ein Antrag von Schmidt:

„Den altkatholischen Gemeinden zu empfehlen, die Wiedererlangung des Besitzes des katholischen Kirchen- und Stiftungsvermögens im Wege des Prozesses anzustreben.“

Die übrigen Anträge, betreffend „die Organisation der katholischen Reformbewegung und die Agitation für dieselbe“ konnten wegen vorgerückter Zeit nicht mehr erledigt werden und wurde daher die Beschlußfassung auf eine am Sonntag stattzuhabende weitere Sitzung der Delegirten verschoben.

In dieser weiteren Sitzung am Sonntag, 22. Sept., Vormittags 11 Uhr, wurden die Anträge, betreffend „die Organisation der katholischen Reformbewegung und die Agitation für dieselbe“ in folgender Fassung des Entwurfs angenommen:

1. Organisation der katholischen Reformbewegung wird von der Bildung mehrer Central-Comites, wie sie auf dem Münchener Congresse vorgeschlagen worden, abgesehen und unbeschadet der Wirksamkeit der bisher bestehenden Central-Comites, die Durchführung der Organisation einem leitenden Ausschuß übertragen, welcher seinen Sitz in Köln hat. Dieser Ausschuß soll aus zwölf Personen bestehen, wovon mindestens drei in Köln wohnhaft sein müssen. Dieselben werden vom jedesmaligen Kongresse gewählt und haben das Recht unbeschränkter Cooptation. Der Ausschuß ernennt aus seiner Mitte den Vorsitzenden und einen besoldeten Geschäftsführer, und gibt sich überhaupt seine Geschäftsordnung, soweit dieselbe nicht durch nachstehende Bestimmungen vorgezeichnet ist, selbstständig. 2. An denjenigen Orten, wo Gesinnungsgenossen vorhanden sind, ernennt der leitende Ausschuß auf deren Vorschlag aus ihrer Mitte eine geeignete Persönlichkeit, welche als Vertrauensmann des leitenden Ausschusses zu fungiren bereit ist. Diese Vertrauensmänner stellen sich gleich nach ihrer Wahl zur Verfügung des Ausschusses und statten demselben gleichzeitig Bericht ab über die Zahl der Mitglieder an den einzelnen Orten, die seitherige Thätigkeit derselben, so wie über den Stand und die Aussichten der Bewegung an ihrem Orte. 3. Der leitende Ausschuß macht sich zur Aufgabe, den Vereins-Mitgliedern durch Vermittelung der Vertrauensmänner mit Rath und That beizustehen Zu diesem Zwecke wird er dieselben periodisch zur Berichterstattung, unter Angabe der Punkte, über welche er informirt zu werden wünscht,

auffordern und dieselben auf wichtige Vorkommnisse im Gebiete der Reformbewegung, namentlich auf deren eventuelle praktische Bedeutung besonders aufmerksam machen, Andererseits werden die Vertrauensmänner den Ausschuß von außergewöhnlichen, auf die Bewegung an ihrem Orte direkt oder indirekt sich beziehenden Vorkommnissen sofort in Kenntniß setzen und sich in wichtigen Fällen den Rath des Ausschusses erfragen. 4. Alsbald nach erfolgter Anmeldung der Vertrauensmänner wird der Ausschuß denselben ein Verzeichniß der beigetretenen Mitglieder unter Angabe der Vertrauensmänner einsenden. Ein jeder von diesen sucht nach Möglichkeit an den nicht beigetretenen Orten, an welchen sich Altkatholiken befinden, letztere zum Eintritte in den allgemeinen Verband zu bestimmen und eine geeignete Persönlichkeit unter ihnen als Vertrauensmann zu gewinnen. An denjenigen Orten, wo nicht mehr als zwölf Vereinsmitglieder vorhanden sind, sollen dieselben dem nächstliegenden Orte zugetheilt werden. 5. Zur Deckung der Kosten dieser Organisation so wie Behufs Ansammlung eines für Verwirklichung der Vereinszwecke nöthigen Fonds übernehmen die Vertrauensmänner die Aufgabe, an ihrem Orte, so wie an den ihnen zugetheilten Orten Subskriptionslisten zu jährlichen oder halbjährlichen Geldbeiträgen in Circulation zu setzen. Die gezeichneten Beträge sind sofort zahlbar und an den Ausschuß abzuführen. Etwaige Spesen können an den einkassirten Geldern gleich abgehalten werden. Die Subskriptionslisten sind auch Nichtkatholiken, sofern sie Freunde der Bewegung sind, vorzulegen. 6. Als wirksamstes Mittel einer dauernden Organisation wird die Gemeindebildung anerkannt, und der Ausschuß betrachtet es als seine wesentliche Aufgabe, die Gemeindebildung an denjenigen Orten, wo die Verhältnisse dazu angethan sind, nach Kräften zu fördern. 7. Einmal in jedem Jahre, in der Regel auf dem Congresse, hat der leitende Ausschuß Rechenschaftsbericht und Rechnungsablage zu ertheilen.

Zu dem ersten Punkte wurde noch ein Zusatz angenommen, wonach die Bildung eines Centralcomites in München für Süddeutschland und in Köln für Norddeutschland erfolgen soll.

II. Agitation. 1. Als Agitationsmittel dient zunächst die Presse. Der leitende Ausschuß wird daher durch seine Vertrauensmänner für die Verbreitung des „Deutschen Merkur," des Königsberger „Katholik" und anderer altkatholisch-publicistischer Organe Sorge tragen, große politische Zeitungen zur Aufnahme regelmäßiger Correspondenzartikel über die katholische Reformbewegung zu bestimmen und von Zeit zu Zeit wichtige Fragen in Flug- und Kreisblättern in populärer Weise zur Sprache bringen. Die Flugblätter sind durch die Vertrauensmänner zu vertreiben und in wichtigen Fällen in so großer Zahl zu beschaffen, daß ein beträchtlicher Theil auch an Neukatholiken vertheilt werden kann. 2. Ein nicht minder vorzügliches Agitationsmittel sind Vorträge über die katholische Reformbewegung. Wo für einen Ort Vorträge gewünscht werden, ist dem Ausschuß davon Mittheilung zu machen. Dieser vermittelt die Unterhandlungen mit den Rednern und sucht zu bewirken, daß letztere auf einer Reise mehrere Orte zu Abhaltung von Vorträgen besuchen können. 3. Die Honorare für den Geschäftsführer und für literarische Kräfte, sowie die Kosten für Flugblätter, Insertionen rc. einschließlich der Bureaukosten werden aus der Centralkasse bestritten. Dagegen werden die Kosten der Vorträge von denjenigen Mitgliedern getragen, an deren Orten die Vorträge gehalten werden; ausgenommen sind die Kosten solcher Vorträge, welche der Ausschuß in unbemittelten Gegenden im Interesse der Bewegung veranstaltet.

In den am Samstag und Sonntag Nachmittag jeweils um 4 Uhr abgehaltenen öffentlichen Sitzungen wurden diese Beschlüsse von der Versammlung in der vorstehenden Fassung angenommen beziehungsweise gebilligt.

## Verschiedenes.

(Die Zersetzung von Kleister) aller Art wird verhindert, indem man denselben etwas Karbolsäure zusetzt. Wenige Tropfen Karbolsäure genügen ebenfalls, um zu verhüten, daß die Tinte schimmelt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 90. Sonntag, 13. October 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Betrachtet sie, wie sie jetzt in dem schneeweisen Morgenkleide dasitzt, die üppigen Flechten einfach geordnet, ganz wie zur Zeit, wo sie noch ein junges Mädchen war. Man wäre versucht zu glauben, die Zeit habe still gestanden, und man habe Schuldfried von Ekstorp vor sich. Die Theaterschminke hatte diese schöne reine Farbe noch nicht anzugreifen vermocht. Die Schmeichelei hatte, wie es schien, dieses Gepräge kindlicher Unschuld, das einst ihre Züge gekennzeichnet, noch nicht verwischen, diesem offenen und reinen Blick nichts von der übermüthigen Sicherheit geben können, die häufig eine Folge davon ist. Die einzige merkliche Veränderung in Schuldfrieds äußerer Erscheinung war, daß ihre Gestalt eine größere Entwicklung der Formen erhalten hatte, und daß über ihren Zügen mehr Nachdenklichkeit ausgebreitet lag, als in den sorglosen Jugendjahren.

Vor ihr auf dem Tisch lagen die Zeitungen, sämmtlich voll von Lobpreisungen auf sie; eben so eine Masse unerbrochener und parfümirter Bilete. Nicht einen einzigen Blick widmete sie den letztern. Sie saß in Gedanken versunken und hielt in der Hand einen vor Alter vergilbten und durch vieles Lesen abgenützten Brief, der mehr einem Bruchstück, als einem Schreiben glich. Ihre Blicke ruhten auf den gebleichten Buchstaben. Was war das für ein Brief? Derjenige, welchen Lothar nach ihrem Besuch auf Kronbrück ihr geschrieben hatte.

„So habe ich denn den Augenblick des Wiedersehens durchlebt,“ dachte Schuldfried. „Ich habe also endlich dieses Ziel erreicht, nach dem ich gestrebt hatte, nämlich nur noch ein Einzigesmal diesen Augen zu begegnen, sie nur noch ein Einzigesmal auf mich geheftet zu sehen; aber, o Gott, mit welchem Ausdruck!“ — Schuldfried drückte die Hand über die Augen. „Nicht so dachte ich mir unser Wiedersehen; und gleichwohl hätte sein Nichterscheinen bei dem Rendezvous in Neapel mir sagen müssen, daß ich aufgehört habe, Etwas für ihn zu sein. Es war entsetzlich bitter, seinem Blick voll Hohn und Mitleid zu begegnen. Ach, ich hatte geträumt, daß er mir liebevoll entgegen blicken würde.“ Schuldfried drückte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit den Brief an ihre Lippen und an ihr Herz, während sie in Gedanken fortfuhr: „O ich wahnwitziges Kind, ich besaß einmal dieses Herz und warf es wie ein unwürdiges Spielzeug von mir. Wie war es möglich, diesen Brief nicht zu verstehen, worin jedes Wort Hochsinnigkeit athmet! — Schwer habe ich mich gegen den Freund meines Herzens vergangen. Werde ich es je sühnen können? — Sühnen? — Will er auch nur ein Sühnopfer von mir haben? — Nein, nein, Schuldfried hat er vergessen und für Madame Dorbino hegt er nur Verachtung. Was waren mir all die Beifallsrufe, all die Huldigungen, die man mir widmete, wenn er nur Hohn auf den Lippen hatte?“ Schuldfried sprang auf und stellte sich vor den Spiegel, indem sie in Gedanken fortfuhr: „In allen Sprachen hat man mir gesagt, daß ich schön sei.“ Sie faltete ihre Hände: „O Vater da oben! Wenn es so ist, so mach mich in seinen Augen schön; laß mich noch ein Einzigesmal Liebe und Verzeihung in seinem Blick lesen, dann mag die ganze Welt mich verstoßen, und ich werde im nächsten Augenblick zu seinen Füßen sterben.“

Hier wurde sie durch eine Dienerin von mittlerem Alter unterbrochen, die herein kam; eine Art Mittelding von Mamsell und Dienstbote, mit einem echt französischen Aussehen, lebhaften, braunen Augen, schwarzen Haaren und etwas dunkler Farbe; klein von Wuchs,

mit jener Leichtigkeit der Bewegungen, welche den Französinnen so eigenthümlich ist.

„Ich empfange Niemand, antwortete Schuldfried.

„Ich sagte ihm dieß, Madame, aber da bat er mich, Ihnen diese Karte zu übergeben.“

Schuldfried streckte die Hand aus, aber kaum hatte sie die Augen darauf geworfen, als sie einen Ruf erhob und hinauseilte.

In dem kleinen Speisesaal stand derselbe Herr von mittleren Jahren, der am Abend zuvor in dem rechten Ochsenauge gesessen, mit gekreuzten Armen da und hielt seinen Blick auf die Thüre gerichtet, durch welche die Dienerin verschwunden war. Plötzlich flog die Thüre auf und Schuldfried eilte auf ihn zu, blieb aber wie bebend halbwegs stehen, als fürchtete sie sich, der ersten Regung ihres Herzens zu folgen. Beim Anblick dieser Zögerung sagte er:

„Wie auch das Leben sich gestalten mag, so bin und bleibe ich immer Dein Freund mein Kind; bedenke, daß ich dieß schon einmal gesagt habe.“ Dann streckte er ihr die Arme entgegen. Schuldfried warf sich an den offenen Busen und rief unter Thränen:

„Mein Freund, mein guter geliebter Freund!“ Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und flüsterte: „Wie glücklich fühle ich mich in diesem Augenblick!“

Die Thränen stürzten über Schuldfrieds Wangen, Aberney drückte sie fest an seine Brust und stammelte:

„Undankbares Kind, wie konntest Du je den Bruder Deines Vaters verlassen und ihn so lange in Unkenntniß über Dein Schicksal erhalten!“

„Meines Vaters Bruder!“ stammelte Schuldfried und drückte ihr Gesicht an seine Brust; „Du weißt es und stößest mich nicht von Dir!“

„Schuldfried ich wußte es ja lange, ehe wir uns trennten,“ antwortete Aberney und fuhr kosend über das schöne Gesicht.

„Und ich entfloh, entfloh weil man mir gesagt hatte, daß du von Harms Tochter nichts sehen und hören wollest. Onkel, Onkel, welche Jahre bittern Leidens sind nicht aus dieser Ueberzeugung erwachsen!“

Nach den ersten Ausbrüchen der Freude, dem ersten Austausch gegenseitiger Fragen und Antworten legten sich die wallenden Gefühle, welche das Wiedersehen hervorrief, und nun folgte eine ruhigere Berichterstattung über das Vorgefallene, die Motive, welche Schuldfried in ihrem Benehmen geleitet ꝛc. Mit derselben einfachen und unverstellten Aufrichtigkeit, welche sie als junges Mädchen ausgezeichnet hatte, erzählte sie Aberney von der entschwundenen Zeit. Sie sprach mit Rührung von der Vergangenheit und von demjenigen, was sich auf ihre Mutter bezog, ging aber, ganz leicht über all die bittern Prüfungen hinweg, denen sie selbst unterworfen gewesen. — Wir wollen den Ereignissen nicht dadurch vorgreifen, daß wir ihre Erzählung mittheilen. Wir wollen später, bei einer wichtigen Gelegenheit, darauf zu sprechen kommen.

Als die Essenszeit kam, erhob sich Aberney, um zu gehen, aber Schuldfried ergriff seine Hand und sagte mit einem bezaubernden Lächeln:

„Willst Du mich schon verlassen, Onkel? Könntest Du Schuldfried nicht diesen Tag schenken?“

„Kind, diesen und alle meine Tage möchte ich Dir gerne schenken; aber was hälfe ich jetzt der gefeierten Sängerin?“ Diese letzten Worte sprach Aberney mit einem Anstrich von Bitterkeit.

Während der ganzen Erzählung Schuldfrieds hatte er stille dagesessen, ohne durch die mindeste Geberde oder Miene seinen Beifall oder seine Mißbilligung ihres Benehmens zu erkennen zu geben. Als sie von den Motiven sprach, welche sie veranlaßt hatten, Sängerin zu werden, lehnte Aberney bloß seinen Kopf in seine Hand und seufzte. Gleichwohl lag in dieser Bewegung Etwas, das ihr sagte, daß er diesen Schritt nicht billige. Jetzt sprach er es sogar offen aus.

„Onkel, wenn Du so denkst, warum suchtest Du mich auf?“

„Ich wollte Dich wieder sehen. — Ich wollte wissen, warum Du entflohen bist, ohne mir einen Grund für Dein Benehmen anzugeben, und warum Du mich so viele Jahre lang in Unkenntniß über Dein Schicksal ließest. Kurz und gut, ich wollte wissen, was aus diesem bezaubernden Kinde geworden ist, das ich einst lieber hatte, als alles Andere hier auf Erden. Hätte die Welt sie zerstört so ...“

„So hättest Du sie nicht als Deine Nichte anerkannt,“ flüsterte Schuldfried.

Des Professors Stirne verdüsterte sich. Er sah Schuldfried mit einem strengen Blick an, und sagte:

„Meine Nichte ist jetzt Schauspielerin. Was weiß ich von Madame Dorbino? Ich kenne die Sitten der ausgezeichneten Sängerin nicht. Ich weiß wohl, daß sie Jahre ihres Lebens auf den Theaterbrettern zugebracht hat. Dachtest Du damals keinen Augenblick an die zweideutige Stellung, in welche Du kamst indem Du . . .“

„Indem ich Künstlerin wurde?“ fiel Schuldfried ernst ein. „Onkel,“ fügte sie mit Wärme hinzu, „ich dachte blos daran, daß die Kunst mich mit einem Leben versöhnen könne, das durch fremde Schuld bitter geworden. Ich fühlte, daß ich zur Künstlerin geboren war, daß ich nur meinem Beruf folgte, indem ich wurde, was ich jetzt bin. Ein so aufgeklärter und vorurtheilsfreier Mann, wie Du, Onkel, kann die Schauspielerlaufbahn nicht als verächtlich bezeichnen wollen. Das Poetischste, was Du gedacht, das Schönste, was Du komponirt hast, wäre ja ein todter Buchstabe geblieben, wenn nicht der Sänger und Schauspieler ihm Leben gegeben hätte. Das Theater ist nicht, was demoralisirt und erniedrigt; denn überall in der Welt kann ich ein ehrenhafter Mensch bleiben, wenn ich nur selbst es bleiben will. Liebe ich die Kunst, das Schöne in ihr, und widmete ich mich ausschließlich der edlen Aufgabe, mich wahr und treu in alles Hohe und Erhabene einzuleben, was ich als Künstler vorstellen kann, dann, Onkel, trenne ich auch Gedanken und Gemüth von Allem, was gemein und erniedrigend ist.“

„Das ist unmöglich, wenn man sein Leben in der unreinen Athmosphäre der Theaterluft, umgeben von Intriguen und Leichtsinn, zubringt, mit Unwahrheit und Verstellung als Beruf.“

„Onkel,“ rief Schuldfried mit glühenden Wangen, „wo im Leben entgehen wir dem? Nirgends. Ob wir Schauspieler auf dem Welttheater oder auf der Theaterscene sind, so werden wir immer vom Bösen heimgesucht oder angesteckt. Es kommt auf uns selbst an, wie viel davon uns anklebt. Das Theaterleben hat seine Nachtseiten, ich weiß es; aber wenn ich mit einem für die Kunst entflammten Herzen nur sie liebe, so sehe ich alles Schlechte, was mich umgibt, nicht. Ich brauche mich nicht in die Mysterien der Koulissen einweihen zu lassen; die sind mir gleichgiltig, sie gehören nicht zu meiner Künstlerlaufbahn, und was diese nicht berührt, das ist für eine wahre Künstlerseele nicht vorhanden. Du sagst, unser Beruf sei Verstellung und Unwahrheit. Nein, Onkel, für den Künstler nicht Für ihn ist das Bild, das er darstellen soll, ein Theil seiner selbst. Er wird von der Idee des Verfassers ergriffen und die Worte des Dichters erhalten Leben und Form. Der Schauspieler der sich die Verstellung zur Aufgabe macht, ist ein Künstler und wird nie etwas anderes als ein Zerrbild von der Idee des Verfassers darstellen. Er wird nie die Kraft besitzen, das Publikum hinzureißen. Wenn dieß für den dramatischen Künstler gilt, so gilt es noch mehr für den lyrischen. Onkel“ — Schuldfried ergriff seine Hand und fuhr mit wirklicher Begeisterung fort — „bedarf es der Unwahrheit und Verstellung, um in den Charakter oder die Gefühle eines Tongemältes versetzt zu werden? — Bedarf es nicht vielmehr Natur und wirkliches Gefühl? — Ach! Ich weiß es, daß ich, wenn ich singe, alles Andere über dem Gesang vergesse. Mein eigenes Ich ist nicht mehr vorhanden, ich lebe und habe mein ganzes Wesen in der Musik. Ich bin ein Echo dessen, was der Kompenist geträumt hat, ich bin ein Theil von ihm, nicht von mir selbst. Als mein Herz unter Sorgen und bittern Prüfungen blutete, als rings umher Nacht war, da wurde es eitel Licht, sobald ich mich auf den Schwingen der Töne über die so bittere Welt erheben durfte. Ich entfloh dann von dieser zu einer bessern. Mir war, als sei ich Gott näher gekommen. Ich dachte da nicht an die Lampen, die Koulissen oder das Publikum.“

Schuldfried verstummte. Sie hatte mit dem Ausdruck von Wahrheit gesprochen, welchen nur derjenige in seiner Stimme niederlegen kann, der seines Herzens heiligste und wärmste Gedanken in Worte kleidet. Auf den Professor machten Schuldfrieds Worte einen lebhaften Eindruck. Er erkannte ihre Richtigkeit; aber noch erhoben sich die Vorurtheile dagegen, daß seine Nichte eine Theatersänge-

rin sein solle. Man wird sich erinnern, daß Aberney der älteren Generation angehörte, und daß die in der Kindheit eingesogenen Vorurtheile sich am längsten erhalten. Er hatte sein ganzes Leben hindurch eine unüberwindliche Antipathie gegen Theaterleute gehabt. Deßhalb schmerzte es ihn, seinen Liebling, die lange vermißte und gesuchte Schuldfried, als ein Mitglied dieser Menschenkaste zu finden, die er nicht ausstehen konnte und von welcher er die schlechtesten Begriffe hegte. Schuldfrieds enthusiastischen Worte stellten zwar den Theaterkünstler in ein ganz anderes Licht als worin Aberney ihn bisher betrachtet hatte; aber deßungeachtet blieb das Vorurtheil noch immer aufrecht und stellte sich dem Eindruck entgegen, welchen das junge Weib hervorgebracht. Er antwortete also:

„Mag auch die von Dir gegebene Schilderung wahr sein, so ist es doch eben so wahr, daß das Theaterleben dem Charakter eine leichtsinnige Richtung gibt. Die Freiheit im Reden und Benehmen, die zwischen den Schauspielern vorherrscht, die Schmeicheleien, die man an das Talent verschwendet — Alles trägt unwillkürlich dazu bei, das Herz zu verderben und den Samen böser unmoralischer Grundsätze auszustreuen."

Schuldfried legte ihre Hände auf Aberneys Schulter und blickte mit dem ehrlichen und unschuldsvollen Ausdruck eines Kindes zu ihm auf.

„Onkel,„ sagte sie mit tiefem Ernst, „schau mir ins Auge und sag', ob Du glaubst, daß diese auf dem Theater verbrachten Jahre mein Herz verderbt und mich demoralisirt haben? Du mußt in jedem Zuge lesen, daß ich noch dieselbe bin wie bei unserer Trennung, denn die Wahrheit hat ihr unverkennbares Gepräge. Ich war damals ein unwissendes Kind, ohne eine Ahnung, daß ich viel zu sühnen hatte." Ein Ausdruck tiefer Schwermuth glitt über ihre Züge, verschwand aber eben so plötzlich, und mit einem Lächeln das an vergangene Zeiten erinnerte, fügte sie hinzu: „Ach, ich lese in Deinem Blick, daß Du Deine frühere Schuldfried in mir wieder gefunden hast; aber der Unterschied, Du guter, geliebter Onkel, besteht darin, daß sie Dir jetzt nicht mehr aus falschem Stolze davon laufen wird."

Unmöglich ein Vorurtheil festzuhalten, wenn so bezaubernde Lippen einem entgegenlächeln. Der Professor war überwunden. Er hatte sich beinahe mit dem Gedanken versöhnt, eine Sängerin zur Nichte zu haben. Deßungeachtet erhob er sich zum Zweitenmale um zu gehen.

„Willst du nicht mit mir zu Mittag essen, Onkel?" fragte Schuldfried.

„Doch mein Kind, ich möchte wohl; aber als ich in Dein Haus kam, traf ich mit Jemand zusammen, der ebenfalls hieher gehen wollte." Der Professor lächelte. „Ich zwang diesen Jemand nach Hause zurückzugehen und meine Ankunft abzuwarten. Jetzt fürchte ich, daß er ungeduldig wird, im Fall ich länger hier verweile."

Schuldfried erröthete. Sie dachte sich sogleich, daß dieser Jemand Tage war. Sein Name war während des Gesprächs noch nicht genannt worden. Der Gedanke an ihn verursachte ihr ein unangenehmes Gefühl und das Blut strömte in ihre Wangen.

„Du bist doch auf den Nachmittag frei?" fragte der Professor, der wohl die hübsche Farbe bemerkte, die Schuldfried erhielt.

„Ja, den ganzen Tag."

„Nun wohl, dann komme ich wieder und bringe Tage mit. Wenn Du noch dieselbe bist, wie früher, so wird das Wiedersehen Deines einzigen Jugendfreundes Dir gewiß Freude machen."

„Ganz gewiß!" Mehr sagte Schuldfried nicht, aber sie war beklommen. Als der Professor sich entfernte, blieb sie eine lange Weile unbeweglich dasitzen.

„Meine treuen Freunde aus der Kinderzeit, die suchen mich auf; aber er . . . ach, mein Gott, wie konnte ich darauf hoffen? Was bin ich denn für ihn? Und doch, wie liebt er mich so innig! Ist es denkbar, daß diese Liebe todt, oder daß eine andere an ihre Stelle getreten sein kann? Unmöglich!"

(Fortsetzung folgt.)

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 91.** Mittwoch, 16. October **1872.**


## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In einem Häuschen irgendwo auf dem Blasiholm finden wir Professor Aberneys Wohnung. In einem großen, geräumigen Zimmer war Tante Sara beschäftigt, die Bücher in den beiden dort stehenden Schränken abzustäuben. Die kleine, stets rührige Sara war sich vollkommen gleich geblieben. Auch jetzt trug sie ihre weiße feine Haube mit schönen Spitzen und ihre wohlgestärkte Schürze, fleckenlos und glatt als wäre sie so eben aus der Kommode hervorgeholt worden.

Es ist derselbe Morgen, wo Aberney Schuldfried besuchte. Er hatte kaum erst seine Wohnung verlassen, und Sara hatte sich auf die hohe See der Vermuthungen hinausbegeben, wo man immer sicher sein kann, Schiffbruch zu leiden. Während Staubbürste und Staubbesen fleißig arbeiteten, dachte Sara:

„Mit Tage steht es nicht ganz richtig." Jetzt klopfte sie einen großen dicken Papierklumpen von nicht sehr einnehmendem Aeußern. „Ich möchte wissen, was ihm seit gestern Abend in den Kopf geflogen ist. Als er aus dem Theater kam, war er ja ganz wild. Die ganze Nacht ist er auf seinem Zimmer auf und abgegangen. Wollen sehen, ob der Junge nicht mit seinem Herzen verlaufen ist!" Jetzt wurde der alte Pack auf seinen Platz geworfen. „Man hat ja behauptet, er sei in die Gräfin da verliebt, die ihn beständig einladet. Vielleicht war es Etwas, das sich auf sie bezog. Das Allertollste ist jedoch, daß auch Viktor sich ganz kurios geberdete. Der alte Narr kann wenigstens nicht verliebt sein; aber dafür gibt es niemals Sicherheit, denn obschon er ein gesetzter und ernster Mann sein sollte, so sprang er doch davon, um diese ausländische Sängerin zu hören. Zum Henker, wie heißt sie doch? Ich muß in den Zeitungen nachsehen."

Jetzt ging es an Tages Zimmer, das rechts von Sara lag; aber dort bekam Sara die Zeitung vor Abend nicht. Dagegen war ein ganzer Bogen mit dem Worte Sängerin vollgesudelt.

„Siehe da, was habe ich gesagt? Wahrhaftig, der Junge ist von der herumreisenden Sängerin behext. Ich möchte wissen, ob er sich deßwegen in große Gala geworfen hat, weil er sie aufsuchen wollte. Aber wohin hat sich denn Viktor begeben, der doch sonst nie um diese Zeit ausgeht? Sollte Tage vielleicht . . ."

Hier wurde Sara durch ein heftiges Geklingel unterbrochen. Gleich darauf flog die Saalthüre auf und Tage kam herein. Ohne Tante Sara zu bemerken oder zu beachten, ging er in sein Zimmer, schlug heftig die Thüre zu und riegelte.

„Was in aller Welt ist an dem Jungen?" brummte Sara. „Ich habe ihn in meinem Leben nie so gesehen; ohne Gruß an mir vorbei zu gehen, das ist wahrlich allzu stark." Jetzt schüttelte Sara den Besen zum offenen Fenster hinaus.

Wiederum klingelte es. Nach einigen Minuten kam eine Dienerin und sagte:

„Frau F. will das Fräulein besuchen."

„Bitte sie hereinzutreten," lautete die Antwort.

Der Staubbesen erhielt seinen Platz an einem Messinghaken neben dem Ofen, die Schürze wurde geglättet und der Bücherschrank verschlossen, so daß, als Frau F. entrat, keine Spur von Tante Saras Abstäubungswuth mehr übrig war, die immer ausbrach, wenn Aberney nicht um den Weg war.

„Guten Tag, meine liebe Sara," begann die würdige Frau, eine alte Bekannte Saras von ihrem ersten Aufenthalt in Schweden her, und der vollkommene Typus einer Stockholmer Dame aus der bessern Mittelklasse. „Wie geht Dir's? Ich konnte mir's unmöglich ver-

sagen hieberzugehen und mich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Du bist so unsichtbar bei uns."

„Sehr willkommen, liebe Liese!" Sara verneigte sich artig und führte ihren Gast in den Salon. „Ich habe viel an Dich gedacht; aber Du weißt ja selbst, wie schwer ich aus dem Hause komme."

Eine Weile schwatzten die beiden Damen davon, wie wenig man für sich thun könne, wenn man Herrn zu besorgen habe; nachdem sie sodann diesen Betrachtungen einiges Weitere über Mägde und Marktpreise beigefügt, war das Gespräch im vollen Gang und man hatte das große Feld, die Angelegenheiten der Nebenmenschen, vor sich.

„Warst Du gestern im Theater?" fragte Frau F.

„Nein, meine Liebe, ich besuche solche närrische Orte beinahe nie," antwortete Sara etwas scharf. „In meinem Alter weiß man sich anders zu zerstreuen."

„Aber, meine liebe Freundin, Du weißt ja, daß die fremde Sängerin zum Erstenmal auftrat. Ich als musikalisch wäre untröstlich gewesen, wenn ich sie nicht zu hören bekommen hätte."

„So; wie heißt sie denn?"

„Ei der Tausend, hast Du denn in den Zeitungen nicht von Madame Dorbino gelesen?"

„Nein, ich lese nie etwas anderes als Anzeigen?"

„Du glaubst nicht wie interessant sie war. Sie hat eine gute Stimme und eine hübsche Gestalt; aber denke Dir, sie singt so frivol, gar nicht wie andere Menschen, sondern sie wird bald feuerroth, bald wieder so blaß, daß man es durch die Schminke hindurch sieht. Ueberdieß gibt sie ihrem Gesicht einen unpassenden Austruck, gerade als ob sie alle Männer damit bannen wollte, was sie auch wirklich thut. Sie waren allzusammen verückt im Applautiren und Herausrufen Der Beifall ging bis zum Skandal. Dein junger Vetter, der Lieutenant, war auch da. Er sah ganz verstört aus, als ich und meine Adele in der Vorhalle ihm begegneten."

„Ja, ich weiß, daß sowohl Tage als Viktor da waren."

„So, der Professor war auch da? Ihn sah ich nicht; dagegen aber sah ich den reichen Finnen, der bei der Flotte ist, Baron Canitz."

„Er ist kein Finne," fiel Sara unwirsch ein.

„Doch, liebe Freundin, er ist einer, ich weiß die Sache ganz genau. Sein Vater wurde im letzten finnischen Kriege erschossen. Ich habe genaue Mittheilungen darüber.

„Es scheint mir, als ob ich es besser wissen müßte," fiel Sara mit steigender Hitze ein.

„Laß uns nicht streiten. Wir haben schon so viel über die Sache disputirt, daß ich glaube, wir könnten es jetzt dabei bewenden lassen. Ich kam ganz von dem ab, was ich sagen wollte. Ja, Baron Canitz saß im Ochsenauge auf der ersten Reihe, und ich glaube, er würde die Sängerin verschlucken, so sah er sie an. Gestern Mittag hörte Adele ihre ganze Lebensskizze von Fräulein A., welche dieß Alles von Frau O. hatte, deren Mann in der Kapelle ist, und er hatte es von Frau**, unserer ersten Sängerin."

„Sie ist ja eine Französin; wie können also diese Frauen etwas von ihr wissen?" fiel Sara ungeduldig ein. —

„O solchen Personen geht, sowohl im Bösen als im Guten, ihr Ruf voran. Sie soll von zwei Männern getrennt worden sein, überdieß eine Verbindung mit einem Prinzen gehabt haben, der sie an einen englischen Lord abtrat, und dieser wieder an einen reichen Franzosen, welchen sie verließ, als sie ihn ruinirt hatte. Jetzt sei sie mit einem Sänger liirt. Sie soll ein wahres Muster von Koketterie und so intrigant sein, daß sie alle Männer abfängt, die ihr in den Weg kommen. Meine Adele, die, wie Du weißt, ein höchst sittsames Mädchen ist, sagte, sie habe sich geschämt, sie nur anzusehen."

„Deßhalb halte ich's für's Beste, wenn man solche Orte der Sünde, wie das Theater ist, gar nicht besucht. Du und Adele werdet wohl nicht mehr hingehen, um sie zu hören?"

„Ei wie Du so sprechen magst, beste Sara! Du weißt, daß Adele musikalisch ist, sie muß sich also bei allen Vorstellungen, wo ein Talent auftritt, zeigen. Man muß nothwendig Madame Dorbino gehört haben, wenn man mit in der großen Welt lebt." Frau F. wollte immer dafür angesehen werden, daß sie zur großen Welt gehöre. Sie fuhr fort: „Wir haben uns für alle ihre Vorstellungen abonnirt. Heute

hat Adele ihr Porträt gekauft, das bereits in allen Buchhandlungen vorräthig ist. Sie ist in der Mode, und da muß man ihr Bild auf den Salontisch liegen oder über dem Klavier hängen haben."

„Das Bild eines Frauenzimmers, von welchem Du so viel Böses weißt?"

„Das ist etwas ganz Anderes; wir besitzen das Recht, ihr Leben zu tadeln und in diesem Fall streng zu sein; aber man muß doch zeigen, daß man ihr Talent zu würdigen versteht; sonst heißt es man habe gar kein Urtheil. Im Uebrigen muß man die Theaterleute nehmen, wie sie sind; an ihre Sitten macht man keine großen Ansprüche, man bewundert sie aus der Ferne, aber man öffnet ihnen seine Salons nicht, außer wenn dieß unter den Tonangebenden Mode wird — dann — kann man freilich nicht ausweichen."

„Weißt Du was, liebe Liese, ich danke Gott dafür, daß ich nicht in der großen Welt lebe. Ich habe die Menschen von jeher für erbärmlich und schlecht gehalten; aber so schlecht wie jetzt sind sie mir früher nie vorgekommen."

„Das kommt daher, weil Du alt geworden und nicht mit Deiner Zeit vorangeschritten bist. Nein, jetzt muß ich gehen. Adieu, liebe Sara; grüß mir den Professor und den Lieutenant. Ich hoffe, sie werden mir die Ehre erweisen, zu meinem großen Schmaus am Samstag zu kommen; Dein Versprechen habe ich bereits."

Nach einigen weiteren nichtssagenden Redensarten entfernte sich Frau F. Tante Sara hatte sich in Folge der empfangenen Mittheilungen den Kopf voll von unruhigen Phantasien über die fremde Sängerin gesetzt und brachte jetzt ihre Einbildungen mit Tages sonderbarem Benehmen in Verbindung.

Gegen Mittag kam Aberney nach Hause. Er sah ungewöhnlich heiter aus und grüßte die Tante ganz freundlich. Beim Klang seiner Stimme öffnete sich Tages Thüre, und der junge Lieutenant eilte auf ihn zu mit den Worten:

„Kommst Du direkt von ihr, Papa?"

Aberney lächelte und ging, ohne zu antworten, in Tages Zimmer. Dieser folgte nach und Tante Sara sah zu ihrem unbeschreiblichen Verdruß die Thüre wieder schließen. Ihr Blut begann zu kochen; sie fand es abscheulich von Tage und ihrem Neffen so behandelt zu werden. Diese Herren schloßen sie von allem Vertrauen aus, und das war mehr, als sie ertragen zu können glaubte. Mit wilder Hast flog sie jetzt durch den Salon und in ihr eigenes Zimmer, dessen Thüre sie schmetternd zuschlug, als hätte sie gehofft, daß diese Aeußerung ihres Unwillens ihr Bahn zu dem Neffen brechen würde. Wir lassen jetzt die Alte auf eigene Faust ihren aufgeregten Gefühlen Luft schaffen, und wollen sehen, was zwischen Tage und Aberney vorging.

Als die Thüre hinter ihnen geschlossen war, sagte der Letztere:

„Mein lieber Tage, Du besitzest gar zu wenig Macht über Deine Gefühle, da Du mit Fragen auf mich losstürzest, und zwar in Gegenwart der Tante."

„Papa, seit gestern weiß ich nicht mehr, was ich thue oder sage. Bedenke einmal, sie auf den Theaterbrettern wieder zu sehen, als Gegenstand all dieser Blicke und Huldigungen, behandelt wie ein Geschöpf, das man für Geld auszischen oder herausrufen kann, wie eine Spielsache in der Hand des Publikums. O mein Gott! Habe ich sie darum so warm und innig geliebt? Wer, wer hat die reine, unverdorbene Schuldfried in das verwandelt, was sie jetzt ist?"

„Tage," fiel Aberney ein, „sie ist, was sie war, dasselbe reiche Herz, dasselbe unschuldsvolle Mädchen."

„Soll ich das glauben, Papa? Nein, sie ist eine Schauspielerin und nichts anderes. Warum durfte ich nicht zu ihr gehen und den ganzen tiefen Verdruß meines Herzens, die ganze Erbitterung, die meine Seele bei dem Gedanken an ihren gräßlichen Betrug erfüllt, gegen sie ausgießen?" Tage ging mit großen Schritten auf und ab.

„Wen hat sie denn betrogen? Worin besteht ihr Betrug?" fragte Aberney.

„Papa, denk' an ihre Flucht, denk' an die Jahre, worin sie uns in Unkenntniß über ihr Schicksal erhielt, an die Sorgfalt, womit sie sich verbarg, an die Herzlosigkeit, womit sie mich verließ. — Für wen hat sie das Alles gethan? — Für keinen andern als . . ."

Thörigter Junge, sprich nicht eine Anklage aus, von welcher Du weißt, daß sie falsch ist. Sie ist jetzt, wie immer, achtungswürdig."

„Sie? — die Sängerin, die wie eine Aben-

teuerin, ohne Schutz und ohne Stütze, allein in der Welt umhergereist ist!"

„Höre, Tage, wenn Du in diesem Ton fortfahren willst, so ist eine Besprechung zwischen uns überflüssig. Mir vergeht dann alle Lust, Dir mitzutheilen, was ich während meiner kurzen Besprechung mit Schuldfried erfahren habe."

„Du glaubst also, was diese Lippen sagen, die an Lüge gewöhnt sind? Du glaubst an die Aufrichtigkeit einer Stimme, welche Jahre lang die Kunst studirt hat, den Ausdruck wahren Gefühls anzunehmen?"

Aberney hatte sich mit gekreuzten Armen auf den Sopha gesetzt. Als Tage verstummte, sagte er kalt:

„Ich glaube, Dir ist das Blut dermaßen zu Kopfe gestiegen, daß Du nimmer weißt, was Du sagst oder thust. Ich spreche nicht gerne mit Narren, und deßhalb thun wir wohl am Besten, wenn wir kein Wort mehr über die Sache verlieren. Sonst würde ich Dir ein Geheimniß mittheilen, das ich Dir bisher verschwiegen habe, nämlich daß Schuldfried meine Nichte, daß ihr Name Aberney ist, und daß die Entdeckung dieses Umstandes ihr Verschwinden verursacht hat. Man hatte ihr gesagt, ich sei schrecklich erbittert auf ihre Mutter und wolle weder sie noch die Tochter als meine Verwandten anerkennen, und dieß war der Grund, warum sie mit der Mutter entfloh, die ihr ein so trauriges Erbe gegeben. Frage mich nicht, warum ich über die Frau und das Kind meines Bruders so erbittert war, ich kann es nicht sagen. Das Geheimniß liegt mit der schuldbeladenen Frau begraben. Was hinwiederum Schuldfried betrifft, so steht sie so hoch über andern, daß jedes beleidigende Wort gegen sie eine Unverschämtheit ist, die immer auf ihren Urheber zurückfallen wird. Besuche sie und sprich mit ihr; blicke in diese Augen, dann wirst Du Dich jeder Anklage gegen sie schämen und damit Basta. Willst Du sie treffen, so steht es Dir frei, mich heute Mittag zu ihr zu begleiten; wo nicht, so kannst Du's unterlassen. Eines sage ich Dir: tritt nicht mit Anklagen oder Vorwürfen auf, denn ich will nichts davon wissen. Wenn ich sage, daß Schuldfried ein edles und hochsinniges Weib sei, so kannst Du es auch glauben." Aberney erhob sich mit dem Beifügen: "Sie hat mit mir über die Vergangenheit gesprochen, aber sie hat mich nicht mehr darauf zurückkommen zu müssen, nachdem sie die Sache einmal berührt habe. Du dürftest ihr daher, bis sie selbst auf den Gegenstand zurückkommt, alle Fragen ersparen, wenn Du entschlossen bist, sie wieder zu sehen."

Aberney verließ das Zimmer und Tage warf sich auf das Sopha; in ihm tobten all diese aufgeregten Gefühle, die in unserm Innern ein verworrenes Chaos von Gutem und Bösem hervorbringen.

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

Nach einer als durchaus authentisch anzusehenden Mittheilung aus Metz befinden sich auf den dortigen Schlachtfeldern gegenwärtig 17 bereits eingeweihte deutsche Denkmäler. Dieselben sind von der 18. Division, der 12. Brigade, dem 4. Garde-Grenadier-, dem 73., 81., 45., 11., 84., 78., 69., 29., 91., 15., 55. und 67. Infanterie-, dem 1. und 2. Garde-Dragoner-, 3. Husaren- und 19. (oldenburgischen) Dragoner-Regiment den gefallenen Kameraden errichtet worden. Vollendet oder doch der Vollendung nahe, aber noch nicht eingeweiht, sind 9 deutsche Denkmäler, welche der 6. Infanterie-Brigade, dem Kaiser Franz-, Kaiser Alexander-, dem 3. Garde-Regiment zu Fuß, dem 35., 40. und 41. Infanterie- und dem 11. Uhlanen-Regiment angehören; noch im Bau begriffen endlich sind 11 Denkmäler, welche von dem Garde-Korps (auf der Höhe von Jerusalem vor St. Privat) dem 1. und 12. (sächsischen) Armee-Korps, der 5. und 6. Division, (3. Armee Corps), der 25. (hessischen) Division dem 2. Garde Regiment zu Fuß und den Infanterie-Regimentern Nr. 28, 42, 56 und 60 errichtet werden. Noch treten dazu eine große Zahl Privat-Denkmäler für einzelne Gefallene, und sollen dem Vernehmen nach auch die von Seiten des Staats auf jenen Schlachtfeldern zu errichtenden Denkmäler demnächst in Angriff genommen werden.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 92. Sonntag, 20. October 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Bei Tisch sagte der Professor ganz plötzlich zu Sara:

„Ich soll Dich von Enochs Tochter grüßen."

Tante Sara stand im Begriff einen Kalbsbraten nach allen Regeln der Kunst zu transchiren. Sie ließ Messer und Gabel fallen und machte eine so heftige Bewegung, daß sie sammt ihrem Stuhl weit vom Tisch hinwegkam. Die Bestürzung war so groß, daß es mehrere Minuten anstand, bis sie ein Wort über ihre Lippen bringen konnte. Endlich murmelte sie mit undeutlicher Stimme:

„Um Gottes willen, was sagst Du?"

„Ich sage, daß ich Enoch's Tochter getroffen habe und daß ich Dich von ihr grüßen soll."

„Aber . . . aber . . ." stammelte Sara, die vor Aufregung nicht sprechen konnte.

„Nun, liebe Tante, mach Dich nur wieder an Deinen Braten, so will ich Dir inzwischen erzählen, daß wir eine ausgezeichnete Sängerin hierher bekommen haben und . . ."

„Viktor, treibe mit Deiner alten Tante kein Gespötte, Du weißt . . ."

„Wie gut sie gegen ihren Neffen und Nichte war, das ist ganz richtig; auch spotte ich nicht, sondern will, wenn Du es erlaubst, meine Erzählung fortsetzen. Diese ausgezeichnete Sängerin ist meine Nichte."

„Herr Jesus, was sagst Du? Dieses Weib, das ein halb Dutzend Männer und eben so viele Liebhaber gehabt hat, das ein so grundschlechtes Geschöpf ist! Ach! das fehlte noch zu meinen Bekümmernissen, daß ich Enochs Kind als ein verdammtes Wesen wieder finden mußte." Tante Sara verbarg ihr Gesicht in der Serviette und weinte.

„Verdammt! Was schwatzest Du, Tante!" sagte Aberney mit gerunzelten Brauen. „Sie ist eine große Künstlerin und ein achtungswürdiges Frauenzimmer. Aber wer hat es gewagt, Dir das Gegentheil einzureden?" Aberneys Blick flog zu Tage hinüber.

„Man hat mir nichts eingeredet," schluchzte die Tante; „Frau F. war da und erzählte die Lebensgeschichte der Sängerin. Mein Gott, ich ahnte damals nicht, daß es sich um Enochs Kind handelte. Es ist schrecklich, es ist schauerlich."

„Was liegt Schreckliches darin, daß Enochs Tochter eine ausgezeichnete Sängerin, daß ihr Name in ganz Europa berühmt ist? Wenn Frau F. eine Lebensgeschichte von ihr zusammenzuphantasiren beliebt, so dürftest doch Du, Tante, so vernünftig sein, nicht daran zu glauben, zumal da Du weißt, wie unzuverlässig die Erzählungen der Frau F. sind."

„Man muß doch glauben, was man nicht bestreiten kann, und daß sie eine Theaterdame ist, läßt sich ja nicht leugnen. Die Schuld davon wird immer auf Dich fallen, weil Du in Deiner Unversöhnlichkeit nichts von der Mutter wissen wolltest, sondern das arme Kind den Winden und Wellen Preis gabest. Im Uebrigen dürfte sie wohl kaum ein rechtschaffenes Weib sein, da sie von zwei oder drei Männern getrennt ist. Da sieht man, daß die Sünden der Väter . . ."

„Behalte Deinen Satz gefälligst für Dich, er paßt schlecht auf meine Nichte," fiel Aberney scharf ein. „Was die drei Männer betrifft, so ist Alles zusammen erlogen. Sie ist die Wittwe des einzigen Mannes, den sie hatte."

„Sie war verheirathet! Schuldfried mit einem Andern verheirathet!" dachte Tage.

„Was kommt Dich an, der Du früher nie nach ihr, noch nach der Mutter fragtest, daß Du jetzt . . ."

„Die Tochter aufsuchst?" fiel Aberney ein. „Der Zufall hat uns zusammengeführt. Die Mutter ist jetzt todt und — das Grab versöhnt Alles. Morgen bringe ich Enochs Tochter hieher. Bis dahin lassen wir, wenn Du willst,

Tante, die Sache dahingestellt. So wie Du meinen Charakter kennst, Tante, begreifst Du wohl, daß ich Enochs Tochter nicht als meines Bruders Kind betrachten würde, wenn sie nicht ein achtungswürdiges Weib wäre."

Die Tante seufzte; sie war zu aufgeregt, um mit Einwendungen oder Fragen hervorzurücken. Enoch, Edith, Alles was sie auf Erden am meisten geliebt hatte, stand lebhaft vor der Erinnerung der guten Alten, und sie dachte in ihres Herzens Betrübniß, daß es doch sehr bitter sei, Enochs Kind unter solchen Verhältnissen wieder finden zu müssen.

Nach der Mahlzeit hatte Aberney zu Tage kein Wort von einem Besuche bei Schuldfried gesagt. Abends gegen fünf Uhr ergriff der Professor seinen Hut, um auszugehen. Sara hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen. Es kam ihr Alles so wunderlich vor, daß sie ihre gwöhnliche Gemüthsruhe gänzlich verlor. Als Aberney in den Salon hinauskam, fand er dort Tage in der sorgfältigsten Besuchstoilette.

„Du hast Dich also zu einem Besuch bei Schuldfried entschlossen?" fragte der Professor gleichgültig.

„Ja, wenn Du's erlaubst, Papa," antwortete Tage, während er sich bemühte, ruhig zu erscheinen.

Etwas später traten Vater und Sohn in die Wohnung der Sängerin. Als die alte Französin ihnen öffnete, bedurfte Tage mehrere Sekunden, um so viel Macht über sich zu gewinnen, daß er Aberney in den Salon folgen konnte, wo Schuldfried ihnen entgegen kam. Tage war an der Thüre stehen geblieben, außer Stand ihr einen Schritt entgegenzugehen. Er war zugleich erschüttert und überrascht. War dieß die vielgeliebte Sängerin, die er gestern auf der Bühne gesehen? Nein es war ja dieselbe Schuldfried, mit welcher er als Junge gespielt, für die er als Jüngling geschwärmt hatte; dasselbe Lächeln, derselbe freudestrahlende Blick, dieselbe bezaubernde Einfachheit und ungesuchte Anmuth.

Als Schuldfried mit ihrem frischen, klangvollen Organ Aberney herzlich willkommen geheißen, wandte sie sich zu Tage. Ueber die sammtenen Wangen fiel eine höhere Schattirung von Roth, als sie Tage die Hand reichte, mit den Worten:

„Wie freue ich mich über dieses Wiedersehen! Willkommen, Tage, und verzeih all die Unruhe, die ich durch mein plötzliches Verschwinden aus dem Kreis meiner Freunde verursachte habe. Vergiß wo möglich die Leiden, die ich durch diesen Schritt hervorrief, und glaube, daß ich Dir heute als Freundin und Schwester die Hand reiche. Schuldfried hat nicht eine einzige Minute aufgehört, dieses für Tage zu sein."

Dem jungen Lieutenant wirbelte es im Kopfe. Es schwindelte vor seinen Augen und er stammelte einige unzuverlässige Worte, während er Schuldfrieds Hand ergriff und an seine Lippen führte.

Aberney betrachtete die junge Leutchen. Schuldfried war mit Ausnahme der Röthe, die auf ihren Wangen aufstieg, als sie sich zum Erstenmal an Tage wandte, ruhig geblieben. Sie grüßte ihn mit einer Freundlichkeit, die von aller Bewegung so frei war, als hätten sie sich erst gestern verabschiedet und heute wieder getroffen. Er dagegen war so aus aller Fassung gebracht, daß man daraus leicht auf die Stärke des Interesses schließen konnte, das ihn noch nach sechs Jahren an seine Jugendfreundin knüpfte.

„Er liebt sie; aber an ihr zeigt nichts, daß sie ihn liebt. Armer Tage! Das Geschenk ihres Herzens ist nicht für Dich bestimmt," dachte Aberney.

Wenn Schuldfried in zarter Jugend das Talent besessen hatte, zu erfreuen und aufzumuntern, alle düstern Gedanken zu verscheuchen und lichte hervorrufen, so besaß sie diese Eigenschaft jetzt in noch höherem Grade.

Ihr Blick und alle ihre Worte gaben die innige Befriedigung über dieses Zusammentreffen mit ihren theueren Freunden kund. Jetzt wie früher verbreitete ihre Freundlichkeit in ihrer ganzen Umgebung Wohlgefallen. Tages im Anfang etwas gezwungenes und aufgeregtes Benehmen machte bald einer vollkommen heitern und unbefangenen Stimmung Platz. Nach einer Stunde war es ihm als seien die sechs Jahre nur ein Traum gewesen, so vollkommen fühlte er sich in die frühern frohen Zeiten zurückversetzt.

Man sprach im Anfang von der Vergangenheit, dann stellte Schuldfried allerlei Fragen, zuerst über Tante Sara, dann über Tage

und seine Lebensschicksale. Tage sprach von den Reisen, die er gemacht hatte, und bemerkte endlich mit einer eigenthümlichen Schärfe in der Stimme:

„Ich war mit bei der Expedition, welche die Fregatte Karolina vor zwei Jahren machte. Ich war in Neapel.“

Schuldfried fuhr zusammen und sah Tage an, indem sie rief:

„Du! Du!“

Dieses Gespräch erinnerte Tage an all die feindseligen und schlimmen Gedanken, welche der Brief an Lothar in ihm hervorgerufen hatte. Ihr Ausdruck spiegelte sich in seinem Gesichte zurück. Schuldfried betrachtete ihn mit ängstlich forschenden Blick.

„Ja,“ sagte Tage nicht ohne eine gewisse Bitterkeit im Tone, „ich war mit der Karolina in Neapel und hörte damals von Madame Dorbino sprechen, ahnte aber nicht, daß sie und Du eine und dieselbe Person wäret.“

„Du hattest also keine Idee davon, daß Schuldfried in Neapel war?“

Tage wechselte die Farbe, antwortete aber sogleich.

„Nein, das hatte ich nicht.“

„Unbegreiflich, daß ich Deinen Namen nicht unter den Offizieren nennen hörte, die man mir als anwesend bezeichnete,“ sagte Schuldfried gedankenvoll.

„Vielleicht war auch Deine Aufmerksamkeit so ausschließlich auf einen einzigen Namen geheftet, daß Du den meinigen nicht beachtetest.“ Tage fühlte sich von eifersüchtiger Wuth erfaßt. Er war nahe daran, Aberneys Anwesenheit zu vergessen und vor diesem die Ereignisse in Neapel zu erzählen, ja sogar zu gestehen, daß er von Schuldfrieds Anwesenheit gewußt habe. Bei dieser Anspielung auf Schuldfrieds Interesse für Lothar nahm die junge Dame einen würdevollen Ausdruck an und antwortete beinahe kalt:

„Wie kannst Du wissen, daß am Bord der Fregatte Karolina eine Person war, über deren Namen ich meine Freunde vergessen hätte?“

„Ich fragte ja bloß.“ Tage spielte mit einigen Nähsachen, die auf dem Tische lagen. — „Es war mir unerklärlich, daß meine Kameraden bei Aufzählung unserer Namen mich vergessen sollten.“

„Ah, Du weißt also, daß ich mit einem Deiner Kameraden gesprochen habe?“

„Er erzählte mir, Madame Dorbino habe einige Fragen an ihn gestellt.“ Tage heftete einen finsteren Blick auf Schuldfried. „Ich hörte auch, daß . . . .“ Er hielt inne.

„Warum unterbrichst Du Dich?“ fragte der Professor, der mit gespanntem Interesse diesem Gespräch gefolgt war und jetzt aus Schuldfrieds Blässe schloß, daß Tage einen für sie sehr empfindlichen Punkt berührte. Seine Stimme brachte Tage wieder zur Besinnung und gebot ihm seine Worte und sein Gesicht in Acht zu nehmen.

„Ich unterbrach mich,“ sagte er mit wohlgespielter Gleichgiltigkeit, „weil ich nicht gerne einen Namen ausspreche, der für Schuldfried unangenehm zu hören sein muß.“

„Und welcher Name wäre das?“

„Tage meint gewiß — Canitz,“ fiel Schuldfried mit ihrer merkwürdig klaren Stimme ein. Ihre dunkeln Augen leuchteten wunderbar, als sie dieselben auf Tage heftete.

„Ha!“ war Alles, was der Professor antwortete; dann folgte eine kleine Pause, die sehr peinlich war. Aberney sah zuerst Tage mit einer Miene an, als erwarte er, daß dieser Etwas sagen würde; aber als er in seinem Schweigen beharrte, sagte der Professor:

„Sollte Schuldfried wirklich ein Vorurtheil gegen diesen Namen gehabt haben, so glaube ich, daß dasselbe gänzlich verschwinden wird, wenn sie erfährt, daß Lieutenant Canitz auf der Fahrt von Neapel nach Palermo unserem Tage das Leben gerettet hat.“

„Hat er Tage das Leben gerettet?“ rief Schuldfried mit freudestrahlendem Gesicht.

„Ja, ich habe es wirklich ihm zu verdanken, daß ich in diesem Augenblick hier sitze,“ antwortete Tage mit bitterem Lächeln, indem er Schuldfried ansah. „Wie es zuging, erlaubst Du mir vielleicht ein andermal zu erzählen. Jetzt wäre es weit angenehmer Dich sprechen zu hören.“

„Ja, besonders da Tage nicht gerne von diesem Ereigniß spricht. Ich hätte es sicher gar nicht erfahren, wenn nicht einer von seinen Kameraden, Lieutenant Steen, mir die ganze Geschichte erzählt hätte,“ sagte Aberney.

„Es lautet, als ob Du behaupten wolltest, Papa, daß . . .“

„Daß Du nicht dankbar seist. Nun ja, daß ist auch eine Wahrheit, wenigstens in Bezug auf Canitz. Aber lassen wir das." Der Professor führte das Gespräch auf die vergangenen Jahre zurück, und Schuldfried erzählte mit Wehmuth wie ihre Gedanken unaufhörlich zu ihren beiden Freunden gewallfahret, und wie sie bei allen Schweden, mit denen sie zusammengetroffen, Erkundigungen einzuziehen gesucht habe. Sie erzählte, daß sie durch Pastor Arbonius in Finnland erfahren habe, wie das Leben sich für Aberney und Tage gestaltete; daß sie von ihm alljährlich einen Brief erhalten, worin er ihr mitgetheilt, daß die Freunde sich wohl befinden, und daß es ihnen gut gehe.

„Du hast also mit Arbonius korrespondirt?" fiel Tage ein, „und zwar obschon Du uns in gänzlicher Unkenntniß über Dein Schicksal ließest".

„Tage, frage meinen Freund —" Schuldfried reichte Aberney die Hand — „ob er mein Benehmen nicht zu würdigen weiß. Ich hätte nicht leben können, ohne etwas von Denjenigen zu erfahren, die mir theuer waren," fügte sie traurig hinzu.

„Aber wir, wir mußten alle Nachrichten von Dir entbehren."

„Wir sind ja übereingekommen, daß keine Vorwürfe in Betreff der Vergangenheit gemacht werden sollen," sagte Aberney. „Ich verstehe Schuldfried vollkommen." Er streichelte ihren Kopf; sie ergriff, ganz wie früher, die Hand des väterlichen Freundes und küßte sie.

Es entstand eine kleine Pause. Schuldfried war in wehmüthigen Gedanken versunken; Tage betrachtete sie. Aberney unterbrach das Schweigen und sagte, während er seinen Blick auf Schuldfried ruhen ließ:

„Wundert es Dich nicht, daß Tage und Canitz auf einem schwedischen Kriegsschiff waren?"

Schuldfrieds Hals, Stirne und Wange waren von einer dunkeln Purpurflamme übergossen, als sie antwortete:

„Ja, ich gestehe, daß es mich überraschte, als man sagte, daß — daß — Canitz in schwedischen Diensten stehe." —

Tage war bleich geworden, als Aberney von Neuem diesen Namen nannte, der in seinen Ohren so widerlich klang. Der Professor that, als ob er diesen Eindruck nicht bemerkte und fuhr fort:

„Es ist auch etwas höchst Seltsames, daß ein russischer Unterthan eine so glänzende Laufbahn, wie Canitz sie in diesem Lande hatte, verläßt und ein fürstliches Vermögen wegwirft, um in Schweden einer unsichern Zukunft entgegenzugehen. Er dient jetzt auf unserer Flotte und hat sich da als ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften bewiesen, so daß es Niemand mehr einfallen kann, ihm vorzuwerfen, daß er der Sohn des Generals Canitz ist."

Fortsetzung folgt.

## Die Schädlichkeit des Petroleumlichtes.

Professor Cesare Pauli behauptet, daß das Petroleumlicht Augenkrankheiten erzeuge. Nach ihm muß eine Lichtquelle, in welcher die rothen und gelben Strahlen im Ueberfluß vorhanden sind, einen schädlichen Einfluß ausüben. Außerdem verlange das Petroleum sehr viel Sauerstoff zur Verbrennung, bilde sehr reichliche Mengen von Kohlensäure und entwickle außerdem verschiedene, Ekel erregende Riechstoffe. Deßhalb sei es auch erklärlich, daß die Benutzung des Petroleums als Leuchtmaterial überhaupt eine schädliche Wirkung auf den Gesammtorganismus ausübe. Er theilte einige Krankengeschichten als Beleg seiner Ansichten mit, von denen hier eine: Sechs junge Mädchen hatten gemeinschaftlich beim Sticken und Nähen an den Winterabenden sich einer großen Petroleumlampe bedient. Zwei Monate hindurch spürte keine von ihnen eine Beschwerde, dann aber erkrankten zwei, die am längsten zu arbeiten pflegten, an heftiger Augenschwäche, so daß sie nur wenige Minuten lang einen Gegenstand in der Nähe fixiren konnten und ihnen jede Beschäftigung des Abends unmöglich war. Von den übrigen blieb eine einzige ganz verschont, zwei erkrankten an Netzhautstörung mäßigen Grades und die dritte an einer Blindhautentzündung. Das völlige Aufgeben der Arbeiten beim Petroleumlichte vermochte nach mehreren Monaten die Heilung herbeizuführen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 93. Mittwoch, 23. October 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Tage hatte eine Scheere und einen Fadenknäuel ergriffen. Mit rastlosem Eifer zerschnitt er den letzteren, während Aberney sprach. Die fest zusammengepreßte Lippen bewiesen, daß er den Ausdruck seiner Gefühle bei den Worten des Professors zurückzuhalten suchte. Als dieser verstummte, sagte Tage jedoch mit gedämpfter Stimme:

„Was Canitz ist oder nicht ist, wird immer schwer zu entscheiden bleiben, weil er einen kalten, berechnenden und verschlossenen Charakter hat, der unwillkürlich Mißtrauen einflößt. Man hat immer Grund zu fürchten, daß die Fehler des Vaters bei irgend einer Gelegenheit zum Vorschein kommen werden.“

Schuldfried hatte schweigend dagesessen. Als Aberney von Canitz sprach, bob sich ihre Brust unruhig. Bei Tages Worten wandte sie sich schnell gegen ihn und fiel lebhaft ein:

„Tage, man darf einen Menschen nicht nach den Fehlern beurtheilen, wodurch seine Eltern sich bemerklich machten. Das ist eine grausame Ungerechtigkeit; und im Uebrigen sehen wir zwar, wenn die Leute fehlen, aber wir wissen nicht, durch welche schreckliche Leiden und Gewaltthaten gegen ihre eigenen Gefühle die verbrecherische That hervorgerufen worden ist; darum — laßt uns nicht urtheilen! Ach! ich habe auch einmal so wie Du gedacht und unbarmherzig den Stab über einen Unschuldigen gebrochen, während ein Anderer die Schuld trug. Ich werde es ewig bereuen.“

„Schuldfried hat Recht,“ sagte Aberney und stand auf. Er legte seine Hand auf Tages Schulter und bemerkte:

„Keiner von uns weiß, wie viel Schuld er als Erbtheil empfangen.“

Tage sah mißvergnügt aus. Dieser verabscheute und verhaßte Name mußte ihm also immer eine Niederlage bereiten. Der ganze Canitz schien nur zu seiner Qual geschaffen zu sein. Jetzt mußte er ihn zuerst von Aberney loben, dann von Schuldfried vertheidigen hören, und zwar schon am ersten Tage ihres Wiedersehens. Schuldfried, die jetzt neben ihrem natürlichen Verstand, ihrer schnellen Auffassung und ihrem angebornen Feingefühl eine bedeutende Erfahrung erworben hatte, begriff den auf Tage hervorgebrachten Eindruck sogleich und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Obschon jede Fiber in ihrem Innern von Ungeduld und Verlangen zitterte, noch mehr von Lothar zu hören, nahm sie doch den abgeschnittenen Faden des Gesprächs nicht wieder auf.

„Kannst Du heute Abend über Deine Zeit verfügen?“ fragte der Professor.

„Vollkommen, ich bin heute ganz frei. Meine Kousine, Natalie Reinstein, hat mit einem Fremden einen Ausflug nach Drottningholm gemacht und kehrt erst spät am Abend zurück.“

„Ah, es ist wahr, Du sagtest mir heute früh, daß Du mit der reizenden Gräfin verwandt seiest.“ Der Professor warf einen schalkhaften Blick auf Tage, der bei diesem Namen etwas genirt aussah. „Du wohnst ja in ihrem Hause, ein Umstand, den ich über der Freude des Wiedersehens gänzlich vergessen habe.“

„Ja, Natalie ist mir mit wahrer Freundschaft entgegengekommen. Als ich mich entschloß, nach Schweden zu gehen, übernahm sie es, Wohnung und dergleichen für mich in's Reine zu bringen. Sie hat seit meiner Ankunft dahier viel Wohlwollen an mich verschwendet.“

„So,“ sagte Aberney. „Die Gräfin ist ein gefährliches Weib; sie besitzt neben einer einnehmenden äußern Erscheinung ungewöhnliche Bildung und viel Genialität in der Unterhaltung, hat aber einen kalten und berechnenden Verstand. Wie ihr Herz beschaffen ist, weiß ich nicht zu sagen, darüber wird wohl

Tage Bescheid geben können, denn Du mußt wissen, meine liebe Schuldfried, daß der junge Herr sich Knall und Fall in die schöne Gräfin verliebt hat." Aberney sah dabei Schuldfried an, als wollte er erforschen, welchen Eindruck seine Worte auf sie machen würden.

„Deine Wahl, bester Tage," sagte Schuldfried, „zeugt von gutem Geschmack, und es freut mich sehr, daß sie auf eine so außerordentliche und so reichbegabte Dame gefallen ist."

Tage warf einen wüthenden Blick auf Aberney und erklärte auf's Entschiedenste, er sei nie in die Gräfin verliebt gewesen und könne es auch nie werden. Diese Versicherung rief einen wehmüthigen Zug auf Schuldfrieds Gesicht hervor.

„Sie würde wünschen, daß er eine Andere liebte," dachte Aberney. „Alle Hoffnung ist also aus für Tage."

„Bist Du seit Deiner Ankunft auch schon in der Umgegend gewesen?" fragte Aberney.

„Nein, bester Onkel. Ich hatte gar keine Lust Schweden zu sehen, bevor ich Dich wieder gesehen hatte. Ich fühlte mich, trotz aller Freundlichkeit Nataliens, hier, wo man meine Sprache redet, weit einsamer, als an andern Orten."

„Nun wohl, wenn Du willst, so fahren wir auf den Abend in den Thiergarten!" rief Tage, „und wenn Papa es erlaubt, so hole ich einen Wagen." Einen Augenblick darauf war Tage bereits auf dem Weg.

Als Aberney und Schuldfried allein waren, sagte der Erstere:

„Morgen issest Du bei uns zu Mittag, nicht wahr?"

„Ganz gewiß, im Fall Du mich abholen willst, wenn ich aus der Probe komme!"

„O nein, das will ich nicht," scherzte Aberney, „und zwar aus dem einfachen Grund, weil ich Dich dahin zu begleiten beabsichtige. Um wie viel Uhr mußt Du gehen?"

„Um zehn Uhr. Ach, Du lieber Onkel, wie sicher und froh fühle ich mich nicht an Deiner Seite! Du bist und bleibst mein guter Freund, mein bester Freund."

„Und nicht wahr, Kind, Du wirst nicht mehr von mir reisen?" Der Professor hatte sie am Kopfe genommen und blickte ihr in die Augen. Schuldfried lächelte wehmüthig.

„Ich weiß nicht," stammelte sie; „vielleicht kann ich bleiben; vielleicht zwingt mich auch irgend ein mächtiges Gefühl in meinem Innern, daß ich schon diesen Sommer Schweden verlasse. Ich gehorche nicht mehr meinem eigenen Willen, sondern einem stärkeren. Ach! frage mich nicht, laß mich noch eine kleine Weile mein Geheimniß bewahren. Eines Tags, geliebter Onkel, werde ich es in Deine Brust niederlegen, und an diesem Tage bin ich entweder das glücklichste oder das unglücklichste Geschöpf auf der Erde. Bis dahin will ich Vergangenheit und Zukunft über die Freude vergessen, Dich wieder gefunden zu haben."

Der Professor küßte sie schweigend auf die Stirne. Er ahnte bereits, was Schuldfried nicht zu sagen wagte; aber was weder er noch ein Anderer zu ahnen vermochte, das war der Plan den Schuldfried entworfen hatte, das Ziel, das sie erreichen wollte. Ob ihr dieses Streben gelang oder nicht, das sollte für ihre ganze Zukunft entscheidend werden.

* * *

Jedermann der an einem schönen Maiabend den Thiergarten besucht hat, weiß auch, daß er voll ist von gehenden, fahrender und reitenden Personen, die keineswegs die fröhlichen Kinder des Sonntagspublikums sind, sondern vielmehr jener glücklichen oder unglücklichsten Kaste angehören, für welche das ganze Leben nur ein einziger Ruhetag ist. Man fährt in den Thiergarten, weil die Zeit des Soupers dahin ist; man begibt sich dahin, weil es zum guten Tone gehört; aber betrachtet man diese menschlichen Eintagsblumen, welche die elegante Welt ausmachen, so findet man, daß Ueberdruß sich ganz naseweise neben sie in die eleganten Wagen gesetzt hat; daß das von Belustigungen übersättigte Gemüth und das matte Auge die Fähigkeit verloren haben sich am Frühling, am Sommer, am Leben zu erfreuen; aber was macht das? Man hat Livreediener, zierliche Equipagen, prächtige Pferde und ausgesuchte Toiletten: Alles das ist zum Zeigen da, und darum begibt man sich in den Thiergarten.

In einer dieser Equipagen, die durch das blaue Thor und von da nach der Ebene fuhren, saß jedoch eine schöne junge Dame, deren ganzes Aussehen verrieth, daß sie wenigstens nicht von Thorheiten übersättigt war, daß sie die Fähigkeit noch nicht verloren hatte, das Schöne

zu genießen oder sich an dem herrlichen Frühlingsabend zu erfreuen. Neugierig und voll Interesse flogen ihre Augen umher, und mit einem Ausdruck wahrer Bewunderung betrachtete sie das bezaubernde Gemälde, das unser Thiergarten darbietet. Der Wagen, worin sie mit ihren Begleitern saß, nahm seinen Weg über die Ebene nach dem sogenannten Friespark zu. Dieser war damals nicht wie jetzt uneingehegt, sondern von einem Zaun umgeben. Sie stiegen aus der Kalesche und begaben sich zu Fuß hindurch. Schweigend, aber mit einem Ausdruck unverstellter Bewunderung wanderte die junge Dame, gestützt auf den Arm ihres ältesten Begleiters, an den Seestrand hinab, wo sie Halt machten.

Hast Du je da gestanden, mein lieber Leser, und ganz stille das eigenthümlich schöne Gemälde betrachtet, das Du vor Dir hattest, während die dichtbelaubten Eichen ihre hundertjährigen Scheitel über Deinem Haupte schüttelten? Wenn Du das gethan hast, so hast Du auch Stolz empfunden über die schöne Natur Deines Vaterlandes. Zur Rechten hast Du Birgers Stadt, umschlungen von dem Salzsee und Mälar, ein prächtiges Geschmeide, eingefaßt von Silberarmen des Meergottes und umgeben von seinen Holmen. Gerade vor Dir besitzest Du die hohen und ernsten Berge des südlichen Landes, ein Bild von dem Volke, das unter den Felsbergen des Nordens aufgewachsen ist, und vor Deinen Füßen rollen die Wellen des Salzsees. Rund um Dich her hast Du eine Natur, die in ihrer üppigen Schönheit so prunkend ist, daß Du mit entzücktem Gemüthe unwillkürlich ausrufst:

„O Schweden wie schön bist Du nicht, mein Vaterland!“

„Nun, Schuldfried,“ sagte endlich Aberney nach langem Schweigen, „was denkst Du von unserm Thiergarten?“

Sie legte die Hand auf's Herz, während sie mit ihrem strahlendsten Lächeln antwortete:

„Es ist mir hier zu voll, als daß ich sagen könnte, was ich denke. Es kommt mir vor, als ob nur Finnland im Stand wäre, mich dieses Land vergessen zu lassen. Wäre ich keine Finnin, so möchte ich Schwedin sein und sagen können: Hier bin ich geboren.“

„Das bist Du auch, mein Kind. In Schweden stand Deine Wiege und in der schwedischen Erde schläft Dein Vater.“

Bei diesen Worten zuckte Schuldfried zusammen und drückte heftig Aberneys Arm, als wäre ihr ein schwerer Schmerz widerfahren. Tage fiel mit einigen Betrachtungen über Stockholms Lage u. s. w. ein. Man kehrte zum Wagen zurück, wohin Schuldfried mit zögernden Schritten ging, gleich als wollte sie mit vollen Zügen die Luft einathmen, die ihr so lieblich vorkam.

„Wenn dieser Platz schon jetzt Dein Auge fesselt, wie viel mehr dann, wenn diese Eichen im vollen Schmuck ihres grünen Laubes prangen!“ sagte Tage, indem er ihr in den Wagen half.

Man fuhr an Listenhill und Manilla vorbei nach Rosenthal. Als man um Karl Johanns XIV. beliebteste Sommerwohnung herumgefahren, wo die Luft mit Blumendüften geschwängert war, begab man sich auf dem schönen Rosenthaler Weg nach Brunnsvik heim.

Auf den ersten tiefen Eindruck, den eine herrliche Natur auf die Seele macht, war bei Schuldfried eine aufgeräumte und heitere Stimmung gefolgt, wie sie sich bei allem Schönen einzufinden pflegt. Sie kleidete ihre Eindrücke in Worte, und wenn sie so lächelnd und mit Ausrufungen ihr Entzücken zu erkennen gab, erinnerte man sich nur mit Mühe, daß dieses hinreißende und ungekünstelte Wesen einer ausgezeichneten Schauspielerin gehörte. Auch sagte Tage:

„Man muß wirklich einen Blick auf Deine ausgesucht prachtvolle Toilette gerichtet haben, um nicht zu vergessen, daß Du Madame Dorbino bist.“

„Was an meiner Toilette erinnert an die Sängerin?“ fragte Schuldfried.

„Ihre Kostbarkeit, ihre äußerste Eleganz,“ sagte Tage mit einem Seufzer; „die schmucklose Schuldfried ist eine glänzende Dame geworden.“

„Das ist wahr; aber diese Seidenzeuge und dieser Sammt bedecken ein Herz, das unveränderlich dasselbe ist, wie zur Zeit, wo es in groben Kleidern schlug. Deßhalb, lieber Tage, laß uns das Schöne um uns her nicht über einigen Stücken kostbaren Zeuges vergessen.“

Jetzt lächelte Schuldfried so freundlich, das

sie die Schatten wegzauberte, die sich hervordrängen wollten, um die Freude des gegenwärtigen Augenblickes zu verdüstern. Aberney fühlte, wie Schuldfried, Alles was den Schönheitssinn berührte zu tief, als daß er etwas Anderes auf sich einwirken ließ. Er betheiligte sich so sehr bei Schuldfrieds Eindrücken, daß er ihre Toilette erst bemerkte, als Tage davon sprach, und auch da war sie für ihn eine ganz untergeordnete Sache. Als man eben den Hügel aus Rosenthal hinabgefahren war, begegnete man einer eleganten Kalesche, worin zwei Damen saßen. Neben dem Wagen ritt ein junger Mann auf einem ausgezeichnet schönen Schimmel. Er war in einem lebhaften Gespräch mit einer der Damen begriffen. Schuldfried war dermaßen von der Betrachtung der Umgegend in Anspruch genommen, daß sie die Begegnenden erst beachtete, als sie umkehren wollten. Der Reiter kam da zwischen die beiden Equipagen und in diesem Augenblick wandte sich Schuldfrieds Blick auf ihn. Sie saß vorwärts geneigt, warf sich aber ganz unwillkürlich in den Wagen zurück. Die frischen blühenden Wangen wurden weiß, die dunkeln Augen stierten den Reiter an, dessen kalter strenger Blick auf ihr ruhte. Er grüßte Aberney und Tage; dann war die Erscheinung verschwunden.

„Canitz!“ murmelte Tage und sah Schuldfried an. Weg war jeder Schimmer von Freude. Der Dämon der Eifersucht flüsterte ihm augenblicklich einen Rath ein, welchen Herz und Vernunft in einer ruhigeren Stunde verworfen haben würden.

Wenn man eifersüchtig ist oder vom Neid beherrscht wird, ist man weder gut noch verständig. Tage sagte:

„Man sieht die Gräfin X. nie, ohne daß Canitz bei ihr wäre. Er gedenkt ganz sicherlich die reiche Dame zu heirathen. Es wäre eine glänzende Verbindung.“

Schuldfried wurde noch blässer.

„Sie ist recht schön,“ fuhr Tage fort. „Hast Du die Dame in der Kalesche beachtet?“ fragte er Schuldfried.

„Nein,“ lautete die einsilbige Antwort.

Aberney bemerkte sowohl Schuldfrieds verändertes Aussehen, als auch Tages Absicht sie zu quälen, Mit dem gleichgültigsten Ton von der Welt fiel er ein:

„Ich glaube, daß Du Dich gänzlich täuschest, wenn Du meinst, daß Canitz sich verheirathen wolle. Die Sache berührt uns übrigens nicht im Mindesten. Liegt nicht etwas eigenthümlich Wechselreiches in der Natur hier?“ fragte der Professor Schuldfried. „Dort vornen am Rosenthal ist Alles so freundlich und voll von Blumen; hier dagegen eine mit Bäumen bedeckte und mauerartige Bergstrecke die diesen Weg vom übrigen Thiergarten trennt“

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

— Kaiserslautern, 17. Oct. Welchen Nutzen die Industrie-Ausstellung für die Hebung der Kleingewerbtreibenden ausüben kann, davon hat neuerdings ein Schuhmacher aus Moorlautern einen erfreulichen Beweis erfahren. Derselbe hatte auf der III. pfälzischen Industrie-Ausstellung ein einziges Paar Stiefel ausgestellt, die nach dem Urtheil aller Sachverständigen sehr gut und schön gearbeitet waren. Obgleich er dafür — wegen des kleinen Umfangs seines Geschäftes — (er arbeitet bisher nur allein, ohne Gesellen) nicht prämiirt wurde, erhielt er eine andere, für ihn jedenfalls werthvollere Auszeichnung. Ein Schuhfabrikant aus Aachen nämlich, der die schöne Arbeit gesehen, bestellte bei dem kleinen Moorlauterer Handwerker 500 Paar Stiefel, mit deren Anfertigung derselbe unter Mithülfe einer Anzahl von Gesellen jetzt beschäftigt ist.

Münster, 16. Sept. Der „W M.“ meldet: „Es bestätigt sich die von uns kürzlich aus Ninkerode gebrachte Mittheilung von der Entdeckung einer Petroleumquelle. Die angestellten Untersuchungen konstatiren eine Quelle, die in etwa 24 Stunden eine Ohm liefert, die 20 Prozent reines Petroleum enthält. Der Besitzer des Grundstückes, auf welchem sich der Brunnen befindet, hat dasselbe erst einige Monate vor dieser wichtigen Entdeckung käuflich erworben.“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

## Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

**Nro. 94.** Freitag, 25. October **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schuldfried kehrte ihr bleiches Gesicht gegen Aberney und beantwortete seine Frage mit einem gänzlich zerstreuten Ton. Sie wurde inzwischen gezwungen, den Faden des Gespräches wieder aufzunehmen. Das that sie auch mit dem feinen Takt, welcher den guten Ton auszeichnet. Ihr herzliches Lachen erscholl zwar nicht mehr, auch wurden ihre Züge von keinem strahlenden Lächeln erheitert; die Sonne der Freude hatte sich in einen Schleier von Wehmuth gehüllt, der ihre Strahlen nicht hervorbrechen ließ; aber es lag dennoch Licht und heller Tag darüber. Ihre freie, offene und wahre Künstlerseele, die nur im Schönen lebte, ließ sich nicht einmal durch Schmerz und Kummer verdüstern, sondern verlieh auch ihnen Etwas von dem Rosenschimmer, der Alles umgab, wobei sie weilt.

Tage dagegen, ein Kind der Wirklichkeit, mit den alltäglichen kleinen Schwachheiten des Menschen, obschon mit mehreren guten Eigenschaften begabt, hatte den höchst gewöhnlichen Fehler, daß er, wenn er übler Laune wurde, den Ausdruck derselben auf seinem Gesichte sich widerspiegeln ließ. Er saß also jetzt ganz verdrießlich und still da, ohne sich mit einem einzigen Wort bei der Unterhaltung zu betheiligen.

So endete die erste Ausfahrt. Am Abend, als Schuldfried nach Hause kam und ihre Verwandten sie verlassen hatten, trat ihre französische Dienerin mit einem Bouquet von Myrthen und Orangenblüthen bei ihr ein.

„So eben brachte dieß ein Bedienter mit dem Bemerken, ich solle es sogleich zu Madame hereintragen," sagte sie.

Schuldfried warf einen gleichgültigen Blick auf das seltsame Bouquet und sagte:

„Stelle es unter die andern, die ich im Laufe des Tages erhalten habe."

Mamsell Anaise ging an eine große Blumenvase, die vor dem mittlern Salonfenster stand, und wollte es unter eine Masse prachtvoller und kostbarer Bouquete stellen, womit man der Sängerin schon am Morgen aufgewartet hatte.

„Madame hat heute über zwanzig Bouquets erhalten," sagte Anaise, „aber dieses ist das einzige, bei welchem sich kein Billet befand. Gewiß hat ein Engländer es geschickt; denn sonst schickt wahrlich kein vernünftiger und kluger Mensch blos Myrthen und Orangenblüthen. Ueberdieß ist es von einem breiten schwarzen Band umwunden. Selbst das Papier, das es umschließt, ist schwarz."

„Laß mich's sehen," sagte Schuldfried, die, obschon von andern Gedanken in Anspruch genommen, gleichwohl ein eigenthümlich Interesse an dem sonderbaren Geschenke empfand. Sie betrachtete es aufmerksam. Ein fein gepreßtes schwarzes Seidenpapier umschloß es und ein schwarzes Band verflocht die Myrthenzweige und die schneeweißen Orangenblüthen. Sollte ein Sinn in diesem Geschenke liegen, so konnte es nur Kummer und Liebe bedeuten.

„Wenn es von ihm wäre!" dachte Schuldfried. „Welcher Andere würde . . . Narrheit! Anaise, stelle es unter die andern." Schuldfried wollte das Zimmer verlassen, aber Anaise hielt sie auf mit der Frage:

„Wird Madame diese vielen Billette nicht lesen, die heute angekommen sind?"

„Nein, verbrenne sie!"

Am folgenden Tag war die Probe von Robert. Sowohl die lyrischen, als die dramatischen Künstler des Theaters waren auch jetzt alle versammelt, um Madame Dorbino in näheren Augenschein zu nehmen und wo möglich eine Masse Fehler an ihr zu entdecken. Ueberdieß wollte man eine Stimme hören, die selbst das englische Blut zu erwärmen vermochte, so daß sogar die Britten sich hinreißen ließen. Der schwedischen Bühne schönster

Schmuck, Fräulein H., befand sich ebenfalls da, und erklärte mit ihrem bezaubernden Lächeln, Madame Dorbino sei so schön, daß Jedermann sich von ihr verdunkelt fühle. In einer andern Gruppe spendete man der ausgezeichneten Sängerin enthusiastische Lobsprüche, und in einer dritten hatte man keine Mühe gespart, um etwas recht Infames über sie aufbringen zu können. Eine vierte Gruppe wiederholte alles Gute und Böse, was sie gehört hatte, ohne ein selbstständiges Urtheil zu fällen. Diese gehörten zu denjenigen, die gerne widerkäuen, was Andere sagen, selbst aber zu ängstlich sind, um eine eigene Ueberzeugung auszusprechen.

In dieser kleinen Welt, genannt Theater, finden wir ganz dieselben Elemente wie im gewöhnlichen Leben, und ich wage zu behaupten, daß sie in der Beurtheilung Anderer weder besser noch schlechter ist, als die sogenannte große Welt.

Einige Minuten vor der Probe kam Schuldfried, aber dießmal in Begleitung des Professors Aberney, der sie am Arm führte.

Aberney gehörte zu denjenigen Männern in der Hauptstadt, die Jedermann kennt, und deren Name auch von den Ungelehrten mit Achtung genannt wird. Auch am Theater kannte ihn Jedermann. Er hatte sich als beliebter Komponist bekannt gemacht, stand somit bei den lyrischen Künstlern in großem Ansehen, und auch sein Auftreten mit Schuldfried erregte ein gewisses Aufsehen. Die Vorwitzigen zogen daraus sogleich neue Schlüsse. Während die Ouvertüre gespielt wurde, hatte man den ganzen Zusammenhang erfahren. Der Professor Aberney war nichts Geringeres als einer ihrer Männer; möglicher Weise der Komponist, der sich erschossen haben sollte. Nach der Probe hatte man die Geschichte fertig.

Aberney führte Schuldfried zu sich nach Hause. Auf dem Gustav-Adolphs Markt begegnete ihnen Tage. Er sah jetzt heiterer aus als am vorhergehenden Abend.

Als sie vor der Hausflur des Professors standen und dieser die Hand ausstreckte um zu klingeln, sagte Schuldfried:

„Weiß Tante Sara, daß Schuldfried das Kind ihres Neffen ist?“

„Nein“. Jetzt klingelte es. Die Thüre wurde geöffnet, und im nächsten Augenblick stand Schuldfried vor Sara, die bei diesem Anblick beinahe in Ohnmacht fiel. Darauf folgten Ausrufungen, Erklärungen, Thränen, Umarmungen u. s. w. Als Alles das gehörig besorgt war und als Tante Sara ihre Haube in Ordnung gebracht und die Schürze geglättet hatte, setzte man sich zu Tische. Sara hatte das Schreckliche daran, daß die Tochter ihres lieben Enoch, ihr Liebling Schuldfried, Sängerin sei, gänzlich vergessen, so froh hatte das Wiedersehen sie gemacht. Aberney, Schuldfried und Tage thaten das Ihrige, um die frohe Stimmung zu erhalten. Die Zeit eilt rasch dahin, wenn die Freude als Gast in unserer Seele wohnt. Um sieben Uhr mußte Schuldfried ihre Freunde verlassen. Bei diesem Aufbruch erinnerte sich Sara der traurigen Seite von Schuldfrieds Lebensstellung. Einige scharfe Worte glitten über die Lippen der Alten, aber Aberney unterbrach sie sogleich.

Als Tage hörte, daß Schuldfried der Gräfin Reinstein versprochen hatte, den Abend bei ihr zuzubringen, weil diese Madame Dorbino zu ehren Gäste geladen, gerieth er in schlechte Laune, und fügte den Aeußerungen Saras etwas recht Bitteres hinzu. Schuldfried beantwortete Saras Ausfälle nicht, aber zu Tage sagte sie ernst:

„Tage, hüte Dich vor Ungerechtigkeiten gegen eine Freundin sie werden früher oder später der Tod der Freundschaft.“

Aberney war der einzige, der Schuldfried keine Vorwürfe machte. Er war und blieb sich gleich. Auch an diesem Tage schieden Tage und Schuldfried in unangenehmer Stimmung von einander.

Als Schuldfried heimfuhr, nahm Tage seinen Hut, um auszugehen und in der frischen Luft sein aufgeregtes Inneres zu beruhigen.

„Du bist ja auf heute Abend auch zur Gräfin geladen, gehst Du nicht hin?“ fragte der Professor.

„Ich glaube nicht, da ich mich den ganzen Abend dort langweilen würde,“ antwortete Tage; „gehst Du hin?“ —

„Das ist klar; da Schuldfried unter dieser ganzen Adelsclique auftreten soll, so muß sie ihren Onkel an ihrer Seite haben.“

Tage antwortete Nichts, sondern verließ das Zimmer.

„Sie muß das Theaterleben verlassen," dachte er, indem er nach Norrbrück ging, „oder ich thue, was nicht recht ist. O wie innig, wie wahnsinnig liebe ich sie nicht! Wie treu hat sich mein Herz mit dieser Liebe verkettet! Sie schuldet mir eine Belohnung dafür, so wie für Alles, was ich um ihretwillen gelitten habe, und sie darf nicht am Theater bleiben." Tage vergaß, als er seine Treue pries, gänzlich, daß er es nicht so genau damit genommen hatte.

Tante Sara dachte, als sie in ihr Zimmer ging:

„Schuldfried muß vom Theater weg. Enochs Tochter darf keine Schauspielerin bleiben, und müßte ich Himmel und Erde in Bewegung setzen, um sie wegzubringen."

Aberney machte seine Toilette. Er dachte, während er sein Halstuch knüpfte:

„Schuldfried darf nicht am Theater bleiben; sie darf ihr Leben nicht umgeben von wahnsinnigen Bewunderern dahinbringen, deren Schmeicheleien sie früher oder später verderben würden; und eben so wenig darf sie einem infamen Neid preisgegeben bleiben, der ihren Ruf besudeln würde. Sie muß die Bühne verlassen, aber freiwillig und nicht in Folge von Ueberredung."

Während Schuldfried ihre Toilette zum Besuch bei der Gräfin Reinstein machte, dachte sie:

„Künstlerin oder Weib? Welches von beiden, das Theater oder der Himmel, mein zukünftiges Schicksal sein mag, wird sich vielleicht schon heute Abend entscheiden. Natalie hat mir gesagt, daß er komme."

Sie heftete eine dunkelrothe Blume als Brustrose an das schwarze Kleid, das in reichen Falten um sie herabfiel. Dem Haar fehlte aller Schmuck. Man konnte sagen, daß Schuldfried die größte Einfachheit in ihrer Kleidung entwickelte. Sie war schön, so schön, daß sie im Voraus ihres Sieges gewiß sein konnte, wenn sie die Absicht hatte, einzunehmen. Ueber dem frischen Kolorit der Wangen lag jedoch an diesem Abend ein durchsichtiger Schneeduft.

Es war halb neun Uhr, als Schuldfried die Treppe hinab in den Vorsaal der Gräfin trat. Sie hätte beinahe einen Ruf des Erstaunens ausgestoßen, als sie dort Aberney fand, der auf Jemand wartete.

„Onkel!" rief sie; „Du hier!"

„Ich bin von der Gräfin auf Madame Dorbino eingeladen," sagte er lächelnd, „und ich habe mich eingefunden, um an Deinem Arm die ausgezeichnete Sängerin einzuführen, die nicht ohne ihren natürlichen Beschützer erscheinen darf."

Schuldfried lächelte ihm so dankbar entgegen, indem sie seinen Arm ergriff.

* * *

Die Gräfin Reinstein, mit welcher wir bereits Bekanntschaft gemacht haben, war eine jener Frauen, die man mit Recht gefährlich und unwiderstehlich nennt. Man kann nicht sagen, worin ihre Macht liegt, aber man kann ihnen eben so wenig entfliehen. Sie war durchaus nicht schön, ja sie konnte bei näherer Betrachtung kaum hübsch genannt werden, und dennoch pries man sie überall wegen ihrer Anziehungskraft. Ihre Züge waren unregelmäßig, und nur die blitzenden geistreichen Augen erklärten, wie man sie die schöne Gräfin Reinstein nennen konnte. Diese Augen waren keineswegs von einer ungewöhnlichen Farbe oder Form. Sie waren mehr klein als groß, aber sie hatten einen Ausdruck der magisch fesselte, so daß man sie nie vergessen konnte, daß man nie müde wurde, hineinzuschauen und sich zuletzt von ihnen bezaubern ließ. Man vergaß darüber die Klumpnase und die unschöne Form des Mundes. Das Haar war ungewöhnlich üppig und von einem hellen Kastanienbraun, das mitunter ins Roth schillerte, wenn man es in einem gewissen Lichte sah, so daß es mit einem leichten Goldstaub übersäet schien; dabei war es gekräuselt und sah wie eine leichte Wolke aus. Die Gräfin war hoch gewachsen und geschmeidig, lebhaft, stolz und unbesonnen, veränderlich und herrschsüchtig, muthwillig, kokett. Stets wechselnd, immer neu, nie dieselbe. In einem Augenblick sanft wie ein Täubchen, im andern heftig und eigensinnig wie eine Tyrannin.

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

— Frankenthal, 16. Oct. Gestern fand in Köln die Vergebung des Gusses der Kaiser=

glocke statt und wurde derselbe unserem wackeren Meister Andr. Hamm übertragen. Diese Glocke erhält bekanntlich ein Gewicht von fünfhundert Centnern und wird demnach die größte in Deutschland, sowie überhaupt die größte aller existirenden Glocken, welche geläutet werden, sein, da die einzige größere — die des Kremel in Moskau — blos durch Anschlagen des Klöppels zum Ertönen gebracht wird. Die größte bis jetzt in Deutschland existirende Glocke, die des Domes zu Olmütz, wiegt 358 Ctr., und die des Stephansthurmes zu Wien 354 Ctr., während die größte Glocke Italiens, die des Domes zu Mailand, ein Gewicht von 300 Centern hat.

[Lagunen-Piraten in Venedig.] Aus Venedig wird unter dem 15. Oktober geschrieben: „Vergangenen Samstag wurde hier eine ganz neue Art Verbrecher entdeckt, nämlich Lagunen-Piraten. Zwischen 5 und 6 Uhr Abends fuhr eine Gondel aus der Nähe der Kirche Santa Maria della Salute ab, und quer durch den breiten Kanal delle Giudecca der Insel gleichen Namens zu. In derselben befanden sich die Bankiers Masiero und Penso, ihre Kommis und eine Kasse, welche, nach österreichischer Währung gerechnet, hunderttausend Gulden in Baarem und viele Werthpapiere enthielt. Diese Wechsler haben ihre Wechselstube am Ponte de Barrattaria und pflegten, auf dem Giudecca wohnend, allabendlich die Geldkasse mit sich nach Hause zu nehmen, da ihnen nicht nur von verschiedenen Kaufleuten, sondern selbst Pupillengelder von den Gerichten zu nutzbringender Verwendung anvertraut werden. So fuhren sie denn auch diesesmal heimwärts. Als sie in der Mitte des breiten Kanals angekommen waren, schoß plötzlich eine sogenannte „Vipera", von sechs Ruderern getrieben, auf sie zu. Die Vipera ist ein kleiner, schmaler, unverhältnißmäßig langer Kahn, der, am Vordertheile mit einer etwa einen Fuß langen eisernen Spitze versehen, leicht gebaut und pfeilschnell über das Wasser gleitet. Seiner Gefährlichkeit wegen — die eiserne Spitze bohrt im Anprall Gondeln und Kähne in den Grund — ist er verboten und nur bei der Reggatta gestattet. Außerdem bedient sich die Finanzbehörde desselben bei Verfolgung von Schmugglern. Ein solch verbotenes Fahrzeug fuhr nun gegen die reichbeladene Gondel an; durch den Stoß fielen die an den Enden im Stehen rudernden Gondelieri in's Wasser. Die Piraten, deren dreizehn waren, stürzten sich in die Gondel, in welcher die zu Tode erschrockenen Wechsler saßen, und auf die Geldkasse, welche wie Alles, was noch von sonstigen schweren Gegenständen mit der Gondel geführt wurde, auf der zum Einsteigen bestimmten Stufe lag, brachten dieselbe im Augenblick in ihr leichtes Fahrzeug und fort gings, windschnell durch das breite Wasserbecken vor San Giorgio Magiore herum um die Spitze von Santa Maria Magiore, unter die Brücke della Paglia, längs der Wasserseite des Dogenpalastes, unter der berühmten Seufzerbrücke durch, und in die engen, sich labyrinthartig verschlingenden Kanäle hinein. Wohl erscholl der Ruf: „Dalli, dalli, al ladro" (haltet, haltet den Dieb), wohl setzten sich Gondeln in Bewegung, mit rüstigen Ruderern bemannt, und folgten so schnell als möglich den Fliehenden. Aber eine Vipera hat wohl die dreifache Geschwindigkeit der gewöhnlichen Kähne; dazu zwölf Personen (Einer steuerte das Schiff) mit voller Kraft arbeitend; die Verfolgung war ein vergebliches Unternehmen. Eine Vipera kann schließlich leicht an's Land gebracht oder auch durch einen Leck versenkt werden. Und so dürfte die Behörde genöthigt sein, alle ihre Organe in Thätigkeit zu setzen, um diesen Verbrechern auf die Spur zu kommen. Der Gesammt-Inhalt des geraubten Gutes beträgt circa 140,000 fl., davon 40,000 fl. in Staatspapieren, und 100,000 fl. baares Geld. Sonntags fanden einige Finanzwächter in der Nähe von Mestre die entwendete Kasse erbrochen und des baaren Geldes beraubt. Die Papiere waren jedoch unversehrt vollständig vorhanden, und so beschränkt sich der Verlust der Bankiere auf die hunderttausend Gulden. Bis jetzt ist von den Dieben keine weitere Spur entdeckt worden."

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

**Nro. 95.** Sonntag, 27. October **1872.**


## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Heute konnte sie schwärmen und sich romantischen Träumen hingeben, morgen spottete sie über die Schwärmerei und huldigte der Thorheit. Sie entwickelte eine unerhörte Beharrlichkeit, wenn es sich um eine Eroberung handelte, ob es ihr nun um die Huldigung eines Mannes oder eines Weibes zu thun war, die ihr auch gewöhnlich zu Theil wurde; aber in demselben Augenblick, wo sie den Widerstrebenden besiegt, hatte sie selbst alles Interesse für die mit großer Mühe gewonnene Persönlichkeit verloren.

Mit Schuldfrieds äußerer Erscheinung hatte sie die schon weiter oben ausgeführte Aehnlichkeit. Man sah nie die eine, ohne an die andere zu denken. Lebhaftigkeit und Anmuth der Bewegungen hatten beide gemeinschaftlich, eben so auch die unverstellte Aufrichtigkeit und überraschende Naivetät, womit sie den Leuten die Wahrheit sagten. Bei Schuldfried war dieß eine Folge der Erziehung und Natur; bei der Gräfin Natalie war es Studium. Sie besaß zu viel Genie, um nach den gewöhnlichen Regeln kokett zu sein. Sie legte es gar nicht darauf an, mit bloßen Schultern, einem festgeschnürten Leib, schmachtenden Blicken, bezaubernden Mienen oder dem modernsten Kleiderschmuck zu verführen. Nein, Natalie gebrauchte weder Schminke noch Ausfüllungsmittel, weder Juwelen noch Blumen, um ihre Reize zu erhöhen: sie hatte ganz andere Mittel gewählt.

„Mögen die Einfältigen sich an solchen Plunder halten, der es doch nicht verhindern kann, daß sie langweilig sind und alt werden,“ dachte Natalie. Sie beschloß originell zu sein, und zwar auf eine Art, daß sie die gesuchteste von allen gesuchten Damen wurde. Sie wußte schon als junges Mädchen, als sie zum Erstenmal ins Gesellschaftsleben hinaustrat, daß sie keine eigentliche Schönheit besaß. Von ihren Eltern hatte sie ein hübsches, aber keineswegs bedeutendes Vermögen. Es genügte nicht, um ihr Bewunderer oder Freier zu verschaffen, obschon es für ihre Bedürfnisse und Launen vollkommen genügte. Ihr erstes Jahr im Gesellschaftsleben gebrauchte sie dazu die Damen zu studiren, die in der Mode waren und sich selbst im Hintergrund zu halten. Im zweiten Jahr ging sie nach Paris, blieb dort zwei Jahre und heirathete dann den Grafen Reinstein. Der Graf war kränklich und unternahm seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Italien und Aegypten; auf dieser Fahrt machten wir zum Erstenmal die Bekanntschaft Nataliens, die aus dem Land der Schwarzkunst und Mystik als reiche Wittwe zurückkehrte. Der Graf hatte ihr sein ganzes Vermögen vermacht Sie war jetzt zwei Jahre lang das Meteor gewesen, um welches die Elegans des Tages sich sammelten, der Stern der von keinem andern verdunkelt wurde, der Gegenstand auf welchen der Neid mit unterdrücktem Verdruß blickte.

Reich, unabhängig und leidenschaftlich darauf erpicht, mit einer ausgezeichneten Umgebung zu glänzen, machte Natalie ihr Haus zu einem Sammelplatz für Genie, Kunst und Wissenschaft. In ihrem Salon von einer Anbeterschaar umgeben, hatte sie gleichwohl nie erfahren, was Liebe war und eben so wenig, was Neid heißen wollte. Sie liebte es die schönsten Frauen und gefährlichsten Nebenbuhlerinnen um die Macht, auf welche sie so hohen Werth legte, in ihrer Nähe zu sehen, weil ihr Triumph, wenn sie sich dennoch als Königin der Anmuth behaupten konnte, nur um so größer war. Was wahrhaft Gutes oder Böses an ihr war, läßt sich nicht leicht bestimmen; jetzt glich sie einer reizenden künstlichen Blume, die Alles, sogar den Duft, von der Natur entlehnt hatte, aber gleichwohl das Wesentlichste — das Leben — nicht besaß.

Das heißt, ihr Herz war noch zu keinem anderen Interesse erwacht, als für die Triumphe, die ihre Eitelkeit erntete. Ihr Leben glich einem schäumenden Trank; aber sie hatte ganz und gar keine Ahnung von der Art des Bodensatzes auf dem Pokal.

Es gab nichts Ausgezeichnetes in der Welt der Kunst, Literatur, Musik oder Wissenschaft, was die reizende Wittwe nicht in ihre Gesellschaft zu ziehen suchte. Sie setzte einen Ehrgeiz darein, den Adel des Genies über den Geburtsadel zu stellen und sie erlaubte sich die schärfsten Ausfälle über die vermoderten Ahnen und zerlumpten Fahnen des letzteren.

Am obengenannten Abend befand sich eine größere Gesellschaft in ihrem Salons; die Mehrzahl gehörte der Adelsklasse an, sonst aber waren einige beliebte Künstler, Gelehrte, Denker und geniale oder dafür geltende Schriftsteller da. Man sah einen Berzelius im Gespräch mit dem Grafen Woyna, den finnischen Künstler Ekman in Unterhaltung mit der schönen Gräfin F., der atheistische A. sprach mit dem Professor F. über Theologie. Der französische Gesandte politisirte mit dem Grafen C. u. s. w.

Mitten in dieser bunten Schaar saß die Gräfin. Sie hatte sich kokett in ein Sopha zurückgeworfen und sprach mit einem jungen Mann, der sich auf die Rücklehne desselben stützte. Im Kreise dieser mit Seide, Spitzen und Edelsteinen prunkenden Damen war sie selbst die einfachste. Sie trug ein hellblaues Kleid von einem dünnen Zeug. Ihr Haarputz wich gänzlich von dem gewöhnlichen ab und war ein Mittelding von männlicher und weiblicher Koiffüre. Schuldfried war noch nicht sichtbar geworden.

„Ich versichere Sie, Baron," sagte Natalie, „daß ich Ihnen allen eine große Ueberraschung und mir selbst einen Triumph zu bereiten gedenke. Versuchen Sie zu errathen, welchen Gast ich erwarte. Es war wirklich nöthig, daß ich selbst mich an Ihrem Staunen zu weiden wünschte, um mich zu veranlassen, daß ich Ihnen das Versprechen abnahm zu kommen."

„Sie sind gar zu gütig, Gräfin, auf meine geringe Person ein so großes Gewicht zu legen," antwortete der junge Mann mit einem Lächeln, das zugleich kalt und ironisch war.

„Sie täuschen sich, Baron Canitz, wenn Sie glauben, daß ich ein Interesse für Sie habe. Nein, ganz und gar nicht, ich will nur mich selbst zerstreuen, indem ich Sie überführe, daß Sie eine Unwahrheit gesprochen haben."

„Erlauben Sie mir, daran zu zweifeln, daß diese Freude ihnen zu Theil werde. Ich spreche nie eine Unwahrheit."

„Nie? dann weiß ich mehr als Sie. Apropos, wie lange gedenken Sie mir noch den Hof zu machen? Gestehen Sie, daß Sie damit Ihrem Ziele nicht näher gekommen sind."

„Das gestehe ich, auch werde ich von nun an in meiner Zudringlichkeit nicht fortfahren. Ich werde mich sogar, gnädige Gräfin, nicht öfter bei Ihnen einfinden, als wenn Sie mich rufen."

„Wirklich? Sie sagten gleichwohl einmal, daß . . . ." Natalie sah ihn schalkhaft an.

„Daß ich Ihr Ritter bleiben würde, bis Sie mir sagten, was ich zu wissen wünsche."

„Ganz richtig. — Sie verzichten also darauf, mich ausforschen zu wollen?"

„Ja."

„Wie soll ich das verstehen? Sie gehören nicht zu denjenigen, die den Schwierigkeiten den Rücken kehren. Sollten Sie zufällig . . ."

„Wissen, wo die Person sich befindet, um derenwillen ich Sie gequält habe, Frau Gräfin?" Lothar sah sie mit einem kalten Blick an. „Wissen Sie, wo sie sich aufhält?" fügte er hinzu.

„Ja, das weiß ich." Natalie sah genirt aus.

„In diesem Fall" — Lothar lächelte — „gratulire ich mir, noch mehr zu wissen, als Sie selbst. Ich fürchte sehr, Gräfin, daß Sie sich den Spaß gemacht haben, mit einem Wissen zu prangen, das Sie nicht hatten."

„Lassen wir das, ich bitte; für jetzt bin ich viel zu ungeduldig, um mich mit etwas Anderem zu beschäftigen, als daß ich Sie aus der Rolle fallen sehe, die Sie spielen, und in Bezug auf welche ich mich wenigstens nicht täuschen lasse."

„Täuschen? Was meinen Sie?"

„Daß Ihre Gleichgiltigkeit nicht wirklich ist, sondern bloß eine Koketterie, mit welcher Sie Aufsehen machen wollen."

Canitz verbeugte sich.

„Wenn es sich so verhält, so müssen Sie zugeben, daß ich ein Verdienst habe, nämlich niemals aus meiner Rolle zu fallen."

„O ja, das haben Sie."

„Ich biete Ihnen Trotz, ob Sie diese Behauptung beweisen können."

„Soll ich es thun?"

Ich werde Ihnen verbunden sein, Gräfin."

„Nun wohl, so erinnern Sie sich, wie ich Ihnen beim ersten Auftreten der Madame Dorbino im Theatergange begegnete. Wie aufgeregt und verstört sahen Sie nicht da aus! Sie waren so aus dem Gleichgewicht gebracht, daß Sie beinahe vergaßen, mich zu grüßen."

„Ja, ich erinnere mich dessen wirklich," antwortete Lothar mit unveränderter Ruhe; „aber das war eine Folge der starken Wärme. Ich war unwohl."

„Madame Dorbino und Professor Aberney," erscholl es von der Thüre her.

Lothar fuhr buchstäblich zusammen. Die Gräfin vergaß auf ihn Acht zu geben, so überrascht war sie, Schuldfried am Arme des Professors zu sehen. Sie hatte von ihrer Verwandtschaft oder Freundschft nichts gewußt. Sie hatte Aberney auf Madamo Dorbino eingeladen, um ihm das Vergnügen ihrer Bekanntschaft zu bereiten.

„Immer artig gegen die Ausgezeichneten," sagte die Gräfin" zu dem Professor, als er sie begrüßte.

„Dießmal, Frau Gräfin, war es nicht Artigkeit, sondern ich erfülle eine Pflicht — Madame Dorbino ist eine Verwandte von mir."

Beim Namen der Sängerin hatten sich Aller Augen auf die Eintretenden gerichtet und es war eine merkliche Sensation entstanden. Erst als die Gräfin mit einigen verbindlichen Worten ihre angenehme Ueberraschung über Schuldfrieds Verwandtschaft mit einem Manne, wie Aberney ausgedrückt hatte, erinnerte sie sich Lothars, und es fiel ihr ein, daß sie nicht beabachtet hatte, welchen Eindruck Schuldfrieds Auftreten auf ihn hervorbrachte. Sie wandte sich hastig um; aber siehe da, der Baron war verschwunden; ihre Augen suchten ihn vergebens. Sie konnte ihn nicht im Saal entdecken

In einigen Augenblicken war Schuldfried von Leuten umgeben, die sie wegen ihres Auftretens im Freischütz bekomplimentirten. Man drängte sich um die ausgezeichnete Sängerin, um ihr seine Huldigung darzubringen und sich in der Nähe zu überzeugen, daß Sie außer dem Theater eben so bezaubernd war wie auf demselben. Zum Erstenmale sah Natalie sich von ihren Anbetern verlassen. Sie hatten sich beeilt, ihr Rauchopfer zu den Füßen der Neugekommenen niederzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

— In Frankfurt schoß ein Mädchen mit einem Revolver nach ihrem früheren Geliebten, einem jetzt beim Militär stehenden jungen Mann, ohne ihn erheblich zu verletzen. Die Thäterin wurde als geistesgestört in's Irrenhaus gebracht.

Die am 13. d. Mts. in Köln beobachtete Feuerkugel ist bei Schloß Hülchrath bei Verdinghoven niedergegangen. In einer ungefähren Höhe von 180 Fuß platzte das Meteor wie eine Rakete, jedoch ohne Detonation. Vom Funde niedergefallener Steinreste wird nichts berichtet. (Sie werden eben in den Boden gefahren sein.

— Rezept gegen böse Schwiegermütter. In der Chausseestraße zu Berlin wohnt eine alte reiche Dame, die Besitzerin dreier Häuser ist, als zukünftigen Erben einen einzigen Sohn hat, der sich ganz gegen den Willen der Frau Mama zur Zeit des jüngsten Feldzuges in eine arme, hübsche Bayerin verliebte und dieselbe nach glücklicher Heimkehr heirathete. Frau Wirthin Mama war dann auch so gütig, dem jungen Ehepaare eine Wohnung für einen civilen Preis in dem von ihr selbst bewohnten Hause einzuräumen, aber wie sich bald zeigte, that sie dies nur, um die ihr mißliebige Schwiegertochter recht nahe um sich zu haben und ihr bei jeder Gelegenheit zeigen zu können, wie sehr sie ihr zuwider sei. Der junge Ehemann war den ganzen Tag nicht zu Hause, da er als Disponent in einem Fabrikgeschäft konditionirte, aber die verweinten Augen seiner jungen Gemahlin blieben ihm schließlich doch nicht verborgen, und als er nach dem Grund ihrer Traurigkeit forschte, erfuhr er von den harten Kämpfen, welche die hier fremde und von jedem Umgang abgeschlossene Frau mit der Schwiegermutter be-

stehen mußte. Der Sohn pflog eine ernste Unterredung mit der Mutter, die jedoch keinen anderen Erfolg hatte, als daß die beiden sich in Feindschaft trennten und die erzürnte Mutter ihm beim Abschiede noch nachrief: „Du mußt mir mit der Betteldirne aus'dem Hause, und enterben werde ich euch auch!" Damit wäre die Sache nun einstweilen abgethan gewesen, wenn nicht ein Magnet auf die Schwiegermutter einen besonderen Einfluß geübt hätte. Es war dies das einzige Kind des Sohnes. ein lieblich emporblühendes einjähriges Mädchen, die von der sonst so jähzornigen Schwiegermutter über Alles geliebte Enkelin, die sie täglich unzählige Male sehen und liebkosen mußte, wenngleich sie auch die Schwiegertochter haßte. Der Sohn hielt es daher für das Beste, das Kind als Rezept gegen die böse Mama zu benutzen und die Medizin erwies sich als heilsam. Noch an demselben Tage war auf einem großen Zettel an seiner Stubenthür zu lesen: „Für eine Mutter, die den eigenen Sohn nebst Frau und Kind exmittiren und enterben will, ist hier kein Einlaß mehr". Alles im Hause las das und die Frau Wirthinmutter auch; diesen Zustand und die Trennung von ihrer Enkelin ertrug sie nur einen halben Tag. Mit eigener Hand riß sie den Zettel ab, und am Abend wurde in dem kleinen Kreise Versöhnung gefeiert, hoffentlich für immer.

---

(Von einem feinen Betrüger) erzählt der Pariser „Gaulois" folgende ergötzliche Geschichte: Ein reicher Finanzmann saß in einem feinen Restaurant und frühstückte, da trat ein mit blauer Blouse bekleideter Bauer, die Peitsche in der Hand, ins Zimmer, setzte sich an den benachbarten Tisch und verlangte vom Kellner acht Austern. Der neue Gast hatte gewöhnliche aber gutmüthige Gesichtszüge, und machte mit seiner lächelnden Miene ganz den Eindruck, als wenn er, wie man zu sagen pflegt, nicht bis fünf zählen könnte. Die Austern kamen und der Biedermann begann sein Mahl. Kaum aber hatte er die dritte Auster gegessen, als er, die Hand nach dem Munde führend, aufschrie: „ich glaube wahrhaftig, ich habe mir einen Zahn abgebrochen!" Indem er dies sagte, entfernte er den Gegenstand seines Leidens. Es war eine prachtvolle schwarze Perle, noch ganz umgeben vom zuckenden Fleisch des Mollusken, nichtsdestoweniger aber von einer Größe die sie überaus werthvoll machte. Der Nachbar betrachtet natürlich die Perle, bewundert sie, und wünscht dem Landmann Glück, der sie auf eine unerwartete Weise entdeckt hatte. „Meiner Treu," versetzte dieser, „es ist wohl möglich, daß dieses Ding schön ist, ich aber wünschte es zum Teufel; mein Zahn wächst dadurch nicht wieder." „Nun, Sie werden es theuer verkaufen?" „Ach, was kann der Kiesel werth sein?" — „Wenigstens zweihundert Francs." — „Wenn Sie ihn für die Hälfte haben wollen, so gehört er Ihnen." — Der Handel wurde geschlossen, der Finanzmann bezahlt 100 Francs und erhält die Perle. Beim Fortgehen tritt er bei einem Juwelier ein, und erkundigt sich nach dem Werthe. Aber, welchen Schrecken bekam er, als er erfuhr, daß die Perle falsch, der Bauer ein feiner Betrüger gewesen sei.

---

Erstaunlich ist die Ausdauer der Pferde in der Entbehrung der Nahrungsmittel und des Wassers. Man hat Versuche angestellt, wie die „Presse" mittheilt, um zu erfahren, wie lange Pferde unter besonderen Umständen, z. B. in belagerten Festungen, ohne Futter würden leben können. Es hat sich hiebei herausgestellt, daß ein Pferd 25 Tage leben kann, wenn es nur das nöthige Wasser zum Saufen erhält, jedoch nur 5 Tage, wenn es feste Nahrung und kein Wasser erhält. Hat ein Pferd 10 Tage lang festes Futter und dazu ungenügend Wasser erhalten, so ist der Magen abgenutzt und das Pferd verendet. Aus vorstehender Mittheilung ist klar erwiesen, daß ein regelmäßiges und ausreichendes Verabreichen von Wasser durchaus nothwendig ist. Faktum ist, daß ein Pferd, dem man drei Tage lang das Wasser entzogen, in drei Minuten 90 Litter Wasser aussoff. Bekanntlich wird von den Pferdedressirern häufig den reitenden Pferden das Wasser entzogen, um sie gefügig zu machen.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 96. Mittwoch, 30. October 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Natalie war indeß für den Augenblick von andern Gedanken in Anspruch genommen, als von ihrer Gefallsucht. Sie kannte diejenigen, die ihren Triumphwagen zogen, zu gut, als daß sie nicht gewußt hätte, daß sie bloß mitten in den Kreis zu treten, und einen ihrer tollsten Einfälle oder einen ihrer geistreichen Scherze loszulassen brauchte, um sie sogleich wieder unter ihre Fahne zu sammeln.

Während man Schuldfried mit Schmeicheleien, den Professor mit Fragen bestürmte, ging die Gräfin in die zwei anstoßenden Salons, fand jedoch keinen Canitz. Endlich kam sie in ein kleines Kabinet, wo sie ihn am Fenster stehen sah. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt. Sie eilte auf ihn zu und sagte:

„Ei wie, Herr Baron, erschreckt der Name Dorbino Sie so, daß Sie entfliehen?"

Lothar wandte sich um. Natalie meinte zu bemerken, daß er bleicher als gewöhnlich und daß der kalte, stolze Ausdruck verschwunden sei. Auf seinem Gesichte ruhte ein Zug von Schwermuth, von bitterem Schmerz, der bei Natalie, diesem Kinde der Thorheit, wunderbar anklang. Dieser Mann, der immer eine so kalte Höflichkeit gezeigt, der besonders gegen sie eine gewisse sarkastische Ironie angenommen, in dessen Blick sie niemals einen Schimmer von Wärme zu entdecken vermochte, der sie mit seiner Unnahbarkeit gereizt und gequält, den sie für einen eiskalten Egoisten angesehen hatte: er besaß also ein Herz, das Kummer und Schmerz erfahren konnte. Es fand sich also Wärme hinter der kalten Maske.

Natalie meinte ihn nie so einnehmend gefunden zu haben. Dieses Gesicht, das jetzt von seinem spöttischen Lächeln oder seinem strengen Ernst befreit war, kam ihr schön vor. Sie dachte:

„Wie würde dieser Blick nicht glühen können, wenn sein Herz von Liebe erfüllt wäre!"

Canitz, der den Eindruck, den seine kummervolle Miene auf Natalie machte, nicht ahnte und nicht einmal daran dachte, antwortete mit einem wehmüthigen Lächeln:

„Gräfin, mich erschreckt Nichts, aber ich liebe es zuweilen, mir selbst Gesellschaft zu leisten."

„Mit welchem Ton sie das sagten!" Die Gräfin Natalie vergaß das Scherzen.

Lothar fuhr mit der Hand über seine Stirne und nahm dann seine gewöhnliche Stimme, sein kaltes Aussehen wieder an.

„Was in meinem Ton setzt Sie in Verwunderung? Denken Sie jedenfalls nicht so übel von mir, als ob ich die Einsamkeit suchte, um mich wie ein seufzender Werther meinem Stöhnen zu überlassen. Nein, ich kann Sie versichern, daß dieß nur geschieht, weil ich des Gewimmels um mich her müde bin. — Aber Sie versprachen mir eine Ueberraschung: ich bin noch von Nichts überrascht worden, was ich gehört oder gesehen habe."

„Nicht? sie hörten doch, wer angemeldet wurde?" Die Gräfin schaute ihn an.

Nach einigen Minuten war eine vollständige Revolution in ihr vorgegangen. Unbegreifliches Räthsel, genannt Menschenherz! Es ist höchst wahrscheinlich, daß Natalie ihr ganzes Leben lang mit Canitz hätte umgehen können, ohne für ihn ein anderes Interesse zu empfinden, als für jede Person, die ihr eine angenehme Unterhaltung oder auch Verdruß bereitete. Bisher hatte sie an Lothar nur gedacht, wenn sie ihn sah, dazwischen hinein aber vergessen, daß er vorhanden war. Jetzt hatte diese eherne Figur Etwas hervorschimmern lassen, was wie Gefühl aussah. Es fand sich also ein Herz in dieser Brust vor. Warum sollte sie es nicht zu fesseln vermögen? Aus der Marmorsäule, gegen welche sie ihren Witz spielen ließ, war Etwas geworden, was sie kennen zu lernen wünschte, was erforschen zu können, ihr sehnlichstes Ver-

langen erregte. Lothar hatte in dem reizenden Weibe einen Feind seiner Ruhe bekommen. Jetzt war es für ihn zu spät, die Maske der Gleichgiltigkeit aufzusetzen. Sie hatte einmal entdeckt, daß es eine Maske war, und sie mußte dieselbe um jeden Preis wegschaffen; aber kehren wir zum Gespräch zurück.

„Von wem sprachen Sie, Gräfin?“ sagte Lothar mit einer so natürlich gespielten Unwissenheit, daß die Gräfin sich davon täuschen ließ.

„Ei, mein Herr, ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von Ihrer Zerstreutheit denken soll.“

„Was Sie wollen, Gräfin, nur erklären Sie mir, warum ich aus meiner Rolle gefallen sein soll.“

„Nun wohl, Madame Dorbino ist hier.“

„Ich rechnete darauf, sie heute Abend bei Ihnen zu treffen.“

„So — o, geben Sie mir jetzt Ihren Arm, so will ich Sie vorstellen und dabei meine Beobachtungen machen.“

„Mich vorstellen!“ Lothar konnte mit der ganzen Kraft seines Willens nicht verhindern, daß das Blut ihm nach dem Kopfe strömte. Er wußte, daß der Blick der Gräfin auf ihn gerichtet war, und er hätte viel dafür gegeben, diesen Augenblick sein Blut eben so in der Gewalt zu haben, wie seine Muskeln.

„Ich glaube, mein Vorschlag regt Sie auf? Sie kennen doch Madame Dorbino nicht?“

„Nein, Gräfin, ich kenne die Sängerin Madame Dorbino nicht,“ antwortete Lothar kalt.

„Ihren Arm.“ Die Gräfin nahm Lothars Arm. Während der kurzen Wanderung durch die kleineren Salons suchte Lothar jede Bewegung zu bezwingen. Er scherzte mit der Gräfin. Der schärfste Beobachter hätte in diesem stolzen und kalten Gesicht keine Spur von Aufregung bemerken können. Als er endlich neben Schuldfrieds Stuhl stand, sah er aus wie ein Stück Granit. Die junge Dame war in einem lebhaften Gespräch mit Madame St. begriffen und hatte ihren Kopf von der Seite abgewandt, woher Lothar und Natalie kamen.

„Erlaube, beste Frida,“ sagte die Gräfin zu Schuldfried, „daß ich Dir den Baron Canitz vorstelle.„

Bei Nataliens ersten Worten hatte Schuldfried sich umgewandt. Vor ihr stand Lothar bleich, kalt und stolz. Er spielte seine Rolle unübertrefflich; die ausgezeichnete Theaterdame, aber die wegen ihres hinreißenden Spiels so wie wegen ihres Gesanges mit Bravorufen, Blumensträußen und Lorbeerkränzen überschüttet worden, wechselte ihre Farbe so heftig und sah, als sie des Barons höfliche, beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung erwiederte, so aufgeregt aus, daß es Jedermann in die Augen fiel. Sie machte die Behauptung zu Schanden, daß eine Schauspielerin durch das Einstudiren fremder Charaktere ihre eigenen Gefühle und die Fähigkeit tiefe und ernste Eindrücke zu empfangen verliere.

Die Gräfin dachte:

„Frida kennt ihn, aber, mein Gott, sie spielt ihre Rolle schlecht, sie kann ihre Aufregung nicht bemänteln. Aber das bedeutet nichts, sie ist auch jetzt schön. O wie dieser Mann mich aufbringt! Seht welche Ruhe, und doch möchte ich mein Leben daran wagen, daß auch er sie kennt; ich sah es, als ich den Vorschlag machte, ihn vorzustellen. Ich muß das Geheimniß erforschen.“

Natalie verließ Schuldfried. Lothar nahm auf dem leeren Stuhl zu ihrer Rechten Platz. Ein junger Herr hatte ihn verlassen, als der Baron vorgestellt wurde. Es war Schuldfried unmöglich, ein Wort über ihre Lippen zu bringen, obschon sie wußte, daß alle Blicke auf sie gerichtet waren. Lothar dagegen war sich vollkommen klar, daß keine Aufmerksamkeit auf diesem Zusammentreffen haftete; er sagte daher mit ruhiger Stimme, obschon mit einem Tonfall, der Etwas unnatürlich klang:

„Wie gefällt es Ihnen in Schweden? Sie besuchen es doch zum Erstenmale? Es muß also den Reiz der Neuheit haben.“

Lothars Blick ruhte klar und glänzend auf dem schönen Weibe. So lange ihr Gesicht noch ein Gepräge von innerer Bewegung verrieth, fuhr Lothar fort, von dem schwedischen Volke, seiner Bildung und dergleichen zu sprechen. Ein Einzigesmal hatte sie es gewagt, die Augen zu ihm aufzuschlagen, sie aber sogleich wieder gesenkt. Nachdem er noch eine Weile von gleichgiltigen Gegenständen gesprochen, stand er auf, und nach einigen achtungsvollen Aeußerungen, welche so gesagt waren, daß die Umstehenden sie hören konnten,

entfernte er sich. Eine Stunde darauf flüsterte Schuldfried zu Aberney:

„Lieber Onkel, führe mich weg, ich halte es nicht mehr aus!“

„Und ich zweifle nicht länger,“ dachte der Professor, „ich weiß jetzt Alles. Arme Kinder, es scheint aus den Gräbern eurer verbrecherischen Eltern kein Glück aufblühen zu wollen.“

Als Schuldfried nach Hause kam, reichte ihr Anaise wieder ein Bouquet von Myrthen und Orangeblüthen, umflochten von einem schwarzen Band und mit schwarzem Papier umgeben.

Schuldfried stellte es nicht unter die andern Blumen. Warum? sie wußte es selbst nicht, aber das eigenthümliche Geschenk interessirte sie.

In Robert trat Schuldfried zum Zweitenmal als Alice auf. Auch jetzt strahlte ihr ein dunkles Augenpaar aus den Ochsenaugen der ersten Reihe entgegen; auch dießmal blieben s e i n e Hände unbeweglich, und obschon das ganze übervolle Haus von Bravogeschrei und Applausen erscholl, obschon die ganze Bühne von Blumen überschüttet wurde, so blieb doch e r, für welchen sie eigentlich sang, kalt. Was bekümmert sich Schuldfried um den Beifall aller Andern? Ein einziger Blick, ein einziges Zeichen des Wohlgefallens von seiner Seite, wäre ihr mehr gewesen, als die Bewunderung der ganzen Welt.

Als sie aus dem Theater heimfuhr, war sie bis in ihr Herz betrübt. Das Einzigemal, wo das Schicksal sie zusammengeführt, hatte er nicht mit einem Worte angedeutet, daß er sich Schuldfrieds erinnerte. War dieß nicht die stärkste Bestätigung dessen, was er durch sein Benehmen in Neapel zu verstehen gegeben hatte? Schuldfried war unglücklich und eine schwere Last von Mißmuth und Verzweiflung legte sich auf ihr Gemüth.

An diesem Abend wurde ihr kein Strauß von Myrthen und Orangeblüthen gereicht, sondern ein aus Zypressen und Lorbeeren geflochtener Kranz. K u m m e r u n d E h r e.

Am Morgen nach ihrem Auftreten in Robert kamen Besuche, die nicht angenommen, Billete, die nicht gelesen wurden, Blumensträuße, welche Anaise zur Hand nahm. Nach der Einladung bei Natalie waren mehrere ähnliche an die schöne Sängerin ergangen, die mit der Gräfin und dem berühmten Professor Aberney verwandt war. Sie war also von guter Familie, was ihre Aktien in der kleinlichen Stadt Stockholm bedeutend steigen machte. Bei uns Schweden gelten Familienverbindungen ungeheuer viel. Genug, Schuldfried wurde aufgesucht, gepriesen, und man that Alles, um sie zu verwöhnen, besonders da selbst der Neid gegen ihre Lebensweise Nichts einzuwenden wußte. Zwar zirkulirte eine Masse von Gerüchten, daß sie verheirathet gewesen sei, daß sie selbst eine Masse Abenteuer überstanden habe u. s. w., aber da Professor Aberney als ihr natürlicher Beschützer und naher Verwandter auftrat, so wurden derlei Sachen nur ganz leise geflüstert.

Die Damen meinten es liege in der Art, wie Schuldfried sang eine beinahe anstößige Wärme. Ja, dieße Hingebung, diese Gluth, diese Inspiration habe wahrlich etwas Leichtfertiges, Unweibliches und Unpassendes u. s. w.; aber nachdem man sich in London und Paris davon hatte einnehmen lassen, so mußte man wohl Nachsicht mit Etwas haben, was man nicht verstand. Ueberdieß lag in Schuldfrieds Vortrag ein solches Gepräge von Wahrheit, daß selbst der Tadel verstummen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## V e r s c h i e d e n e s.

N i e d e r a s p h e bei Marburg, 20. Okt. Ein großes Stiergefecht fand dieser Tage zwischen dem hiesigen Pastor und dem Gemeinde-Fasselochsen statt. Bei Gelegenheit der Steuererhebung ging der Herr Pastor mit einigen Bauern zusammen durch das Dorf. Da kam ihnen der Fasselochse entgegen. Alle wichen aus dem Wege und nur der Pastor sprach: „Ich weiche nicht, denn ich habe fechten gelernt, und ich will es mit ihm aufnehmen.“ So schritt nun der Herr Pastor im langen Rock, Sammtköppchen auf dem Haupte, großer Brille, in der linken Hand die lange Pfeife und in der rechten einen auf dem Wege aufgehobenen Knüppel auf den Ochsen zu. Dieser sah seinen Gegner mit großen Augen an, scharrte ein paar Mal mit dem Vorderfuße, und ehe der Pastor von seiner Fechtkunst Ge-

brauch machen konnte, hatte er ihn schon auf den Hörnern, schleuderte ihn auf seinen Rücken und warf ihn herunter auf einen dastehenden Pflug. Der Pfarrer hatte seine Besinnung noch nicht ganz verloren und kroch so schnell wie möglich unter den Pflug, bis der Ochse durch herbeigeeilte Hülfe aus der bedrohlichen Nähe entfernt wurde. Als der Pastor sein so eben erstbezogenes Logis verlassen hatte, kam ein alter, schlecht und rechter Bauersmann in kurzen Hosen, langem Kittel und langer Zipfelmütze mit seinem kleinen irdenen Pfeifchen auf den Pastor zu und sprach: „Ach Herr Pfarrer, über diesen Spaß wäre Ihnen beinahe die Pfeife ausgegangen.“ Der Pastor antwortete ganz leise: „Ja, sie ist sogar entzwei.“ Der Bauer aber sprach: „Ja, Herr Pfarrer, das will ich Ihnen sagen, den Bauern ist leicht eine Epistel vorzulesen; aber einen solchen Ochsen müssen Sie sich erst anbinden lassen, wenn Sie dem eine Epistel lesen wollen.“

In Northumberland, einer Grafschaft, in welcher dergleichen Jagden nicht in diesem Maßstabe stattzufinden pflegen, wurde zu Ehren des Prinzen und der Prinzessin von Wales eine großartige Fuchsjagd veranstaltet, an der etwa 2000 Jäger zu Pferde sich betheiligten. Der Fuchs wurde erlegt, und die „spolia optima“ des Tages dem Prinzen gegeben, der sie wiederum der Prinzessin überreichte.

Aus der Menagerie. Aus Leipzig wird berichtet: Vorigen Dienstag, Abends 8 Uhr, waren die in der Kreutzberg'schen Menagerie anwesenden Zuschauer Zeugen einer höchst aufregenden Scene. Es befindet sich daselbst zur Linken des Elephantenkäfigs derjenige, welcher die beiden herrlichen Löwen beherbergt, und durch eine beide Räume verbindende Thür erscheinen zur Dressurvorführung dann stets die beiden Löwenbrüder, nachdem vorher ihr Nachbar, der Elephant, in den „Wartesalon“ rechts abgetreten ist. An diesem Abend nun hatte sich durch irgend welchen Zufall die für gewöhnlich festgeschlossene Thür geöffnet, als eben der am linken Vorderfuß angekettete Elephant sich noch in dem großen Mittelkäfig befand. Den Löwen war natürlich die Benutzung dieser Thür ganz geläufig, und so erschien denn plötzlich der eine Löwe, Mustapha, in der offenen Thür, und als er den mit dem Hintertheil ihm zugekehrten, nichts ahnenden Elephanten erblickte, erhob er sich sofort auf die Hinterfüße, packte das angekettete, also wehrlose Thier am Kreuz und schlug gierig Klauen und Zähne in die Haut desselben ein. Ein furchtbares Brüllen des gequälten Elephanten durchschmetterte die ganze Bude, und diejenigen Zuschauer, welche sich gerade vor dem Käfige befanden, ergriffen bereits die Flucht. Sei es nun, daß das Brüllen den Löwen erschreckte, oder etwas Anderes, oder behagte ihm die harte und in ihrer großen Fläche schwer zu packende Haut des Elephanten nicht, genug plötzlich ließ der Löwe von seinem Opfer ab und sprang in seinen Käfig zurück. Aber kaum daß das geschehen, besann er sich wieder und war eben wieder im Begriff, durch die schon halb passirte Thür seinen Angriff zu wiederholen, als endlich einige Wärter erschienen und durch eiserne Stangen den erregten Löwen zum völligen Rückzug zwangen, worauf es gelang, die Thür zu schließen. Die Spuren der Löwenkrallen trägt der Elephant sehr deutlich zur Schau, und mit großer Betriebsamkeit suchte er sich nachher mit diesen Stellen an der Wand zu reiben. Die Erregung des Löwen war noch lange nachher, selbst bei der kurz darauf folgenden Vorstellung bemerkbar, während der andere Löwe bei der ganzen Geschichte, obgleich er volle Freiheit hatte, an der Partie Theil zu nehmen, sich ganz passiv verhielt und dadurch den guten Verlauf der Sache bedeutend erleichterte.

(Wie man Büchertittel macht.) Ein französischer Autor, Herr Eduard Quirlac, wurde von einem seiner Freunde consultirt, welchen Titel er einem neuen von ihm verfaßten Roman geben solle. „Nichts leichter als das!“ antwortete Jener. „Kommt in Ihrem Roman ein Tambour vor?“ — „Nein.“ — „Auch kein Trompeter?“ — „Nein.“ — „Nun, so betiteln Sie denselben: „Ohne Pauken und Trompeten.“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 97.** Sonntag, 3. November **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Eine Woche verging. Schuldfried hatte alle Einladungen abgelehnt und alle ihre freien Stunden dem Umgang mit Aberney und Natalie gewidmet. Tage wurde zusehends mehr hingerissen und wich der Gräfin aus. Noch war er in Schuldfrieds Gegenwart nicht mit ihr zusammengetroffen. Aber je deutlicher seine Neigung zu Schuldfried an's Licht trat, um so mehr zog sie sich zurück, was Tages Gefühle steigerte, statt sie abzukühlen. Er wurde zuweilen bitter und erlaubte sich dann sehr scharfe Ausfälle über Schuldfrieds Berufswahl. Dabei verhielt Schuldfried sich ruhig. Sie diente ihm zuweilen mit einigen Bemerkungen; manchmal aber gab sie auch gar keine Antwort. Auch Tante Sara wartete ihr mit langen Predigten über das Sündhafte ihres Lebens auf. Geschah es dann, daß die Alte und Schuldfried allein waren, so wurden die Predigten mit Bitten, daß sie doch den Weg des Verderbens verlassen möchte, begleitet. Oft lag in Tante Saras einfachen, wenn auch vorurtheilsvollen Worten, ein solches Gepräge von herzlicher Ueberzeugung, daß Schuldfried sie anhörte, ohne sich beleidigt zu fühlen oder sie mit ihrer vornehmen Miene oder ihrem bestimmten Ton zu unterbrechen; Tante Sara sah jedoch sehr bald ein, daß sie mit all ihrem Gerede nichts ausrichtete. Es mußte ein anderes Mittel angewandt werden. Was blieb noch zu thun? Ja, der Skandal muß heraus. Schuldfried mußte erfahren, was die Leute von ihr sagten; sie mußte aus dem Wahne, daß sie Achtung genieße, gerissen werden. Wenn vornehme Leute sie einluden, so bewies das ganz und gar nicht, daß verständige Leute sie achteten. Tante Sara hatte überdieß die vollkommene Ueberzeugung, daß es keinen Rauch ohne Feuer gebe; folglich mußte Schuldfried auf irgend eine Art zu all diesem Geschwätze Anlaß gegeben haben. Tante Sara hatte noch in frischer Erinnerung, daß Schuldfried schon als junges Mädchen sich zu sehr freien Ideen bekannt hatte. Sie war ja mit dem jungen Manne spazieren gegangen, von welchem Sara noch nicht bestimmt wußte, ob er Canitz oder ein Anderer war. Diese Spaziergänge waren nach Saras Dafürhalten deutliche Beweise von einer leichtsinnigen Natur. Deßhalb wollte Sara bei der ersten passenden Gelegenheit der Tochter Enochs ernstlich die Augen öffnen. Es war ihre Pflicht die Verirrte zu retten.

Sonderbar verhielt sich Aberney ganz neutral. Tante Sara konnte unmöglich einen größern Widerwillen gegen Schuldfrieds Stellung als Sängerin haben, als er. Seine Gründe zu dieser Abneigung waren indeß ganz anderer Art, als die ihrigen. Er erblickte darin durchaus nicht einen Weg zum Verderben, sondern eine Bahn auf welcher Schuldfried früher oder später von zwei Unannehmlichkeiten betroffen werden mußte: erstens als Opfer von Kabalen zu fallen, die zum Zwecke hätten ihren Namen in den Koth zu ziehen. Dasselbe Gerücht, das sie auf raschen Flügeln zu einer bekannten Künstlerin gemacht hatte, würde mit Begierde den ersten Skandal ergreifen, der auf eine pikante Art einen Schatten auf dieselbe Person werfe, die man so eben gepriesen. Aberney kannte die Welt und wußte, daß die Zeitungen in ihrem Hunger nach Neuigkeiten gerne alles besprechen, was interessiren kann und sich somit sehr häufig zu Herolden des Skandals machen. Er wußte auch, daß alle Oeffentlichkeit gefährlich ist, zumal für eine Dame, deren Ehre so leicht angegriffen werden kann. Zweitens konnte Aberney die dramatische Künstlerschaft unmöglich verstehen oder recht beurtheilen. Er erblickte darin eine Verstellung und Unwahrheit, nicht aber jene innere Hingebung, jene Fähigkeit sich in das hineinzuversetzen, was

das Gefühl anregt. Er konnte nicht begreifen, daß es in unserer Seele eine Eigenschaft gibt, welche dem Echo gleicht und eine Antwort gibt auf dasjenige, was der Sänger gedacht oder geträumt und der Komponist geschaffen hat.

Der wahre dramatische Künstler gleicht einem Instrument. Sein Inneres besitzt eine Antwort auf das Schöne und Häßliche, das Großartige und Kleinliche, das Lächerliche und Erhabene, was der Autor gedacht hat. Er hat nicht die Fähigkeit erhalten, diese Bilder zu zeichnen, die aus den Schachten der Phantasie hervorkommen, aber er weiß sie aufzufassen und ihnen Leben zu geben. Alles das konnte der gelehrte Mann nicht begreifen. Er fand, daß die dramatische Kunst nur eine mühsam einstudirte Verstellungskunst, nur ein bis zur Virtuosität getriebenes Talent sei, Gedanken, Gefühle und Charaktere zu lügen, welche der darstellenden Person gänzlich fremd bleiben. Wenn es sich so verhielte, so müßte auch daraus folgen, daß alles Wahre und Edle unter dem Bemühen mit Talent zu lügen erstickt würde.

Hätte Schuldfried nur gesungen, hätte sie zwar mit Wärme und Lebendigkeit gesungen, aber keinen dramatischen Vortrag gehabt, so wäre die Gefahr weniger groß gewesen. So aber mußten diese Abgötterei des Augenblicks, diese Beifallsstürme, dieser ephemere Glanz der Berühmtheit früher oder später einmal ihr Gemüth in jenen gefährlichen Taumel versetzen, der leicht in Selbstvergötterung übergeht. Nein, sie mußte allen diesen Gefahren entrissen werden. Und gleichwohl blieb Aberney passiv. Er verdoppelte bloß seine Zärtlichkeit und Sorgfalt um ihr Wohl. Er verletzte sie nie mit Angriffen. Er wußte, daß die erste Bedingung, um einen Menschen zur Befolgung der Rathschläge zu bringen, die man von ihm befolgt sehen möchte, darin besteht, daß man sich sein Vertrauen erwirbt und ihn durch einen höhern Grad von Ergebenheit beherrscht.

Tage dagegen hatte nach Schuldfrieds viertem Auftreten ebenfalls beschlossen, durch eine Erklärung einen entscheidenden Schlag in der Sache zu thun.

Folglich stand sowohl von Tante Sara als von Tage ein Sturm bevor. Aberney seiner Seits bemühte sich durch die Macht des Einflusses zum Ziele zu gelangen.

Schuldfried hatte, während All das sich vorbereitete, Niemand als ihre Verwandten besucht. Natalie umfaßte sie mit einer enthusiastischen Bewunderung, welche das Gepräge wahrer Hingebung annahm. Es schien offenbar, daß sie Schuldfrieds Vertrauen gewinnen wollte. Täglich war Natalie bei ihr und Schuldfried mußte, trotz aller ihrer Einwendungen, der bezaubernden Gräfin auf ihren Spaziergängen nach Haga und Karlberg Gesellschaft leisten. Bei allen solchen Gelegenheiten trafen sie mit Lothar zusammen, der ihnen gewöhnlich zu Pferd irgendwo begegnete, sodann eine Weile neben dem Wagen herritt und sich mit der Gräfin unterhielt, nachdem er Schuldfried achtungsvoll, aber kalt begrüßt hatte. Bei diesen kurzen Besprechungen geschah es zuweilen, daß Schuldfried sich mit dem einen oder andern Wort hineinmischte, aber im Allgemeinen vermied sie es in Lothars Gegenwart zu sprechen.

Eines Tages, als sie Lothar im Thiergarten begegneten, rief Natalie ihm entgegen:

„Wahrhaftig, bester Baron, sieht es nicht aus, als ob sie noch immer den Aufenthalt einer gewissen Person zu ermitteln suchten? So hartnäckig lauern Sie mir auf."

„Gräfin, ich betheure, daß nur der Zufall mich in Ihren Weg führt," antwortete Lothar.

„Ich glaube Ihnen nicht. Sie täuschten mich gewiß, als Sie sagten, daß Sie die Gesuchte gefunden hätten."

„Ich hatte sie gefunden, aber jetzt wieder verloren," sagte Lothar mit Bedeutung. Seine und Schuldfrieds Augen begegneten sich.

„Das heißt, Sie haben die Spur verloren," scherzte Natalie, „und Sie hoffen sie durch mich wieder zu finden."

„Gräfin! Ich hoffte so lange, daß ich es nicht noch einmal zu thun wage." Lothars Augen ruhten auf Schuldfried, deren Herz ihre Brust zersprengen wollte.

„Nun, warum verfolgen sie mich dann?" fragte Natalie lächelnd.

„Ich mache es wie der Stahl, der zum Magnet hingezogen wird; ich gehorche, meinem Willen und der Vernunft zum Trotz, der Anziehungskraft."

„Sie sind göttlich. Auf diese Art kommen Sie am Ende noch dazu, mir gegen Ihren Willen eine Liebeserklärung zu machen," scherzte Natalie.

„Gräfin! Ich komme nie dazu eine Liebeserklärung zu machen. Ich werde nie zu einem Weib die Worte sagen: Ich liebe Dich." Wiederum begegneten sich Lothars und Schuldfrieds Augen. In diesem Moment wandte sich Natalie gegen Lothar und fing den auf Schuldfried gerichteten Blick auf.

„Aha", dachte sie mit einem gewissen Verdruß. „Ich glaube die Worte sind an mich gerichtet, aber auf Frida gemünzt."

Ohne Etwas von ihrem minder angenehmen Gefühl merken zu lassen, sagte sie zu Schuldfried gewendet:

„Was sagst Du dazu? Der Baron war seit zwei Jahren der eifrigste von Allen, die mir ihre Huldigungen schenkten. Bei Promenaden, Spazierfahrten, Soupers, Konzerten, Soireen und Theatern, überall hat er mir seine Aufwartung gemacht und bei allen Gelegenheiten sein ganzes Talent aufgeboten, um liebenswürdig zu sein."

„Bitte um Verzeihung, gnädige Gräfin, Sie verläumden mich. Ich habe nie etwas so Unmögliches versucht, wie liebenswürdig zu sein."

„Nehmen Sie sich in Acht, Baron, sonst könnte es mir einfallen, Madame Dorbino die ganze Geschichte zu erzählen."

„Das ist nicht wahrscheinlich, Sie werden mich nicht verrathen," sagte Lothar.

„Werde ich nicht?" sagte Natalie trotzig.

„Nein."

„Da sie mir trotz bieten, so werde ich sogleich beweisen, daß ich thue, was mir gefällt. Weißt Du, warum der Baron mir seine Aufwartung machte?" fuhr Natalie gegen Schuldfried gewendet fort. „Aus dem einfachen Grunde, weil er von mir erfahren wolte ..."

„Gnade, Frau Gräfin, fahren Sie nicht fort, ich bitte um Alles," fuhr Lothar mit solcher Lebhaftigkeit fort, daß sein ganzes Aussehen sich veränderte.

„Er will nicht, daß sie sein Interesse für Fräulein Smith erfahren solle," dachte Natalie, „und eben darum soll sie es wissen." Laut sagte sie: „Ich gebe keine Gnade, und darum soll Frida erfahren, daß Sie mich in der Hoffnung verfolgt haben, den Aufenthalt eines gewissen Fräuleins Smith zu erfahren."

„Fräulein Smith!" wiederholte Schuldfried und drückte ihr Taschentuch auf ihr glühendes Gesicht.

Lothar ritt schweigend neben dem Wagen her, ohne einen Blick hineinzuwerfen. Die Gräfin fuhr fort:

„Und ich habe beschlossen, daß ihm durch mich sein Wunsch nicht befriedigt werden soll."

„Ihr Beschluß kommt daher, daß Sie den Aufenthalt des Fräuleins selbst nicht kennen," fiel Lothar ein, nahm seinen Hut ab, verbeugte sich und sprengte davon.

* *
*

Seit dem Abend, wo Schuldfried und Lothar bei Natalie zum Erstenmale zusammentrafen, war diese von einer heftigen Laune für ihn erfaßt worden. Noch war es nichts Anderes. Was daraus werden konnte, war noch unsicher. Ihre gewöhnlichen Bewunderer erschienen ihr fad, ihre tägliche Gesellschaft dumm und langweilig, die einzige Person außer Lothar, von der sie sich angezogen fühlte, war Schuldfried. Dieses Interesse war in der gegenwärtigen Periode ein wirkliches, wenn auch die Beweggründe egoistisch waren. Sie fand Vergnügen an Schuldfrieds lebhafter und geistreicher Unterhaltung, und sie hatte viel an ihr zu studiren und von ihr zu lernen. Natalie wußte, daß sie in Bezug auf Anmuth, auf die unwiderstehliche Gabe zu bezaubern, weit hinter der Sängerin stand. Diese Eigenschaften, die bei Schuldfried Natur waren, konnte und mußte Natalie durch Studium erwerben.

Am Tag nach der Spazierfahrt im Thiergarten, wo Lothar und Natalie die für Schuldfried bedeutungsvollen Worte gewechselt hatten, befand sich letztere in ihrem Kabinet. Auf ihrem ganzen Wesen ruhte heute ein Gepräge von Hoffnung und Freude.

Die Gräfin trat bei Schuldfried ein, und nachdem sie über allerlei gleichgiltige Dinge gesprochen, sagte sie ganz plötzlich:

„Wann und wo bist Du mit Canitz zusammengetroffen?"

„Beste Natalie, warum bestehst Du hartnäckig auf der Behauptung, daß wir mit einander zusammengetroffen seien?" antwortete

Schuldfried ausweichend. Aus dem Ton konnte Natalie ersehen, daß sie mißvergnügt war.

„Ich bestehe ganz und gar nicht darauf, sondern mache bloß eine Frage. Sie scheint Dir zu mißfallen?"

„Ja wirklich."

„Nun wohl, dann will ich sie nicht wiederholen." — „Sie kennt ihn," dachte Natalie verdrießlich. „Sie gibt immer ausweichende Antworten, wenn ich in dieser Beziehung Etwas wissen möchte."

„Meine eigentliche Absicht," fuhr die Gräfin fort, „war Dir Vorwürfe zu machen, daß Du mir einen meiner wärmsten und treuesten Anbeter geraubt hast; einen der wenigen, an deren Ergebenheit ich beinahe glaubte."

„Und wer ist das?" fragte Schuldfried lächelnd. „Ich bin mir nicht bewußt, daß ich einen Anbeter gefangen hätte, und kann also auch Dir keinen geraubt haben."

„Und Lieutenant Aberney?"

„Ah, Tage." — „Hat, er sich in Dich verliebt, so magst Du ihn immerhin behalten. Er und ich sind ja blos Jugendfreunde."

„Ganz schön und gut; aber seit Deiner Ankunft dahier hat er mich nicht mehr besucht, obschon ich ihn eingeladen habe, und überdieß ist er mir sichtlich ausgewichen. Gestehe, daß er in die Jugendfreundin verliebt ist."

„Das verhüte Gott," sagte Schuldfried ganz andächtig.

„Sie fragt Nichts nach dem jungen Aberney," dachte Natalie; „sie ist sicher in den Granitmenschen verliebt."

Natalie stützte den Kopf auf ihre Hand und sah bei dieser Gelegenheit eine Blumenvase, worin ein Strauß von Myrthen und Pomeranzenblüthen stand.

„Von wem hast Du dieses Bouquet da?" fragte sie und zog die Vase an sich.

„Ich weiß nicht, es ist mir geschickt worden," antwortete Schuldfried, wurde aber dabei roth, denn sie dachte unwillkürlich an Lothar.

Die Gräfin sagte nichts, obschon sie den Farbenwechsel sehr wohl bemerkte. Sie betrachtete das Bouquet aufmerksam, als wollte sie es ausforschen.

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

Ein sonderbares Duell. Ueber ein furchtbares, bis jetzt noch nicht da gewesenes Duell berichten amerikanische Blätter Folgendes: „Zwei Musikanten, von denen der eine den andern schwer beleidigt hatte, haben sich auf Pianinos geschlagen. Der Kampf hat 48 Stunden gedauert. Ohne Essen und Trinken, ohne auch nur eine Minute zu pausiren, haben die beiden Widersager während dieser ganzen Zeit auf ihren Instrumenten herumgedroschen. Tanzstücke waren dabei ausgeschlossen. Einer hat 580 Mal hintereinander das Miserere aus dem Troubadour gespielt. Als er es zum 581sten Male herunterorgeln wollte, fiel er bei den ersten Takten todt zu Boden. Der zweite der Duellanten hat nach dem nächsten Spital gebracht werden müssen und befindet sich in Lebensgefahr. Sämmtliche vier Zeugen legen Symptome einer beginnenden Geisteszerrüttung an den Tag. Die Instrumente sind vollständig, was man „zerdroschen" nennt."

Ein Hundeliebhaber in Berlin ließ sich photographiren, und dazu bei dem Hofphotographen. Aber ähnlich, zum Sprechen ähnlich muß das Bild werden, sagte er. — Zum Sprechen ähnlich, antwortete der Photograph, Ihr Hund soll Sie kennen, dann bezahlen Sie aber ein Souper extra. — Topp! sagte der Liebhaber und schlug ein. — Das Bild war fertig und wurde mit andern aufgestellt, der Hund kam sammt den Preisrichtern, er lief sofort auf das Bild seines Herrn zu und leckte es sogar. Großer Jubel, der sich bei dem splendiden Souper noch steigerte. Aber der Photograph trank ein Glas Champagner zu viel und erzählte seinem Nachbar im Vertrauen, er habe die Photographie statt mit Eiweiß mit einem Wachsüberzug versehen und sei dann mit einen Stück Speck über das Gesicht gefahren, der Hund sei dem Speckgeruch nachgegangen und habe das Fett am Bild geleckt. Der Nachbar plauderte das lustige Geheimniß aus, der Hundeliebhaber verlangte sein Geld und das Souper zurück und wurde klagbar, als ihm Beides verweigert wurde.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 98. Mittwoch, 6. November 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schuldfried war viermal aufgetreten. Jedesmal erntete sie gesteigerten Beifall und der Enthusiasmus des Publikums nahm fortwährend zu. Immer fand sie Lothar im Ochsenauge der ersten Reihe, und wenn sie aus dem Theater heimkam, erhielt sie einen Kranz von Cypressen und Loorbeeren, statt der Mirthensträuße, womit sie sonst jeden Tag regalirt worden war.

Am Tag vor Schuldfrieds fünftem Auftreten hatte die Gräfin sie beharrlich ersucht, auf den Ball zu kommen, welchen sie zum Abschied von den Wintervergnügungen gab. Schuldfried wußte, daß sie dort wieder Lothar finden würde; sie wünschte dieß zwar nach der letzten Besprechung sehr; aber dennoch zögerte sie. Fürchtete sie ihn zu treffen? Nein; aber sie fürchtete die einzige Hoffnung, die sie noch besaß, vernichtet zu sehen. Seine eiskalte Achtung war ihr eine Qual, ein bitteres Leiden. Endlich entschloß sie sich jedoch den Wunsch der Gräfin zu erfüllen und auf dem Balle zu erscheinen. Während ihrer Toilette hielt sie in Gedanken folgenden Monolog:

„Ich muß heute Abend eine Besprechung mit ihm haben. Ich muß erfahren, warum er Fräulein Smith suchte und dennoch Schuldfried ein Rendezvous verweigerte. Ich will Klarheit darüber haben, was er mit den Worten meinte: Ich habe sie gefunden und wieder verloren." — Sie drückte ihre Hand gegen das Herz und betrachtete ihr wahrhaft schönes Bild in dem Spiegel, indem sie in Gedanken fortfuhr: „O daß ich nur an diesem einzigen Abend schön sein könnte, so schön, daß ich die Vergangenheit in seiner Seele zurückriefe!"

Schuldfried, die sonst eine gewisse Pracht in ihren Kleidern liebte, war diesen Abend äußerst einfach. Ganz weiß. Das Haar nur mit einigen Aehren und Kornblumen geschmückt. Sie trug keine blitzenden Juwelen, sondern nur eine Garnitur von Kornblumen.

Auch jetzt war Professor Aberney ihr Kavalier. Tage hatte, auf Schuldfrieds Aufforderung und um ihren Scherzen darüber zu entgehen, daß er es nicht wage dem gefährlichen Anblick der Gräfin Trotz zu bieten, beschlossen, den Ball ebenfalls zu besuchen, um Schuldfried zu zeigen, daß Natalie ihm gleichgiltig sei.

Schuldfried tanzte gern, denn sie tanzte gut. Der Ball war schon weit vorangeschritten, als Lothar kam. Schuldfried entdeckte ihn während eines Walzers mit Tage. Es war das Erstemal, daß Tage sie im Wirbel des Tanzes schwang. Gott und Schuldfried allein wissen, wie es möglich war, daß er nicht, bei dem Schwindel, der ihn ergriff, Alles verrieth, was sein Herz empfand.

Gewiß ist, daß Schuldfrieds kalte Miene ihn beinahe erschreckte und das Einzige war, was seine Gefühle zügelte. Als der Walzer zu Ende war und Tage sie aus dem Tanzsaal führen wollte, kamen sie an Lothar vorbei. Er grüßte Schuldfried mit einer noch kälteren und höflicheren Verbeugung als gewöhnlich. Tage warf einen triumphirenden Blick auf Lothar, als hätte er damit sagen wollen: Sie gehört mir, sie ist für Dich verloren.

Tage hatte Anfangs gefürchtet, daß Lothar durch eine Erklärung über sein Wegbleiben von dem Rendezvous in Neapel ihn gänzlich stürzen nnd dadurch auf einmal wieder seinen früheren Platz in Schuldfrieds Herzen gewinnen würde; aber da diese Erklärung noch nicht stattgefunden hatte, obschon seit der ersten Begegnung Lothars und Schuldfrieds beinahe zwei Wochen verflossen waren, so hielt er es für ausgemacht, daß Schuldfried ihr ausweiche. Ueberdieß flüsterte ihm seine Eigenliebe so manche thörichte Hoffnung zu, daß er auf den Grund derselben Schuldfrieds sicher zu sein glaubte. War es wohl denkbar, daß jetzt,

nachdem sie ihn, den Jugendfreund, wieder gefunden, ihr Herz von der Treue abweichen konnte, die sie ihm schuldete? Nein! Um allen ungebührlichen Erklärungen zwischen ihr und Lothar zuvorzukommen, beschloß er schon am folgenden Tage mit einer solchen herauszurücken. Schuldfried sollte über die Zukunft entscheiden. Sie konnte nicht anders, sie mußte ihm ihr Wort halten. Dieß waren die Gedanken, welche Tage in seinem Hirn wälzte, während er neben Schuldfrieds Stuhl stand und von gleichgiltigen Dingen sprach.

„Herr Lieutenant, wie soll ich Ihre Aufführung in den letzten Zeiten erklären?“ sagte eine scherzende Stimme hinter ihm mit einem solchen Tone, daß man sie für Schuldfrieds Stimme halten konnte. Tage erröthete und wandte sich um. Vor ihm stand Natalie mit drohend erhobenen Fingern. Ihr Blick war auf den jungen Mann mit einem gewissen Ausdruck gerichtet, der ihn fesselte.

„Frau Gräfin, ich verstehe ihre Meinung nicht,“ antwortete Tage, der mit innerem Entsetzen fühlte, daß nicht einmal Schuldfrieds Anwesenheit ihn vor dem gefährlichen Einfluß der Gräfin sichern konnte.

„Nicht?“ Natalie hing ihr Köpfchen schief und lächelte auf eine so bezaubernde Weise, daß es Tage ganz bange um's Herz wurde.

„Ihren Arm, Lieutenant Aberney, so will ich mich erklären.“ Damit entfernte sich die Gräfin an Tages Arm, nachdem sie Schuldfried mit den Worten zugenickt:

„Ich beraube dich auf einen Augenblick Deines Kavaliers.“

„Und ich, ich muß mit ihm sprechen,“ dachte Schuldfried. „Koste es, was es wolle, das Eis muß gebrochen werden.“

Sie erhob sich um Lothar ausfindig zu machen, setzte sich aber sogleich wieder, denn er kam von der entgegengesetzten Seite auf sie zu.

„Sie befinden sich doch recht wohl, Madame?“ sagte er auf französisch und setzte sich neben Schuldfried, indem er einen raschen, forschenden Blick auf die Personen in ihrer Nähe warf. Schuldfried beantwortete die Frage, aber mit einer Stimme, welcher die Ruhe gänzlich abging, wodurch die seinige sich auszeichnete.

„Sind sie zu dieser Polka engagirt?“ fragte er auf italienisch, als er entdeckte, daß man ihn und Schuldfried neugierig beobachtete.

„Ja, sowohl zu dieser als zu allen übrigen,“ antwortete Schuldfried in derselben Sprache.

„Und sie gedenken sie zu tanzen?“ Lothar betrachtete Schuldfried. In seinem Blicke stand: Tanze nicht!

„Nein, ich will heute Abend nicht mehr tanzen.“ Schuldfried lächelte ganz schalkhaft.

„Wirklich?“ Lothar blickte mit gleichgiltiger Miene an dem Plafond empor. „Sie wollen sich den Eindruck des letzten Walzers ungeschwächt bewahren?“

„Das nicht; aber der Tanz macht mir keine Freude mehr.“

In Neapel pflegt man eine Dame für den ganzen Abend entweder zum Tanz oder zur Konversation oder auch zu beiden zu engagiren. Genug, sie gehört über die Ballzeit dem Kavalier, und auf diese Art kann ein Ball auch ein wirkliches Interesse erhalten.

„Sie haben gesagt, daß sie heute Abend nicht mehr zu tanzen gedenken; es ist doch so?“

„Ganz gewiß, die Wärme ist so drückend.“

„Gut, in diesem Fall nehme ich mir die Freiheit, Sie zu einer Konversation während dieser Polka einzuladen. Nehmen Sie den Vorschlag an?“

„Gerne.“

„Wenn die Musik anfängt, bin ich also wieder hier.“ Lothar stand auf und trat zu einer Dame, die nicht weit davon saß. Er ließ sich neben ihr nieder. Schuldfried verabschiedete ihre Tänzer unter dem Vorwand, daß es ihr zu warm sei und sie heiser zu werden fürchte. Lothar dachte, während er mit der Gräfin N. sprach:

„Sie hat meinen unausgesprochenen Wunsch verstanden. Sie besitzt also noch den Instinkt des Herzens. Jetzt, Schuldfried, gilt es zu sehen, ob Du die Proben bestehst, denen Du Dich unterwerfen mußt; ob Dein Gefühl wirklich an mich gefesselt ist, aber ob Du auch jetzt Lothar für ihn aufopfern wirst. — Ja, ich muß auf meiner Hut sein, damit nicht meine Alles verschlingende Schwäche wiederum meinen Verstand beherrscht und mich zu ihrem Sklaven macht. O Schuldfried, Schuldfried! Wenn Du mir meinen Glauben an Dich wieder geben könntest, so würde ich alle

Qualen vergessen, die Du meinem Herzen bereitet hast. — Hoffe indessen nie, daß ich derjenige sein werde, der zuerst von Liebe spricht. Nein, das Herz das Du einmal verstoßen hast, das mußt Du jetzt nehmen, es kann Dir nicht mehr angeboten werden."

Die ersten Takte ertönten. Der Kavalier der Gräfin N. kam um sie wegzuführen. Lothar ging um seinen Platz bei Schuldfried einzunehmen.

„Wir Sterblichen können nie ohne Motive handeln," begann Lother mit etwas unsicherer Stimme, „und da dieß eine allgemein angenommene Regel ist, Madame, so hat ein solches auch zu Grund gelegen, als ich Sie um diesen Tanz ersuchte."

„Ich habe es verstanden," antwortetete Schuldfried, „und wenn sie nicht auf diese Art Gelegenheit zu einem Gespräche zwischen uns verschafft hätten, so hätten Sie mich genöthigt, es zu thun. Sie waren mir eine Erklärung schuldig."

„Das ist wahr." Lothar bemühte sich die Bewegung zu bezwingen, die ihn beherrschen wollte. „Ich hätte diese Erklärung schon bei unserm ersten Zusammentreffen geben sollen, aber . . ."

„Sie glaubten, daß Schuldfried eine solche nicht verdiene?" flüsterte die junge Dame.

„Madame, wenn ich Schuldfried wieder gefunden hätte, so würde ich keine Minute mit einer Erklärung gezögert haben, welche nicht geben zu können zwei Jahre lang mein größter Schmerz war."

Lothar fuhr mit der Hand über seine Stirne, heftete einen strengen Blick auf Schuldfrieds glühendes Gesicht und sprach also weiter:

„Eines Abends besuchte ich das Theater, um eine berühmte Sängerin zu hören, ein Frauenzimmer das in der Welt umhergereist ist, um Beifall zu ernten, um sich applaudiren zu lassen; mit einem Wort eine Schauspielerin. — Madame, in ihr konnte ich unmöglich Schuldfried erkennen. Es widerstrebte mir beinahe die Erklärung, die auf meinem Herzen brannte gegen Madame Dorbino abzugeben. — Schuldfried konnte unmöglich die Wittwe des Komponisten Dorbino sein." Lothar verstummte.

Mag sein, sagte Schuldfried mit einem Tone, der vollkommen von der Bewegung frei war, welche sich einen Augenblick zuvor in ihrer Sprache wieder gefunden hatte, „mag sein, daß Sie, wie die meisten Menschen, nicht begreifen können oder wollen, daß die Sängerin eine Künstlerin ist, sondern daß Sie sich von ihrem Vorurtheil beherrschen lassen; aber auch in diesem Fall hätte die Ritterlichkeit sie bestimmen müssen, nicht zu vergessen. was die Höflichkeit fordert, zumal da es sich um ein Frauenzimmer handelte." Schuldfried sprach jetzt mit der ungezwungenen Aufrichtigkeit, die sie als junges Mädchen ausgezeichnet hatte.

„Fordern Sie Höflichkeit von mir, Madame?"

„Ich verlange Etwas, wozu jedes Frauenzimmer berechtigt ist."

„Auch das ist unmöglich. Da ich in Madame Dorbino Diejenige wieder fand, welche einst Schuldfried gewesen, so konnte sie kein Gegenstand meiner Höflichkeit werden, sondern eine Person, der ich meine Achtung bezeigte."

„Achtung?" wiederholte Schuldfried lächelnd. „Bewiesen Sie ihre Achtung dadurch, daß Sie mit Stillschweigen den Wunsch beantworteten, den ich einst an Sie ergehen ließ? Sie schickten nicht einmal einige Worte leerer Höflichkeit als Entschuldigung, sondern ließen die Dame, die Sie um eine Besprechung bat, vergebens warten. Sie erklärten ihr dadurch, daß Sie sich ihr gegenüber der Pflichten der Höflichkeit überhoben glaubten. Sie wußten indeß damals nicht, daß Schuldfried eine Bahn betreten hatte, welche Sie nicht billigen. Nicht gegen Madame Dorbino zeigten Sie in Neapel Ihre Geringschätzung, sondern gegen..."

„Das Weib, das ich einst anbetete," fiel Lothar mit aufgeregter Stimme ein. „Madame, möge Gott Sie davor bewahren, das zu erfahren, was ich empfand als ich Ihren Brief zu spät erhielt."

„Sie erhielten ihn also?"

„Ja, aber durch einen unglücklichen Umstand, den ich nicht näher erklären will, erhielt ich ihn erst um sieben Uhr deslelben Abends, wo Sie mich zu sprechen wünschten. Ach Sie hatten es mir ja unmöglich gemacht, Sie wieder zu finden; konnten Sie einen Augenblick glauben, daß ich nicht geeilt haben würde, einem Rufe Schuldfrieds Folge zu leisten?"

„Dank für diese Worte." Eine Thräne zitterte in Schuldfrieds Wimpern und sie lächelte mild.

Eine Thräne in Schuldfrieds Augen! Lothar, Lothar, wie sollte es jetzt mit Deinen stolzen Vorsätzen gehen? Warst Du bereit dieser Gefahr entgegenzutreten? Ganz sicher nicht! Lothar beugte sich hastig vor, als wollte er ihre Hand ergreifen, die Lippen öffneten sich um Worte sprechen, die ganz anders lauteten, als wie die kalte Vernunft sie diktirte; aber in diesem Augenblick schwärmten die Tänzer in den Salon hinein, und gleich darauf stand Natalie, auf Tages Arm gestützt, vor ihnen.

„Ei wie, Herr Baron, Sie tanzen nicht?“ rief Natalie.

„Ich warte auf den Walzer, welchen Sie mir gütigst zugesagt haben,“ antwortete Lothar und erhob sich.

„Und inzwischen verhindern Sie Madame Dorbino am Tanzen?“

„Keineswegs; Madame wagt heute Abend nicht mehr zu tanzen, weil sie heiser zu werden fürchtet. Wir haben von Neapel gesprochen,“ fügte Lothar mit einem Blick auf Tage hinzu.

„Ja, Sie hielten sich gleichzeitig daselbst auf,“ fiel die Gräfin ein und fixirte Lothar. „Es war just damals als Frida einen der Offiziere der Fregatte Carolina nach Ihnen fragte.“

„Gräfin, Sie sind allzu gütig, Sie belieben zu schmeicheln, sagte Lothar mit einer kalten Verbeugung vor Natalie.

„Ha, der Mensch macht mich noch rasend durch seine Unzugänglichkeit,“ dachte sie.

„Sie haben von Neapel gesprochen,“ dachte Tage und biß die Zähne zusammen. — „aber was thut's? Schuldfried wird in meinem Benehmen nur einen Beweis dafür sehen, wie wahnsinnig ich sie liebe. Morgen muß das Loos geworfen werden.“

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

— Die goldene Hochzeit des Königs von Sachsen — wird aus Dresden geschrieben — soll mit ungewöhnlichem Glanze gefeiert werden, und Alles bereitet sich vor, den 9. November zu einem Fest- und Freudentage zu gestalten. Als hoch interessantes Detail wäre mitzutheilen, daß die als Festmusik gewählte Cantate dieselbe ist, welche Karl Maria v. Weber vor fünfzig Jahren zur Hochzeitsfeier des gekrönten Paares componirte. Die Brautleute sind gealtert — die Musik ist jung geblieben, und unbegreiflich ist es in der That, daß ein so jugendlich frisches Werk immer noch als Manuscript im Kasten schlummert und nicht längst schon durch den Druck Gemeingut aller Musikfreunde geworden ist.

— Gestern Nachmittag ereignete sich auf der Maxbahn in der Nähe der Station Rohrbach ein schrecklicher Unglücksfall. Eine Chaise, welche noch durch den Uebergang über die Bahn auf der Straße von Rohrbach nach Steinweiler kurz vor Ankunft des 4 Uhr Zuges fahren wollte, wurde von diesem, da er gerade in demselben Augenblick heranbrauste, als die Chaise auf dem Bahngeleise sich befand, erfaßt, im Nu in zwei Theile auseinandergerissen, so daß das Pferd mit dem Vordertheile des Fuhrwerkes davon laufen konnte, der hintere Theil aber derart zerschmettert wurde, daß zwei Kinder, welche in der Chaise saßen, so schwer verletzt wurden, daß es bei dem einen zweifelhaft ist, ob es mit dem Leben davon kommen wird. Wie man sich erzählt, wurden dem größeren Kinde beide Beine abgefahren, das kleinere Kind soll die eine Hand eingebüßt haben. — Es ist kaum begreiflich, wie die Chaise so kurze Zeit vor der Durchfahrt des Zuges auf das Schienengeleise gelangen konnte, es müßte dann gerade das Barriere nicht geschlossen gewesen sein. Die bereits eingeleitete Untersuchung wird wohl an den Tag bringen, wem die Schuld an dem Unglücksfalle beizumessen ist.

S. W.

Stockholm, 13. Okt. Die „Nordköp. Tid.“ schreibt: „Vor einigen Monaten machte der Direktor W. Tjaeder auf Charlotteberg bei Stockholm den Anfang, schwedischen Wein aus dem Safte der rothen, weißen und gelben Zuckerrüben und Rabarberstengel zu fabriziren. Am Sonntag voriger Woche prüften Mitglieder des Gärtnervereins und andere sich für die Sache interessierende Männer die neue Weinart und war das allgemeine Urtheil der Güte des Fabrikates günstig.“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 100. Mittwoch, 13. November 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Lothar sagte jetzt mit vibrirendem Ton:

„Sie glauben also, daß ich nicht erhalten werde, was ich wünsche? Und gleichwohl habe ich beschlossen, daß ich sie, wenn ich sie auch zum Aeußersten treiben muß, so daß sie im Kampfe ermattet, endlich doch dahin bringen muß, mir freiwillig ihr Herz zu schenken und mir zu sagen, daß ich ihr theuer sei.“

„Aber wenn sie das zuerst von Ihnen hören wollte?“

„Dann muß ihr Wille dem meinigen nachgeben.“

„Sie verlangen das Abgeschmackte.“

„Bemerken Sie wohl, Madame, daß ich Nichts verlange; ich spreche bloß davon, daß ich beschlossen habe, die Sprache der Liebe niemals gegen eine andere Frau zu reden, als diejenige, die mir zuerst bewiesen, daß Sie mich liebt.“

„Ich fürchte, daß Sie dann diese Sprache nie reden werden.“

Schuldfried erhob sich von ihrem Platze. Eine eigenthümliche Röthe des Verdrusses bedeckte die Wangen der jungen Frau.

„Ich theile diese Befürchtung nicht mit Ihnen. Das Schicksal schuldet mir den Ersatz, daß es mir eine Frau in den Weg führt, die heroisch genug ist, um wahr zu sein. Mein ganzes Leben will ich ihr opfern, wenn sie mir eine Ergebenheit geschenkt hat, die zu verlangen, ich niemals wagen würde.“

„Baron Canitz, Sie werden vergebens ein stolzes Weib suchen, das sein Herz auf dem Altar Ihrer Eigenliebe opfern wird. Eher läßt sie es brechen.“

„Und in diesem Fall, das meinige mit. Sie wird dann der Henker ihres eigenen und meines Glückes.“

„Daß sie Ihr Glück zerstört hat, kann sie nicht wohl wissen, da sie ihr nicht zu erkennen gaben, daß sie es in ihren Händen hatte.“

Lothar, der sich ebenfalls erhoben hatte und vor Schuldfried stand, blickte sie fest an und sagte:

„Madame, Sie werden wohl nicht behaupten, daß die liebende Frau nicht sehe und verstehe, ob ihr Gefühl erwidert wird. Liebe bedarf keiner Worte; sie spricht durch Handlungen.“

„In diesem Fall braucht sie sich auch nicht zu erklären, sondern kann es den Handlungen überlassen.“

Schuldfried ging von Lothar weg. Er schaute ihr nach und murmelte vor sich hin:

„Schuldfried, Du kennst Lothar, so wie er jetzt ist, schlecht — Du mußt ihm schlechterdings sowohl durch Worte als durch Handlungen beweisen, daß seine Liebe das Opfer Deines Stolzes verdient.“

* * *

Am nächsten Morgen stellte sich Tage bei Schuldfried ein. Sein Beschluß hatte sich in der letzten Zeit etwas modifizirt. Er wünschte seinen Einfluß auf Schuldfried dadurch zu erproben, daß er sie zu bestimmen suchte, die Bühne zu verlassen. Er glaubte, seine Liebe gebe ihm ein Recht, dieses Opfer zu fordern, und ehe dasselbe gebracht war, wollte er nicht die Erfüllung eines Versprechens verlangen, das sie seiner Anschauungsweise zu Folge, an ihn band.

Dieß war der Mantel, welchen Tage über eine andere Schwachheit seines aus so vielen widerstreitenden Elementen zusammengesetzten Herzens warf. Sonst war ein kleines Geheimniß da, welches bewirkte, daß er nicht seiner ersten Eingebung zu Folge, plötzlich mit seiner Bewerbung hervortrat, und dieses Geheimniß hieß — Natalie.

Tage liebte sie nicht; in seiner Neigung gegen sie lag nichts, was mit dem tiefen starken

Gefühl verglichen werden konnte, das ihn an Schuldfried fesselte; aber deßungeachtet übte sie einen starken Einfluß auf sein Gemüth und seine Einbildungskraft aus. Er hatte der Gräfin zwei Jahre lang eifrig den Hof gemacht, war neidisch auf Alle gewesen, die sie mit ihrem Wohlwollen erfreute, und besonders hatte er seine Eifersucht auf Lothar gerichtet, der stets ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen wußte, wenn er in einer Gesellschaft erschien, wo Natalie war. Tage hatte ihr Anfangs seine Huldigungen in der festen Ueberzeugung zugewendet, daß sie, ein thörichtes Weltkind, eine leichte Eroberung werden und ihn sehr bald mit einer für seine Eitelkeit schmeichelhaften Gunst belohnen würde; aber zu seiner großen Ueberraschung fand er, daß Natalie mit ihren Liebhabern nur spielte und keinem einen eigentlichen Vorzug vor dem andern gab.

Der Reiz, der in dem Gedanken lag, eine Frau zu besiegen, die sich von keinem andern besiegen ließ, hatte in den letzten zwei Jahren Tage zu mancher Thorheit getrieben und ihn zu Aeußerungen veranlaßt, die große Aehnlichkeit mit Liebeserklärungen hatten. Alles das machte, daß Tage, als er Schuldfried wieder fand, einen wahren Widerwillen gegen weitere Begegnungen mit Natalie faßte und ihr auswich. Das schlaue Weib hatte ihn indeß gezwungen, auf dem Ball zu erscheinen, und während des Walzers hatte ihm Natalie einige freundliche Vorwürfe gemacht, so daß er die kühne Hoffnung schöpfte, Gegenstand ihres warmen Interesses zu sein, zumal da die Vorwürfe von ein Paar Thränen in den wunderbaren Augen begleitet waren. Er war ihr nicht gleichgiltig, das las er in allen ihren Zügen. Er war ihr lieb, das sagten ihm die bethränten Wimpern.

Unser armer Tage war, trotz seines finnischen Blutes, ein echter Adamssohn, schwach als er die Zärtlichkeit der Frau zu besitzen glaubte, die er zwei Jahre lang zu gewinnen gesucht hatte. Sie bethörte seine Vernunft, sie berauschte sein Gemüth, und obschon er ihretwegen keine Stunde lang das Wohlwollen Schuldfrieds hätte opfern mögen, so war doch seine Eigenliebe dadurch geschmeichelt. Als der erste Tag nach dem Ball vorbeiging, ohne daß er sich gegen Schuldfried erklären konnte, wollte das Schicksal, daß er Abends mit Natalie im Theater zusammentraf, und daß sie ihn auf eine Art behandelte, welche ihm den festen Glauben eingab, daß er geliebt werde. Jetzt, da der Sieg ihm zufallen zu wollen schien, wurde es ihm schwer, sie von seiner Liebe zu Schuldfried zu unterrichten und ihr theilnehmend zu erklären, daß er sie nie geliebt habe u. s. w. Noch war er Schuldfrieds nicht sicher genug, um ein Glück wegzuwerfen, das ihm so zauberisch und schön entgegenlächelte. Wenn jetzt Schuldfried ihr Versprechen nicht hielt, wenn sie, verdorben durch das Theaterleben, leichtsinnig mit seinem Herzen spielte und seine treue Hingebung opferte, was sollte dann seine Verzweiflung hindern, ihn in seinem Schmerz trösten, wenn er das Herz von sich stieß, das ihm entgegenkam? Tage wollte Schuldfried prüfen, er wollte ihr Gelegenheit geben, zu beweisen, ob sie einige Ergebenheit gegen ihn hätte. Er wollte beständig an ihrer Seite sein, ihr tausend Gelegenheiten bieten, seine innige Liebe zu sehen, aber sie an das einst gegebene Versprechen erst dann erinnern, wenn er sich überzeugt hätte, ob sie noch denselben festen Charakter besitze, den sie als junges Mädchen gezeigt.

Der Brief an Lothar in Neapel hatte seinen Glauben an ihre Liebe auf eine furchtbare Weise erschüttert. Ja, es gab Augenblicke, wo seine Vernunft ihm sagte, jedes Wort darin sei ein deutlicher Beweis, daß ihr Herz Lothar gehöre. Aber da kam der Egoismus, brachte die Vernunft zum Schweigen und erklärte, daß er, Tage, schon seit sechs Jahren das Versprechen ihrer Hand habe, daß sie als Frau von Ehre demselben nicht untreu werden könne. Ueberdieß hatte Lothars Kälte gegen Schuldfried ihm die Ueberzeugung eingegeben, daß seine Gefühle gegen sie seinem Stolz untergeordnet seien, und daß er selbst mit einiger Beharrlichkeit den ersten Platz in Schuldfrieds Liebe wieder erobern könnte.

Diesem Räsonnement gemäß, richtete auch Tage sein Benehmen ein. Bei seinem Besuch sprach er wie ein zärtlicher Bruder mit Schuldfried. Er bat sie im Namen ihrer Kinderfreundschaft, eine Bahn zu verlassen, wo sie bereits Ruhm genug für die Befriedigung ihrer Eitelkeit und überdieß die Mittel zu ihrer ökonomischen Unabhängigkeit gewonnen

habe. Er sprach von den Gefahren, von den Intriguen und allen Arten von Bosheit, denen ein ausgezeichnetes Talent ausgesetzt sei. Schuldfried sei zwar bis jetzt diesen Unannehmlichkeit glücklich entgangen, aber es sei immer besser sich von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, so lange sie auf der Mittagshöhe ihres Künstlerrufes stehe, als wenn derselbe sich zu verlieren anfange. Schuldfried hörte ihn mit derselben schalkhaften Miene an, wie einst seine Moralpredigten zur Zeit wo sie noch ein ganz junges Mädchen war. Sie ließ ihn aussprechen, ohne zu unterbrechen, und obschon ihr schalkhafter Ausdruck nicht gerade bewies, daß seine Worte ihr sonderlich zu Herzen gingen, oder daß sie ein großes Gewicht darauf legte, so freute es ihn doch, daß sie ihn in seinen Vorstellungen nicht unterbrach.

„Jetzt, beste, geliebte Schuldfried,“ schloß Tage, indem er ihre Hand ergriff, „jetzt habe ich Dir meine Ueberzeugung und Anschauung von Deiner Stellung gesagt.“ Tages Augen ruhten mit einem so warmen Ausdruck auf ihr, daß sie gar zu deutlich aussprachen, was seine Lippen noch verschwiegen Schuldfrieds Antwort sollte entscheiden, ob diese Erklärung bis auf Weiteres in seinem Innern verschlossen bleiben oder ob er den Impuls des Augenblickes siegen lassen sollte. Ein einziges Wort der Zustimmung und Nachgiebigkeit gegen seine Vorstellungen, und Tage hatte Natalie vergessen, um sich zu Schuldfrieds Füßen zu werfen; aber Schuldfried, die in jedem Zug las, was in seinem Innern vorging, hütete sich wohl die mindeste Veranlassung zu einer Erklärung zu geben, die nothwendig für Beide schmerzlich werden mußte.

„Dank für Dein Wohlwollen, lieber Tage,“ sagte sie, „aber Du mußt verzeihen, wenn ich über all die Gefahren lache, die Du mir vormalst. Die Bahn, die ich betreten habe, ist nicht so dornenvoll wie Du Dir vorstellst, und deßhalb, mein Freund, gedenke ich, sie nicht zu verlassen. Ich liebe meinen Künstlerberuf von ganzem Herzen. Ich bin erst dreiundzwanzig Jahre alt. — Schuldfried lächelte so hoffnungsvoll — und da ist es viel zu früh, sich von der Welt zurückzuziehen, Philosoph zu werden und in irgend einem verborgenen Winkel der Erde auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Nein, mein rechter Platz ist auf der Bühne und da bleibe ich. Wenn Du mir einen Gefallen thun willst, so verlieren wir kein Wort mehr über die Sache.“

„Du verachtest also meine Rathschläge?“

„Ganz und gar nicht; aber ich finde Deine Rede pedantisch und erlaube mir es zu sagen, zu vorurtheilsvoll und einseitig. Sie schmeckt ein wenig nach Kleinstädterei.“

Schuldfried hatte ihre Worte mit vollkommener Kenntniß von Tages empfindlicher Eitelkeit gewählt und war mit der Schonungslosigkeit zu Werk gegangen, wie auch die besten Frauen sie gegen einen Mann zeigen, der sie liebt, ohne ihre Gegenliebe zu besitzen. Sie wünschte Tage zu ärgern, um ihn von allem Gerede über Gefühle abzuhalten, die sie nicht theilte.

Tage ging dießmal tief verletzt und mit weit geringerem Glauben an sein Glück als je von Schuldfried. Dieß wirkte niederschlagend auf sein Gemüth, und vergebens suchte er durch einen Besuch bei Natalie aus dieser Stimmung zu kommen.

Tage gehörte indeß nicht zu Denjenigen, die sich durch Widerstand so leicht ermüden lassen. Nein, er beschloß jetzt fester als je, so viel wie möglich bei Schuldfried zu sein, sie auf Promenaden, ins Theater und aus demselben zu begleiten, sie zu besuchen, so oft sie daheim wäre, und es so einzurichten, daß sie so viel wie möglich in Aberneys Haus käme. Er führte seinen Vorsatz auch ganz konsequent aus.

Einige Tage später sang Schuldfried zum Sechstenmal und zwar mit steigendem Erfolg. An diesem Abend fand sie Lothar im Ochsenauge und bei ihrer Heimkehr erhielt sie einen Kranz von Lorbeeren und Cypressen.

„Der ist von ihm,“ dachte Schuldfried und küßte den Kranz.

Tags darauf traf Natalie mit Lothar zusammen, als sie auf dem Markt Karls XIII. spazieren ging.

„Sie waren gestern im Theater; wie gefiel Ihnen Madame Dorbino?“ fragte Natalie.

„Sie sang zum Entzücken wie immer,“ lautete die Antwort.

„Sie haben Recht, und es wäre Schade wenn es dem jungen Aberney gelänge, ihr

Hand zu gewinnen; denn dann könnte sie als seine Frau nicht nach Paris und London zurückkehren, sondern müßte hier bleiben. Unsere schwedische Bühne ist zu unbedeutend, um sich ein Talent ersten Ranges anzueignen."

„Es ist wohl nicht glaublich, daß Madame Dorbino sich verheirathet.

„Im Gegentheil, es ist höchst wahrscheinlich. Haben Sie nicht gesehen, mit welcher Beharrlichkeit Lieutenant Aberney ihr folgt?"

„Was beweist das? Daß er als Verwandter seine Ansprüche geltend macht."

„Sie wollen an ihre bevorstehende Verlobung nicht glauben. Sie mißfällt Ihnen, scheint mir's?"

„Gräfin, das Glück Anderer mißfällt mir nie."

„In diesem Fall kann ich Sie versichern, daß der junge Aberney Madame Dorbino sein Herz anzubieten gedenkt, und aus zuverlässiger Hand weiß ich, daß sie das Anerbieten nicht mit Nein beantworten wird."

In diesem Augenblick wandten sich die Gräfin und Lothar am Ende der Allee um und befanden sich einer Dame und einem Herrn gegenüber."

„Ah, sieh da, Frida!" rief Natalie. „Guten Tag, Lieutenant Aberney!" fügte sie gegen diesen gewendet mit ihrem bezaubernsten Lächeln hinzu.

„Wir wollten Sie aufsuchen, Gräfin," sagte Tage. „Schuldfried behauptete, Sie hätten ihr hier ein Rendezvous gegeben."

„Ja, aber Ihnen nicht," antwortete die Gräfin lachend.

„Ich begleite Schuldfried." Tage verbeugte sich.

Lothar nahm mit einer ganzen Welt von Zweifeln in seiner Brust Abschied.

* *
*

Am folgenden Morgen kam Natalie in aller Frühe, als Schuldfried noch im Bette lag, zu ihr herauf.

„Auf, auf, Frida, mach Dich schnell fertig!" rief sie. „Ich habe beschlossen, daß Du und ich den heutigen Tag in Rosenvik, unserer Sommerwohnung draußen zubringen müssen."

„Nein, das ist unmöglich," versicherte Schuldfried; „ich habe mich bereits versagt."

„Ohne meine Erlaubniß? Und wohin?

„Zum Onkel."

„Dieß Versprechen kann nicht gehalten werden. Ich beabsichtige, den Professor zu entführen, und was sogar noch schlimmer ist, ich habe bereits seine Einwilligung. Also schnell heraus und mach' eine ländliche Toilette. Ich will Deine Kammerjungfer vorstellen."

Sie gab keine Gnade. Schuldfried mußte sich von Natalie ankleiden lassen und zwar so, wie diese wollte. Das Resultat war, daß beide Damen gleich gekleidet waren. Als Schuldfried in Ordnung war, stellte sich Natalie neben sie vor den großen Trümeau und sagte:

„Du bist um ein gutes Stück schöner als ich, und dessenungeachtet habe ich beschlossen, Deinen Anbeter, den jungen Aberney, für mich zu behalten; ein hübscher Vorsatz, da er gänzlich in Dich vernarrt ist."

Fortsetzung folgt.

---

In Paris hat sich in einer Menagerie folgender Zufall zugetragen. Die Zuschauer sammelten sich um eine Schlange und suchten dieselbe, da sie in ihrem Käfig schlief, aufzuwecken. Der Schlangenbesitzer bemerkte, daß die Schlange nur aufwache, wenn die Zeit zu ihrer Fütterung gekommen sei. Die Besucher waren darüber aufgebracht und ein Herr behauptete, daß die Schlange gar nicht lebendig sei. Der Menageriebesitzer forderte hierauf die Besucher auf, der Schlange etwas zum Fressen hinzuwerfen und versicherte, sie werde dann sofort erwachen. Jener Herr erklärte sich bereit, seinen Hund, der ihn 300 Frcs. koste, in den Käfig zu thun. Dieß geschah. Sofort fuhr die Schlange in die Höhe, umschlang den Hund und zermalmte ihn im Nu. Der Eigenthümer des Hundes wollte seinem Liebling zu Hülfe eilen, allein es war zu spät. Nun in eine furchtbare Wuth gerathend, ergriff er eine eiserne Stange und hieb mit derselben auf den Schlangenbesitzer los, der bewußtlos und in Blut gebadet zu Boden stürzte und bald darauf den Geist aufgab.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

// Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 101. Sonntag, 17. November 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ich trete ihn unendlich gerne ab", versicherte Schuldfried.

„Ferner habe ich mir vorgenommen, daß . . ." Natalie sah Schuldfried an . . , „daß diese Marmorstatue von Canitz sich in mich verlieben soll."

Hätte es Schuldfrieds Leben gegolten, so hätte sie es nicht verhindern können, daß sie die Farbe wechselte.

„Ei wie, mein Engel, ich glaube Du wirst roth? Solltest Du möglicher Weise selbst Absichten auf ihn haben?"

„Liebe Natalie, thu mir den Gefallen und sprich nicht von Canitz", sagte Schuldfried.

„Gerne, meine Liebe, obschon Du entschuldigen wirst, daß ich Dein Benehmen etwas sonderbar finde; aber setze jetzt nur Deinen Hut auf und fort in den Thiergarten!"

Die Equipage der Gräfin wartete vor dem Hause und ein großer schlanker Herr stand am Schlage. Schuldfried erkannte Lothar.

„Der Baron begleitet uns nach Rosenvik", sagte Natalie. Im nächsten Augenblick saßen die beiden Damen und Lothar in dem bequemen Suffletté, das über den Gustav-Adolph-Markt, am Theater vorbei und nach dem Thiergarten rollte. Als sie an Thaliens Tempel vorbeikamen, sagte Natalie, die an diesem Tage besonders aufgeräumt war:

„Hier hat das Stockholmer Publikum Dir seine enthusiastische Huldigung geschenkt; hier hast Du es mit Deinen Tönen hingerissen, mit Deinem Spiele bezaubert und mit Deiner Schönheit verrückt gemacht. Es muß doch eine berauschende Freude darin liegen, eine so exaltirte Bewunderung hervorrufen zu können. Warst Du in solchen Augenblicken nicht recht stolz auf Dich selbst?"

Lothar sah Schuldfried an als sie antwortete:

„Nein, nicht stolz, wohl aber dankbar gegen Gott, der es mir gelingen ließ."

„Aber wie ist es möglich, daß eine junge Dame aus eigenem Antrieb Sängerin wird?" fiel Lothar ein. „Woher schöpfen Sie den Muth, Madame, vor Hunderten von Menschen aufzutreten?"

„Sie stellen zwei Fragen auf einmal an mich," sagte Schuldfried lächelnd.

„Beantworte eine um die andere, liebe Frida," meinte Natalie.

„Nun wohl, so will ich meine erste Frage mit einer Gegenfrage an Sie beantworten: Wie konnten Sie Seemann werden, Herr Baron?"

„Aus Beruf. — Es war das Einzige, wozu ich Lust hatte, das Einzige, wozu ich taugte."

„Nun wohl, diejenige, die Sängerin wird, folgt auch ihrem Beruf, und was noch mehr ist, sie benützt diesen Beruf, um ihr Auskommen zu finden. Ich war ein armes Mädchen; Gott hatte mir Stimme verliehen; man sagte: mit dieser kannst Du Dir Dein Auskommen erwerben; ich wurde Sängerin."

„Und die Kunst und die Welt machten eine Eroberung," fiel Natalie ein, die mit innerem Verdruß bemerkte, daß Lothar nicht einen Blick von Schuldfried abwandte. Eine Pause entstand, während welcher Schuldfried in tiefen Gedanken dasaß. Nach einer Weile begann sie wieder:

„Sie fragen, wie ich den Muth haben könne, aufzutreten? Was ich jetzt sagen will, werden Sie vielleicht nicht glauben, und dennoch ist es eine Wahrheit. Wenn der Vorhang aufgeht und ich auf die Bühne trete, habe ich blos einen einzigen Gedanken, der meine Seele erfüllt, nämlich die Idee des Kompenisten, dessen Musik ich singen werde. Ob im Theatersaal ein einziger Mensch ist oder Tausend, das gilt mir gleich; das Publikum ist vergessen,

all diese lauschenden Ohren sind nicht für mich vorhanden, es ist mir, als hätte ich den Geist des Komponisten an meiner Seite, um darüber zu wachen, daß ich nicht seine schönsten Gedanken schlecht wiedergebe."

„Aber die Applause, die Bravorufe, der Blumenregen, Alles das muß Dich wohl in die Wirklichkeit zurückführen," meinte Natalie.

„Ganz gewiß." Jetzt lächelte Schuldfried mit demselben kindlichen Lächeln, womit sie so oft in früheren Jahren Lothars düstere Gedanken verscheucht hatte, einem Lächeln, das Natalie so treffend nachahmte.

„Und Dein Herz schlägt vor Freude?"

„Ich wage dann zu glauben, daß ich das schöne Werk nicht verpfuscht habe."

Das Gespräch drehte sich eine Weile um Künstlerleben, Musik und dramatische Kunst. Man sprach von berühmten Schauspielerinnen und Sängerinnen, ihrem Glück und Erfolg. Lothar äußerte sich im Allgemeinen mit einem gewissen Vorurtheil über die Bühnenkünstler, und in Folge dessen entstand eine lebhafte Debatte. Nataliens Verdruß darüber, daß Lothar so beständig Schuldfried betrachtete, verschwand, wenn er sich in ihrer Gegenwart so über die Personen äußerte, die sich der Bühne widmeten. Natalie trat auf Schuldfrieds Seite und Lothar mußte also gegen zwei kämpfen. Nachdem alle Beweise Für und Wider vorgebracht waren und man auf beiden Seiten seine Mittel erschöpft hatte, sagte Lothar endlich:

„Mit zwei Gegnerinnen, wie Sie sind, meine Damen, kann ich unmöglich den Kampf länger fortsetzen. Eines weiß ich, nämlich, daß meine Ansicht, wenn sie auch noch so unrichtig sein mag, dennoch auf meiner Ueberzeugung beruht. Ich würde es nie wagen, an eine Dame zu glauben, die sich mit der Leichtigkeit einer Schauspielerin in die Gefühle Anderer hineinversetzen, und fingirten Empfindungen ein so naturwahres Gepräge geben kann, daß sie den Zuschauern Thränen auspreßt. Unwillkürlich muß man fragen: Wo hört die Kunst auf und wo beginnt die Wahrheit?"

„Bei einer solchen Auffassung des Charakters der dramatischen Künstler ist es natürlich, daß Sie auch eine untergeordnete Idee von ihrem moralischen Werth haben müssen," sagte Schuldfried.

„Es sei ferne von mir, Madame, daß ich in diesem Fall etwas Verletzendes aussprechen möchte: was ich gesagt habe, ist nur meine individuelle Ansicht."

Natalie brachte etwas Anderes auf's Tapet. Etwas später stieg man in Rosenvik aus, wo Professor Aberney, Tage, einige Kousinen von Natalie und etliche Herren ihnen bereits entgegen kamen.

Tage wurde blaßgelb, als er Lothar in Gesellschaft Schuldfrieds und Nataliens erblickte. Er murmelte einen stillen Fluch über den Einfall der Gräfin ihn zu ihrem Kavalier zu nehmen.

Natalie bemerkte Tages mißvergnügtes Aussehen. Die Gräfin wußte jedoch seinen finstern Blick wegzuscherzen, und die kleine Gesellschaft, die sich im Pavillon versammelte, plauderte eine Weile recht munter.

Professor Aberney war ganz besonders belebt. Er sagte Natalie tausend schöne Sachen, zeigte sich eben so geistreich, als angenehm, wußte auch der alltäglichsten Unterhaltung Leben und Interesse zu verleihen.

Der Professor erzählte von einigen Verrücktheiten der Engländer. Der Gegenstand wurde von der übrigen Gesellschaft aufgenommen, und Jeder brachte Etwas von Britaniens höchst eigenthümlichen Söhnen zu Markte.

„Es ist offenbar eine Krankheit von den Engländern originell sein zu wollen," sagte Natalie, nachdem sie recht herzlich über eine der Anekdoten gelacht hatte. „Ich wollte wetten, daß Frida einen Engländer zum Bewunderer hat und daß er es ist, der ihr die närrischen Bouquets schickt. Was hältst Du selbst davon, meine Liebe? Denken Sie sich, meine Herrschaften," fuhr die Gräfin, ohne Schuldfrieds Antwort abzuwarten, fort, „jeden Abend findet Madame Dorbino einen schwarzumwundenen Strauß von Myrthen und Orangeblüthen auf ihrem Nachttisch."

„Das ist ein seltsames Geschenk," rief man in die Runde.

„Und dabei bedeutungsvoll," fiel der Professor lächelnd ein. „Die Myrthe bedeutet Liebe."

„Und das Schwarze Band Kummer," meinte Natalie. „Also ist es ein Britte, der eine unglückliche Liebe für Dich gefaßt hat und Dir auf diese Art seine Gefühle mittheilen will. Gestehen muß man, daß Frida die traurigen

Myrthenzweige mit besonderer Freundlichkeit behandelt hat."

„Wie so?" fragte Lothar.

„Madame Dorbino hat sie in eine eigene Vase auf ihrem Tisch im Kabinet gestellt. Die andern armen Bouquets werden sammt und sonders in eine Athenienne im Salon einquartirt. Anaise versicherte mich dieser Tage, dieses närrische Geschenk mache sie ganz ärgerlich und sie habe nie etwas Dummeres gesehen, besonders da es jeden Abend wo Madame Dorbino auftrete mit einem Kranz von Lorbeeren und Cypressen vertauscht werde."

„Lorbeeren und Cypressen bedeuten die Vergänglichkeit aller Ehre," meinte der Professor.

„Das ist ein allegorischer Anbeter."

„Und dabei verschwiegen; denn Anaise, sagt sie habe sowohl Bouquet als Kränze genau durchsucht, ohne auch nur einen einzigen geschriebenen Buchstaben zu finden."

„Man merkt wohl, daß Anaise wenigstens nicht verschwiegen ist," fiel Schuldfried ein und erhob sich. Sie ging in den Garten hinaus; die Andern leisteten ihr Gesellschaft.

„Bieten Sie Madame Dorbino den Arm, Baron Canitz," rief Natalie, die sich vom Professor führen ließ, „so wollen wir eine Tour im Garten machen."

Tage warf einen wüthenden Blick auf Natalie. Sie fuhr lachend fort:

„Sie Lieutenant Aberney, werden Sie der Kavalier von Tante A."

„Wollen Sie meinen Arm nehmen, Madame," sagte Lothar zu Schuldfried, „oder fürchten Sie sich etwa noch immer eine Stütze von einem Russen anzunehmen?"

„Sie haben aufgehört ein Russe zu sein, und ich habe . . ."

„Aufgehört das finnische Mädchen zu sein," fiel Lothar ein.

„Sie täuschen sich; ich bin noch immer Finnin," versicherte Schuldfried lachend und nahm seinen Arm.

„Unmöglich! Madame Dorbino muß Französin sein, sonst würde sie nicht einer gedankenlosen Freundin Dinge mittheilen, die eine ernste Bedeutung haben."

„Ah! Sie meinen die Cypressen und Lorbeern."

„Haben Sie den Sinn derselben überlegt?"

„Onkel Aberney deutete ihn mir."

„Und Sie haben keinen andern gesucht?"

„Nein."

„Soll ich Ihnen einen geben?"

„Lassen Sie hören!"

Lothar blieb auf einem Platz, der eine freie Aussicht bot, stehen, wie wenn er sie betrachten wollte; dann fuhr er fort:

„Es kann bedeuten, daß Ihr Ruhm den Kummer eines Andern ausmache. Sie erkaufen Ihre Lorbeern auf Kosten des Friedens eines Andern."

„Und wessen?"

„Was weiß ich? Vielleicht des Gebers."

„Kann er mich vielleicht um meinen Erfolg beneiden?"

„Gibt es denn keinen andern Schmerz, als den des Neides?"

„Allerdings; aber ich verstehe nichts, was dieß hier sagen soll."

„Setzen Sie sich und erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Mährchen erzähle. Es war einmal ein Junge, der hatte einen Rosenbusch, der seine Freude, sein Glück und seinen ganzen Reichthum ausmachte. Der Busch wuchs unbemerkt vor allen Blicken in einem wilden Walde; die üppige Schönheit seiner schneeweißen Blumen erfreute kein anderes Auge als das seinige; seine balsamischen Düfte umschwebten keinen Andern als ihn. Jeden Tag kniete er dort nieder und schenkte dem Rosenbusch seine Huldigung und seines Herzens heiligste Bewunderung. Der Rosenbusch war sein Heiligthum, die unschuldsvolle Reinheit desselben seine Freude, und so oft er sich ihm näherte, war es ihm, als müßte er erst sein Herz und seine Gefühle erforschen, bevor er vor ihn träte. Der Rosenbusch wurde ein Verbindungsglied zwischen ihm und Gott. Diese Blume muß mein bleiben, dachte er, und nur meine Liebe und meine Liebkosungen sollen sie berühren; sie soll niemals von dem Bösen, was die Welt hat, besudelt werden. Sie soll wie sie gelebt hat, in Unschuld Liebe und Frieden sterben. So träumte der Junge, als er eines Tages erwachte und den Busch verschwunden fand."

Lothar verstummte. Er blickte traurig vor sich hin.

„Und dann, wie ging es dann weiter?" fragte Schuldfried.

„Dann verflossen mehrere Jahre, und als er den schönen Rosenbusch wieder fand, war er nicht

im Schooße der Natur; er prunkte, umgeben von Bewunderern seiner Schönheit, in einer zierlichen Vase in einem eleganten Salon. Er war noch gleich schön, aber er war nicht mehr derselbe. Madame, ein Anderer hatte ihn besessen und angepflanzt. Die Heilige des Knaben war kein Wesen mehr, das nur von ihm angebeten wurde, sondern eine prunkende Zierpflanze, der Jedermann huldigte. Der magische Traum war zerstört, der glückliche Wahn gebrochen und die Heilige des Knaben in einen der Abgötter des Tages verwandelt, die man in einem Augenblick mit Lorbeeren bekränzt und in einem andern vergißt. Der Beifall, den man dem frühern Abgott des Jungen schenkte, schloß eine Quelle bittern Kummers für sein Herz in sich; er erinnerte ihn daran, was er besessen und was er verloren hatte, um es nie wieder zu erhalten Auf diese Art, Madame, kann die Berühmtheit des Einen dem Andern seinen Frieden kosten."

Lothar erhob sich.

„Jetzt," fügte er hinzu, „wollen wir, wenn Sie Lust haben, die Andern aufsuchen, sonst verfallen wir den Spöttereien der Gräfin."

Schuldfried stand auf. In ihrer Brust war ein eigenthümliches Gemisch von Gefühlen. Verletzter Stolz, bitterer Schmerz beim Gedanken an die Vergangenheit, und dennoch ein festerer Glaube an die Zukunft als je. Als sie Lothars Arm ergriff, sagte sie:

„Sie haben den Sinn der Cypressen und Lorbeeren auf ihre Weise gedeutet; welche Erklärung wollen Sie den Myrthen und Orangeblüthen geben?"

„Sie bedürfen keiner Auslegung," antwortete Lothar.

„Und dem schwarzen Bande?"

„Schwarz, Madame, bedeutet entweder Kummer oder Tod."

„Tod!" wiederholte Schuldfried.

„Ja, eine todte Liebe. Halten Sie jetzt Alles zusammen, so finden Sie: Ihr Künstleruhm hat einen Schmerz verursacht, der so groß war, daß er die Liebe tödtete."

Lothar spürte, daß Schuldfrieds Arm zitterte! er fühlte den zuckenden Schmerz, den seine Worte verursachten, und dabei schlug sein eigenes Herz voll Freude.

„Das war eine theuer erkaufte Berühmtheit," stammelte Schuldfried.

„Aber sie wird sich ganz gewiß über den erlittenen Verlust trösten?" Lothars düstere Augen ruhten forschend auf Schudfrieds bleichen Wangen.

„Ich hoffe es," antwortete sie steif.

„Wenn ich ein Weib liebte, das Schauspielerin oder Sängerin wäre und sie sagte mir, daß ich ihr Herz besitze, wissen Sie, was ich antworten würde?"

„Daß Sie sie vergessen haben, daß ihr Künstlerruf Ihre Liebe getödtet habe. Das Vorurtheil wäre Ihnen mehr als die wärmsten Gefühle des Herzens," antwortete Schuldfried nicht ohne Bitterkeit.

„Sie täuschen sich, Madame; wenn Sie mich liebte, so würde ich sagen: Opfere mir Deinen Künstlerruf als Beweis Deiner Liebe und ich werde an die Wirklichkeit derselben zu glauben wagen."

„Sie verlangen viel."

„Es ist wahr, aber dieß kommt daher, daß ich früher Alles gab und beinahe Nichts verlangte."

„Jetzt verlangen Sie Alles und geben Nichts."

„Sie haben Recht; sollte ich noch einmal das Herz glühen und die Seele von dem allmächtigsten Gefühl beherrscht fühlen, das wir Liebe nennen, dann mögen meine Handlungen sprechen und nicht meine Worte, und ich werde niemals ihr Herz fordern. Sie muß das meinige nehmen."

Jetzt kamen der Professor und Natalie ihnen entgegen. Etwas später nahm man ein ausgesuchtes Diner auf der Veranda ein.

Natalie war bezaubernd. Lothar beschäftigte sich beinahe ausschließlich mit ihr. Schuldfried war heiter und scherzte wie ein Kind; Lothar blickte finster drein wie ein Herbsthimmel; der Professor zeigte sich liebenswürdig gegen Alle und achtete auf Alles.

Fortsetzung folgt.

---

Am 11. Nov. soll bei Meilen der erste Versuch zur Hebung des in den „Züricher See" versunkenen Dampfers „St. Gotthard" gemacht werden.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

Nro. 102. Mittwoch, 20. November 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Nach dem Mahle saß man im Salon und plauderte. Tage setzte sich hinter Schuldfried. Er schwieg beharrlich.

„Ich gedenke, Ihnen heute Mittag eine Ueberraschung zu bereiten, Herr Baron," bemerkte Natalie, indem sie sich an Lothar wandte.

„Welche, wenn ich fragen darf?" sagte Lothar.

„Ich habe eine Person eingeladen, für welche Sie sich sehr interessiren."

„Doch nicht Diejenige, deren Aufenthalt Sie mir so hartnäckig verschwiegen?" lächelte Lothar ironisch.

„O nein, einen sehr, sehr alten Bekannten."

„Ich erlaube mir nicht zu rathen, sondern lasse es lieber auf die Ueberraschung ankommen, die Sie mir so gütigst zugesagt haben."

„Gut; apropos, wann singst Du das Nächstemal wieder, mein Engel? Der Jemand, der hieherkommt, sagte mir, daß er die schöne Stimme sehr gerne von der schwedischen Bühne aus hören möchte."

„Ich weiß selbst nicht," antwortete Schuldfried ganz gleichgiltig.

„Du hast erst Sechsmal gesungen und Dich auf Achtmal versprochen."

„Ich habe kein bestimmtes Versprechen abgegeben, wie oft ich auftreten wolle."

„Aber mein Gott, Frida, Du wirst damit doch nicht sagen wollen, daß . . ."

„Daß ich gestern zum Letztenmal aufgetreten sei," fiel Schuldfried lachend ein. „Nein, meine Liebe, das will ich gewiß nicht."

„Du kannst einen doch erschrecken."

Tage äußerte mit einem nicht unbedeutenden Anstrich von Bitterkeit im Tone:

„Schuldfried liebt ihre Künstlerlaufbahn und ihren Ruhm zu sehr, um den Lorbeeren entsagen zu wollen, die das schwedische Publikum zu ihren Füßen niederlegt."

„Ja, Du hast Recht, Tage, ich liebe wirklich meine Künstlerlaufbahn sehr, und was mich jetzt veranlassen könnte, sie aufzugeben, müßte mächtiger sein, als alle meine andern Gefühle in der Brust. Du hast auch darin Recht, daß ich stolz auf den Beifall bin, den meine Landsleute mir schenken. Dieß wird immer die kostbarste Erinnerung aus meinem Künstlerleben bleiben, wenn es einmal zu Ende ist. Ich trete in einigen Tagen in der weißen Frau auf," fügte sie mit einem stolzen Blick auf Tage hinzu.

„Der wahnwitzige Junge," dachte der Professor, „er wird sie mit seinen Angriffen zur Zeit und Unzeit so reizen, daß er dem entgegenarbeitet, was andere vernünftige Leute ausrichten. Ich habe nie einen unbesonneneren Narren gesehen, als er ist, sobald es sich um Weiber handelt."

„Schuldfried," sagte er, „sing uns einige der finnischen Lieder, die Du als Kind sangst, wenn Du sie nicht vergessen hast."

„Etwas vergessen was an Finnland erinnert, an die Heimath, an meine glückliche Kindheit, unmöglich!"

Ohne sich weiter bitten zu lassen, ging Schuldfried an's Klavier. Einige Minuten später erklang diese wunderbar schöne Stimme im Salon. Sie sang eine von Aberneys Kompositionen, just diejenige, womit sie ihn als Kind zu ihrem Zuhörer gemacht hatte.

Der charakterfeste, ruhige und verständige Aberney wurde bei diesem Gesang dermaßen von seiner Erinnerung überwältigt, daß er aufstand und an eines der Fenster vortrat, um seine Bewegung zu verbergen. Wehmuth, tiefe Wehmuth lag in seinen Blicken, und obschon dieser Gesang manche bittere und süße Erinnerungen in seiner Seele hervorrief, so war doch die Erinnerung an Schuldfried als Kind die lebhafteste. Ach! er meinte noch immer das bezaubernde Kind an seiner Seite sitzen zu sehen, wie sie sein Ohr mit ihren

Tönen liebkoste. Wie manchen holden und dennoch thörigten Traum hatte nicht die Stimme des Kindes in der Brust des damals achtunddreißigjährigen Professors geweckt! — Die Töne verklangen, aber die dadurch hervorgerufenen Erinnrrungen standen lebhaft vor Aberneys Innerem. Plötzlich schlug Schuldfried einige glühende Akkorde an, und wiederum erklang ihre Stimme, aber es war keine nordisch-schwärmerische Melodie, die jetzt das Ohr mit ihrem Zauber umfing, sondern eines der feurigen Lieder des Südens. Es war eine Barcarole. War Jemand da, der sich jetzt erinnerte, wann sie dieselbe gesungen hatte? Als die letzten Töne erstorben waren, verließ sie das Instrument, ging zu Aberney und sagte leise:

„Lieber Onkel, ich konnte nicht mehr als dieses einzige singen. Es wurde mir so voll um's Herz."

„So ging es auch mir." Die Lippen des Professors berührten Schuldfrieds Stirne ganz leicht; dann ging er von ihr weg.

„Wann singen Sie in der weißen Frau?" fragte Jemand Schuldfried, als sie, wie es schien, in Gedanken versunken dastand.

„Nie," antwortete sie und entfernte sich von dem Frager.

„Nie! Dieses Wort hast Du schon einmal gegen mich ausgesprochen, und gleichwohl führst Du jetzt den Namen Dorbino," dachte Lothar.

Eine Weile später meldete Nataliens Bedienter, daß ein Herr die Gräfin zu treffen wünsche. Mit einem bezaubernden Lächeln verließ sie den Baron, während sie im Vorbeigehen Lothar zuflüsterte:

„Jetzt kommt die Ueberraschung."

„Jemand aus Rußland," dachte Lothar.

Als Natalie wieder eintrat, brachte sie einen ältern, ganz schwarz gekleideten Herrn mit. Sie präsentirte:

„Doktor Wagner."

Der Name machte auf die meisten einen lebhaften Eindruck. Lothars Brauen runzelten sich, Schuldfrieds Wangen wurden etwas bleicher, in Tages Augen blitzte es wie von Freude.

Der Doktor war nicht der am wenigsten Ueberraschte, als er hier alle Diejenigen beisammen fand, die er mit den Fäden seiner Intriguen umschnürt hatte. Natalie lachte und machte mit ihren gewöhnlichen übermüthigen Ausdrücken einige pikante Bemerkungen über die Wirkung, welche das Auftreten des Doktors verursachte.

Wagner trat dann auf Schuldfried zu und sagte ihr einige verbindliche Worte, wie man sie für eine ausgezeichnete Persönlichkeit immer bereit hat. Es schien Lothar, als ob Schuldfried, während der Doktor mit ihr sprach, ihren schönen Kopf ungewöhnlich stolz trüge, und als ob ihre Antworten, obschon höflich, gleichwohl etwas kalt Zurechtweisendes hätten.

„Ah! ich glaube, Sie kennen Madame Dorbino von früher, Doktor?" rief Natalie.

„Ja, Frau Gräfin, ich hatte die Ehre, Madames Bekanntschaft in Finnland zu machen als ich Arzt auf Kronbrück war."

„Kronbrück," wiederholte die Gräfin, gerade wie wenn sie in ihrer Erinnerung gesucht hätte.

„Kronbrück gehörte dem Baron Canitz," erklärte der Doktor.

„Ah!"

Natalie setzte das Gespräch nicht fort, aber sie beschloß, den Doktor um nähere Mittheilungen über Schuldfried und Canitz anzugehen. Ihre Brust hob sich unruhig, da eine instinktmäßige Ahnung ihr gleichsam zuflüsterte, daß es ihr nie gelingen würde, Lothar einzunehmen, daß zwischen ihm und Schuldfried irgend ein Geheimniß liege.

„O mein Gott, ich glaube, daß ich zum Erstenmal in meinem Leben Neid und Bitterkeit kennen lerne," dachte Natalie, indem sie Schuldfried betrachtete. „Sie ist ja mein Ebenbild, aber schöner und einnehmender. Ich glaube, daß ich sie verabscheuen könnte, wenn . . . wenn . . . er sie vorzöge. Er . . . aber ist er denn etwas für mich? In diesem Augenblick Alles."

„So gedankenvoll, meine Gnädige," sagte Lothar, der sich der Gräfin genähert hatte.

„Ich dachte an Sie."

„Das war ein höchst unwürdiger Gegenstand für die Gedanken einer so liebenswürdigen Dame."

„Liebenswürdig, sagten Sie?"

„Ja und wiederhole es noch einmal."

„Ein leeres Wort, Herr Baron, wer liebt denn mich?"

Ganz sicher Derjenige, dem Sie „einmal Ihr Herz schenken."

„Sind Sie davon überzeugt?"

„Vollkommen."

„Wenn ich es jetzt Aberney schenkte, glauben Sie, daß er mich lieben würde?"

„Gewiß, wenn er nicht vorher eine Andere liebt."

„Sie glauben also, daß ich eine Nebenbuhlerin nicht überwinden könnte?"

„Frau Gräfin, Sie können das Unmögliche möglich machen; Sie siegen, wo Sie nur wollen."

„Dank, ich werde Ihrer Worte gedenken, und ich hoffe, daß, falls ich einmal im Ernst ein Herz erobern wollte, dieses auch mein werden wird."

„Sie ist eifersüchtig," dachte Lothar; „sollte sie wirklich an Aberney denken?"

„Canitz hat etwas zu sagen gewagt, was Natalie mißfiel," dachte Tage, „sie ist mißvergnügt. Warum kann ich sie nicht lieben dieses bezaubernde Wesen? Warum werde ich an ihrer Ergebenheit den Verräther spielen müssen, um mein Herz Schuldfried zu Füßen zu werfen? Die eine liebte mich, die andere liebe ich . . . ha dieser verdammte Canitz!"

Tage warf einen wüthenden Blick auf seinen Nebenbuhler.

Spät Abends begab man sich heim. Als man bei Nataliens Haus aus dem Wagen stieg und Lothar von den Damen Abschied nahm, sagte er ganz leise zu Schuldfried:

„Heute Abend erhalten Sie keine Myrthen mit schwarzem Band."

„Ich weiß es," antwortete Schuldfried. „Für mich blüht ja keine Myrthe mehr."

„Nein, es ist wahr, Sie sind Wittwe."

Nach einer qualvollen Nacht begrüßte Tage den Morgen mit düsterem Blick. Der ländliche Ausflug hatte seine Leidenschaft für Schuldfried in demselben Maße gesteigert wie seine Eifersucht aufgereizt. Die Befriedigung, welche die eingebildete Eroberung an Natalie seiner Eitelkeit gewährte, war verschwunden, und mit leidenschaftlicher Ungeduld erwartete er den morgenden Tag, um zu Schuldfried zu stürzen und im Namen der Liebe und Ehre ihre Hand zu begehren. Er mußte sich um jeden Preis das Recht erkaufen, zwischen Schuldfried und den verhaßten Lothar zu treten. Sie mußte die Seinige werden, und sollte er sie zur Erfüllung des Versprechens, das ihre Mutter und sie ihm einmal gegeben hatten, zwingen müssen. Lieber den Tod für Schuldfried und ihn selbst, als den Augenblick überleben, wo Lothar der Besitzer des Weibes wurde, das er bis zum Wahnsinn liebte. So ungefähr dachte Tage, während die wilde Jagd seiner stürmischen Gedanken ihn wach erhielt. Der Morgen kam und mit ihm wieder der Entschluß, auf eine Entscheidung seines Schicksals zu dringen.

Er wollte sich eben ankleiden, als der alte Diener des Professors ihm einen Brief überreichte. Es war ein rosenrothes, parfürmirtes und elegantes Billetchen dessen Zierlichkeit andeutete, daß es von Damenhand kam. Die sorgfältige und schöne Schrift auf der Adresse gab zu erkennen, daß eine Dame von Bildung die Feder geführt hatte.

Fortsetzung folgt.

---

## Triumph-Schnadahupfeln der Münchner Ultramontanen.

(Aus dem Kladderadatsch.)

Ihr freigeistigen Schwindler,
Nun ärgert euch krank!
Ihr habt doch noch lang'
Keine Dachauer Bank.

Ihr Juden, ihr Ketzer,
Ihr wollt wohl allein
Die Gründer, die Schwindler,
Die Geldschlucker sein?

Dagegen empört sich,
Was ultramontan;
Wir Ultramontanen
Woll'n auch so was ha'n!

Und nu hammer's, nu hammer's,
Und nu hammer's gezeigt!
Uns're Dachauer Banken
Sind doch unerreicht.

Die Pauline Dosch
Ist a kreuzbrave Dirn'
Hat Krall'n wie der Teixel
Und a eiserne Stirn.

Und die Spitzeder erst —
Alle Achtung vor der!
So was Frommes und Scheußliches
Gibt's gar nimmer mehr.

Ihr Juden und Ketzer,
Jetzt ärgert euch krank!
Ihr habt doch noch lang'
Keine Dachauer Bank.

Ihr norddeutschen Schwindler
Wir lachen euch aus;
Unsere kreuzbraven Weiberln
Haben's besser heraus. —

## Verschiedenes.

Jokohama (Japan), 6. Sept. Es liegt mir heute ob, eines der traurigsten Ereignisse zu erwähnen, welches uns treffen konnte, nämlich die Zerstörung des prachtvollen amerikanischen Dampfers „America", des größten und schönsten der San Francisco-Linie, durch Feuer. Der Dampfer war erst am Morgen angekommen; während des Tages gingen viele der Passagiere ans Land, ließen aber ihr Gepäck an Bord. Den Tag über ward ein Theil der Ladung gelöscht, Kohlen wurden eingenommen, und nur zwei Cajüten-Passagiere nebst 175 Chinesen blieben mit der Schiffsmannschaft an Bord. Um 10 Uhr Abends berichtete noch der wachhabende Beamte, daß alles in Ordnung sei, und nachdem fast alle zur Ruhe gegangen, machte die Wärterin den Barbier darauf aufmerksam, daß es brandig rieche. Dieser überzeugte sich auch bald, daß dichte Rauchwolken aus dem Frachtraum schlugen; die Feuerglocke ward angeschlagen, und binnen wenigen Minuten waren alle auf ihrem Posten und thaten das möglichste zum Löschen des Feuers. Obgleich nun das Schiff mit den besten und kräftigsten Dampfpumpen versehen war, zeigten sich diese doch völlig werthlos, da die Kessel nicht geheizt waren, und die Handpumpen zeigten sich nicht genügend, da bei dem vielen brennbaren Material das Feuer mit rasender Schnelligkeit um sich griff. Bei dem überwältigenden Rauch konnte der eigentliche Herd des Brandes gar nicht gefunden werden, und die Stunde von 11 bis 12 Uhr genügte der Flamme, um mit fürchterlicher Gewalt durch das Verdeck zu brechen und das Schicksal des Schiffes zu entscheiden. der Kapitän, jetzt nur auf Rettung der Passagiere und der Mannschaft bedacht, ließ die Boote aussetzen, und wagte sein eigenes Leben bei der Aufgabe das Pulvermagazin unter Wasser zu setzen. Die Aufregung an Bord war unbeschreiblich; mehrere sprangen in ihrer Angst in die Fluthen, die meisten drängten nach der Seite, wo die Treppe hinabgelassen war, denn die andere Seite stand bereits in Flammen. Namentlich waren es die chinesischen Zwischendecks-Passagiere, welche dort ihr Heil suchten, ein jeder bepackt mit seinen Habseligkeiten. Dieser Andrang war so groß, daß die Treppe brach und alle ins Wasser stürzten. Da die Flammen weiter um sich griffen und an den Masten hinaufleckten, Hitze und Qualm unerträglich wurden, so mußten die Zurückbleibenden den 25 Fuß hohen Sprung vom Deck wagen, einige überladen mit Gold, das sie in die Tiefe hinabzog zuletzt der Kapitän und zwei Matrosen, welche mit genauer Noth gerettet wurden, denn die Boote hatten sich vom brennenden Schiff entfernen müssen, und die Landboote hatten sich nie nahe herangewagt. 60 Passagiere (fast lauter Chinesen) und drei der Mannschaft (worunter ein Deutscher Namens Joseph Lymart) verloren ihr Leben, 300,000 Doll., für Hongkong bestimmt, und viele Waaren waren noch am Bord, wurden aber später theilweise gerettet. Der Verlust des herrlichen Schiffes trifft die Compagnie mit fast zwei Millionen Dollars, denn es soll nicht versichert gewesen sein. Der Dampfer maß 4400 Tonnen, war 380 Fuß lang, 50 Fuß breit und 32 Fuß tief, und trug regelmäßig an 2–3000 Tonnen Waaren, außer den nöthigen Kohlen, und häufig über 1200 Passagiere; er war das größte Schiff nach dem berühmten „Great Eastern."

— Kaiserslautern, 18. Nov. Im Reviere Kaiserslautern wurden am Freitag und Samstag 5 Wildschweine geschossen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 103.** Sonntag, 24. November **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Tage erbrach es auch sogleich. So betrübt ein junger Lieutenant sein mag, so interessirt er sich immer für eine solche Offenbarung, die ihn ahnen läßt, daß die Hand, welche den Inhalt geschrieben, schön sei. Das kokette Billetchen lautete wie folgt:

„Bester Lietenant Aberney!

Vor den Augen einer zärtlichen Freundin sucht man vergebens Etwas zu verbergen, was die Welt des Herzens berührt. Ich kenne ihr Geheimniß, obschon Sie es vor mir verborgen haben; vielleicht haben Sie es mir darum verschwiegen, weil Sie das meinige ahnten. — Besuchen Sie mich heute früh um zwölf, so werde ich Ihnen als Ihre beste Freundin in Etwas zu rathen suchen, was sich auf Ihr Glück bezieht, wobei ich gänzlich vergessen werde, was Ihre Seligkeit kosten mag.

Natalie."

O Ausbund von Weiberlist! Wie gut kannte nicht Natalie das Instrument, auf dem sie spielte! Das Herz des Mannes ist im Allgemeinen ein wunderliches Gemisch von Hoheit und Niedrigkeit. Großsinnig verträgt es sich ganz freundlich mit Kleinlichkeit; die grasseste Eitelkeit geht Hand in Hand mit dem umfassendsten Ehrgeiz. Natalie wußte das, und darum verstand sie es, auch Tages Eitelkeit zu gleicher Zeit zu schmeicheln und sie zu reizen; sie wußte sich mit ihrer erheuchelten Ergebenheit eine große Macht über seine für die Winde der Leidenschaften offene Seele zu erwerben. Die Freundschaft gegen einen jungen Mann ist ein Mittel, wodurch eine reizende Frau sich Einfluß auf ihn erwirbt. Warum? Weil die Freundschaft zu nichts verpflichtet. Sie ist nicht, wie die Liebe, ein Wucherer, der hundert Prozent fordert. Nein, die Freundschaft verlangt selten einen Gegendienst und ist im Ganzen eine große, unverständige Verschwenderin. Die Freundschaft eines Weibes ist immer Etwas, was dem Manne zugleich schmeichelt, ihn erfreut und beruhigt. Sie verschafft Zärtlichkeit, ohne daß er selbst der Geberin solche zu bieten braucht. Der Egoismus des Mannes befindet sich immer wohl dabei, wenn er nehmen kann, ohne geben zu müssen. So auch bei Tage. Er fühlte gleichsam einen Hauch von Frieden und Trost über seiner Seele, nachdem er das Billetchen gelesen hatte. Diese so gefeierte, so gesuchte, so umschmeichelte Natalie sprach zu ihm von ihrer Ergebenheit, nannte sich seine zärtliche Freundin; sie deutete darauf hin, daß sein Glück mit einer Andern ihr selbst Schmerz bereiten könnte. Tage warf einen Blick in den Spiegel und fand, daß er, trotz der durchwachten Nacht, ein recht hübscher Bursche war, und daß sein Aussehen ihn vollkommen zu einer solchen Eroberung berechtigte.

Nun wohl, wenn Natalie ihn liebte, wenn es ihm gelang, ihr Liebe einzuflößen, warum sollte er die innige Jugendneigung nicht auffrischen können, die Schuldfried für ihn gehegt hatte? Wiederum lächelte die Hoffnung, wiederum flüsterte das Selbstvertrauen seinem Herzen manches schmeichelnde Versprechen zu, und als Tage nach einer sorgfältigen Toilette sich zur Gräfin begab, war sein Gesichtsausdruck nicht mehr niedergeschlagen, sondern seine Augen leuchteten von Zuversicht.

In einem reizenden Boudoir fand er Natalie in einer einfachen, aber geschmackvollen Morgentoilette. Als er eintrat, reichte sie ihm mit einem einnehmenden Lächeln voll Zärtlichkeit und Wehmuth die Hand und sagte:

„Willkommen, treuloser Ritter, der ganz und gar nicht verdient, daß man sich für ihn interessirt. Sie sind undankbar, man sollte

Sie den Mißhandlungen des Schicksals überlassen."

Tage ergriff die Hand und küßte sie mit einer Wärme, die durchaus nicht gespielt war. Er war leider ein allzu williger Sklave der Eindrücke des Augenblicks, um anders als nach ihrem Impuls handeln zu können.

„In welchem Fall, Gräfin, habe ich mich gegen Sie vergangen?" sagte Tage und setzte sich in einen Lehnstuhl, welchen er ganz nahe zu dem Sopha zog, worauf das einnehmende Weib saß.

„Und das fragen Sie?" Natalie sah ihn mit wohlgespieltem Ernste an. „Wie oft haben Sie im Verlauf der zwei letzten Jahre gesagt, daß Sie mich lieben? Wie manchen Brief haben Sie nicht geschrieben, worin Sie sagen, daß ich der einzige Stern an Ihrem Lebenshimmel sey, daß sie mich anbeten?" Tage sah etwas genirt aus; Natalie fuhr fort; „Dachten Sie, was Sie schrieben? Fühlten Sie, was Ihre Worte zu erkennen gaben? Lieutenant Aberney, antworten Sie mir ehrlich und aufrichtig, wie es einem Manne zukommt. War es ein Spiel, das Sie mit mir trieben?"

„Nein, Gräfin, es war kein Spiel."

„Es war also Ernst: es war also Wahrheit, daß Sie mich liebten?"

„Wahrheit in dem Augenblick, wo ich es sagte," antwortete Tage, der sehr wohl einsah, daß Ehrlichkeit hier das Beste war.

„Sie wollten also wegen einer plötzlichen Aufwallung mein Herz zum Besten halten und, wenn es Ihnen gelang, es liegen lassen, wie ein Spielzeug, das Ihnen keinen Spaß mehr machte." Die Gräfin senkte ihr Haupt und verbarg das Gesicht in ihren Händen. Es sah aus, als ob sie weinte. Tages Lage war nichts weniger als angenehm, besonders da Natalie Schuldfrieds beste Freundin zu sein schien. Ueberdieß auf solche Art eine Frau weinen zu sehen, die lange ein gesuchter Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewesen, das war Etwas, was Tage gänzlich aus dem Konzept brachte. Diese Thränen sagten ihm ja, daß er den Preis gewonnen habe, wornach er so eifrig gestrebt. Daß derselbe jetzt nicht mehr den gleichen Werth hatte, wie früher, war nur Etwas, was seine Stellung noch peinlicher machte. Er beugte ein Knie vor der Gräfin und stammelte mit aufgeregter Stimme:

„Hören Sie und beurtheilen Sie mich dann."

„Ich will nichts hören," flüsterte Natalie und erhob ihr gebeugtes Haupt mit einem zärtlichen Blick auf Tage. „Ich weiß ja Alles, ich weiß, daß Sie von ganzer Seele Madame Dorbino lieben. Ihr Lebensglück besteht ja doch in einer Verbindung mit ihr?"

Tage ergriff die Hände der Gräfin und küßte sie, indem er flüsterte:

„Verzeihen Sie, aber ich habe Schuldfried seit meinem vierzehnten Jahre geliebt."

„Und werden Sie wieder geliebt?" fragte Natalie, indem sie ihre Hände wegzog.

„Einst that sie es; einst gelobte sie mir ihre Hand und ihre Treue; seitdem waren wir mehrere Jahre getrennt und jetzt —"

„Jetzt fürchten Sie ihr Herz verloren zu haben?"

„Es gibt Augenblicke, wo Zweifel und Kleinmüthigkeit meine Seele erfüllen."

„Stehen Sie auf." Natalie stützte den Kopf mit einer schmerzlichen Bewegung in ihre Hand, als könnte sie ihn nicht hoch halten. „Ich habe schon im ersten Augenblick als ich Sie mit Frida zusammen sah, das Geheimniß errathen. Gestern stand es mir vollkommen klar vor Augen." Natalie seufzte. „Die Entdeckung war schmerzlich; ich hatte an Ihre Liebe geglaubt; ich war glücklich in meinem Glauben. Still, unterbrechen Sie mich nicht. Wer die Hoffnung auf eigenes Glück verloren hat, dem bleibt nur noch übrig, das Glück desjenigen zu bereiten, der ihm das seinige gestohlen; auch erbiete ich meinen Beistand zur Beförderung Ihrer Verbindung mit Schuldfried. Ich bin jetzt Bundesgenossin Ihres Glückes, nachdem Sie mir die Freude geraubt haben, selbst Ihr Glück zu sein." Die Augen der Gräfin verschleierten sich wie durch eine Thräne.

Jetzt folgten einige Fragen von Seite Nataliens über das Verhältniß zwischen Tage und Schuldfried, ob eine Erklärung stattgefunden habe u. s. w. Tage vertraute ihr, was die Gegenwart betraf, verschwieg aber Alles, was sich auf die Vergangenheit bezog, wie auch die Rolle, die Lothar in Schuldfrieds Leben gespielt hatte. Er nannte nicht ein

Einzigesmal den Namen seines Nebenbuhlers und deutete auch nicht auf ihn an. Er sprach ausschließlich von dem, was zwischen Schuldfried und ihm seit ihrer Ankunft in Schweden stattgefunden hatte, wie er sie zu überreden gesucht habe, das Theater zu verlassen, und wie er die Erfüllung der gegebenen Versprechen noch nicht habe verlangen wollen, ehe Schuldfried durch ein längeres Zusammensein mit ihm in ihrer Erinnerung die frühere gegenseitige Ergebenheit wieder gefunden. Natalie hörte ihn aufmerksam an, aber als er endlich davon sprach, daß er beim Empfang ihres Briefchens fest entschlossen gewesen sei, zu Schuldfried zu gehen und eine Entscheidung seines Schicksals auszuwirken, da fiel sie lebhaft ein:

„Damit würden Sie Alles verderben. Eine übereilte Erklärung könnte Sie nur Schuldfried entfremden. Nein; Ihr Entschluß, zuerst ihre Zärtlichkeit wieder zu gewinnen, ist der richtige. Ich will inzwischen für Sie arbeiten. Undankbarer, Sie sollen demnach mir für Ihr Glück verpflichtet sein."

Das Gespräch währte noch eine Weile, und als Tage sich von Natalie entfernte, betrachtete er sie als seinen Engel. Seine Ergebenheit gegen sie war jetzt bedeutend größer und fester begründet als vorher.

Lamartine sagt irgendwo, ich weiß nicht an welchem Ort:

„Durch Hingebung und Güte erobert die Frau unsere Herzen, durch Schönheit und Talent berauscht sie nur unsere Sinne. Die Schönen und Talentvollen müssen sich hingebend und gut stellen, falls sie mit der Allmacht der Liebe über uns herrschen wollen."

Wir glauben, daß Lamartine Recht hat. Natalie hatte wenigstens durch die Rolle, die sie jetzt ausführte, mehr gewonnen, als durch alle andern, die sie bisher gespielt hatte. Sie hatte sich Tages Achtung, Bewunderung und Ergebenheit erworben. Ob sie wohl diesen Gewinn behaupten konnte? Ja, so lange er an das glaubte, was sie scheinen wollte.

* * *

Kurz nach dem ländlichen Ausflug kam einer von denjenigen Tagen, wo die Menschen von einer wahren Wuth ergriffen scheinen, einander das Leben möglichst unangenehm zu machen. Tante Sara erwachte mit dem Vorsatz, zu Schuldfried zu gehen und ihr in Betreff des Theaterlebens Vernunft zu predigen. Hatte sie nicht wieder die allerschrecklichste Gerüchte hören müssen? Fräulein G., Mamsel O. und Frau F., alle hatten dazu beigetragen Sara darüber aufzuklären, daß Madame Dorbino ein mehr als zweideutiges Leben geführt hatte, und daß nur ihre Verwandtschaft mit der Gräfin Reinstein sie einigermaßen in der allgemeinen Achtung erhielt, so daß sie noch in die vornehmeren Kreise eingeladen wurde. Genug; Sara legte ein zierliches Promenadekostüm an und begab sich ganz frühe, ehe noch Aberney sichtbar geworden, zu Schuldfried.

„Madame, ein älteres Frauenzimmer wünscht Sie zu sprechen," sagte Anaise zu Schuldfried, indem sie den Kopf durch die Kabinetsthüre hereinstreckte.

„Wie heißt sie?" fragte Schuldfried, ohne aufzuschauen.

„Fräulein Ehrmann."

„Tante Sara!" Schuldfried erhob sich sogleich und legte ihr Schreibzeug weg. „Sag ihr, sie möge hereinkommen."

„Welchem glücklichen Ereigniß darf ich die Freude zuschreiben, Dich in meiner Wohnung zu erblicken, Tante?" rief Schuldfried lächelnd und ging Sara entgegen.

„Meine Ergebenheit führt mich hieher," antwortete Sara, die trotz ihrer großen Vorsätze streng zu sein, nicht umhin konnte, gegen das schöne Kind zu lächeln, das ihr heute schöner als je erschien.

„Komm und setze Dich, geliebte Tante! Herzlichen Dank dafür, daß Du Dich doch entschließen konntest, die Wohnung einer Sängerin zu betreten." Schuldfried hob drohend den Finger. „Es war gar zu böse von Dir, nicht über meine Schwelle gehen zu wollen, so lange ich Schauspielerin bin."

„Es war vielmehr ganz recht," versetzte Sara scharf; „wenn ich jetzt dennoch hieher gehe, so geschieht es bloß, weil ich fest beschlossen habe, daß Du keine Theaterdame bleiben darfst." Die Alte sprach mit solchem Nachdruck, daß ihr Kopf wackelte.

„Du willst mir also eine Schlacht liefern, Tante," rief Schuldfried heiter; „aber das ist nicht ritterlich, einen Gegner so unvorbereitet anzugreifen. Bedenke doch, wenn ich in Folg

dieser Ueberrumpelung das Gewehr strecken müßte!"

Sara wurde durch diese Munterkeit ganz aus dem Konzept gebracht und sah Schuldfried eine Weile starr an. Gewöhnlich antwortete letztere, wenn Sara ihre kleinen Angriffe machte, entweder gar nicht oder auch in einem kalten und abweisenden Ton.

„Du scherzest," fuhr Sara fort, „aber ich muß Dir nur sagen, daß ich nicht des Scherzes wegen hieher gekommen bin, sondern um reinen Ernst mit Dir zu sprechen und von Dir Rechenschaft für das Leben zu fordern, das Du geführt hast und noch führst."

„Ueber was in meinem Leben soll ich Rechenschaft geben?" Noch lächelte Schuldfried ganz schalkhaft.

„Wie Du nur fragen kannst!" Tante Sara glättete heftig an ihrer Schürze. „Bist Du nicht von Deinem Manne geschieden? Hast Du Dir nicht seitdem verschiedene Abweichungen vom Wege der Sittlichkeit erlaubt?" Schuldfried brach in ein schallendes Lachen aus.

„Um Gotteswillen, was sagst Du da, Tante? Bin ich von meinem Manne geschieden?.. " Sie konnte vor Lachen nicht weiter sprechen.

Fortsetzung folgt.

## Verschiedenes.

In Hendersonville, Nordcarolina, sollte, wie dem „New-York" Herald geschrieben wird, am 26. Oktober ein gewisser Martin Baynard, der wegen Theilnahme an einem vierfachen Morde zum Tode verurtheilt worden war, gehenkt werden. Eine große Menschenmenge hatte sich versammelt, um dem Schauspiele beizuwohnen; aber sie war zur Enttäuschung verdammt; denn als die Zeit heran kam, wo der Delinquent auf das Schaffot geführt werden sollte, war er nirgends zu finden. Es scheint, daß Frau Baynard am Abend vorher gestattet gewesen, ihrem Manne während dessen letzten Lebensstunden in seiner Zelle Gesellschaft zu leisten. Gegen 6 Uhr Morgens an dem für die Hinrichtung bestimmten Tage geleitete sie der Gefangenwärter, wie er glaubte, durch das Außenthor des Gefängnisses, ihren Hut tief ins Gesicht gedrückt, ein Taschentuch vor ihrem Munde, dem ein solch herzbrechendes Schluchzen entquoll, daß selbst der gestrenge Beamte von Mitleid erfüllt wurde. Tief gebeugt und schmerzlich weinen, sah man sie durch die Menge schreiten, die ihr überall respektvoll Platz machte. Um 8 Uhr trug der noch immer tief gerührte Gefangenwärter ein aus ausgesuchten Delikatessen bestehendes Frühstück nach der Zelle des Verurtheilten. Als er die eiserne Thür öffnete, bot sich ihm aber ein Anblick dar, der ihn aber wie Espenlaub erbeben machte. In einem Winkel der Zelle kauerte Frau Baynard in einem Nachtgewande. Das Frühstück fiel dem Gefangenwärter aus den Händen, als er in sprachloser Verzweiflung dastand, während die Frau sich erhob und auf ihn zuschreitend sagte: „Wohlan, da Martin weg ist, wäre es wohl besser, wenn ich das Frühstück zu mir nähme", und ohne Verzug begann sie das Mahl vom Boden aufzulesen. Baynard war thatsächlich entwicht und hatte sich bereits jeder Verfolgung durch die Flucht entzogen. Der Sheriff durchstreifte mit einer bewaffneten Macht die Gegend meilenweit, konnte aber keine Spur von dem Füchtling entdecken. Die Volksmenge war darob sehr ungehalten und drückte den sehnlichen Wunsch aus, Frau Baynard statt ihres Mannes gehenkt zu sehen. Ihr Wunsch wurde aber nicht erfüllt und bitterlich über die Enttäuschung klagend, zog sie nach stundenlangem Harren von dannen.

## Lesefrüchte.

Die armen Weiber sind doch übel d'ran,
Ein Hagestolz ist schwerlich zu bekehren.

Mit Frauen soll man sich nie unterstehen zu scherzen.

. . . . . ist ein gar zu böser Ort;
Es ist, als hätte Niemand nichts zu treiben,
Und nichts zu schaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt in's Gered, wie man sich immer stellt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“**

Nro. 104. Mittwoch, 27. November 1872.


## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

O Gipfel des Leichtsinns! Ein solches Benehmen konnte ein noch frömmeres Gemüth als Sara reizen; auch rief diese mit einer vor Aerger zitternden Stimme:

„Ah so, Enoch Aberneys Tochter bewahrt ihre Ehre so, daß sie über die Schändlichkeit lacht, die man ihr vorwirft! Du warst gleichwohl dem Namen Deines Vaters mehr Achtung schuldig, und Du hättest nie vergessen sollen, welchen unverwischbaren Schatten das Verbrechen Deiner Mutter darauf geworfen hat, Du . . .“

„Genug!“ rief Schuldfried und ergriff heftig Saras Arm. Sie war todtenbleich; ihr ganzer Körper zitterte, und mit einer Stimme, die etwas Hohles hatte, sagte sie: Sprich, den Namen meiner Mutter nicht aus, nenne ihn nie, wenn Du mich nicht aus dem Lande treiben willst.“ Schuldfried faßte ihren Kopf und murmelte schmerzlich: „O lieber Heiland, sollte selbst ihr Staub keinen Frieden bekommen? Hat die Aermste denn nicht durch so manche bittere Leiden ihr Verbrechen gesühnt?“ Dann erhob Schuldfried stolz ihr gesenktes Haupt und fügte hinzu: „Tante, die Tochter von Harm Aberney weiß, daß sie vor Gott schuldfreidastehen muß, um zur Sühnung dessen beitragen zu können, was ihre Mutter verbrochen hat; aber sie weiß auch, daß sie sich kein Unrecht hat zu Schulden kommen lassen, daß ihr Leben rein und fleckenlos ist, wie das Tageslicht. Mit diesem Bewußtsein glaubt sie das Recht zu besitzen, allein über ihre Zukunft zu verfügen. Und jetzt, Tante, laß uns von diesem Gegenstand abgehen.“

„Monsieur Aberney,“ hörte man Anaise sagen, und wieder zeigte sich der Kopf der würdigen Französin in der Thüre.

„Er ist willkommen,“ antwortete Schuldfried kurz und kalt.

Tante Sara war beim Namen Aberney etwas erschrocken. Sie fürchtete, es möchte Viktor sein, und dann wäre es gar zu verdrießlich gewesen, wenn er erfahren hätte, was sie so eben gesagt; aber ihre Besorgnisse verschwanden bald, als Tage eintrat. Nachdem er Schuldfried begrüßt und mit einem mißvergnügten Blick auf die im Sopha thronende Tante Sara geworfen, sagte er, zur letztern gewendet:

„Hast Du Schuldfried etwas Besonders zu sagen, Tante? In diesem Fall entferne ich mich und komme wieder, wenn die Herrschaften ausgeredet haben.“

„Was ich zu sagen hatte, scheint nicht nach Schuldfrieds Sinne zu sein; deßhalb thue ich wohl am besten, wenn ich gehe.“ Sara erhob sich. „Du willst auf keinen verständigen Rath hören,“ fügte sie mit einem Blick auf Schuldfried hinzu, die bleich und kalt vor ihr stand.

„Jetzt nicht,“ antwortete Schuldfried. „Deine Aeußerungen von vorhin thun mir noch wehe.“ Sie legte die Hand aufs Herz.

„Du bedenkst nicht, was ich empfand als....“

„Tante, sprich nichts mehr; spanne den Bogen nicht noch höher!“

Schuldfried sah so aus, daß Tante Sara es für's rathsamste hielt sich zu entfernen.

Tage wollte Schuldfried einen Spaziergang vorschlagen, aber sie lehnte es ab mit der Erklärung, daß sie der Einsamkeit bedürfe. An diesem Tage empfing Schuldfried Niemand, sondern blieb in ihre Zimmer eingeschlossen.

Als Tage von Schuldfried herabkam, traf er in Nataliens Hausflur mit Lothar zusammen. Lothar sah ihm nach und dachte:

„Er kommt von ihr — wenn Natalie Recht hätte! Unmöglich, das Schicksal kann mir nicht so gräßlich Glück, Glauben und Hoffnung rauben.“ Er klingelte an Nataliens Vorsaal.

Während Tante Sara sich rüstete, um zu Schuldfried zu gehen und ihr mit ihrer Strafpredigt aufzuwarten, hatte Natalie zwei Briefe abgeschickt; den einen an Doktor Wagner folgenden Inhalts:

„Herr Doktor!

Sobald Sie dieß erhalten, besuchen Sie

Natalie Reinstein."

Der andere war an Lothar und lautete also:

„Herr Baron!

Wenn Ihre Zeit es erlaubt, so besuchen Sie mich heute Vormittag. Sie treffen mich um ein Uhr zu Hause. Mit aller Achtung

Natalie Reinstein."

Den Doktor traf der Brief just als er ausgehen wollte, und die Folge war, daß er sogleich zur Gräfin eilte.

Als Natalie die beiden Billete geschickt hatte, begann sie in ihrem Bibliothekzimmer auf und ab zu gehen. Sie sah aufgeregt aus. Die Wangen bleich und die Augen bald wehmüthig verschleiert, bald blitzend vor Verdruß. Nachdem sie ihre Wanderung eine Weile fortgesetzt, blieb sie vor einem Spiegel stehen und betrachtete ihr eigenes Bild, während sie in Gedanken folgenden Monolog hielt:

„Sollte es wirklich möglich sein, daß ich, die ich so viele Jahre lang nicht an Liebe geglaubt, sondern die für mich glühenden Thoren ausgelacht und sorglos mit Herzen gespielt habe, jetzt meinerseits dieser elenden Seuche verfallen sein und wirklich für einen Mann fühlen sollte — einen dieser Herren der Schöpfung, die, beim Lichte besehen, Marionetten gleichen! Wir schönen Weiber brauchen ja bloß die Fäden zu ziehen, so bekommen wir sowohl Helden als Genies, sowohl große Männer als Pygmäen, die allesammt nach unsern Launen tanzen und sich zu unsern Sklaven erniedrigen. Und einen solchen Hampelmann, der vom Manne weiter nichts als den Namen hat, sollte ich — ich lieben! Ha! das wäre erniedrigend! — Ist er wirklich wie diese andern? Nein. Er hat sich zum Sklaven keines Weibes gemacht, und eben das hat mich bezaubert. Aber weiß ich es denn so genau? — Diese Gleichgiltigkeit, diese Ueberlegenheit kann ja auch bloß gespielt sein, und er kann ein eben so schwaches Herz haben wie alle andern. Zwei Jahre lang hat er mich unterhalten, interessirt, gereizt und gequält, aber doch nicht, wie jetzt, meine ganze Seele in Aufruhr gebracht. — Aufruhr, ja das ist das rechte Wort. Verdruß, Zorn und Erbitterung ist es, was ich empfinde; nichts Anderes. Mein Stolz kann es nicht ertragen, daß er allein mir widerstehen soll. Ich ertrug es so lang ich ihn unnahbar glaubte; aber jetzt . . ."

„Doktor Wagner," meldete der Bediente. Der Doktor trat ein.

„Willkommen, Herr Doktor, ich habe Sie mit Ungeduld erwartet," sagte Natalie.

„Sind Sie krank, Frau Gräfin?" fragte Wagner mit einem feinen Lächeln, indem er die schöne kleine Hand ergriff und den Puls fühlte. „Ihr Puls schlägt beinahe hundertmal in der Minute. Sie haben Fieber."

„Möglich; deßhalb habe ich auch nach Ihnen geschickt; aber lassen wir mein Fieber bis auf Weiteres." Die Gräfin setzte sich und winkte dem Doktor Platz zu nehmen.

„Erinnern Sie sich unserer ersten Bekanntschaft?" begann Natalie.

„Am Bord der Fregatte Carolina; nur gar zu gut. Ich hatte das Glück, während der Reise der Arzt des Herrn Grafen zu sein."

„Es sind seitdem mehr als zwei Jahre verflossen, und inzwischen haben Sie sich in Schweden aufgehalten?"

„Ja, und im vergangenen Sommer hatte ich das Glück, mit Ihnen in Schoonen bei dem Grafen M. zusammenzutreffen, als Sie bei der gräflichen Familie auf Besuch waren."

„Ich war krank und Sie kurirten mich."

„Waß sie wohl mit dieser Wiederholung von Dingen beabsichtigt, die ich weiß? Wenn sie lieber einen direkten Ausfall machte, so könnte ich besser sehen, was sie im Schilde führt," dachte der Doktor. Laut sagte er:

„Ihre Krankheit war nur eine Folge übler Laune, aber anders verhielt es sich mit dem jungen Aberney. Er setzte beinahe sein Leben an die Rettung Ihres — Handschuhes."

„Erinnern Sie mich nicht an all die Thorheiten, die er damals beging," sagte Natalie ungeduldig.

„Es gilt nicht ihm," dachte der Doktor.

„Wann kamen Sie in der Hauptstadt an?" fragte die Gräfin, indem sie das Gespräch rasch abbrach.

„Vor einem Monat.“

„Wie lange bleiben Sie hier?“

„Entweder für immer oder ich verlasse Schweden, um nie wiederzukehren.“

„Warum ließen Sie mich nicht früher wissen, daß Sie in Stockholm waren?“

„Sie stellt ein förmliches Verhör mit mir an. Es wird ihr schwer, zur Sache zu kommen,“ fiel der Doktor in Gedanken ein. Er antwortete:

„Weil Geschäfte meine Zeit in Anspruch nahmen. Ueberdieß, schöne Gräfin, hörte ich, daß Sie gesund seien und meine ärztliche Hülfe nicht bedürfen. Ich erinnere mich lebhaft Ihrer Aeußerung vom vorigen Sommer.“

„Ah! ich weiß. Ich sagte: Lassen Sie sich in der Hauptstadt nieder, so sollen Sie mein Arzt werden. Sie sind es auch von heute an; darum schickte ich nach Ihnen. Ich bin krank.“

Der Doktor machte eine Verbeugung, die so gedeutet werden konnte: Da Sie es sagen, so muß ich es wohl glauben.

„Verstehen Sie mich recht; ich bin so ärgerlich, daß ich mich unwohl fühle.“

„Kann ich da etwas zur Milderung Ihres Aergers beitragen?“

„Sie können meine Neugierde befriedigen.“

„Ah!“

„Sie kennen Madame Dorbino. Wo und wie lernten Sie dieselbe kennen?“

„Endlich sind wir an der Sache,“ dachte der Doktor. „Laß sehen, Wagner, daß Du nichts verräthst, bevor Du die Gründe weißt, die das schlaue Weib leiten.“ Laut sagte er mit rückhaltsamer Miene:

„Gräfin, ich sagte Ihnen bei meinem Zusammentreffen mit Madame Dorbino, daß ich sie in Finnland kennen gelernt habe.“

„Als unverheirathet?“

„Ja, Sie wissen ja selbst, daß sie sich als unverheirathet in Frankreich und England aufgehalten hat.“

„Wo oder bei wem machten Sie ihre Bekanntschaft?“

„Bei ihrer Mutter.“

„Hieß ihre Mutter Aberney?“

Der Doktor machte eine bejahende Verbeugung und nahm eine rückhaltsamste Miene an.

„Aufrichtigkeit ist nicht seine schwache Seite,“ dachte Natalie mit innerer Ungeduld. „Ich muß den Angriffsplan verändern.“

„Dank für ihre Aufschlüsse. Meine ausgezeichnete Kousine ist so verschlossen, daß man sie niemals von ihrem vergangenen Leben reden hört. Ich weiß noch nicht, wie nahe sie mit dem Professor verwandt ist, sondern nur, daß sie zur Familie Aberney gehört, und ich vermuthe, daß sie als ledig diesen Namen führte.“ Die Gräfin legte sich in die Sophaecke zurück und sagte mit scheinbarer Gleichgiltigkeit: „Sie haben sich längere Zeit in Finnland aufgehalten, und zwar, wenn ich mich recht erinnere, in der Nähe von Abo?“

„Sowohl dort als in Helsingfors.“

„Ein sonderbares Volk, diese Finnen.“ Natalie schwatzte lang und breit von dem finnischen Volk, von dem letzten finnischen Kriege und den letzten finnischen Verhältnissen. Der Doktor ging mit einer eigenthümlichen Behutsamkeit auf den Gespräch ein, und achtete auf jedes Wort der Gräfin ohne es sich jedoch anmerken zu lassen. Nachdem Natalie von gewissen adeligen Familien in Finnland gesprochen, die sie kannte, sagte sie ganz gleichgiltig:

„Baron Canitz hat ja ein größeres Gut dort?“

„Also von Canitz will sie etwas wissen,“ dachte der Doktor. „Der Baron hat ein Gut dort gehabt,“ sagte er, „aber er hat es verkaufen müssen.“

„Gab es nicht in der Nähe eine Familie Namens Smith?“ fragte Natalie.

„Frau Gräfin, in Finnland gibt es viele Familien dieses Namens.“

„Doktor,“ rief Natalie halb scherzend, halb ungeduldig, „Sie geben mir nichts als ausweichende Antworten.“

„Darum, Frau Gräfin, weil Sie so sonderbare Fragen an mich stellen.“ Der Doktor sah die junge Dame mit einem durchdringenden Blick an, während er mit Nachdruck hinzufügte: „Sie wünschen von mir Etwas zu erfahren, was Baron Canitz betrifft, aber Sie wollen es ausforschen, ohne das Interesse verrathen zu müssen, das Ihren Erkundigungen zu Grunde liegt. Warum nicht lieber geradezu fragen?“

„Ich traue Ihnen nicht; Sie sind ein sehr schlauer und gefährlicher Mann.

Fortsetzung folgt.

# Moderner Luxus.

## I.

## Der Winter.

Die Mutter sitzt im warmen Stübchen,
Im Sopha neben dem Papa,
Und spricht, erst zögernd: „Sieh', mein Liebchen,
Der Winter ist nun wieder da,
Und mag's Dich noch so viel verdrießen,
Du mußt Dich endlich doch entschließen
Zu dem Etat für Haus und Hof."

„O," seufzt der Vater, „hat das Plagen
Um's liebe Geld denn niemals Ruh?"
„Ach, dummes Zeug — was hilft das Klagen?
Was sein muß, muß sein! Hörest Du!"
„Du willst mich auch nur immer scheeren!
Was fehlt denn noch? Laß' doch 'mal hören!
Ich dächte, Alles wäre da!"

„Wie Du nur sprichst! Nichts ist vorhanden,
Für Heitzung ist noch nichts gescheh'n;
Das bischen Holz, das Du erstanden,
Ist längst verbraucht, und leer noch steh'n
Die Böden. Es ist die Zeit zu holen
Noch Holz und Torf und auch noch Kohlen,
Und reichlich, daß man nicht so friert."

Der Rede Strom beginnt zu fließen,
Der Mutter wächst der Muth, sie spricht:
„Zu Einem mußt Du Dich entschließen,
Du magst nun wollen oder nicht:
Die Garderobe uns'rer Kinder,
Muß ganz erneut sein diesen Winter,
Das ist durchaus nicht zu umgeh'n.

„Denn soll'n die Würmer Dir erfrieren,
Wenn morgens sie zur Schule geh'n?!
D'rum sei nicht grausam, laß' Dich rühren,
Ein Ueberzieher wäre schön
Für Fritz. Sodann ein Muff für Nettchen,
Für Elschen aber ein Jackett'chen
— Und was dann sonst noch nöthig ist.

„Mein Pelzwerk gehet auch zu Ende,
Fast schäm' ich mich, damit zu geh'n!
Denn, wie ich es auch dreh' und wende,
Läßt kahle Stellen stets es seh'n.
Ein Sammethütchen mit Garnirung,
Ein Paletot mit Sammtverzierung
Das, und noch mehr, muß für mich sein.

„Und ferner mußt Du abonniren
Zu Schauspiel, Bällen und Concert,
Denn Stand und Würden obligiren
Zu fördern, was zur Kunst gehört.
Was dann noch vorfällt, wird sich finden,
Man muß sich nicht im Voraus binden,
D'rum lassen wir der Zeit ihr Recht.

„Und dann laß uns einmal bedenken,
Was wir am heil'gen Weihnachtstag
In unserm Kreise wohl verschenken — —"
Da aber springt mit Weh und Ach
Der Vater auf und ruft: „Vernommen
Hab' ich genug! Soll noch 'was kommen?
Zerhackt mich selbst! Nehmt hin mein Fleisch!"

Und starr, im Herzen voller Zagen,
Blickt er zum Fenster stumm hinaus,
Als wollt' er Mond und Sterne fragen:
„O, sagt mir an, was wird hieraus?
O Winter, sind das Deine Freuden?
Ich sehe vor mir nichts als Leiden —
Steh' mir der liebe Gott nur bei!"

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

(Doppelter Irrthum.) Ein Secretair trat beim Billardspiel einem Offizier aus Versehen auf den Fuß und entschuldigte sich deswegen ganz höflich. „Herr," fuhr der Offizier heraus, „wofür halten Sie mich?" „Ich halte Sie für einen braven Offizier; allein wofür halten Sie mich?" „Ich halte Sie für einen Narren," entgegnete der Kriegsmann. „Nun," fiel der Secretair ein, „da haben wir uns Beide, wie ich merke, gewaltig geirrt."

Einen Rekruten, welcher bei der Assentirungs-Commission nicht ganz das erforderliche Maß hatte, entließ man mit den zum Eintragen in die Listen bestimmten Worten: „Etwas klein, verspricht aber noch zu wachsen." Erschrocken tritt der Rekrut nochmals vor und stammelt: „Herr Major das kann ich Ihnen nicht ganz genau versprechen."

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 103. | Freitag, 29. November | 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Gräfin, ich wage in aller Demuth zu versichern, daß ich über Sie dieselbe Ansicht habe.“ Der Doktor verbeugte sich.

„Nun wohl, wenn dem so ist, so werden wir wohl einander belauern müssen.“ Natalie lachte.

Unmöglich. Hier gibt es bloß eine einzige Art und Weise: Wir müssen uns einander auf Gnade und Ungnade ergeben und ehrlich spielen. Was wollen Sie von mir wissen?“

„Ich will wissen, ob Sie ein gewisses Fräulein Smith aus Finnland kennen.“

„Ja.“

„War Baron Canitz in sie verliebt?“

„Ja.“

„Wo hält sie sich gegenwärtig auf?“

„Hier.“

„In der Hauptstadt?“

„Ja.“

„Ich muß wissen wo?“

„Sie sollen es erfahren; aber zuvor müssen Sie sich mir anvertrauen und mir sagen, ob Ihr Herz an Baron Canitz gefesselt ist.“

„Doktor, Sie überschreiten die Gränze, welche die Delikatesse steckt.“

„In diesem Falle trete ich zurück, und habe also weder von Fräulein Smith noch von Baron Canitz, noch von Madame Dorbino etwas zu sagen.“

Natalie schwieg. Der Doktor fuhr nach einer Weile fort:

„Ich bin der Einzige, der Aufschlüsse über diese Person geben kann; also, Gräfin, wenn Sie Aufrichtigkeit von mir verlangen, müssen Sie mir mit gutem Beispiel vorangehen. Lieben oder verabscheuen Sie Canitz? das ist es, worüber ich Klarheit haben muß.“

„Ich verabscheue den Baron Canitz.“

„Das heißt, Sie lieben ihn,“ fiel der Doktor lächelnd ein. „Was ist Ihre Absicht, was verlangen Sie mit Ihrem Abscheu?“

„Ihn zu demüthigen.“

„Ich verstehe: ihn zu Ihren Füßen zu bekommen. Gräfin, das ist schwer, wo nicht geradezu unmöglich.“

„Nichts ist unmöglich,“ fiel Natalie heftig ein.

„Ich fürchte gleichwohl, daß hier der Fall eintreten wird. Ich kenne Canitz, er verändert seine Gefühle nicht.“

„In diesem Fall mag er sich in Acht nehmen. Ich werde es nie verzeihen, wenn er mich verschmäht.“

„Seit sechs Jahren ist sein Herz an eine Person gefesselt, die er bis an seinen Tod lieben wird. Es gibt nur ein einziges Mittel, ihn von dieser thörichten Liebe abzubringen.“

„Und dieses ist?“

„Wenn man sie in seiner Achtung stürzt. Und das ist nichts Leichtes. Sie ist keusch und rein wie eine Vestalin.“

„Und diese Vestalin, wer ist sie?“

„Fräulein Smith.“

„Wo sie finden?“

„In diesem Hause.“

„Doktor!“

„Madame Dorbino und Fräulein Smith sind eine und dieselbe Person.“

„O meine Ahnung!“

„Baron Canitz wünscht die Frau Gräfin zu besuchen,“ meldete der Bediente.

„Sie sehen aufgeregt aus, Madame,“ sagte der Doktor auf Französisch.

„Ich bin krank.“ Natalie warf sich gegen die Sophalehne zurück und sagte zu dem Bedienten: „Der Herr Baron möge eintreten!“

Wagner ergriff den Arm der Gräfin, wie wenn er den Puls untersuchte, und als Lothar eintrat, hörte er den Doktor sagen:

„Ich werde mich morgen erkundigen, ob meine Verordnungen gefruchtet haben.“ Er

erhob sich, machte eine höfliche Verbeugung vor Natalie, eben so vor Lothar und verließ das Zimmer.

* * *

„Sie sind unpäßlich, Frau Gräfin?“ sagte Lothar, als sie allein waren; „kann meine Anwesenheit Sie belästigen?“

„Ich habe Sie ja um Ihren Besuch gebeten,“ antwortete Natalie mit etwas unsicherer Stimme.

„Wie Sie sehen, habe ich der Aufforderung Folge geleistet.“

„Meine Absicht war, Ihre Artigkeit in Beschlag zu nehmen.“ Natalie hielt ihren Kopf schief à la Schuldfried und lächelte gegen Lothar, der bei dieser Bewegung ganz unbemerkt seine Brauen runzelte. Er antwortete indeß in verbindlichem Tone:

„Sie haben über mich zu befehlen.“

„Am Montag wird die weiße Frau gegeben; ich wollte Sie bitten, mir für diesen Abend Ihr Ochsenauge abzutreten.“

„Ich trete es Ihnen mit Vergnügen ab, Frau Gräfin. Ich benütze es das Letztemal nicht.“

„Nicht? Sie wollten es aber doch benützen, wenn die weiße Frau gegeben würde?“ Sie sah ihn an.

„Ich glaube kaum, und jedenfalls, Gräfin, kann jetzt nicht mehr die Rede davon sein. Will ich die weiße Frau hören, so kann ich immer im Saal einen Platz bekommen. Wünschen Sie sonst noch etwas?“

„Ja!“ Natalie reichte ihm mit einem beinahe bittenden Blicke die Hand. „Ich wünsche, daß Sie mir und der russischen Gesandtin an diesem Abend Gesellschaft leisteten. Sie wissen, daß die Gräfin P. kränklich ist. Sie ist schrecklich langweilig; kommen Sie daher und helfen Sie mir die langen Zwischenakte aushalten. Sie verrichten damit zwei gute Thaten: Sie erheitern die kranke Gräfin, deren Günstling Sie sind, und zerstreuen mich.“

Lothars Stirne verfinsterte sich. Natalie hatte einen wahren Hinterhalt gestellt: sie erkundigte sich zuerst, ob er entschlossen war, das Theater nicht zu besuchen, und machte es ihm dann unmöglich, sich zu weigern.

„Wenn die weiße Frau aufgeführt wird,“ antwortete Lothar, „so werde ich die Ehre haben, die Damen zu begleiten.“

„Dank bester Baron, und jetzt ein Schlußwort. Verzeihen Sie, daß ich mir zwei Jahre lang den Spaß gemacht habe, Sie glauben zu lassen, daß ich Fräulein Smith kenne. Ich bereue jetzt diese Posse und gestehe aufrichtig, daß sie eine mir gänzlich unbekannte Persönlichkeit ist.“

„Ich glaube, daß sie es war, Gräfin; aber zugleich bin ich fest überzeugt, daß Sie gerade jetzt wissen, wer diesen Namen geführt hat.“

„Welche Voraussetzung! Auf was gründen Sie dieselbe?“

„Auf meine Kenntniß ihres Charakters. Sie sind nie gefährlicher, als wenn Sie mild sind. Dann gebietet die Klugheit, daß man auf seiner Hut ist.“

„Gefährlich? Was meinen Sie damit?“

„Gefährlich ist, wer die Mittel zu besitzen glaubt, einen Andern zu verletzen.“

„Und dieß sagen Sie mir?“

„Ja, Frau Gräfin, just Ihnen; denn hinter diesem offen ausgesprochenen Geständniß, daß Sie Fräulein Smith nicht kennen, verbergen Sie Ihre genaue Kenntniß dieser Persönlichkeit. Sie wissen jetzt, daß Madame Dorbino diesen Namen geführt hat. Doktor Wagner hat Sie darüber aufgeklärt. Sie wissen auch, daß die einzige Dame, der ich je meine ganze Bewunderung und Hochachtung geschenkt habe, Schuldfried Smith ist. — Jetzt, nachdem ich dieß selbst bestätigt habe, werden Sie ganz sicher einsehen, daß alles weitere Gerede in dieser Sache nicht an seinen Platz wäre.“

Natalie war beinahe ganz aus der Fassung gebracht. Gleichwohl versetzte sie lachend:

„Sie haben mich entwaffnet, bester Baron, und zwar gründlich, daß Sie mir alle meine Waffen geraubt haben. Womit soll ich Sie künftig angreifen?“

„Mit Ihrer liebenswürdigen Heiterkeit, Ihrem Witz und Ihrer Genialität,“ sagte Lothar artig. „Darin besitzen Sie Waffen, die man Ihnen nie rauben kann.“

„O, ich bin nicht sehr gefährlich!“ Natalie seufzte. „Ich bin es für Sie nie gewesen.“

„Sie sind es für Alle, denen Sie gefallen wollen.“

„So; das war eine ausweichende Antwort.“

„Ganz und gar nicht. Ich wollte damit sagen, daß Sie mich mit nichts Anderem, als Ihrer Ungnade beehrt haben. Sie haben es nicht der Mühe werth gefunden, mir zu gefallen."

Begriff Natalie die Feinheit in dieser Antwort? Wir glauben es, denn sii wechselte unmerklich die Farbe.

„Sie haben Recht und sicherlich werden Sie niemals ein Gegenstand meiner Gefallsucht. Nach dieser Erklärung können wir ja einander die Hand reichen."

„Meine gnädige Gräfin, ich versichere, daß es mir nie einfallen kann, etwas Anderes als ein ritterlicher Freund der Damen im Allgemeinen und der liebenswürdigen im Besondern zu sein." Lothar führte die Hand der Gräfin an seine Lippen und nahm Abschied.

„Ha! der Vermessene! er wollte nicht einmal meine Freundschaft haben; aber das sollst Du bereuen!" murmelte Natalie.

Am Abend desselben Tages, als Lothar nach Hause kam, warf er sich auf das Sopha, um die Zeitungen zu lesen. Mit der theilnahmlosesten Miene von der Welt, schlug er eine von ihnen auf. Ganz mechanisch warf er seine Augen auf die erste Seite und die Theateranzeigen. Mit Cursivschrift stand darin zu lesen:

„Am Donnerstag unterbleibt die Vorstellung der weißen Frau wegen Heiserkeit der Madame Dorbino."

Lothar sprang auf und rief:

„Was bedeutet das? Ist sie heiser oder ..."

Er warf sich wieder auf das Sopha und drehte das Blatt um, ob vielleicht noch nähere Aufschlüsse darin standen. Es fand sich wirklich eine lange Tirade vor. Das Abendblatt beklagte den Verlust des Publikums, das darauf verzichten müsse, Madame Dorbino in der weißen Frau zu hören. Referent hoffte indeß, daß die Heiserkeit nur zufällig sei, und daß man in der nächsten Woche das Vergnügen habe, von ihrer schönen Stimme umkost zu werden.

„Also nur ein Aufschub," dachte Lothar und warf das Journal weg. In diesem Moment sah er einen Brief, der auf dem Tisch lag. Beim ersten Blick darauf fuhr er zusammen. Er riß ihn an sich, in der nächsten Minute war der Brief erbrochen; er las:

„Madame Dorbino ist nicht heiser, sie tritt nie in der weißen Frau auf."

Fortsetzung folgt.

# Moderner Luxus.

## II.

## Der Frühling.

Gott stand ihm bei! Sieh', laue Lüfte
Vertrieben dieses Winters Macht.
Schon grünt die Flur, und süße Düfte
Durchzieh'n die monddurchklänzte Nacht.
Von ferne rauscht der Wasserfall,
Von Liebe singt die Nachtigall —
Auch die Frau Rechnungsräthin singt:

„Sieh', lieber Mann, bei schönen Tagen,
Die der Kalender prophezeit,
Kann man nicht vor den Leuten tragen
Das allzuwarme Winterkleid.
Man kauft die neu'sten Frühlingsstoffe
Jetzt billig noch, so wie ich hoffe,
Bei unserm Nachbarn, Kaufman Lux.

„Auch sind noch ein'ge alte Schulden
Zurückgeblieben dort und hier;
Gieb' mir im Ganzen hundert Gulden,
Damit bezahl' ich Alles Dir,
Und komme Dir in nächster Zeit
Dann nicht mit jeder Kleinigkeit,
So wird's Dir selbst am liebsten sein!

„Auch sind wir oftmals ausgebeten
In dieser letzten Winterszeit
Und sind für alle diese Feten
Noch schuldig gleiche Artigkeit —
So eine kleine Assemblée,
Mit Thee dansant und mit Souper,
Stellt noch am billigsten sich her.

„Auch unsers Kind's Confirmation
Will endlich sein besprochen;
Du weißt ja, Ostern ist nun schon
In wenig kurzen Wochen.
Zwei seid'ne Kleider sind genug
Nebst Umhang, Shawl, Umschlagetuch
Und and're Kleinigkeiten —"

„Ach," seufzt der Vater, „Seide gar?
Thät' Wolle nicht das Gleiche? —"
„Mann, bist Du aller Einsicht bar?!
Das wären schöne Streiche!

Revisors Riekchen — sagt der Schneider —
Bekommt drei neue seid'ne Kleider
Und Du bist ja doch — Rechnungs-Rath!

„Und Nettchen muß gleich nach dem Feste
In eine noble Pension!
Dort lernt den Haushalt sie auf's Beste,
Auch Sprachen noch und — feinen Ton!
Dann wird sie sicher stets gefallen,
Denn so etwas verlangt vor Allem
Ein Mann von seiner künft'gen Frau."

Und unser Rechnungsrath hebt wieder
Das Auge auf zum Sternenzelt:
„O Frühling, sind das Deine Lieder,
O schnöde, eitle — theure Welt!
Ein Marterstuhl ist dieses Leben,
Man soll nur geben, geben, geben —
Wovon? Still steht mir der Verstand."

(Fortsetzung folgt.)

---

Vor einiger Zeit kam die Nachricht, daß zu Brüssel ein Individuum verhaftet worden sei, dem es gelungen war, einem Bewohner von Metz Diamanten zu entwenden. Dies Individuum, welches sich jetzt zu Brüssel im Petits-Carmes befindet und dessen Auslieferung die deutsche Regierung verlangt, ist kein Neuling in der Kunst „gewagte Streiche" auszuführen. Er kann den von Vidocq angeführten abgefeimtesten Spitzbuben würdig zur Seite gestellt werden. Der wahre Name dieses Mannes, der sich vor einiger Zeit noch in Berlin befand, ist nicht genau bekannt. In Berlin begab er sich eines Tages zu einem der ersten Juwelenhändler und verlangte verschiedene Schmucksachen zur Auswahl anzusehen. Der Kaufmann, dem die feine Kleidung und das vornehme Wesen des Fremden nicht entgangen war, beeilte sich, ihm das schönste, reichste und eleganteste, was er besaß, vorzulegen. Die Wahl wurde dem Besucher schwer und konnte er sich nicht entscheiden. Als er noch mit dem Betrachten der Gegenstände beschäftigt war, kam ein Gardemajor an dem Laden vorüber, der, als er den Fremden erblickte, rasch eintrat und auf denselben zuging. Ich gratulire Ihnen herzlichst, sagte er, indem er ihm die Hand reichte, es ist eine gute Partie, die Sie da machen, die Marquise ist reich, jung und hübsch, was Alles sehr annehmbare Eigenschaften sind. — Ich bin grade dabei, antwortete der Fremde, verschiedene Schmucksachen für meine Zukünftige auszuwählen, wollen Sie nicht so freundlich sein, mir dabei zu helfen. — Sehr gern, antwortete der Major und sprach seine Ansicht über die vorgelegten Diamanten aus. Endlich ist die Wahl getroffen, der Preis vereinbart und der glückliche Bräutigam öffnet sein Portemonnaie, um zu zahlen. Doch, o Mißgeschick, er hat lange nicht genug Geld bei sich. Groß ist seine Verlegenheit, denn die Marquise will die Stadt in kurzer Zeit verlassen und es ist viel daran gelegen, derselben die Schmucksachen vor ihrer Abreise einzuhändigen. Er findet jedoch Mittel, Alles einzurichten. „Ich will die Sachen mit mir nach meinem Hotel nehmen und werde dann gleich darauf zurückkommen und das Geld bringen. Bitte, Herr Major, thun Sie mir den Gefallen, so lange hier zu bleiben. Es wird dem Juwelier wohl recht sein. „Gewiß, gewiß!" Man denke nur: ein Major von der Garde, dessen Brust mit Ordenssternen übersäet war! Unser Mann geht also mit den Juwelen weg. Es vergeht eine Stunde. Er kommt nicht wieder. Der Major wird ungeduldig. Er muß auf Wache und will gehen. Der Juwelier will ihn zurückhalten. Der Major wird böse und macht Miene, seinen Degen zu ziehen. Im selben Augenblick geht ein Polizeibeamter vorüber, der, als er den Lärm im Laden hört, vor der Thüre stehen bleibt. Der Kaufmann, ganz froh über den glücklichen Zufall, ruft den Beamten herein und erklärt ihm die Sache. Dieser entschuldigt sich, um jedoch der Sache ein Ende zu machen, sieht er sich zu seinem Bedauern genöthigt, den Major zu bitten, mit ihm zum Polizeibureau zu kommen. Der Major will zuerst nicht mitkommen, gibt aber endlich nach. Dem Juwelier sagte der Polizeibeamte, er möge die Rückkunft des Fremden abwarten und dann ebenfalls nach dem Polizeibureau sich begeben. Der Käufer kommt nicht wieder; Major und Polizeibeamter waren nicht zu finden. Der Käufer war ein Dieb, der Major und der Polizeikommissär seine verkleideten Spießgesellen!

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 107.** Mittwoch, 4. Dezember **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ich habe ganz und gar keine Lust zu der Herkulesarbeit, Sie auszuforschen. Lassen wir allen Streit. In einer Stunde ist Baron Canitz hier. Er darf Sie nicht treffen. Ich will wissen, welchen Grad von Ergebenheit Sie gegen den Baron hegen."

„Welchen Grad?" wiederholte der Doktor und sah zur Decke hinauf; „die Gradzahl ist sehr schwer zu bestimmen."

„Keine solche Wortverdrehungen," rief Natalie ungeduldig. „Kurz und gut: haben Sie Freundschaft für Canitz?"

„Viel, Frau Gräfin, ich war ja sein Lehrer."

„In diesm Fall haben wir einander nichts zu sagen. Ich will und werde dem Freund und Lehrer des Barons nicht eine Sache anvertrauen, die einen schmerzlichen Schlag für Canitz enthält." Die Gräfin erhob sich.

„Verdammt!" murmelte der Doktor in Gedanken. Es bleibt mir nicht Anderes übrig, als sie in meinen Haß einzuweihen."

„Leben Sie wohl, Doktor," fuhr Natalie nach einer kurzen Pause fort; „ich muß Toilette machen, bis der Baron kommt." Sie ging auf die Thüre zu.

„Aus Gnade ein Paar Worte, Frau Gräfin," rief der Doktor, der sich ebenfalls erhoben hatte. „Sie haben mich mißverstanden."

„Nein, Doktor, ich habe Sie im Gegentheil verstanden. Ich erkläre jetzt: Ehe Sie mir sagen, welches Interesse Sie haben, Schuldfried und Canitz von einander trennen zu wollen, erfahren Sie nichts von dem Schlag, der den Baron schon in einer Stunde treffen wird."

„Nun wohl, Gräfin, ich habe Gründe, sein Glück nicht zu wünschen."

„Gut," antwortete die Gräfin, „lesen Sie das". Natalie reichte dem Doktor den Brief Tages.

„Welchen Gebrauch gedenken Sie davon zu machen?" fragte der Doktor, als er ihn zurückgab.

„Ich habe den Baron hieher gebeten; er wird diesen Brief lesen."

„Auch die letzten Zeilen?"

„Ja, allerdings; mag er glauben, daß ich in Aberney verliebt sei; das paßt ganz in meinen Plan."

„Gut. Erlauben Sie mir jetzt eine Frage. Warum haben Sie mir die Sache mitgetheilt?"

„Darum, weil Sie mir einige Aufklärungen geben müssen. Ich will wissen, in welchem Verhältniß der junge Aberney und Schuldfried zu einander standen; ob Canitz in Aberney einen Nebenbuhler erblickte u. s. w. Ich habe mich gehütet, an Letzteren Fragen zu richten, um nicht den Verdacht zu erregen, daß ich ein anderes Interesse habe, als Tages Glück."

„Eine halbe Stunde später wurde Baron Canitz angemeldet.

„Es ist das Zweitemal im Verlauf von zwei Tagen, daß Sie von mir einen Brief erhalten, worin ich um Ihren Besuch bitte," begann Natalie. „Sie haben wohl gelesen, daß die Weiße Frau zurückgestellt ist?"

„Ja. Madame Dorbinos Heiserkeit wird wohl bald vorübergehen, und in diesem Fall steht meine Loge immer zur Verfügung, Frau Gräfin."

„Das war es auch nicht, worüber ich mit Ihnen zu sprechen wünschte. Madame Dorbino ist nicht heiser," versetzte die Gräfin. „Ich hörte sie gestern droben auf ihrem Zimmer mit klarer und voller Stimme singen."

„Dann hat sie wohl Heiserkeit vorgeschützt," antwortete Lothar kalt; „aber Sie luden mich doch wohl nicht ein, um darüber zu sprechen?"

„Nicht so ganz, aber doch auf eine gewisse Art. Wissen Sie, Baron, ich vermuthe, daß Frida die Bühne zu verlassen beabsichtigt. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vor einigen Tagen

sagte, daß Frida im Begriff stehe, sich zu verloben?"

„Ja, ich will mich erinnern, daß Sie etwas Aehnliches geäußert haben."

„Sie glaubten nicht an meine Worte."

„In diesem Augenblick bin ich noch ungläubiger," antwortete Lothar lächelnd.

Natalie bemerkte mit Verwunderung, daß Lothars Gesicht nicht sein gewöhnliches Gepräge von Kälte und Gleichgiltigkeit hatte. Die warmen Flammen des Blutes hatten alle seine Züge mit Farbe und Leben übergossen.

„Schade, daß ich Ihre Ueberzeugung erschüttern muß. Haben Sie die Güte und lesen Sie das."

Natalie reichte Lothar den Brief Tages. Mit sichtbarem Widerwillen empfing und las ihn Lothar. Ein heftiges Zucken der Augenbrauen, eine plötzliche Blässe über der Stirne und eine unwillkürliche Zusammenziehung der Gesichtsmuskeln bewiesen, daß die Lesung des Briefes ihm einen gewaltsamen Schmerz verursachte.

Lothar gab den Brief zurück und sagte mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Aberney ist zu beneiden, im Fall er wirklich Madame Dorbinos Hand erhält."

„Wissen Sie denn nicht, daß Tage Aberney schon seit langer Zeit Fridas Versprechen hat, ein Versprechen, das sie ihm schon vor ihrer Abreise aus Finnland gegeben haben soll?"

„In diesem Fall hat sie Recht, dem Gebote ihres Herzens und der Ehre zu folgen. Haben Sie mir sonst Etwas zu sagen, Gräfin?"

„Nur noch das, daß der junge Aberney als eine Bedingung ihrer Verbindung Schuldfrieds Abschied vom Theater verlangt haben soll. Dieß veranlaßt mich, die Vermuthung hinzuwerfen, daß sie nie mehr auftreten werde."

„Die Kunst erleidet einen Verlust und das Familienleben macht eine Eroberung, Frau Gräfin." Lothar erhob sich und nahm Abschied.

* * *

Als Lothar die Gräfin verließ, ging er geraden Wegs zu Schuldfried hinauf, indem er dachte:

„Ich muß von ihr selbst die Bestätigung hören. Ich kann nicht glauben, daß ihre Brust so viele Falschheit verbirgt. Nein, Tausendmal nein, es ist da irgend ein Mißverständniß oder ein Spiel, das die Gräfin mit mir treibt." Er streckte die Hand aus und klingelte an Schuldfrieds Vorsaal. Er, der beschlossen hatte, ihre Schwelle nicht zu betreten, bevor sie ihn riefe, jetzt stand er gleichwohl im Begriff, es zu thun.

Anaise öffnete.

„Ist Madame zu Hause?" fragte Lothar.

„Ja Monsieur."

„Hat sie Besuche?"

„Messieurs Aberney sind bei Madame."

Lothar meinte, sein Blut werde zu Feuer; nur mit der größten Anstrengung vermochte er zu erklären, daß er wiederkehren würde. Dann eilte er, ein Raub der stürmischsten Gefühle, die Treppen hinab. Tages Worte: „Morgen ist sie vor der ganzen Welt die Meinige," kehrten in sein Gedächtniß zurück.

Inzwischen fand bei Schuldfried folgender Auftritt statt.

Tage hatte sich schon ganz früh bei ihr eingefunden. Schuldfried begrüßte ihn herzlicher als gewöhnlich, und Tage erblickte in dem freundlichen Gruß eine weitere Bestätigung der Thatsache, daß sie ihn lieb habe.

„Schuldfried, ich komme, um Dir dafür zu danken, daß Du nicht in der weißen Frau auftrittst," begann Tage mit einer so zärtlichen Stimme, daß schon der Ton dollmetschte, was er in Worte kleiden wollte.

„Du bist mir keinen Dank schuldig," versicherte Schuldfried und sah ihn mit ihren ehrlichen Augen an. „Was Du gegen das Theater sagtest, hat nicht auf meinen Entschluß eingewirkt, der von ganz andern Gründen ausging. Laß uns daher nichts mehr von diesem Gegenstand sprechen."

„Wie Du willst."

Tage ergriff Schuldfrieds Hand und schloß sie zwischen die seinigen. In diesem Augenblick schlug sein Herz von demselben Gefühl wie in seinen Jünglingsjahren, wenn er an ihrer Seite saß, ehe noch seine selbstsüchtigen Wünsche vorherrschend wurden. Tage meinte ein besserer Mensch zu sein, als er seit Jahren gewesen. Alles kam ihm vor, wie zur Zeit, als er das Letztemal Finnland verließ und seine Brust voll war von Hoffnung und Zuversicht, sein Herz nur einen einzigen Wunsch

hegte, nämlich an Schuldfrieds Seite leben und sterben zu dürfen.

„Laß mich eine Weile so dasitzen," flüsterte Tage. „Vielleicht werde ich nie mehr die friedlichen und seligen Gefühle haben, die mich jetzt beherrschen. O laß mich einige Augenblicke glauben, daß Alles sei, wie früher."

„Nein, Tage, eine solche Einbildung darfst Du nicht nähren, Alles ist jetzt anders."

„Wenn nur Du nicht verändert bist, so bin ich zufrieden."

„Ich bin nicht verändert, Tage; aber ich verstehe heute die Gefühle, die mein Inneres beherrschen; das that ich früher nicht."

„O, sage mir, daß Du mich eben so lieb hast, wie früher." Tage blickte sie an und fuhr leidenschaftlich fort: „Die Zärtlichkeit, die Du einst gegen mich hegtest, hat nicht ersterben können, sie muß in Deinem Herzen noch wohnen, wie in dem meinigen. Ach, Schuldfried, ich habe ja schon als Knabe keinen andern Menschen geliebt, als Dich. Du allein hast meine ganze Seele beherrscht. Für den Jüngling warst Du der schönste und lieblichste seiner Träume; für den Mann das einzige Ziel seiner Sehnsucht, die Quelle seiner bösen und seiner guten Gedanken. . . . ."

„Tage, Du mußt ruhig sein und mich anhören," sagte Schuldfried. „Du mußt mich mit vollkommener Besinnung und mit Verstand anhören. Kannst Du das nicht, lieber Tage, so laß uns die Erklärung verschieben, bis Du ruhiger geworden bist."

„Ich werde Dich anhören," sagte Tage mit gedämpfter Stimme und ließ ihre Hände los.

„Monsier Aberney," meldete Anaise.

„Bitte ihn einzutreten," antwortete Schuldfried.

„Papa!" rief Tage, indem er aufsprang; „warum muß er gerade in diesem Augenblick kommen!" Er preßte mit krampfhafter Heftigkeit seine Hände zusammen. Schuldfried sah ihren besinnungslosen Vetter verwundert an.

Der Professor trat ein.

„Ah, Du hier, lieber Tage?" sagte er und nickte dem Sohne zu.

„Tage und ich waren in einem ernsten Gespräch begriffen," sagte Schuldfried und reichte dem Professor die Hand; „Du kommst wie vom Himmel gesandt, um eine Erklärung anzuhören, die ich zu machen habe und dann über mich zu urtheilen."

„Schuldfried, was willst Du thun?" fiel Tage ein.

„Ich will Deinen Vater und meinen besten Freund zum Richter zwischen Dir und mir machen. Er war in jüngeren Jahren der Vertraute Deiner Gefühle; er ist es sicher auch jetzt; mag er also auch mit all der Schwachheit bekannt werden, die meinem Herzen anklebt. Onkel, Du und ich wissen, wozu eine Ehe ohne gegenseitige Liebe führen kann. Du wirst nie wünschen, daß eines von uns beiden, Tage oder ich, eine solche Verbindung eingehe."

„Nein, möge Gott Euch bewahren!" sagte der Professor.

„Nun wohl, als Du und meine Mutter vor sechs Jahren wünschten, daß Tage und ich ein Paar werden sollten, da glaubtet Ihr unser beiderseitiges Glück dadurch zu fördern. Ihr glaubtet, daß mein Herz Tage angehöre. War es nicht so?"

„Deine Mutter glaubte und ich hoffte es."

„Ich meinerseits," fuhr Schuldfried fort, „war damals mit der Welt des Herzens viel zu unbekannt, um meine eigenen Gefühle recht beurtheilen zu können. Damals versprach ich mit der Zeit Tages Braut zu werden; aber kaum war das Versprechen gegeben, als ich es auch schon bereuete; ich entdeckte, daß . . ."

Schuldfried hielt inne. Sie lehnte ihr glühendes Gesicht an Aberneys Schulter, ihre Brust hob sich unruhig. Es entstand eine kurze Pause, während welcher das Blut wie Feuer in Tages Adern brannte.

Fortsetzung folgt.

## Moderner Luxus.

### IV.

### Der Herbst.

„Ja, lieber Mann, in Küch' und Keller
Ist aller Vorrath aufgezehrt!
Ich habe auch nicht einen Heller —
Es ist doch eine Schande werth!
Daß wir als Rechnungsraths so ärmlich,
Und gegen Andr'e so erbärmlich
Im Hause eingerichtet sind.

„Bedenke doch einmal, es käme
— Was uns bevorsteht jeden Tag! —
Logirbesuch! Dr'um frisch, bequeme
Dich und bring', was nöthig, unter Dach.
Wo's angeht, woll'n wir uns beschränken,
Doch mußt Du aber auch bedenken,
Daß wir nicht gänzlich Pracher sind!"

„Als Hausfrau red' ich und als Mutter
Und dulde Widerspruch hier nicht!
Bestelle flugs sechs Tonnen Butter
Und zwar von möglichstem Gewicht.
Von Caffee brauche ich zwei Säcke,
Man kommt wohl eine gute Strecke,
So denk' ich, mit dem Vorrath aus!

„Und Jedermann sagt mir, wir hätten
Beim Zucker Vortheil immerhin.
Wenn wir in großen Quantitäten
Ihn gleich von der Fabrik bezieh'n.
Zwölf Hüte sind so der Verbrauch,
Sorg nur für Thee und ferner auch
Für Seife, Grütze, Mehl und Stärke.

„Kartoffeln müssen sein, auch Früchte,
Wie Aepfel, Birnen, noch im Haus.
Man macht doch gar zu viel Gerichte,
Die Du selbst gern verzehrst, daraus.
Und Rüben auch und Pastinaken,
Ein Vorrath Eier, um zu backen,
Was grade täglich nöthig wird.

„Auch Früchte einzumachen können
Wir dieses Jahr nimmermehr umgeh'n;
Ich will Dir nur, was nöthig, nennen:
Kronsbeeren, Nüsse, ferner dann
Noch Zwetschen, Quitten, Gurken, Pfirschen
Nebst Heidelbeeren, Ingwer, Kirschen
Und Tutti Frutti zum Beschluß." —

Da, voll Verzweiflung ringt die Hände
Der schwer gemarterte Papa:
„Hat denn der Jammer noch kein Ende?
Ist mir kein Rettungsengel nah'?
O Herbst, man singt von deinem Segen
So oftmals — ich auf meinen Wegen
Ersehe nichts als Qual und Noth!

Das ist das Jahr mit seinen Zeiten,
Im ew'gen Kreislauf rollt's vorbei!
Was bringt's dem Menschen? Wenig Freuden,
Des Jammers aber mancherlei!
Das neue Jahr bringt neue Sorgen,
Und wer Familie hat, muß borgen,
Denn der Gehalt reicht selten aus.

In heil'gen Schriften steht zu lesen:
„Ein Leben wäre siebzig Jahr,
Und daß, wenn köstlich es gewesen,
Es voll von Müh' und Arbeit war.
Daß König David in der That
Das Richtige getroffen hat,
Bezeuge ich als Rechnungsrath.

## Verschiedenes.

(Eine fürchterliche Tragödie) wird dem „New-York-Herald„ aus Boston gemeldet: Im Flusse Charles war ein schwimmendes großes Faß entdeckt worden, in welchem man nach erfolgter Oeffnung desselben den Kopf und die Beine eines Menschen vorfand. Der Kopf war kahl und dessen Aussehen zufolge schien das Opfer ungefähr 50 Jahre alt gewesen zu sein. Das Blut, das aus diesen Körpertheilen noch immer tröpfelte, bewies, daß die Schlächterei wenige Stunden vor der Entdeckung stattgefunden haben mußte. Kurz darauf bemerkte man ein zweites Faß im Strom, und, nachdem es ans Ufer gebracht worden, fand man, daß es die übrigen Theile der Leiche enthielt. Allen Anzeichen zufolge ist die Enthauptung, sowie die Amputation mit einem scharfen Messer vollzogen worden, denn die Körpertheile paßten, wenn zusammengefügt, genau an. Außer dem Hut wurde keines der Kleidungsstücke vermißt, und, abgerechnet eine tiefe Fleischwunde im Gesicht des Todten, war kein Anzeichen vorhanden, das auf ein stattgehabtes Ringen hindeutete. Zwischen dem äußern und Unterhembe fand man eine goldene Kette vor. Die Kleidungsstücke waren von feinster Qualität. Die Leiche ist noch nicht indentificirt worden.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 108. Sonntag, 8. Dezember 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Was entdecktest Du?“ fragte endlich der Professor.

„Daß ich Tage nicht liebte; ich liebte einen Andern. Ich liebte ihn auch in den Augenblicken, wo ich ihn verachten zu müssen glaubte. Er hatte mein ganzes Herz festgenommen.“ — Schuldfried drückte die Hände gegen ihre Brust. — „Und gleichwohl reiste ich weg und floh von ihm und von euch. Man hatte die Decke weggerissen, die längst vergangene Ereignisse enthüllte. Beim Anblick dessen, was sie verbarg, entfloh ich, bebend vor den Folgen dieser Vergangenheit. — Jahre kamen und vergingen, aber weder Zeit noch Entfernung vermochten sein Bild zu bleichen. Ich liebte ihn mit jedem Jahre mehr. Die ruhige Prüfung seiner Handlungen, Alles lehrte mich den Mann immer höher achten, den ich verachten zu müssen geglaubt hatte. Nachdem ich die traurige Ehestandsgeschichte erfahren, die das Leben so vieler Menschen verdüstert, und so viel Böses, so viel bittere Leiden verursacht hatte, that ich bei Gott ein heiliges Gelübte, mein Schicksal niemals mit einem Andern als mit Demjenigen zu vereinigen, den mein Herz liebte.“

„Du bist gleichwohl jetzt Wittwe. Liebtest Du den Mann, dessen Namen Du führst?“ fiel Tage mit Bitterkeit ein.

„Er war mein Wohlthäter, ich verpflegte ihn in kranken Tagen und erhielt dafür seinen Namen und den Titel seiner Frau,“ antwortete Schuldfried ernst.

„Sie schlang ihren Arm um Aberneys Hals und fügte hinzu: „Jetzt, Onkel, gerade ehe Du kamst, sagte Tage zu mir, daß er mich noch liebe, daß er die Erfüllung meines einst von mir gegebenen Versprechens von mir verlange. Er fordere dieß im Namen seines Glückes und meiner Ehre.“

„Was antwortest Du?“ fragte der Professor

„Ich hatte ihm noch keine Antwort gegeben, als Du kamst. Was ich jetzt euch Beiden mitgetheilt habe, bildet meine Antwort.“ — Ich liebe Tage nicht, mein Herz hat dem Freunde meiner Kindheit nur eine schwesterliche Ergebenheit zu schenken. Verzeih mir das, Tage,“ fügte sie hinzu und reichte ihm die Hand.

„Soll ich Dir verzeihen, daß Du mich in einen Elenden ohne Zukunft, ohne Hoffnung, ohne Ziel für meine Gegenwart verwandelt hast? O Schuldfried, möge der Höchste Dich nicht strafen! Du hast mich schrecklich betrogen.“

Tage stürzte aus dem Zimmer. Schuldfried sprang auf, um ihm nachzueilen, aber Aberney hielt sie auf mit den Worten:

„Bleib! Der Schmerz macht ihn ungerecht und verwildert sein Gemüth. Morgen wird er sein Benehmen und seine eigene Stellung mit mehr Ruhe und Besonnenheit beurtheilen.“

„Onkel, kann ich anders handeln?“

„Nein, mein Kind, das kannst Du nicht. Nur gegenseitige Liebe erbaut häusliches Glück. Wo sie nicht zu finden ist, da hofft man vergebens auf Freude. Besser also, Tage leidet jetzt unter seinen vernichteten Hoffnungen; er wird sich einst darüber trösten. Es gibt keinen Ersatz für ein Leben ohne Liebe, an der Seite einer Gattin hingeschleppt, welche nicht liebt.“

* * *

Als Tage verzweiflungsvoll von Schuldfried hinwegstürzte, ging er zu Natalie. Es war eine halbe Stunde, nachdem Lothar sie verlassen hatte. Bei Tages Eintritt hatte die Gräfin ihr Gesicht mit einem sanften wehmüthigen Ausdruck begleitet, aber dieser ver-

chwand augenblicklich, als sie ihn zu sehen bekam.

„Was in Gottes Namen ist geschehen?" rief Natalie mit unverstellter Bestürzung. Eine Ahnung sagte ihr, daß es Etwas sei, was auch auf sie einen weniger behaglichen Eindruck machen würde.

„Sie hat mich verstoßen!" rief Tage. „Sie hat erklärt, daß — — — daß — — — sie mich nicht liebe, daß sie einen Andern liebe."

„Tage vergaß die Gesetze der Höflichkeit und warf sich ohne Weiteres in einen Stuhl, die Hände vor sein Gesicht haltend. Bei seinen Worten wechselte Natalie die Farbe, behielt jedoch eine vollkommene Herrschaft über sich selbst.

„Was sagen Sie, Lieutenant Aberney? Hat Frida Sie verstoßen? Sie, die Ihnen gestern ihre Liebe bewies, wie Sie mir schrieben, und die heute vor der Welt die Ihrige werden sollte?"

„Ach ja, das glaubte ich."

„Sie glaubten es; Sie waren also Ihrer Sache nicht gewiß?"

„Doch vollkommen."

„Sagte sie Ihnen gestern, daß ihr Herz Ihnen gehöre, und hat sie heute diese Erklärung zurückgenommen?"

Tage erzählte, was vorgefallen war. Er weinte wie ein Kind, indem er wiederholte, daß er sie verloren habe, die er nie aufhören könne zu lieben. Mit gedankenvoller Miene hörte Natalie ihn an. Sie vergaß, wie jämmerlich es war, einen Mann, wie ein schwaches Kind über seine eigenen Leiden weinen zu sehen. Endlich unterbrach sie ihn mit den Worten:

„Wer ist denn Derjenige, den Frida liebt?"

„Das ist dieser verabscheute, dieser erbärmliche und verhaßte Canitz!"

„Ich wußte es," dachte Natalie und preßte ihre Lippen zusammen; zu Tage sagte sie mit einem freundlichen Blick und einem aufmunternden Lächeln: „Noch ist nicht Alles verloren; ich habe Ihnen meinen Beistand versprochen. Sie können darauf rechnen."

Sie sprach Worte des Trostes zu Tage, der sie mit einem Strahl von Hoffnung anhörte, während er die schönen Hände der Gräfin küßte und sich unglücklich geberdete.

Natalie ersuchte ihn am folgenden Tag wieder zu kommen, wo sie ihm mittheilen würde, welche Resultate ihre Bemühungen für sein Glück zu arbeiten gehabt hätten.

Am Abend desselben Tags war ein großes Fest am blauen Thor, das die Offiziere der Flotte einigen Mitgliedern der brittischen Marine zum Besten gaben. Daß sowohl Tage als Lothor dabei waren, versteht sich von selbst. Man trank aus Herzensgrund, und die Stimmung war eine höchst aufgeräumte. Das Gespräch fiel natürlich auf Frauenzimmer. Von den Damen im Allgemeinen kam man auf einige insbesondere zu sprechen, und da mußten auch die beliebtesten Bühnenkünstlerinnen sich einer Kritik unterwerfen, die je nach der verschiedenen Auffassung bald tadelnd, bald lobend ausfiel.

Sie hörten wohl Madame Dorbino, als sie in London war?" fragte einer der schwedischen Offiziere die brittischen.

„Ja, bei ihrem letzten Besuche in London hatte ich das Glück," antwortete einer. „Sie besitzt eine wunderbar hinreißende Stimme und dabei eine seltene Schönheit."

„Und ist bei alledem uneinnehmbar, wie eine wohlverschanzte Festung," fiel ein anderer ein.

„Wirklich? Das Gerücht will gleichwohl das Gegentheil behaupten," meinte einer der Lieutenants.

„Godam! Was kann das Gerücht von Mistreß Dorbino anders sagen, als daß sie ein ausgezeichnetes Talent ist?"

Die schwedischen Offiziere ließen sich von dem bestimmten Ton des Engländers nicht abspeisen, sondern einer von ihnen rückte mit einer höchst interessanten Geschichte von Madame Dorbino heraus. Es war ein Absud derjenigen, womit Frau ** die Theaterkünstler traktirt hatte, nur in bedeutend verbesserter und vermehrter Auflage. Ein englischer Lord spielte darin die Hauptrolle. Dieß gab den Jüngeren und Leichtsinnigeren in der Gesellschaft Veranlassung, mit einigen pikanten Anspielungen darauf einzufallen, daß, da die schöne Sängerin sich gegen die Engländer schwach gezeigt habe, es in der Ordnung wäre, wenn diese jetzt ihre Parthei ergriffen. Zwei Mitglieder beobachteten während der skandalösen Erzählung ein gänzliches Stillschweigen,

nämlich Lothar und Tage. Ersterer stand an einer Stuhllehne dem Erzähler gerade gegenüber und betrachtete ihn scharf; letzterer hatte sich in eine Sophaecke geworfen, als wünschte er sich aller Einmischung in den Gegenstand zu entziehen. Als das skandalöse Märchen zu Ende war, sagte Lothar mit seiner wunderbar klaren und wohllautenden Stimme:

„Wir sind hier ungefähr dreißig Schweden und zwei Engländer. Von meinen dreißig Landsleuten, welche auch die Landsleute von Madame Dorbino sind, hat nicht ein Einziger seine Stimme zu ihrer Vertheidigung erhoben, sondern dieß haben die beiden Fremdlinge übernommen. Meine Herren, erblicken Sie darin nicht einen Schimpf für die Schweden, besonders da die Dame, deren Ehre so unverschämt angegriffen worden ist, einen Vetter unter uns besitzt?“

Die schwedischen Offiziere sahen einander etwas verblüfft an.

„Lieutenant Aberney,“ fuhr Lothar fort, „treten Sie als Vetter von Madame Dorbino vor und vertheidigen Sie sie, sonst könnten Sie mich zwingen, es zu thun und Ihnen die Erfüllung einer theuern und heiligen Pflicht zu rauben.“

Auf diese Worte folgte eine grabähnliche Stille. Tage rührte sich nicht vom Fleck.

„Ei wie, mein Herr,“ rief Lothar mit flammenden Augen, „muß ich Sie nochmals ermahnen, die Forderung der Ehre zu erfüllen! Hörten Sie nicht, daß es der Ruf einer achtungswerthen Dame ist, womit man leichtsinnig zu spielen gewagt hat?“ Er trat einen Schritt gegen Tage vor.

Dieser erhob sich gänzlich beherrscht von den Dämonen in seinem Innern. Er sah Lothar mit eiskaltem Hohne an und sagte:

„Sie täuschen sich, Lieutenant Canitz, ich bin mit Madame Dorbino nicht verwandt, wenigstens werde ich in Zukunft eine solche Verwandtschaft nie anerkennen. Ich kann und will eine Person nicht vertheidigen, deren Schicksale und Abenteuer ich kenne, und an deren Ehre sich so viele Flecken vorfinden.“

Lothar hatte einmal zu Tage gesagt: Geschehe, was da wolle, so werde ich mich nie an Ihrer Person vergreifen, und gleichwohl versetzte er Tage jetzt einen schimpflichen Schlag ins Gesicht. Der Schall davon bildete den Punkt des ausgesprochenen Satzes. Auf diese, man konnte wohl sagen, bewußtlose Handlung, folgte ein wahrer Tumult. Die Engländer traten auf Lothars, die Verleumder Madame Dorbinos auf Tages Seite. Lothars Handlung erheischte Genugthuung. Bei den Worten Waffen, Genugthung und dgl. erwachte Lothar wie aus einem Traum. Was hatte er gethan? Einen Vorsatz gebrochen, ein Duell hervorgerufen, und zwar obschon er einmal erklärt hatte, daß er sich nie dazu bestimmen lassen würde. Er hatte sich vergangen, einen Kameraden tödtlich beleidigt, und dieser Kamerad war Tage. Er hatte diese Fremden zu Zeugen eines solchen Auftrittes zwischen zwei schwedischen Offizieren gemacht. Gerne hätte er ein Jahr seines Lebens dafür gegeben, um den unbesonnenen Schlag zurücknehmen zu können. Dabei hatte er Schuldfrieds Ehre schlecht vertheidigt, indem er Veranlassung zu einem solchen Skandal gab, der unwillkürlich auf die eine oder andere Art bekannt werden mußte. Es war lange her, seit Lothar eine Uebereilung zu bereuen gehabt hatte. Er sah jedoch sogleich ein, daß er für den Augenblick nichts zur Versöhnung des Geschehenen thun konnte, und er sagte daher mit vollkommen wiedergewonnener Ruhe zu den Engländern:

„Für diesen unangenehmen Auftritt, dessen Zeugen Sie geworden, muß ich mir Ihre Nachsicht erbitten. Es galt die Ehre einer achtungswürdigen Dame, das ist meine einzige Entschuldigung. Da nur die Waffen unsern Zwist beilegen können, so habe ich gleichwohl eine Aufforderung an alle unsere Kameraden, nämlich, daß das Geschehene unter der hier versammelten Gesellschaft bleibe.“

„Unser Ehrenwort darauf!“ lautete die Antwort.

Lothar verbeugte sich vor der Gesellschaft und erklärte nur noch, daß er und Aberney als die Friedensstörer sich zu entfernen hätten, um den Andern ihre Freude nicht länger zu verderben.

* * *

Als Lothar sich von der Gesellschaft getrennt hatte, schritt er langsam über die Ebene hin und ließ sich nach dem Holm hinüberrudern. Sein Gemüth war düster; er dachte mit bit-

erem Schmerz daran, daß er sich der Uebertretung eines Vorsatzes schuldig gemacht hatte. Wenn er sich mit Tage duellirte, brach er ein Gelübde, und gleichwohl blieb ihm kein anderer Ausweg.

Er trat in seine Wohnung und in den kleinen Salon, der das erste Gemach bildete. Auf dem Tisch lag ein Brief; beim ersten Blick darauf veränderte sich seine Miene. Der Umschlag wurde mit wilder Hast weggerissen und er las:

„Die morgigen Zeitungen werden die Nachricht bringen, daß Madame Dorbino für immer die Bühne verläßt, daß die beliebte Sängerin nie mehr auftreten wird.

„Schuldsfried bringt Lothar also ihren Künstlerruf zum Opfer; und sie glaubt, daß jetzt die rechte Stunde zu der Besprechung gekommen ist, die in Neapel nicht stattfinden konnte. Morgen Früh wird Lothar erwartet von Schuldsfried."

Was dachte, was empfand Lothar als er dieß las? Ihr, die ihr liebet, ihr wißt es allein.

Während all diese merkwürdigen Ereignisse sich zutrugen, legte Tante Sara mit großer Sorgfalt die Winterkleider Tages und des Professors zurecht.

Sie hatte so eben die Leinwand zusammengenäht, in welche sie die Winterkleider gepackt, und summte vor sich hin:

„Komm, schöner Mai und blicke u. s. w."
als es klingelte. Im Augenblick darauf wurde die Saalthüre aufgerissen, und Tage kam mit dem Hut auf dem Kopf ganz verstört herein.

„Ist Papa daheim?" fragte er ohne zu grüßen.

„Nein, das ist er nicht; aber um Gotteswillen, was hast Du denn?" rief Sara, indem sie Nadel und Fingerhut fallen ließ.

Tage warf sich auf das Sopha, schleuderte seinen Hut weit von sich, fuhr mit den Händen durch sein Haar und rief:

„Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Erde; ich besitze nicht ein einziges Wesen, das an meinem Schmerz, an meinem Unglück, an meiner Verzweiflung theilnimmt." Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Herr, mein Gott, wie sündhaft Du sprichst!" sagte Sara, ging auf Tage zu, legte ihre kleine Hand auf sein gesenktes Haupt und fügte zärtlich bei:

„Mein, lieber, lieber Junge, Du besitzest ja immer mein Herz, das so schwach gegen Dich ist, daß es Dich mehr liebt als Deinen Vater; überdieß hast Du ja auch seine Ergebenheit, und er hat sich in allen Fällen so zärtlich und gütig gezeigt."

„Sprich nicht von Papa; wenn es sich um mich und Schuldsfried handelt, steht sie seinem Herzen immer näher als ich."

„Aber von mir kannst Du nicht sagen, daß ich Jemand Dir vorziehe," flüsterte Sara kosend.

Wenn der Mensch recht betrübt, recht tief vom Kummer, Verdruß oder Schmerz niedergedrückt ist, da hört er gern auf die Stimme, welche die Sprache der Zärtlichkeit spricht, selbst wenn er sonst nicht sonderlich viel darnach fragt.

In diesem Augenblick, wo so viele bittere Gefühle seine Seele aufregten, empfand auch Tage ein unwiderstehliches Bedürfniß, einen theilnehmendem Herzen, von dem er zum Voraus wußte, daß es ihm alle tadelnden Bemerkungen erlassen würde, seine Leiden klagen und seinen Kummer ausgießen zu dürfen. Wir wollen inzwischen weder seine Klagen noch seine Weherufe anhören; wir begnügen uns damit, die Resultate davon zu erfahren.

Fortsetzung folgt.

## Verschiedenes.

Nach einem californischen Journale wurde von einem Buchdrucker in San Francisko auf das Grab seiner Frau folgende Reklame machende Inschrift gesetzt: Zum Andenken an Tabitha, der Frau des Moses Skinner, Herausgeber des Journals „Trombone" Preis des Abonnements 3 Dollar pro anno, im Voraus zu bezahlen. Sie war eine gute Mutter, eine treue Gattin. Die Buchdruckerei liegt Over Colmans Grocery in der zweiten Etage. Es wird gebeten, stark an die Thür zu klopfen. Nehmt Theil an unsrem Kummer. Man beschäftigt sich auch mit dem Drucke von Accidenzarbeiten.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 109. Mittwoch, 11. Dezember 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Die Thurmwächter in Stockholms Kirchen tuteten zehn; die Nachtpatrouille hatte ihre schläfrigen Wanderungen im Quartier begonnen, als die Hausthüre des Professors Aberney sich öffnete, und eine kleine Frauengestalt auf die Straße trat, worauf sie an dem schönen Frühlingsabend von den Blasiholm weg und über die Neubrücke auf ein einzeln stehendes Haus zuschritt, das irgendwo hinter dem Hopfenhof stand. Die Thüre war geschlossen, die Gestalt klopfte dreimal. Nach einigen Minuten öffnete sich ein Fenster und eine weibliche Stimme fragte:

„Wer ist drunten?"

„Sara!" lautete die Antwort. Das Fenster wurde geschlossen und in der nächsten Minute trat Sara ins Haus. Nur eine halbe Stunde verweilte sie da, darauf kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Etwas später ging ein hochgewachsenes Frauenzimmer aus dem einsamen Hause. Sie nahm denselben Weg wie Sara, nur mit dem Unterschied, daß sie ihre Wanderung bis auf den Holm fortsetzte und erst bei einem der Eingänge des Wohnhauses stehen blieb, in dem sie bald darauf verschwand.

In einem kleinen Kabinet vor dem kleinen Salon saß Lothar und schrieb. Die Thüre des erstgenannten Zimmers ging auf, ohne daß er es beachtete. Leise Tritte wurden gehört. Sie näherten sich dem Kabinet, entgingen aber gleichfalls Lothars Aufmerksamkeit. Auf der Schwelle blieb die hochgewachsene Dame stehen und ließ ihren Blick unbeweglich auf dem gebeugten Haupte des jungen Mannes ruhen. Seine Stirne war bleich, seine Brust arbeitete unruhig. Man bemerkte leicht, daß seine Gedanken von keiner ruhigen Art waren.

„Lothar!" flüsterte eine Stimme so milt und doch so ernst, als wollte sie zu gleicher Zeit Zärtlichkeit und Vorwurf ausdrücken. Lothar fuhr zusammen und schaute auf. Beim Anblick der Dame erhob er sich und murmelte mit Schmerz:

„Ah! ich wußte, daß Du kommen würdest."

Die Dame trat vor, reichte ihm ihre beiden Hände und stammelte:

„Du wußtest es, und woher?"

Lothar ergriff ihre Hände, preßte sie mit einem Ausdruck von beinahe religiöser Verehrung an seine Lippen und sagte:

„Wenn Du auftrittst, dann habe ich mich irgend einer unbedachten oder ungerechten Handlung schuldig gemacht. O Mutter! Glaubtest Du wirklich, mich vor meiner übereilten Gemüthsart warnen zu müssen?" Wehmüthig ruhte sein Blick auf den Zügen der Mutter. Sie drückte seinen Kopf an ihr Herz und flüsterte:

„Mein' Sohn, ich bin stolz auf Dich gewesen — ich danke Dir."

„Aber Du wolltest den Sohn nicht öfter mit Deinem Anblick erfreuen als . . ." Wiederum sah Lothar mit einem betrübten, vorwurfsvollen Blick die Mutter an.

„Höre mich." Die Dame setzte sich auf ein Sopha und zog ihn neben sich hin. „Ich bin nicht gekommen um Rechenschaft von Dir zu fordern; ich bin gekommen, um Dich zu fragen: Wie gedenkst Du, in Bezug auf den Streit zu handeln, der heute zwischen Dir und einem Deiner Kameraden stattgefunden hat?"

„Du willst wissen, wie ich handeln werde? Er darf mir das Leben nehmen," antwortete Lothar düster. „Ich kann Dir kein größeres Opfer bringen, als wenn ich mich in diesem Augenblick, wo das Glück mir zum Erstenmale lächelt, schutzlos einem wüthenden Feind entgenstelle."

„Es wäre besser gewesen, Du hättest ihn nicht bis zu diesem äußersten Schritt getrieben," fiel die Dame beinahe kalt ein. „Doch ich

bin nicht mehr Deine Richterin, darum wünsche ich bloß, daß Du mir den Vorfall erzählst, damit ich einen klaren Begriff davon erhalte."

Mit ruhiger Stimme erzählte Lothar das ganze Ereigniß. Er sah fest in die Augen der Mutter, als wollte er sie in seiner Seele lesen lassen. Ihre Züge verdüsterten und betrübten sich. Als er aufhörte, saß sie lange schweigend da, wie von einer innern Bewegung überwältige. Endlich sagte sie:

„Du darfst die Forderung nicht annehmen."

„Verlange nicht das Unmögliche; bedenke daß ein Schatten auf meine Ehre fällt, wenn ich mich weigere."

„Aber dieß Duell kann und darf nicht stattfinden."

„Ich habe Dir ja versprochen, daß kein Tropfen seines Blutes das Gewissen Deines Sohnes beflecken soll. Ich werde meinen Arm nicht zur Vertheidigung erheben."

„Aber Du wirst erlauben, daß er Dir das Leben nimmt, daß er sich mit Deinem Blute besudelt und daß all diese Schuld über das Haupt Deiner Mutter kommt."

„Willst Du lieber, daß Dein Sohn von seinen Kameraden verachtet werden soll?"

„Alles Andere, nur dieses Duell nicht!"

„Mutter ich will Dir alles opfern, nur das nicht. Ich muß ihn für den erlittenen Schimpf Rache nehmen lassen."

„Aber ich, ich sage Dir, daß Du und er einander nicht als Feinde gegenüber treten dürfet; das darf, das kann nicht geschehen."

Die Mutter lehnte sich an Lothars Ohr und flüsterte ein Paar Worte hinein. Ihre Wirkung auf den jungen Mann war augenblicklich. Er starrte sie eine Weile an, ergriff dann heftig ihre Hände und murmelte mit dumpfer Stimme:

„Das allein fehlte noch!"

Darauf erhob er sich, machte einige Gänge durch das Zimmer, setzte sich dann wieder an ihre Seite und sagte:

„Jetzt ist es Zeit, Mutter, Daß Du mir Alles sagst und dann — dann —"

Die Mutter begann eine lange Erzählung, welche Lothar mit gespanntem Interesse anhörte. Es war ein trauriges Blatt, aus dem großen Buche des Lebens gerissen. Wir lassen die Nacht es verhüllen und begrüßen statt dessen den morgenden Tag.

Lothar saß bleich da und blickte düster vor sich hin. Der nächtliche Gast war verschwunden, hatte aber viel Kummer und Schmerz in seiner Seele zurückgelassen. Das Eintreten des Bedienten mit dem Kaffee führte Lothar in die Welt zurück, worin er lebte. Er setzte sich, um einige Zeilen zu schreiben. Als er sie versiegelt hatte, befahl er, den Brief zu Madame Dorbino zu bringen. Nachdem dieß geschehen war, warf Lothar sich wieder auf das Sopha, als ob Alles, was jetzt geschehen könnte, ihm gleichgiltig wäre. Er sah auf seine Uhr und murmelte:

„In einer Stunde werden sie hier sein, um die Bedingungen festzusetzen; in einer Stunde werde ich vor meinem Kameraden in einem zweifelhaften Lichte stehen. O Mutter, Mutter, das gibt einen schweren Augenblick. Ich werde gezwungen werden, den Dienst der schwedischen Flotte zu verlassen und mich wie ein fremder Abenteurer in fremde Länder zu begeben, denn Niemand wird mit einem Menschen dienen wollen, der zuerst öffentlich einen Kameraden verschimpft hat und ihm dann Satisfaktion verweigert."

Lothars Brust wurde von einem tiefen qualvollen Seufzer gehoben.

Man hörte Tritte im Salon. Lothar fuhr zusammen. Das Blut brannte wie Feuer in seinen Adern, und gleichwohl war jetzt eine heroische Kaltblütigkeit erforderlich.

Zwei Offiziere der Flotte traten bei Lothar ein, der sich erhob und sie mit einem stummen Händedruck begrüßte. Ehe sie ein Wort hervorbringen konnten, sagte er:

„Sie kommen, um mit mir die Bedingungen für mein Duell mit Aberney festzusetzen. Ich muß Sie jedoch bitten, ihm anheimzustellen, ob er auf keinen Vergleich eingehen will."

„Aberney hat uns ersucht, zu sagen, daß er jede friedliche Beilegung der Sache verweigere. Er nimmt keine andere Genugthuung an, als mit den Waffen."

„In diesem Fall verlangt er Etwas, was ich nicht gewähren kann," antwortete Lothar kalt und bestimmt. „Ich schlage mich nicht."

„Canitz, was sagst Du?" riefen die beiden Kameraden, indem sie ihn mit Blicken der Mißbilligung und Ueberraschung ansahen. „Wenn Du das Duell verweigerst, so mußt Du Deinen Grund angeben."

„Ich habe keinen andern, als daß ich beschlossen habe, mich nicht zu schlagen.“

„Dieß ist kein annehmbarer Grund.“

„Es ist der einzige, den ich habe.“

Trotz aller weitern Gründe, die sie vorbrachten, trotz aller Vorstellungen, daß er kein Recht habe, Tage auf diesen Grund hin Genugthuung für den erlittenen Schimpf zu verweigern, blieb Lothar unerschütterlich. Die Offiziere entfernten sich, nachdem sie offen erklärt hatten, daß sie Lothars Benehmen als ein solches betrachten, das die Mißbilligung sämmtlicher Kameraden erregen müsse.

* * *

Schuldfried war an diesem Tag ungewöhnlich früh aufgestanden und hatte mit besonderer Sorgfalt ihre Toilette gemacht. Heute sollte ja er kommen. Sie lächelte ganz glücklich ihr reizendes Bild an, sie freute sich, daß sie schön war, und das Gefühl ihres Glückes machte sie noch schöner.

Die Zeit, welche Flügel hat, wenn wir glücklich sind, erscheint wie eine Kröte, wenn wir mit Ungeduld etwas erwarten. Schuldfried gebot ihrem unruhigen Herzen Stillschweigen; sie bot alle ihre Kraft auf, um ruhig zu sein, aber es wollte nicht gelingen. Mit glühenden Wangen lauschte sie auf das geringste Geräusch. Plötzlich läutete es; das ist er. — Tritte wurden im Salon gehört, die Thürvorhänge gingen in die Höhe und — Anaise erschien mit einem Brief, den sie Schuldfried überreichte. Die Hand zitterte, die ihn emfing und erbrach. Darin standen folgende Zeilen:

„Auch heute wird Schuldfried vergebens auf Lothar warten, und morgen ist seine Ehre so befleckt, daß er der Frau, die ihm ihren Künstlerruf opfert und zu deren Füßen er sterben zu dürfen wünschte, nicht mehr unter die Augen treten kann oder darf. Ein Fluch ruht auf

Lothar.“

Gegen Mittag trat Natalie unangemeldet bei Schuldfried ein. Die bezaubernde Gräfin sah betrübt aus.

„Ich komme,“ rief sie, „um Dir einen höchst fatalen Vorfall zu erzählen, der gestern stattfand, und wobei Canitz einen besonders schönen Charakter an den Tag legte. Die Offiziere der Flotte gaben einigen Fremden zu Ehren ein Mahl, wobei die Rede auf ein Frauenzimmer fiel, über welches Canitz sich ganz anders äußerte als Aberney. Als der letztere seine Behauptung verfechten wollte, versetzte ihm Canitz einen schimpflichen Schlag ins Gesicht. Die Anwesenden verlangten sogleich die Entfernung des Barons aus der Gesellschaft. Heute früh hat Aberney ihm eine Herausforderung zugeschickt, die er anzunehmen verweigerte, ohne einen Grund dafür anzugeben. Dieses im höchsten Grad unritterliche Benehmen wird zur Folge haben, daß die Offiziere der Flotte nicht mehr mit einem Menschen dienen wollen, der sich auf die Forderungen der Ehre so schlecht versteht. Baron Canitz muß seinen Abschied nehmen. Schon heute Abend werden wir die skandalöse Geschichte in allen Zeitungen zu lesen bekommen.“

„Hat Tage Dir Alles das gesagt?“ fragte Schuldfried bleich und mit hochgehaltenem Haupte.

„Allerdings.“

„Ich beklage von ganzem Herzen, daß Tage die Forderungen seiner eigenen Ehre so schief auffaßt, daß er Dinge ausbreitet, die unter Kameraden vorgefallen sind.“

„Canitz besitzt keine Cameraden mehr in in der schwedischen Armee,“ fiel Natalie stolz ein.

„Dabei hat nur die schwedische Armee verloren.“ Schuldfried sah auf ihre Uhr und bemerkte: „Du wirst entschuldigen beste Natalie, aber ich muß mich ankleiden, um auszufahren.“

Sie reichte der Gräfin die Hand zum Abschiede, und nach einigen flüchtigen Worten zwischen ihnen eilte Natalie in ihre Wohnung hinab um zu überlegen, ob es nicht möglich sei, einer Annäherung zwischen Schuldfried und Lothar Hindernisse in den Weg zu legen.

Schuldfried ihrerseits begab sich sogleich zu Aberney. Nach einer längeren Besprechung verließen sie beide seine Wohnung. Schuldfried begab sich nach Hause zurück und der Professor ging zu Lieutenant Steen, um von ihm als Unparteiischem den wahren Sachverhalt zu erfahren.

Fortsetzung folgt.

## Kinderweisheit.

Durch's Dorf ein rosig Mädchen eilt mit Hast,
Und schlüpft durch jene Hausthür ganz verstohlen;
Zum ersten Mal hat sie sich Muth gefaßt,
Die Schwester aus der Schule abzuholen,
Wo sie noch niemals war zu Gast.

Erst bleibt sie schüchtern auf der Schwelle stehen;
Laut schallt des Lehrers Stimme. All' die Mädchen,
Die sie so lustig kennt, Still nach ihm seh'n,
Und nun erblickt sie auch ihr liebes Gretchen,
Und wagt es, zu ihr hinzugeh'n.

Den Finger auf der Lippe winkt sie nur,
Und horcht, was wohl der Lehrer möchte sagen?
Er spricht von den drei Reichen der Natur,
Und als geendigt er, da stellt er Fragen;
Das Kind folgt aufmerksam der Spur.

In welches Reich gehört der Mensch, Marie?
Du weißt es nicht? — Nun Gretchen? — Weiß es Keine?"
Das Mädchen glüht: „Ich weiß es!" flüstert sie.
Der Lehrer lauscht: „Ei, seht einmal die Kleine!
Wirst Du mir's auch jetzt sagen? Wie?"

Das kam doch unverhofft! Doch blickt sogleich
Das Kind empor, ganz frei und ohne Bangen,
Froh lächelt sie, ihr Auge wird so weich,
Sie spricht, indem sich färben ihre Wangen:
„„Der Mensch gehört in's Himmelreich!""

## Verschiedenes.

Ueber die Umstände, unter welchen Dr. Ehren-Zander seine Flucht bewerkstelligt hat, erfährt man, daß derselbe Samstag den 23. November Nachmittags noch vor Erlaß des gerichtlichen Haftbefehles auf der Station Haar mit einem Billet 1. Klasse den Bahnzug bestieg und sich ein gesondertes Coupe erwirkte. Die Flucht, entdeckt zu werden, veranlaßte ihn zu der Frage an den dienstthuenden Kondukteur, ob er ihn kenne, und als dieser antwortete, daß er ihn für den Direktor der türkischen Eisenbahnen Herrn Kühlmann halte, äußerte Zander, daß er wohl nicht dieser selbst, jedoch dessen Bruder sei. Auf allen Haltstationen eröffnete Pseudo-Kühlmann i[n] geziemender Vorsicht die äußeren Versicherunge schließen des Coupe's, um, wenn ein Wächte[r] des Gesetzes auf einer Seite am Schlage erschiene, ohne Zeitverlust auf der andere[n] durchbrennen zu können. So ging es for[t] bis Salzburg, wo er Gelegenheit fand, hinte[n] herum ins freie Feld zu gelangen. Seltsam[e] Schicksalslaune! Als Bruder des ehemaligen Vorsitzenden der hiesigen Fortschrittspartei, den er so oft im Volksboten „heruntergerissen", mußte der Evangelist der bayerischen Bischöfe über die Gränze fliehen, von der Kriminaljustiz verfolgt, mit Schmach bedeckt, mit den Flüchen und Verwünschungen von Tausenden belastet, die er um Judaslohn ins Elend getrieben „Langsam, aber sicher mahlen die Mühlen der ewigen Gerechtigkeit" hat uns der Evangeliumschreiber noch unlängst versichert — wir können nur wünschen, daß die Mühle in gehörigem Gange erhalten bleibt!

„Wie kommt es nur," fragte eine Dame einen Seemann, daß so viele Schiffe weibliche Namen tragen?" — „Das kann ich Ihnen sagen," erwiederte der Angeredete trocken, „das geschieht deshalb, weil die Auftakelung so viel kostet."

Ein persisches Sprüchwort. Eines der schönsten persischen Sprüchwörter, das für alle Zeiten und alle Völker seinen Werth behält, ist folgendes:

Eins bist Du dem Leben schuldig,
Kämpfe oder suche die Ruh:
„Bist Du der Ambos, sei geduldig,
Bist Du der Hammer, schlage zu!"

Eine wissenschaftliche Expedition von bedeutender Wichtigkeit und auf's Glänzendste ausgerüstet, wird am Anfange dieser Woche die englische Küste verlassen. Es handelt sich um eine 3—4jährige Reise um die Welt, während welcher Tiefe- und Wärmemessungen vorgenommen, die Richtung und Schnelligkeit der Strömungen beobachtet und Untersuchungen über das spezifische Gewicht, die chemische Zusammensetzung des Wassers in den verschiedenen Meeren und Tiefen, und Natur und Leben daselbst angestellt werden sollen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 110. Freitag, 13. Dezember 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Auch dieser Tag nahm ein Ende. Der Abend kam mild und stille. Ein zierlicher Wagen fuhr ganz behutsam über die Holmbrücke und bis vor das Haus, wo Lothar wohnte. Dort blieb er stehen und heraus stiegen zwei Damen, wovon die Eine einen dichten Flor trug. Sie begaben sich nach der Wohnung des jungen Lieutenants. Die Unverschleierte ging voraus und öffnete die Thüre des Vorsaales, wo ein Bedienter auf seinem Stuhle schlief.

„Ist der Baron zu Hause?" fragte sie in kaum verständlichem Schwedisch.

„Ja," lautete die Antwort.

„Ist er allein?"

„Ganz allein. Wen darf ich anmelden?"

„Sie brauchen nur ein Frauenzimmer zu melden, antwortete die verschleierte Dame, indem sie ihm einen Bankschein in die Hand legte mit den Worten:

„Gehen Sie voraus, ich folge Ihnen."

Der Bediente gehorchte einer Aufforderung, die von einem so rührenden Beweis von Freigebigkeit begleitet war. Die Dame flüsterte ihrer Begleiterin Etwas zu, worauf sie durch die Arbeitsthüre verschwand. Am Kabinet angekommen, meldete der Bediente:

„Eine Dame wünscht den Herrn Baron zu sprechen."

„Laß sie hereinkommen," hörte man Lothar antworten.

Der Bediente trat auf die Seite mit den Worten:

„Haben Sie die Güte einzutreten; der Herr Baron ist drinnen." Er schloß die Thüre hinter ihr.

Lothar wandte sich gegen die Eintretende, die in diesem Augenblick ihren Flor erhob. Er sprang auf und rief:

„Schuldfried!"

Zum Zweitenmal betrat Schuldfried die Wohnung Lothars. Zwischen ihrem ersten Besuch und diesem lagen sechs Jahre. Das Erstemal verstieß sie ihn; jetzt kam sie, um ihm ihr Herz zu schenken. Ob er ihre Gabe wohl annahm?

In das abgesonderte Haus hinter dem Hopfengarten wollen wir den Leser an demselben Abend einführen, wo Schuldfried sich nach dem Holm begab. In einem einfach möblirten Zimmer finden wir die Dame, die Lothar seine Mutter nennt. Sie sitzt in einem Sopha zurückgelehnt und bedeckt das Gesicht mit ihren Händen. Sie weint. Neben ihr hat Tante Sara Platz genommen.

„Ich begreife Deine Betrübniß nicht," sagte Sara; „Alles ist ja glücklich und gut gegangen, besser als ich zu hoffen wagte."

„Ach sprich nicht so," stammelte die Dame; „nur ich selbst weiß, wie unrecht ich gehandelt habe."

„Unrecht," wiederholte Sara und sah ganz verwundert drein.

„Ja." Jetzt erhob die Dame ihren Kopf und betrachtete Sara. „Aber laß uns nicht davon reden, sondern von ihm. Schuldfried könnte also sein Glück machen; ihr Verlust wird seinen Charakter zu Grunde richten."

„Ach, wenn dieser unglückselige Canitz bestimmt werden könnte . . ."

„. . . sie nicht zu lieben?" fiel die Dame mit einem betrübtem Lächeln ein. „Nein, so weit erstreckt sich keines Menschen Gewalt über ihn."

Tante Sara öffnete den Mund, um zu antworten, als ein älterer Dienstbote eintrat und in gebrochenem Schwedisch sagte:

„Ein Herr will Sie besuchen, Madame."

„Du weißt ja, daß ich keine Besuche annehme."

„Aber er sagte, wenn ich ihn nicht anmelde oder hineinlasse, so werde er sich mit Gewalt Bahn brechen."

„Dieß waren meine Worte," sprach eine

klare Stimme hinter der Dienerin. Die Dame und Sara blickten hin. Letztere rief erschrocken:

„Viktor!“

Die Dame wurde todtenblaß und vermochte sich nicht zu rühren. Sie deutete nur mit einer Bewegung an, daß die Dienerin sie allein lassen solle.

* * *

In Nataliens reizender Sommerwohnung finden wir drei Personen beisammen.

„Dieß ist also Madame Dorbinos Familiengeschichte,“ sagte die Grafin Natalie, die eine von den Dreien war. „Sie ist sehr düster; aber leider findet sich darin nichts, was einen Schatten auf sie selbst wirft.“

„Wahr, aber Baron Canitz weiß nicht, daß diejenige, die er liebt, die Tochter der Giftmischerin ist,“ fiel Doktor Wagner ein, welcher der Zweite im Bunde war. „Welchen Einfluß diese Mittheilung auf sein stolzes Gemüth haben kann, ist ungewiß.“

„Aber, mein Gott, sie wird seine Gefühle nicht erschüttern können,“ fiel Tage ein, welcher der Dritte war. „Man vergißt Alles, wenn man liebt.“

„Das ist freilich wahr; aber es gibt gewisse Familienverhältnisse, die bedeutend auf ihn einwirken könnten, im Fall er erführe, wessen Tochter Madame Dorbino ist.“

„Warum haben Sie ihm das nicht gesagt?“ fragte Natalie.

„Darum weil es nicht in meinem speziellen Plane lag.“ —

„Sie müssen uns erklären, in welchem Fall die Nachricht, daß Harm Aberney die Mutter Schuldfriebs ist, auf Canitz einwirken könnte,“ sagte Tage und stützte den Kopf in seine Hand.

„Der Bruder des Generals Canitz, der Legationssekretär, heirathete nämlich Edith Ehrmann, die Schwester Harms. Diese Verbindung, die Anfangs ein Geheimniß war, verursachte, als sie bekannt wurde, eine schreckliche Bestürzung, weil der Legationssekretär mit einer reichen und hochgebornen Russin verlobt war. Die Folge war für ihn selbst und die junge Frau eine Verbannung nach Sibirien, ein Werk des Generals, welcher dadurch der einzige Besitzer von Kronbrück wurde. Dieß geschah in Lothars frühester Kindheit. Eines Tages erhielt Lothar, während er sich auf einer deutschen Universität aufhielt, einen Brief durch einen reisenden Engländer. Er kam von seinem Onkel, der ihn dem Engländer übergeben hatte, welcher Sibirien bereiste. Der Legationssekretär lag damals in den letzten Zügen. Der Britte hatte versprochen, das Schreiben auf die eine oder andere Weise dem Sohne des Generals Canitz in die Hände zu schaffen. In Petersburg erfuhr der Engländer, daß der junge Baron sich in Heidelberg aufhielt, und begab sich dahin, um sein Versprechen gegen den Sterbenden zu erfüllen. Der Brief enthielt eine kurze Erläuterung über die Ursache der Verbannung, nebst einer innigen Bitte an Lothar, daß er die Aufhebung dieser Strafe für die Frau des Legationssekretärs auswirken möge, die, wenn der Brief in seine Hände käme, ganz sicher Wittwe wäre.

Lothar schrieb sogleich an den General und schickte ihm den Brief seines sterbenden Onkels, mit dem Bemerken, daß er, wenn sein Vater nicht unverzüglich auswirke, daß die Wittwe des Verstorbenen aus Sibirien komme, niemals nach Rußland zurückkehren, sondern sich eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Der General, der aus vielen Gründen äußerst besorgt um das Leben seines Sohnes war, namentlich auch, weil das von seiner Frau ererbte Vermögen aus Fideikommissen bestand, die er verlor, wenn der Sohn starb, versprach mit umgehender Post die Befreiung seiner Schwägerin aus Sibirien. Dagegen forderte er seinem Sohne das Versprechen ab, sich nie und unter keinen Umständen mit der Familie seiner Schwägerin in eine Verbindung einzulassen. Lothar gelobte dieß seinem Vater. Ich besitze sogar den Brief, worin er das Versprechen abgab.“

„Nun,“ fiel Tage ein, „kam Edith aus Sibirien?“

„Ja, sie wurde über die russische Gränze geschickt, mit der Erklärung, daß sie jedes Land außer dem Umkreis des russischen Reiches und seiner Besitzungen zum Aufenthalt wählen könne. Ein Jahr darauf soll sie in Frankreich gestorben sein.“

„Hatte sie keine Kinder?“ fragte Tage.

„Meines Wissens nicht,“ antwortete der Doktor.

Es entstand eine Pause. Die Gräfin unterbrach sie:i

„Sie glauben also, daß ein Versprechen gegen einen längst verstorbenen Vater dem Baron Canitz so heilig sein werde, daß es ihn bestimmen könne, einer Verbindung zu entsagen, die sein Herz wünscht?"

„Ich glaube an nichts, Gräfin; aber ich versuche Alles, wenn ich ein Ziel erreichen will."

„Gut! Wir wollen sehen, was wir thun können," sagte die Gräfin, indem sie sich erhob.

Der Doktor nahm seinen Hut und bereitete sich zum Gehen. Die Gräfin begleitete ihn ins nächste Zimmer.

Doktor," sagte Natalie, indem sie ihren Arm auf den Arm des Arztes legte, „ich muß dieses Weib um jeden Preis aus meinem Wege schaffen. Ach wie gründlich ich sie jetzt verabscheue!"

„Und ihn liebe," ergänzte der Doktor.

„Still und hören Sie mich an: Sie müssen mir helfen sie aus dem Wege zu schaffen, aber so daß es aussieht, als ob sie mit dem Narren da drinnen fortgereist wäre." Natalie nickte mit dem Kopf gegen das Zimmer, wo Tage sich befand.

Der Doktor betrachtete sie eine Weile, wie wenn Natalie ihm eine Idee eingegeben hätte. Darauf antwortete er lächelnd:

„Wenn der Satan eine recht höllische Idee auf den Weg bringen will, so läßt er sie von einem Weiberhirn ausgehen. Sie haben mir den Faden zu Etwas gegeben, was uns sehr schnell zu dem gewünschten Ziele führen kann. Leben Sie wohl, ich entferne mich jetzt, um Ihnen einen Plan mitzutheilen, sobald ich ihn fertig habe."

Der Doktor ging und Natalie kehrte zu Tage zurück.

Am folgenden Morgen, unmittelbar nachdem Tage aufgestanden war, kam der Professor zu ihm. Aberneys Stirne war finster und sein Blick streng.

„Was ist zwischen Dir und Canitz vorgefallen?" fragte der Professor, indem er seinen Adoptivsohn betrachtete.

„En Streit, der mit einer Beleidigung von seiner Seite endete," antwortete Tage mit einem ganz unerschrockenen Blick auf den Vater.

„Um was handelte es sich?" — Aberneys Brauen waren gerunzelt.

„Um ein Frauenzimmer."

„Um welches Frauenzimmer? Ich will ihren Namen wissen."

Ah pah! ich glaube, daß ich in meinem Alter mich nicht mehr über meine Handlungen zu verantworten brauche," sagte Tage trotzig; „ich bin kein Junge mehr."

„Aber Du benimmst Dich wie ein Lümmel."

„Papa!" rief Tage indem er sich erhob.

„Schweig und höre wohl, was ich Dir zu sagen habe. Ich kenne den Namen des Frauenzimmers, das Du nicht nennen willst." Der Professor kreuzte seine Arme und fuhr in strengem Tone fort: „Wie nennt man den Kerl, der die Ehre eines Weibes bedroht sieht, ohne seine Stimme zu ihrer Vertheidigung zu erheben? Man nennt ihn einen Mann, ohne alle Begriffe von Ritterlichkeit. Wie nennt man Denjenigen, der in einem solchen Augenblick die Bekanntschaft und Verwandtschaft mit demselben Weibe verleugnet, das er kaum zuvor zu lieben behauptet hat, während er der erste ist, der sie im Stiche läßt, wenn sie verläumdet wird? Nun, ihn nenne ich einen Mann ohne Ehre, würdig, von jedem ehrenhaften Burschen einen schimpflichen Schlag ins Gesicht zu erhalten, ohne Recht, dafür Genugthuung zu fordern." Der Professor legte seine Hand schwer auf die Schulter des Sohnes und fügte mit Nachdruck hinzu: „Ein solcher Mann bist Du."

Tage wurde todtenblaß und stand auf einmal aufrecht vor Aberney.

Fortsetzung folgt.

## Literarisches.

**Das Neue Blatt 1873.** Nr. 12 ist soeben eingetroffen und enthält: „Vor hundert Jahren." Eine Liebesgeschichte aus altmasurischen Briefen. Von Wilhelm Passauer. — „Die Dachauer Bank in München." Von Adolf Reichner. — „Belladonna." Novelle von L. K. von Kohlenegg (Poly Henrion). — „Im Friedhofe vor Orleans." Gedicht von Dr. E. Beyer. — „Zeit-

gemäß." Gedicht von O. Bl. — „Der weiße Atlasschuh." — „Damenfeuilleton." Zur deutschen Mode. Monolog an eine deutsche Frau. — „Handel und Verkehr." — „Allerlei:" Mangel — Einen Liebhaber loszuwerden. — Das ist etwas Anderes. — Das Bäckermädchen und die Liebhaber in der Kornrolle. — „Räthsel." — „Neue Weihnachtsbücherschau." — „Polytechnischer Briefkasten." — Correspondenz." — An Illustrationen folgende: Mangel. — Im Friedhofe vor Orleans. — Zu: Der weiße Atlasschuh. — Das Neue Blatt ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten für den mäßigen Preis von 15 Sgr. vierteljährlich.

**Das goldene Familienbuch** oder der köstliche Hausschatz für jede Haus- und Landwirthschaft und für Jedermann. Sechste Auflage. Plauen, Verlag von Aug. Schröter. Zwei Theile in 12 Lieferungen, jede 6 Bogen stark, zu dem Subscriptionspreise von 5 Sgr. — 18 Kr. rhein. Complet broch. à Theil 1 Thlr. — 1 Fl. 48 Kr. rhein. Eleg. in halbengl. Leinwandbd. geb. à Theil 1 Thlr. 7½ Sgr. — 2 Fl. 15 Kr. rhein. — Ein Buch, von welchem der I. Theil trotz der Ueberführung des Büchermarktes und der politisch-bewegten, im Allgemeinen der Literatur ungünstigen Zeit, in wenigen Jahren einen Absatz von über **50000** Exemplaren fand, bedarf eigentlich keiner besonderen Empfehlung; die allgemeine außerordentliche Theilnahme des Publikums spricht ebenso für dasselbe, wie die Beurtheilung einer großen Anzahl anerkannter literarischer Autoritäten. Für die Hunderte und Tausende von Fällen und Lagen, in denen Jedermann augenblicklich Rath und Hilfe bedarf, ohne erst bei einem Sachverständigen, einem Arzte oder Chemiker zeitraubende oder kostspielige Belehrungen einholen zu können, bietet das goldene Familienbuch sich als sofortiger, sachkundiger Hausfreund und sicherer Rathgeber in allen Verlegenheiten dar, die in irgend welchem Theile des Hauswesens und der Wirthschaft in Stadt und Land uns immer vorkommen mögen. In alphabetischer Ordnung, die selbst ohne das beigefügte Register den gesuchten Artikel leicht finden läßt, gibt es in seinen praktischen Theilen gegen **1400** bewährte Mittel und Recepte für die Haus-, Land- und Gartenwirthschaft, sowie **350** erprobte, leicht und mit wenig Kosten zu beschaffende medicinische Hausmittel gegen Unfälle des täglichen Lebens, die den Einzelnen, wie die Familie heimsuchen. — Von hohem, moralischem Werthe wird sich, wie bisher, auch in Zukunft der theoretische Theil des Werkes erweisen und des Segens viel in den Familien wirken. Goldene Worte und Lehren sind es, die das Buch über die Familie, die Gründung des Familienlebens und Glückes, über die Erziehung ꝛc., für das Alter der Jünglinge und Jungfrauen in ihren besonderen Lebensverhältnissen, wie endlich für Familienväter und Mütter in ihrer Stellung als solche, wie den Dienenden gegenüber und für diese selbst, an das Herz legt. Der ungemein reiche Inhalt des Buches zwingt uns, unsere Leser auf das Buch selbst zu verweisen und können wir dasselbe aus bester Ueberzeugung als das geeignetste Weihnachts-, Neujahrs-, Hochzeits- und Geburtstagsgeschenk angelegentlichst empfehlen. Der Preis ist mit Rücksicht auf die Menge und Gediegenheit des Inhalts beispiellos billig und wird die Anschaffung durch die Ausgabe, welche in 12 Lieferungen, à 5 Sgr. oder 18 Kr rhein. erschienen und nach und nach zu beziehen ist, Jedermann möglich. — Somit wünschen wir, daß dieser wirklich köstliche Hausschatz von recht vielen Familien nach seinem Werthe gewürdigt werden möge. Er wird, dessen sind wir gewiß, in jedem Hause Gutes stiften.

## Verschiedenes.

New-York, 11. Dez. Eine Feuersbrunst zerstörte das große Hotel in der fünften Avenue. 22 Personen vom Dienstpersonal der obersten Stockwerke sind in den Flammen umgekommen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 111. Sonntag, 15. Dezember 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Oeffne Deinen Mund nicht zur Vertheidigung oder zu stolzen Worten. Bei mir hilft das nichts; Du kannst Dich doch mit Demjenigen nicht duelliren, der Vaterstelle an Dir vertreten hat. Kleide Dich sogleich an. In einer Stunde muß Canitz die Genugthuung haben, die Du ihm schuldest."

„Ich?" rief Tage mit funkelnden Augen. „Soll ich ihm Genugthung geben, ihm, der mich schimpflich geschlagen hat?"

„Ja, das sollst Du."

„Nie. Es gibt keine menschliche Macht, die mich dazu zwingen kann. Ich bin der Beleidigte, und er muß sich entweder mit mir schlagen oder . . ."

„Seinen Abschied nehmen? Thörichter Junge, siehst Du denn nicht, wie erbärmlich Du gehandelt hast?"

„Erbärmlich und in was? Ich habe gesagt, daß ich nicht mit Schuldsried verwandt sei, und ich habe die Wahrheit gesprochen. Um zu wissen, mit wem ich verwandt bin, mußte ich zuerst wissen, wessen Kind ich selbst bin."

„So. Ich hätte geglaubt, daß Du, nachdem ich Dich adoptirt, Dir meinen Namen und alle Sohnesrechte gegeben, nun auch meine Nichte als Deine Cousine betrachten müßtest. Aber wir wollen davon abgehen. In einer Stunde sollst Du erfahren, wessen Kind Du bist. Kleide Dich an."

Der Professor verließ das Zimmer seines Sohnes.

Tage eilte seine Toilette zu vollenden. Ein eigenthümliches unruhiges Gefühl quälte ihn. Er wiederholte die Worte des Professors: „In einer Stunde sollst Du erfahren, wessen Kind Du bist."

Tage hatte sich so wenig oder so ganz und gar nicht mit der Frage beschäftigt: Wessen Kind bin ich? daß es ihm ganz wunderlich vorkam, jetzt daran zu denken. Bis zu dem Tage, wo Tante Sara ihn nach Junta kommen ließ, war er bei einer anständigen Familie in Helsingsfors aufgewachsen, wo für ihn bezahlt wurde und er alle mögliche Sorgfalt genoß. Einigemale während dieser Zeit hatte ein älteres Frauenzimmer, das er bei seiner Ankunft auf Junta als Tante Sara erkannte, ihn besucht. Er hatte nie erfahren, wie sie hieß, sondern nur, daß sie eine Verwandte seiner verstorbenen Eltern sei. Man hatte ihm gesagt, diese seien in seiner zarten Kindheit verschieden. Als er mit vierzehn Jahren von Professor Aberney als Kind angenommen wurde, hielt er es für ausgemacht, daß seine Eltern mit dem Professor verwandt gewesen seien. Er machte einige Fragen, bekam aber da von Aberney die ausdrückliche Weisung, in dieser Beziehung Nichts erforschen zu wollen, sondern mit seiner gegenwärtigen Stellung zufrieden zu sein. Seine Neigung zu Schuldsried und alle damit verknüpften Interessen machten auch, daß er wenig oder gar nicht über sein Herkommen nachdachte, zumal da er es in älteren Jahren als ausgemacht annahm, daß er irgend einer Schwäche Aberneys sein Leben zu danken habe. Jetzt lenkte die Erklärung des Professors seine Gedanken ganz plötzlich auf diesen von ihm vollständig vergessenen Gegenstand. Mit seiner Bemerkung, daß er nicht wisse, wessen Kind er sei, hoffte er Aberney selbst in Verlegenheit zu bringen.

Sobald Tage angekleidet war, trat er in den Saal hinaus, wurde aber ganz überrascht, als er Aberneys Zimmer voll von Leuten fand, wie wenn eine größere Einladung stattgefunden hätte. Noch mehr verwunderte er sich, als er in diesen Gästen sämmtliche Kameraden erkannte, die dem Auftritt am blauen Thor angewohnt hatten. Er begrüßte sie mit einer Miene, als

ob er fragen wollte: Warum seid ihr hier?

Sie beantworteten den Gruß mit einem ähnlichen fragenden Blick. Ganz vorn im Saal stand Lothar im Gespräch mit einem der Engländer, die ebenfalls da gewesen. Professor Aberney stand mit Lieutenant Steen in der Mitte. Als er Tage erblickte, zog er seine Uhr heraus, warf einen Blick darauf und sagte mit vernehmlicher Stimme:

„Ich habe mir die Freiheit genommen, meine Herren, Sie aus Veranlassung des Streites hieher zu bitten, der zwischen Baron Canitz und meinem Adoptivsohn stattgefunden hat.“ — Aberney legte ein starkes Gewicht auf das Wort Adoptivsohn.

„Die meisten Herren werden vermuthlich zugeben, daß mein Adoptivsohn den empfangenen Schlag verdient hat, wenn ich Ihnen mittheile, daß Madame Dorbino meine Nichte und die Cousine von Tage Aberney ist. Seine Verleugnung einer Verwandtschaft mit ihr war also, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, eine höchst unedle Handlung von ihm. Daß der Baron ein Duell mit einem Manne verweigerte, der sich so unritterlich aufführte, halte ich für ganz recht, selbst wenn sich kein anderer Grund zu dieser Weigerung vorgefunden hätte.“

„Herr Professor,“ fiel Lothar ein, „Sie sind mehr als edelmüthig, daß Sie sich zu meinem Vertheidiger machen wollen; aber ich selbst will und werde mich nicht rechtfertigen; ich wünsche es nicht einmal. Ich verlasse die schwedische Flotte und reise nach England, mit der Hoffnung, daß Lieutenant Aberney dann ohne Groll und Unmuth an einen Mann denken wird, der in diesem Augenblick die zwischen uns vorgefallenen Feindseligkeiten beklagt. Lieutenant Aberney hatte als Beleidiger das Recht, Genugthuung von mir zu erhalten. Ich habe sie verweigert und verlasse meinen Dienst . . .“

„Weil Sie sich nicht mit Ihrem Bruder duelliren wollen,“ fiel der Professor ein. „Mein Adoptivsohn, Tage Aberney, ist der jüngere Bruder des Barons Canitz. Sehen Sie da ein Familiengeheimniß, das nur der Baron und ich wußten.“

„Sein Bruder?“ murmelte man.

„Ich, sein Bruder!“ rief Tage, indem er vorwärts stürzte. „Nein, das kann nicht sein.“

„Wenn es nicht sein könnte, so hätte Viktor Aberney nicht vor allen hier Versammelten gesagt, daß es so sei; und nun, meine Herren haben Sie die Lösung des Räthsels. Fordert die Ehre noch, daß Lothar Canitz seinem jüngerem Bruder einen Degen durch den Leib stoßt oder im glücklichsten Fall sich dasselbe von ihm thun läßt, so habe ich nichts weiter beizufügen.“

Lothar stand an die Wand gelehnt. Er war bleich. Nach einigen Augenblicken hatten die Kameraden und Freunde ihn umringt, um ihm als Zeichen ihrer Achtung die Hände zu drücken. Nachdem man dem Professor einige verbindliche Worte gesagt, bereitete man sich zu gehen.

Lothar trat dann in den Kreis der Anwesenden und sprach:

„Als Kameraden sind wir getrennt. Mein Beschluß, die schwedische Flotte zu verlassen, steht fester als je; daß ich es mit Beibehaltung Ihrer Achtung thun kann, ist mir lieb und dafür bin ich dem Professor Aberney verpflichtet. Ich werde mich stets seines Wohlwollens wie auch der Ehre, im schwedischen Dienst gestanden zu haben, würdig machen.“

Fortsetzung folgt.

## Adele.

**Eine schreckliche, aber kostspielige und wahrhaftige Mordgeschichte, geschehen und gedruckt in diesem Jahre.**

[Mel.: Seine Mutter war'ne geborne Lerche rc.]

Eine treue fromme Biederseele
Ist es, die jetzt sitzt in tiefem Gram;
Als Vornamen hört sie auf „Adele“,
Und Spitzeder ist ihr Vatersnam'.

Anfangs weihte sie sich ganz der Bühne,
Doch Erfolg und Gage war gering,
Weßhalb später sie als fromme Sühne
Von dem Thespiskarr'n zur Kirche ging.

Als sie erst zu dem Entschluß gekommen,
Daß bestimmt sie für was Beff'res sei,
Legte sie, wie manche andere Frommen,
Sich in München auf die Wucherei.

Alldort ein Dachauer Bänkchen legend,
Ward es ihr im Anfang etwas schwer;
Aber München ist 'ne schöne Gegend,
Und so glückt's ihr später desto mehr.

Denn es gab in München viele Narren,
Welche hofften auf die Gunst des Glücks;
Also raucht sie täglich zwölf Cigarren
Und trug auf der Brust ein Kruzifix.

Dieses Kruzifix maß ungelogen
Unter Brüdern einen halben Schuh;
Und obgleich sie Jedermann betrogen,
War sie fromm und voller Seelenruh'.

Durch Verheißung fabelhafter Zinsen
Fing sie Bauern mit arglist'gem Sinn,
Strich die Gulden ein mit frohem Grinsen,
Und sofort war Alles futsch und hin.

Denn sie kauft damit den Volksbot-Zander,
Manchen andern auch — o Affenschand!
Und sie lebten herrlich mit einander,
Ob sie gleich für Männer nichts empfand.

So nährt fromm sie sich vom Schweiß der Armen
Aber ihre Freude war nur kurz,
Plötzlich war umstellt sie von Gendarmen,
Und es folgte ihr Zusammensturz.

Betend saß sie und Cigarren schmauchend,
Als die Polizei bei ihr trat ein,
Ihr das Donnerwort entgegenhauchend:
Her zu mir Adele! Du bist mein!

Eine Ohnmacht wirft sie stracks darnieder
Ohne Fassungs- und Besinnungskraft;
Nachts um Eins erst kam sie zu sich wieder,
Und man schleppt sie grausam fort zur Haft.

Dort sitzt jetzt sie hinter festen Mauern —
Ach die „Mutterbank“ war nicht so hart! —
Und erwartet hoffnungsvoll mit Trauern
Die Vertheid'gung ihres Freundes, Karl Barth.

Ringsumher tönt Jammer, denn das Meiste
Hat sie kleinen Leuten durchgebracht;
Daß sie ihre Bettler reichlich speiste,
Dadurch wird es besser nicht gemacht.

Manches Armen schwer ersparter Groschen
Schreit zum Himmel Rache auf ihr Haupt;
Ihre Freundin, die Paulina Dosch'n
Ist auch nicht ruhig sowie man glaubt.

Doch der Menchenfreund bei solchen Kunden
Fragt in christlicher Verlegenheit:
Ach! Warum sieht man so oft verbunden
Große Frömm- und Niederträchtigkeit. Kladd.

---

## Verschiedenes.

München, 10. Dez. Gestern und vorgestern strömten Hunderte von Leuten in die Schönfeldstraße, um in der Hofwagenfabrik von Mayer einen Galla-Schlitten, der dort auf Bestellung für den König gefertigt wurde, zu besichtigen. Dieser Schlitten ist ein wahres Meisterwerk der Bildhauerei, Malerei, Stickerei und über alle Beschreibungen schön und reich. Dazu kommen die zu diesem Schlitten ebenfalls von Mayer gefertigten Pferdegeschirre, die an Eleganz und Reichthum alles übertreffen. Das Ganze, im Style Louis XIV. gehalten, ist ein so glänzendes Zeugniß für den feinen Geschmack des hohen Bestellers, wie für unsere heimische Kunst und Industrie, daß nur zu bedauern ist, daß die Besichtigung solcher Prachtwerke nicht in ausgedehnterem Maße, wie etwa auf der Wiener Ausstellung, gewährt werden kann.

---

Stettin, 10. Dez. In der die verschwundene Anna Böckler betreffenden Angelegenheit hat dem Vernehmen nach die eingeleitete Untersuchung leider noch immer nicht auf eine sichere Spur von dem Verbleib des Kindes geführt. Es sind mehr als hundert Anzeigen über vermeintliche Spuren eingegangen, die sich jedoch sämmtlich als mehr oder weniger unbegründet ergeben haben. Da mithin der objective Thatbestand nicht zu positiver Gewißheit aufgeklärt ist, so sind von den vier noch in Haft befindlichen Zigeunerbanden, die hier und in Poln.-Lissa inhaftirten bereits wieder auf freien Fuß gesetzt worden, obwohl der gegen sie entstandene Verdacht der Betheiligung an dem muthmaßlichen Kindesraube als ein sehr dringender angesehen werden muß. Die Untersuchung hat ergeben, daß unter allen diesen nomadisirenden Gaunern ein auf gegenseitige Begünstigung ihres ver-

brecherischen Treibens gerichtetes, auf altem Herkommen beruhendes und mit der äußersten Strenge beobachtetes Einverständniß herrscht. Es steht zu hoffen, daß der vorliegende Fall die Veranlassung zu energischen legislatorischen und administrativen Maßregeln geben wird, um ein so heilloses Uebel mit der Wurzel auszurotten und einem Nomadenwesen ein Ende zu machen, dessen Lebenselement in einem beständigen Kriegszustande gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit besteht.

In der Gegend von Großwardein hatte eine Gemeinde ihren Lehrer auf das Bitterste verfolgt und zuletzt auf herzlose Weise des Dienstes enthoben. Das Elend der Seinen trieb den armen, hartverfolgten Lehrer in Verzweiflung nach Großwardein, um sich da Erwerb und für seine unglückliche Familie Brod zu suchen. Aber auch hier konnte er für den Augenblick nichts finden. Da ging er aus der Stadt und machte seinem bitteren Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Aus seinem an seine unglückliche Familie gerichteten, herzerschütternden Briefe ersah man, daß seine gesammte Baarschaft nur mehr aus sechs Kreuzern bestand. Auch diese und seine Kleider sollte die Familie des Unglücklichen nicht erhalten. Ein Dieb fand den Leichnam, beraubte ihn des Geldes und der Kleider und ließ blos den Brief zurück. Solche Scenen sind wohl nicht dazu geeignet, um tüchtige Kräfte auf die dornige Bahn des Lehramtes zu locken.

Zürich, 9. Dez. Am 29. August d. J., Abends 7 Uhr 40 Minuten stießen bekanntlich bei klarem Wetter auf dem ruhigen Züricher See die zwei Dampfboote „Concordia" und „Gotthard" aufeinander und es versank das letztere, glücklicherweise mit nur einem Passagier von ca. 40. Unter der Anklage fahrlässiger Tödtung wurden ebendaher der Capitän und der Obersteuermann vor die Geschworenen gestellt und der Proceß unter außerordentl. Theilnahme des Publikums in den letzten Tagen in Zürich verhandelt. Die Anklage gegen den Capitän und Steuermann wurde damit begründet, daß die Concordia zu spät gestopft und rückwärts kommandirt worden sei und dadurch den Zusammenstoß herbeigeführt habe. Aber die Verhandlungen zeigten und die Vertheidiger wiesen nach, daß die Hauptschuld auf den Führern des Gotthard laste, die, aller Regel schnurstracks entgegen, links, anstatt rechts auswichen und so den Zusammenstoß verschuldeten. Indessen war der Gotthard nicht allein Schuld. Schwere Schuld trägt auch die Dampfschiffverwaltung. In ihrem Schlendrian hatte sie dem Gotthard keine Silbe von einem Extraschiff, dem er etwa begegnen könne, mitgetheilt, noch weniger, daß die Concordia auf ihrer Rückfahrt in Obermeilen landen werde. Es ergab sich ferner, daß die Züricherischen Schiffskapitäne keine Seemänner sind, darum als reine Nullen auf dem Schiffe figuriren, und daß die Steuermänner ihnen ins Gesicht lachen, „weil ja die Kapitäne nicht fahren können." Endlich zeigte sich der Mißstand, daß die Züricher Dampfschiffe im letzten Sommer noch keine Sprachrohre besaßen, vermöge welcher Befehle in den Maschinenraum ertheilt werden. Ein Experte der Staatsanwaltschaft, der Dampfschiffcapitän Ribi auf dem Boodensee, legte vor den Geschworenen die Mißstände der Züricher Verwaltung bloß und zeigte der letzteren, was Ordnung sei. Unter diesen Umständen, Angesichts der unverantwortlichen Mitschuld dieser Verwaltung und der links anstatt rechts ausweichenden Gotthard-Mannschaft wurden die Angeklagten freigesprochen. Aber in und mit dieser Freisprechung liegt die Verurtheilung der Verwaltung.

Gegen Herrn Haase, als Director des Leibziger Stadttheaters, schweben einige interessante Prozesse. Während er sich berechtigt glaubt, alle diejenigen Opern und Stücke, die seine Vorgänger honorirt haben, für deren Wiederholung unter seiner Direction nicht wieder bezahlen zu müssen, sind die Genossenschaften der deutschen Autoren, und besonders Richard Wagner, der entgegengesetzten Meinung und haben beide gegen Herrn Haase für die Aufführung vieler Stücke und Opern, inclusive der gesetzlichen Strafe wegen unberechtigter Darstellung, im Ganzen die Summe von 70,000 Thalern eingeklagt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 112. Mittwoch, 18. Dezember 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In Schuldfrieds reizendem kleinem Kabinet, bei offenen Fenstern und von den Frühlingswinden umkost, finden wir am Nachmittag desselben Tages Lothar und Schuldfried. Sie hat ihre Hand in die seinige geschlossen. Mit ihrer milden, melodischen Stimme erzählte sie wie folgt:

„In den ersten zwei Tagen, nachdem ich erfahren, daß die unglückliche Harm Aberney meine Mutter war, betete ich viel. Ich fühlte mich namenlos unglücklich. Am dritten kehrte meine Mutter von ihrer Reise nach Abo zurück.

„Als sie in mein Zimmer trat und meine Blicke auf die düstern unheimlichen Züge fielen, hätte ich einen leidenschaftlichen Schmerzensruf ausstoßen mögen, so schrecklich qualvoll war der Eindruck, sie wieder zu sehen, seit ich das schauerliche Geheimniß der Vergangenheit kannte. Als sie ihre Lippen an meine Stirne drückte, schloß ich die Augen, damit nicht mein Blick die Martern verrathen sollte, die mein Herz zerfleischten.

„Sicherlich war dieß einer der bittersten und peinlichsten Augenblicke in meinem Leben. Ich durchwachte die Nacht unter Thränen, darüber, daß ich ihr Gewissen nicht rein waschen könne, und unter Gedanken an die Zukunft. Die Betäubung, worein der erste Schlag mich versetzt hatte, verschwand, und als der Morgen kam, war der Kampf ausgekämpft. Ich hatte gesiegt über die Bitterkeit in meinem Herzen, über den Schmerz selbst. Es war mir klar, daß ich jetzt handeln und meine Mutter vor allen traurigen Folgen ihres Verbrechens retten mußte.

„Als Annika heraufkam, fand sie mich zu ihrer Ueberraschung wieder hergestellt, von meiner Unpäßlichkeit. Ich wünschte zu wissen, ob meine Mutter den Pacht bezahlen könne. Annika erzählte mir nun, daß der Kaufmann, bei welchem der Rest ihres kleinen Kapitals angelegt worden, wegen Schulden entflohen sei und uns zu wahren Bettlern gemacht habe. Meine Mutter hatte indeß jetzt durch Verkauf ihrer Kleinodien das Geld für den Pacht erhalten.

„Während Annika mir diese Mittheilung machte, kam Doktor Wagner. Er schien im höchsten Grad verwundert, daß er mich gesund fand, und sagte, nachdem er sich überzeugt hatte daß mein Puls ruhig sei, er wünsche unter vier Augen Einiges mit mir zu sprechen. Annika verlies uns und Doktor Wagner sagte mir nun, er habe schon lange die Absicht gehabt, mich vor dem Baron Canitz zu warnen."

„Als der Doktor lange von Dir gesprochen," fuhr Schuldfried fort, „wie Du den Plan habest, mich durch die Schuld meiner Mutter zum Eingehen auf Deine Wünsche zu zwingen behauptete er, mir freundschaftliche Ratschläge ertheilen zu wollen. Diese gingen dahin, daß ich Finnland verlassen und mir mit meiner Stimme die ökonomische Unabhängigkeit verschaffen sollte, die er mir zusicherte. Er erbot sich, mir eine Empfehlung an einen ausgezeichneten Musiker in Frankreich, Herrn X., er entwarf mir den Reiseplan, zählte mir die Mittel vor und übernahm es, unsere Mobilien aufs Allervortheilhafteste zu veräußern, damit ich sogleich Geld bekäme, um nach Paris zu gelangen. Ich glaubte an die lockende Beschreibung des Schatzes, den ich an meiner Stimme besäße, und ich dankte ihm. Er hatte mir, ohne es zu wissen, eine Aussicht eröffnet, um einen bereits gefaßten Beschluß auszuführen. Jetzt blieb noch übrig, die Zustimmung meiner Mutter zu erhalten. Ich sagte dem Doktor, daß ich nicht wisse, wie dieß zugehen solle. Er antwortete mir, wenn ichs zugebe, so wolle er mit meiner Mutter reden, und versprach bei seinrr Ehre, ihre

Einwilligung auszuwirken. Er hielt Wort. Nachdem er eine Stunde mit meiner Mutter gesprochen, suchte er mich auf, um mir zu sagen, daß sie vollkommen damit zufrieden sei, Finnland zu verlassen, und daß sie es mir anheimstelle, wohin ich gehen wolle. Seit diesem Gespräch mit Wagner erschien mir meine arme Mutter noch scheuer, düsterer und unruhiger als zuvor.

„Acht Tage später hatten wir Finnland verlassen, ich mit einer Seele voll von quälenden Gedanken, unglücklich bis in die Tiefe meines Herzens, aber bereit, meinerseits für meine Mutter und ihre treue Begleiterin, Annika, zu arbeiten.

„Ach, als ich Ektorp den Rücken kehrte, ohne daß ein Wort von Dir mir sagte, daß Du den Schmerz bereuest, den Du mir verursacht hattest, da meinte ich, eine Saite sei in meinem Innern gesprungen, und es war mir zu Muth, als ob meiner Seele wärmste Gefühle bei Dir zurückblieben, obschon Alles mir Veranlassung gab, Dich für einen herzlosen Egoisten zu halten, der alle Mittel aufbiete, um seine Wünsche zu erreichen. Ich meinte damals, wenn Du uns mit einer einzigen Zeile einige Theilnahme geäußert oder mich versichert hättest, daß das traurige Geheimniß in Dir todt und begraben sei, so hätte ich mich glücklich gefühlt; aber nein, nicht ein Wort ....."

„Ha, dieser Wagner!" rief Lothar mit Erbitterung, „wie gräßlich viel Böses hat er nicht verschuldet! Ich werde ihm nie verzeihen, daß . . ."

„Daß wir jetzt glücklich sind," flüsterte Schuldfried lachend. „Die Seeligkeit muß uns gut und nachsichtig machen; sie kann sich mit der Erbitterung nicht vertragen." Schuldfried blickte mit einem so schönen Ausdruck in die düstern Augen ihres Lieblings, daß dadurch eitel Sonnenlicht in seinem Blick hervorgerufen wurde. Nach einer Weile setzte sie ihre Erzählung fort:

„Einen Monat darauf waren wir in der Hauptstadt Frankreichs und nach eine Woche später war meine Mutter — geisteskrank." Schuldfried lehnte ihr Haupt an Lothars Schulter; eine Pause entstand. Er schlang seinen Arm um ihren Leib und zog das junge Weib näher an seine treue Brust. Endlich flüsterte er zärtlich:

„Armer Engel!"

„Ach, Lothar, das war eine schauerliche Lage: allein, fremd, jung und unbekannt, ohne Freunde, mit einer schwachsinnigen Mutter, einer alten kranken Dienerin und ohne Mittel. Die unsrigen waren jetzt erschöpft. Mit Schauder fühlte ich, wie unbedacht mein Unternehmen war, mich auf solche Art in ein fremdes Land zu wagen. Herr X., der einzige Mensch, an den ich eine Empfehlung besaß, war nicht in Paris zu finden. Er war nach England gereist, wo er sich ein Jahr aufzuhalten gedachte. Ich hatte mich an die Wirthin des elenden Hotels, wo wir wohnten, um Rath gewandt, und sie machte den Vorschlag mir einen Platz in einem Cafe zu verschaffen, um Abends zu singen. Ich lehnte dieses Anerbieten ab und wollte nach ihrer Anweisung bei einem kleinen Theater eine Stelle suchen, aber auch dieß mißlang. Alle unsere Gelder waren zu Ende, wir schuldeten eine ganze Woche im Hotel, und die Verrücktheit meiner Mutter nahm mit jedem Tage zu, ganz verzweifelt, weil unsere Wirthin erklärte, daß wir ausziehen müßten, wenn wir nicht bezahlten, faßte ich den Entschluß, mich zu dem Singen in einem Cafe, wozu ich aufgefordert wurde, zu bequemen. Es war eines Abends. Ich hatte unsere Wirthin just meinen verzweifelten Plan mitgetheilt und war darauf in unser Stübchen zurückgekehrt. Ueberwältigt von Kummer, begann ich zu singen, um die Angst in meinem Innern zu betäuben und das wahnsinnige Gerede meiner Mutter zum Schweigen zu bringen; denn sobald ich sang, wurde sie still und lauschte. Heimweh hatte mein Gemüth ergriffen, Kummer und Mißmuth erfüllten meine Seele. Mein Herz verlangte nach Kronbrück, und ich sang, als wäre es mein Schwanengesang gewesen.

„Während ich auf solche Art meinem übervollen Herzen Luft schaffte, wurde die Thüre aufgerissen und ein Mann mit silberhellen Haaren trat hastigen Schrittes herein. Ich verstummte; meine Mutter stieß einen gellen Schrei aus, und Annika sprang von dem Schemel empor, worauf sie gesessen."

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschrecke, sagte er auf französisch; aber ich ging vorbei, hörte eine wunderbar schöne Stimme, fragte, wem sie gehöre, und erfuhr, daß die Be-

sitzerin sich einen Platz wünsche, wo sie dieselbe verwerthen könne. Er sagte, er heiße Dorbino, sei Komponist und habe großen Einfluß bei der königligen Oper. Er werde mir gerne nützlich sein, wenn ich von meiner Stimme Gebrauch machen wolle. Später habe ich oft gedacht, die Vorsehung selbst habe Herrn Dorbino an dem anspruchlosen Hotel, wo wir wohnten, vorbei geführt, und zwar just in dem Augenblick, wo ich mit Verzweiflung im Herzen die Lieder meiner Heimath sang; denn von dieser Stunde an war mein Schicksal verändert. Herr Dorbino wurde mein Lehrer, mein Vater, meine Stütze. Er verschaffte meiner Mutter einen Platz in einer Privatanstalt für Geisteskranke, wohin Annika sie begleiten durfte. Mir öffnete er sein Haus, welchem seine ältere Schwester vorstand, die in ihrer Jugend Sängerin gewesen war. Ein Jahr später war ich Sängerin an der königlichen Oper in Paris und reiste im Sommer nach England hinüber, wohin Herr und Fräulein Dorbino, die mir beide viel Zärtlichkeit schenkten, mich begleiteten. Herr Dorbino hatte eine Tochter besessen, die ein hoffnungsvolles Talent war, mit einer Stimme wie die meinige. Einer seiner liebsten Wünsche war gewesen, daß sie mit der Zeit eine ausgezeichnete Sängerin werden möchte. Der Tod entriß sie dem Vater mit siebzehn Jahren. In mir meinte er sie wieder aufleben zu sehen. Als ich bei der königlichen Oper in Paris engagirt wurde, überredete er mich, seinen Namen anzunehmen, weil dieß ihm die Illusion gewähren würde, daß seine Tochter noch lebe, und daß meine Erfolge die ihrigen seien. Als ich von London nach Paris zurückkam, fand ich meine Mutter von ihrer Gemüthskrankheit wieder hergestellt, aber sehr schwach. Ich ließ sie sogleich in meine Wohnung bringen, in dasselbe Haus, wo Herr Dorbino wohnte. Die Aerzte erklärten, daß sie nur noch wenige Wochen zu leben habe. Ein paar Tage nach ihrem Einzuge bei mir bat sie mich um Schreibzeug. Sie schrieb einen langen Brief, welchen Annika auf die Post schaffen mußte. Nach einigen Wochen, als meine Mutter so angegriffen war, daß wir jeden Augenblick auf ihr Ende warteten, meldete man mir ein Frauenzimmer fragend nach Frau Smith.

„Das ist sie! rief meine Mutter und setzte sich hastig im Bette auf. Nach einigen Augenblicken lag sie in den Armen einer hochgewachsenen Frau. Ich ließ sie allein beisammen; eine Ahnung sagte mir, daß die Fremde meine Tante Edith sei.

„Als es wieder Tag wurde, hatte Harm Aberney aufgehört zu leben. Wie ein Engel des Trostes saß Edith Ehrmann an der Seite ihrer Schwester. Meine Mutter hatte in ihr Grab niedersteigen dürfen, ohne zu ahnen, daß ich ihr Verbrechen wußte.“

Fortsetzung folgt.

## Verschiedenes.

Landshut, 11. Dez. Heute Morgen zwischen 7 und 8 Uhr wurde auf der Landstraße zwischen Hainburg und Abensberg ein schreckliches Verbrechen begangen: Drei des Weges wandernde Männer, so viel bis jetzt bekannt, Viehhändler, wurden aus einem Hinterhalt von drei bewaffneten Bürschen überfallen, zwei derselben erschossen und, ebenso wie der dritte ihrer Baarschaft im Betrage von 700 fl. beraubt.

Ein hübsches Beispiel administrativer Schnelligkeit erzählt der „Figaro.“ Beim Ausbruche des Krieges verlangte die französische Colonie Pondichery, den Angriff eines preußischen Geschwaders fürchtend, eine Anzahl Kanonen vom Marineministerium. „Sehr gut!“ rief der Minister und gab Befehl, die Geschütze sofort zu expediren. Dieselben sind denn auch glücklich vor vierzehn Tagen am Orte ihrer Bestimmung angelangt.

In England macht gegenwärtig ein Athlet, der mit seinen drei Töchtern im Alter von sechzehn, siebzehn und achtzehn Jahren Vorstellungen gibt und sich der „moderne Simson“ nennt, ungeheures Aufsehen. Kürzlich producirte er sich unter stürmischem Menschenzulaufe in Manchester. Der Mann ist einige 40 Jahre alt, stark gebaut und schön wie ein Apollo. Er erscheint mit seinen drei Töchtern auf der Bühne und läßt sich dann von zweien der Letzteren tragen, so daß auf den Schultern der Einen sein Kopf ruht, während sich beide Fersen auf den Schultern der zweiten Tochter

befinden. Die Jüngste legt einen centnerschweren Stein auf die Brust des so schwebenden Vaters, ergreift dann einen großen Schmiedehammer, setzt sich auf die Kniee des Athleten und zerschlägt den Stein auf seiner Brust mit dem Hammer, als ob sie in einem Steinbruche, und nicht auf einer Menschenbrust arbeiten würde.

Zur Warnung für Damen theilt das Berliner Fremdenblatt folgenden Fall mit: „Zwei junge Töchter eines Hamburger Kaufmannes waren dieser Tage zu einer Abendgesellschaft eingeladen und im vollen Anzuge, als denselben noch im letzten Augenblicke einfiel, die weißen Handschuhe durch Benzin zu reinigen. Die eine der Dame kam indeß mit den feuchten Handschuhen, die sie auf die Hände gezogen, dem Lichte zu nahe und augenblicklich standen dieselben in Flammen. Die Schwester eilte auf den Hülferuf herbei, ohne zu bedenken, daß auch ihre Handschuhe mit der Flüssigkeit getränkt seien. Nunmehr waren auch die Handschuhe der anderen Schwester entzündet, und während erstere die Geistesgegenwart besaß, die Hände in Wasser zu stecken, verbrannte diese so total an den Händen, daß das Handschuhleder von den letzteren mit der Haut abgerissen werden mußte. Die Brandwunden sind so bedeutend, daß der Arzt zweifelt, ob die Hände dem jungen Mädchen erhalten bleiben. — Bei der leichten Entzündlichkeit des Benzins lassen sich unsere Damen hoffentlich diesen Fall zur Warnung dienen.

Ein origineller Diebsfänger. In einem größeren englischen Hotel hatte man längere Zeit kleine Entwendungen wahrgenommen. An sich unbedeutend, erregte doch die stete und häufige Wiederkehr Bedenken. Da es aller Aufmerksamkeit ungeachtet nicht gelingen wollte, den Dieben oder dem Dieb das Handwerk zu legen, so kam ein englischer Detectiv-Policist auf den orginellen Einfall, sich in Form einer Statue zu drapiren und so den Aufpasser zu machen. Wie gedacht, so gethan. Er stellt sich auf ein zu diesem Zweck disponibles leeres Piedestal, steht ohne Zucken, unbeweglich, und endlich gelingt es ihm, so den Dieb, einen im Hotel beschäftigten Arbeiter, auf der That, d. h. bei einem Stiefeldiebstahl, zu erwischen. Man stelle sich den Schreck des Menschen vor, als er sich plötzlich von einer Statue erfaßt sieht.

Fall von einem Luftballon. Ein amerikanisches Blatt erzählt von einem fürchterlichen Ereigniß, das sich in einer Stadt in Illinois zugetragen hat. Ein riesiger Luftballon, der eben aufsteigen sollte, gerieth in Brand, und floh mit einem Arbeiter, welcher beschäftigt war, den Ballon zu füllen, nachdem das Ankertau verbrannt war, in die Luft. Da der Arbeiter in der Nähe des Korbes war, verstrickte er sich und stieg, einen Fuß nur im Korbe und sich an den Seiten festhaltend, bis zu einer Höhe von 100 Fuß. Bald verlor er auch die Stütze im Korbe, und nur noch auf die Kraft seiner Hände angewiesen, stieg er bis zu einer Höhe von 300 Fuß. Jetzt verließen den Unglücklichen Kräfte und Geistesgegenwart und er fiel zum Entsetzen der versammelten 4- bis 500 Zuschauer vor ihnen zu Boden. So lange der Körper in der Luft war, war er fast aufrecht, fiel aber rückwärts, als er in der Nähe der Terra firma war und schlug mit solcher Wucht zu Boden, daß die Erschütterung in ziemlicher Entfernung noch gespürt wurde. Der Körper war ganz zerschmettert und blutete aus Mund und Nase. Der Ballon fiel nicht weit davon ebenfalls zu Boden und war bald verbrannt.

— Ein Gegenvorschlag. Am Eingang des pariser Cirkus stand neulich Abends unter den Neugierigen ein Mann, der ein so außerordentlich hübsches Mädchen an der Hand hielt, daß Herr Dejean ihm die verführerischsten Anträge für den Fall machte, daß er ihm das schöne Kind anvertrauen wolle, um dasselbe zur Kunstreiterin auszubilden. „Nein," antwortete der Vater, „nein, nicht mein Kind, aber ich habe eine — Schwiegermutter; wenn Sie wollen, so überlasse ich Ihnen dieselbe um die Hälfte der Summe, die Sie mir bieten!"

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nro. 113. | Freitag, 20. Dezember | 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Weißt Du, Schuldfried, wessen Mutter diese Edith ist?“ fragte Lothar, indem er heftig ihre Hand ergriff.

„Ja sie sagte mir's. Sie ist die Mutter Lothars.“

„Du kennst also ihre Geschichte?“

„Nein, sie theilte mir bloß mit, daß sie Deine Mutter sei, daß aber dieß ein Geheimniß für die Welt bleiben solle. Sie erzählte mir auch, wie sie gerade zur rechten Zeit, um Dich an der Ermordung Wagners zu verhindern, nach Kronbrück gekommen sei. Als ich davon sagte, daß Dein Verwalter gedroht habe, meine Mrtter aus Ektorp wegzujagen, erklärte sie mir, daß Du davon ganz und gar nichts wüßtest. Jetzt standest Du vollkommen rein vor meiner Seele da. Als ich in der Erinnerung Dein ganzes Benehmen durchging, sah ich ein, wie übel ich gegen denjenigen gehandelt, der mich so innig geliebt hatte. Mein Herz wurde von dem glühendsten Wunsch ergriffen, zu Dir zu eilen, mich zu Deinen Füßen zu werfen und mein Unrecht abzubitten; aber Deine Mutter sagte mir, Du seiest in englische Dienste getreten, und mit einem brittischen Geschwader nach Indien gesegelt. Als meine Mutter beerdigt war, reiste Tante Edith ab. Sie versprach mich zu benachrichtigen, sobald Du von Deiner Reise zurückkehren würdest, aber sie hat nicht Wort gehalten, — Annika starb bald nach meiner Mutter.

„Ein Jahr nach dem Tode meiner Mutter erlag auch Herr Dorbino einem schweren Brustleiden, das zehn Jahre an seinem Leben gezehrt hatte. Sechs Wochen hindurch wachten ich und seine Schwester bei ihm. Auf seinem Todtenbett ließ er sein Schicksal mit dem meinigen vereinigen, damit ich das Recht haben sollte, einen Namen zu führen, von welchem er glaubte, daß ich ihm Ehre machen würde. Er theilte sein Vermögen zwischen mir und seiner Schwester, stellte aber die Bedingung, daß ich noch einige Jahre bei der königlichen Oper in Paris bleiben müsse, und mich nie bei einem andern Theater engagiren lasse, obwohl ich in den Ferien auch auf andern Bühnen in Europa auftreten und Gastrollen geben könne, damit der Name Dorbino so berühmt werde, wie er es verdiene. Ich gab dieß Versprechen; es war das Geringste, was ich meinem und meiner Mutter Wohlthäter zu Liebe thun konnte.

„Ein Jahr später kam Herrn Dorbinos Nichte, die Gräfin Reinstein, nach Paris. Damals machte ich ihre Bekanntschaft. Im folgenden Sommer trafen wir uns in Rom und reisten von da aus zusammen nach Neapel. Von Deiner Mutter erhielt ich niemals Nachrichten. Ich hatte ihr unter der Adresse, die sie mir gab geschrieben, aber ohne eine Antwort zu erhalten.

„Der Zufall wollte, daß ich während meines Aufenthaltes in Neapel erfuhr, daß Du Dich am Bord der Fregatte Carolina befandest. Wie ich handelte, weißt Du, eben so auch, daß wiederum zwei Jahre vergingen, bevor ich den Muth hatte, noch einen Annäherungsversuch an Dich zu machen; aber da Natalie in allen ihren Briefen von Dir und Onkel Aberney sprach, so wurde es mir unmöglich, noch länger von euch Beiden getrennt zu leben. Ich reiste nach Schweden, mit dem festen Entschluß, das Herz wieder zu gewinnen, das einst mein gewesen und für dessen Besitz kein Opfer mir zu groß war . . .“

* * *

Abends, als Lothar von Schuldfried heimkam, erhielt er nachstehenden Brief;

„Herr Baron!

Wenn Sie morgen frei sind, so beehren

Sie mich mit einem Besuch. Ich wünsche von Ihnen einen Aufschluß zu erhalten, um welchen ich sonst Niemand angehen möchte.

Mit Achtung
Natalie Reinstein."

Lothar leistete der Einladung Folge und fand sich bei Natalie ein. Er traf die junge Gräfin ganz allein.

„Sind Sie sehr verdrießlich über mich, Herr Baron, daß ich Ihre Zeit so in Anspruch nehme?" sagte sie mit ihrem verführerischsten Lächeln und ihrer kindlichsten Miene.

„Gräfin, ich bin über ein schönes Frauenzimmer nie verdrießlich," antwortete Lot r verbindlich.

„Ein Zufall hat mich genöthigt, Sie um diesen Besuch zu bitten. Bei der Revision einiger Papiere meines Mannes fand ich unter anderm einen Brief. Auf dem Rand standen die Worte: Gefunden im Hotel N. in Berlin. Der Brief ist russisch geschrieben, und ich wünschte, daß Sie als Kenner dieser Sprache mich darüber aufklären möchten, ob er möglicher Weise einen Werth für mich haben kann." Die Gräfin überreichte den Brief.

Lothar empfing ihn ohne alles Mißtrauen; aber während des Oeffnens wechselte er die Farbe und warf seine durchdringenden Blicke auf die Gräfin.

„Haben Sie dieß wirklich unter den hinterlassenen Papieren des Grafen gefunden, Madame?"

„Ja, wie ich sage."

„Sie wissen also nicht, von wem oder an wen der Brief ist?" Lothar lächelte.

„Nein, ich verstehe nicht russisch und deßhalb belästigte ich Sie."

„Es wundert mich, daß die Wahl auf mich fiel. Warum nicht eben so gut auf den Dr. Wagner? er liest auch russisch."

„Der Doktor ist verreist, wissen Sie es nicht?"

„Nein, ich weiß kein Wort davon. Gestehen Sie, daß sich das sehr sonderbar trifft." Jetzt lachte Lothar und sah Natalie mit einem Blicke an, der auch bei dieser künstlich erhärteten Natur das Blut in die Wangen trieb.

„Baron Canitz, ich verstehe Ihr Benehmen und Ihre Worte nicht," sagte Natalie, indem sie eine stolze Haltung annahm.

„In diesem Fall, meine gnädige Gräfin, wollen wir zur Lesung des Briefes schreiten, der an Niemand anders als an mich gerichtet und von General Canitz ist. Ich war fünfzehn Jahre alt, als ich ihn erhielt. Wollen Sie den Inhalt hören?"

„Wenn der Brief an Sie ist, so habe ich ja kein Interesse dabei zu erfahren, um was es sich handelt."

„Vielleicht wissen Sie es bereits?"

„Herr Baron, ich glaube Sie vergessen die Forderungen der Artigkeit," rief Natalie.

„Nein, Gräfin, das thue ich nicht; aber ich möchte wünschen, daß Sie und ich die Masken abwärfen. Sie haben diesen Brief nicht nach dem Tode Ihres Mannes gefunden, Sie haben ihn von Dr. Wagner erhalten. Warum und zu welchen Zwecken, das begreife ich nicht."

„Nun wohl, ich habe ihn wirklich von Dr. Wagner erhalten," rief Natalie, welche einsah, daß eine gutgespielte Aufrichtigkeit hier an ihrem Platze war. „Er hat ihn mir mit dem Wunsche gegeben, daß ich ihn in Ihre Hände bringe, Sie jedoch dabei an das Versprechen erinnern solle, das Sie Ihrem Vater gegeben haben."

„Warum gab er Ihnen einen solchen Auftrag?" fragte Lothar kalt.

„Aus dem eifachen Grund, weil er meine Ergebenheit gegen Sie kennt."

„Sie sind allzu gütig!" Lothar verbeugte sich.

„Er weis auch, daß Sie ihm mißtrauen, und deßhalb wünschte er Ihnen durch eine andere Hand die Nachricht zukommen zu lassen, daß Madame Dorbino eigentlich nicht Smith heißt, sondern . . ."

„. . . . Aberney," fiel Lothar ein. „Ich weiß das." —

„Wissen Sie auch, daß ihre Mutter . . ."

„Die Schwester von Edith Ehrmann war, die den Legationssekretär Canitz heirathete. Ja, Frau Gräfin, Alles das weiß ich."

„In diesem Fall war Dr. Wagners Unruhe darüber, daß Ihre frühere Neigung zu Madame Dorbino wieder aufflammen könnte unbegründet."

„Vollkommen!" — Lothar lächelte. „Der gute Doktor glaubte, mich also von meiner Herzensschwachheit retten zu können, indem er

mich darüber aufklärte, daß Madame Dorbino einer Familie angehöre, mit der ich keine Verbindung einzugehen versprochen habe."

„Er hegte die feste Ueberzeugung, daß Baron Canitz niemals einem Versprechen untreu werde, und am allerwenigsten einem solchen, das er seinem verstorbenen Vater gegeben. Dieses muß heilig sein."

„Ja, ein Versprechen gegen meinen Vater würde das immer bleiben." Lothars Stirne legte sich in einige Falten; „aber, Frau Gräfin, da Sie mich mit so viel Güte und Wohlwollen erfreuen, so haben Sie den Doktor gewiß auch um die Gründe gefragt, warum ihm so viel daran liegt, daß ich mein Wort halte. Hat der Doktor persönlich Etwas gegen Madame Dorbino?"

„Sie ist die Tochter der Giftmischerin Harm Aberney. Es liegt etwas Gefährliches in der Erbschaft, welche die Tochter einer Verbrecherin empfangen hat."

„So, aber ich bin ja selbst der Sohn des Mannes, der seinen eigenen Bruder in Sibirien verschmachten, den Vater Wagners nebst mehreren andern Polen zu Tode knuten, die Mutter und Geschwister des Doktors nach Sibirien führen ließ; mit einem Worte, eines Mannes, der ein grausames Herz und einen treulosen Charakter hatte; auch ich habe ein unglückseliges Erbe erhalten."

„Aber in Ihrem eigenen Charakter findet sich Nichts, was grausam und treulos ist."

„Findet sich bei Madame Dorbino Etwas von dieser Art vor?"

„Ich bin weit entfernt, dieß behaupten zu wollen; aber was sie ist, das wissen wir nicht. Sie ist in erster und letzter Linie Schauspielerin. — Ihr Glück, Baron Canitz, kann unmöglich an der Seite dieser Frau erblühen."

„Das kann es nicht; nein, Sie haben Recht; und ich werde es nicht mehr da suchen." Lothar lächelte heiter. Natalie wußte nicht, wie sie dieses Lächeln erklären sollte.

„Dank für diese Worte. Sie werden ganz sicher einen Mann erfreuen, der mit der Sorgsamkeit und Theilnahme eines Vaters alle Ihre Schritte beobachtet." Natalie reichte ihm die Hand, indem sie mit weicher Stimme hinzufügte: „Entschuldigen Sie mich, wenn ich meine Rolle bei Uebergabe des Briefes schlecht spielte; Doktor Wagner hielt mich für eine bessere Schauspielerin, als er mich ersuchte, Ihnen diese Erinnerung aus dem Todtenreich zu geben und dadurch eine unglückliche Verbindung zu verhindern."

„Aber, Gräfin, ich weiß nicht, auf was Ihre Befürchtungen sich gründen; ich war der einzige, der seine Huldigung der Sängerin nicht darbrachte."

„Das ist wahr, aber der Doktor kannte Ihre frühere Neigung zu ihr, und ich habe genug verstanden, um den Schluß zu ziehen, daß sie noch immer einen großen Einfluß auf Ihr Herz ausübe."

„Ich kann heilig versichern, daß Madame Dorbino nicht gefährlich ist oder war."

„Baron, erinnern Sie sich an das, was Sie mir vor ganz kurzer Zeit sagten."

„Sagte ich Ihnen damals, daß ich Madame Dorbino liebe?"

„Sie sagten damals, daß sie die Frau sei, welche Sie unter allen am meisten bewundern und verehren. Sie haben sie auf eine Art vertheidigt, die Ihnen sehr theuer zu stehen kam . . ."

„Ah, Sie kennen also die Geschichte vom blauen Thor?" Lothar runzelte die Brauen.

„Ich habe sie in den Zeitungen gelesen."

„Alle Anwesenden gelobten Stillschweigen und dennoch weiß die ganze Hauptstadt darum. Es schmerzt mich, daß Männer ihr Wort brechen können. Im Uebrigen, Gräfin, kann man ein Frauenzimmer verehren und bewundern, ja sie sogar vertheidigen, ohne daß damit bewiesen ist, daß man sie liebe."

„Ihre Worte setzen mich in Erstaunen und erfreuen mich." Natalie fixirte Lothar.

Fortsetzung folgt.

## Verschiedenes.

Metz, 12. Dez. Vom Unglück auf Schritt und Tritt verfolgt, lebte hier ein Franzose mit Familie, dem es trotz Fleiß und Anstrengung nicht gelingen wollte, in seinem Geschäfte zu reussiren. Vor einem Jahre glaubte er seine Lage durch Verlegung seines Domizils nach Brüssel verbessern zu können, nach einem halben Jahr jedoch kehrte er wieder hieher zurück, da es ihm in Brüssel ebenfalls sehr schlecht erging Hieher wieder zurückgekehrt,

sah er sich jedoch wegen seit drei Jahren rückständiger Miethe von 1500 Fr., welche er, da er ein Staatsgebäude bewohnte, dem Fiskus schuldete, ohne Wohnung und ohne Mittel, den Miethzins zu zahlen. Auf Anrathen seiner Freunde wandte er sich an eine hiesige Persönlichkeit, deren Wohlthätigkeitssinn allgemein bekannt ist. Dieser Tage kam nun die Nachricht, daß der Wohlthäter die ganze Schuld des Armen übernommen habe; er könne auch künftig unentgeltlich das Staatsgebäude so lange bewohnen, als nicht anderweitige Verfügung darüber getroffen, in welch' letzterem Falle aber für ihn gesorgt werde. Es war die Kaiserin Augusta, welche, von der trostlosen Lage des Mannes in Kenntniß gesetzt, mit helfender und rettender Hand eintrat. — Seit einigen Tagen haben wir starken Schneefall.

[Mißverständniß.] Ein Straßburger Gelehrter schickte jüngst einige wissenschaftliche Instrumente zum Behuf der Reparatur an ein bekanntes Geschäft in Paris, mit dem Bemerken, man möge bei der Rücksendung die Rechnung durch „Postvorschuß“ ausgleichen. Einige Tage darnach kam in Straßburg ein Brief aus Paris an, in welchem dem erstaunten Professor mitgetheilt wurde, daß man mit Vergnügen die betreffenden Reparaturen vornehmen werde, wenn auch bis jetzt „monsieur Postvorschuss, que vous m'avez annoncé“ noch nicht sich haben sehen lassen. — Unter diesen Umständen bleibt dem armen Gelehrten nichts anderes übrig, als seinen Pariser Gläubiger durch — „madame Postanweisung“ bezahlt zu machen!

Paris, 11. Dez. Der orkanähnliche Sturm, der gestern über Paris losbrach, hat große Verheerungen angerichtet. Mehrere Personen wurden getödtet und viele mehr oder weniger schwer verwundet. Der Sturm wüthete besonders stark von 5 bis 8 Uhr. Es war ein wahrer Regen von Steinen, Brettern, Dachziegeln und Schornsteinen. Am heftigsten war er an den Ufern der Seine. Viele Bäume wurden dort entwurzelt. Einige Schiffe sollen auch untergegangen sein, darunter auch ein Wäscherschiff, auf welchem sich 21 Waschweiber befanden. Alle Läden an den Quais waren von 6 Uhr an geschlossen. Die Zahl der Schornsteine, die herabgerissen wurden, beträgt über 500. Einer derselben tödtete eine Frau, ein anderer stürzte im Faubourg Poissonnière auf den Wagen der Schauspielerin D. und brachte dem Kutscher eine tödtliche Wunde bei. Eine größere Anzahl Omnibus- und und anderer Kutscher wurden durch die Schornsteine ebenfalls verwundet. Der Wind hatte eine solche Gewalt, daß er sehr viele Personen, besonders auf dem Boulevard des Italiens zu Boden warf. In der Rue Rivoli fiel eine Frau so unglücklich, daß sie den Schädel zerschmetterte. Auf dem Place de la Concorde wurde ein junger Mann vom Sturm unter einen Omnibus geworfen, der ihm beide Beine zerschmetterte. In den Champs Elysées und im Luxemburg-Garten wurden eine große Anzahl von Bäumen entwurzelt. In den Ersteren wurde ein Deutscher, Namens Schmitt, tödtlich verwundet. Einer der Mastbäume des dortigen Zirkus wurde vom Winde umgerissen und schlug ihm den Rückgrat entzwei. Andere ähnliche Fälle ereigneten sich zu Hunderten. Besonders heftig war der Sturm auf dem Place du Chateau d'eau, daß er ein Schilderhaus mit dem Soldaten, der sich in demselben befand und schwer verwundet wurde, zu Boden warf. Auch mehrere Häuschen von Journal-Verkäuferinnen wurden mit ihren Besitzerinnen zu Boden geworfen. In Versailles war das Unwetter auch furchtbar. Der Sturm legte sich vollständig nach 10 Uhr Abends, und von da ab hatten wir hellen Mondschein, das herrlichste Wetter. Gegen Morgen bedeckte sich aber der Himmel wieder mit düsteren Wolken und seit 10 Uhr haben wir ziemlich starken Schneefall. Die Seine selbst ist im Steigen begriffen. In Bercy und einigen anderen Stadttheilen steht das Wasser 2—3 Fuß hoch. In der Umgegend von Paris sieht es schlimm aus.

---

Das Neueste auf dem Gebiet des Fortschritts ist ein ganzer Anzug für zwei Schillinge oder einen halben Dollar. Derselbe ist in London zu haben und — von Papier.

---

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 114.** Sonntag, 22. Dezember **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Man kann nicht zwei Herren zugleich dienen, Gräfin. Ich liebe die Frau, die mir für die Schiffbrüche meines Ehrgeizes Ersatz gewähren wird, und an deren Seite ich einen Himmel auf Erden zu finden gedenke, zu sehr, als daß ich einer andern huldigen könnte."

„Ah! Sie lieben also . . ."

„Ja, ich der Granitmensch, wie Sie mich nannten, könnte, von einer ganzen Welt verachtet und verstoßen, glücklich leben, wenn ich nur zu ihren Füßen leben dürfte, umkost von ihrer Stimme und bezaubert von ihrem Bilde."

Nataliens Augen ruhten wie festgezaubert auf Lothars jetzt so warmen und lebhaften Gesichtszügen, worin die Kraft einer mächtigen, glühenden Leidenschaft zu lesen stand. Nie war er schöner gewesen, wie in diesem Augenblick. Nataliens Herz bebte von einer eigenthümlichen Unruhe. Die Hoffnung, die treulose Hoffnung spiegelte ihr in dieser Sekunde so manches bezaubernde und kosende Bild vor.

„Verzeihen Sie Gräfin, daß ich von mir gesprochen habe," begann Lothar wieder, indem er sich erhob; „aber Ihr Interesse für mein Glück hat mich dazu veranlaßt. Ich will daher hinzufügen: Madame Dorbino kann mir nie gefährlich werden, weil ich Ihnen schon morgen meine Braut Schuldfried vorzustellen gedenke."

Lothar küßte der Gräfin die kalte Hand und entfernte sich.

* * *

„Verlobt!" sagte Natalie, als Lothar verschwunden war. „Verlobt, er, der einzige Mann, für welchen ich ein anderes Interesse hatte als das der Eitelkeit."

Ihr Blut kam in Gährung; jeder Tropfen verwandelte sich in Galle. Es war nicht Schmerz, sondern ein Gefühl heftigen Verdrusses darüber, daß Lothar es wagte, seine Hoffnung und sein Glück an eine andere zu ketten, als an sie. Sie hatte alle möglichen Mittel angewandt, um ihn zu fesseln, es hatte sogar Augenblicke gegeben, wo sie glaubte, es sei ihr geglückt. Ja, diese ganze Zeit über, die Madame Dorbino in ihrer Gesellschaft zugebracht, hatte Natalie sich damit geschmeichelt, für Lothar einigen Werth zu haben, und jetzt — jetzt sah sie alle ihre Hoffnungen vereitelt. Die verletzte Eitelkeit ist bei einem Frauenzimmer vollkommen eben so gefährlich, wie die verletzte Eigenliebe bei einem Mann.

Eine Frau, die sich's zur Lebensaufgabe gemacht hat, zu gefallen, einen Hof von aufwartenden Kavalieren zu haben, die ihretwillen kommen und seufzen, verzeihet Alles, außer wenn ihr eine Eroberung nicht gelungen ist. Derselbe Mann, der Gegenstand ihres bezauberndsten Lächelns, ihrer hinreißendsten Blicke gewesen, wird ihr Todfeind, wenn er ihrem Eroberungsversuche widerstanden hat, und sie thut jetzt Alles, um dem Unnahbaren zu schaden. Jedermann weiß, daß die Frau ein Engel ist, wenn sie liebt, aber eine Furie, wenn sie haßt.

Natalie, diese Priesterin der Eitelkeit, der Salonsintriguen, und der Koketterie, sie, die niemals Freundschaft, Liebe oder Haß empfunden hatte, wurde jetzt von einem heftigen Verlangen ergriffen, Lothar ein Leid zuzufügen, ihm einen recht bittern Schmerz, eine schwere Demüthigung zu verursachen, ihm eine unheilbare Wunde zu schlagen. Und dann Schuldfried, diese Vermessene, die sich erdreistet, zwischen Natalie und Lothar zu treten, welches Uebel konnte man wohl ihr wünschen, das den Aerger Nataliens aufgewogen hätte? Indeß gehörte die Gräfin nicht zu denjenigen, die unthätig dasitzen und über ihre Verrechnungen nachgrübeln. Nein, sie war vielmehr eine jener eigensinnigen Naturen, die sich vom

Widerstand reizen lassen und ihren Gefühlen gerne auf eine thätige Art Luft schaffen.

Nur einige Minuten blieb Natalie, wie von ihrem Aerger betäubt sitzen; dann sprang sie auf und klingelte heftig. Ein Bedienter erschien.

„Spanne meinen bedeckten Wagen an und fahre sogleich nach Doktor Wagner; er möge hierher kommen."

Der Bediente entfernte sich und nun schrieb die Gräfin folgendes:

„Lieutenant Aberney!

„Ich bin eine schlechte Freundin: ich habe Ihren Interessen übel gedient. Canitz verlobt sich mit Schuldfried. Er wird sie also Ihnen entreisen. Besuchen Sie mich so bald Sie dieses erhalten.

Natalie."

Etwas später erhielt die Gräfin folgendes Schreiben:

„Meine gnädige Gräfin!

Sie, die Sie mit vieler Güte einen armen Gelehrten umfaßt haben und überdieß den Liebling des Gelehrten, seiner Nichte, Ihre Freundschaft schenken, werden sich sicher nicht der Einladung entziehen, die Verlobung Schuldfrieds mit Lothar Canitz am 4. Juli mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Wo Sie auftreten, da erscheinen auch Freude und Liebreiz in Ihrem Gefolge.

„Mit ausgezeichneter Achtung hat die Ehre zu zeichnen

„Ihr gehorsamster Diener
„Victor Aberney."

Natalie zerdrückte diesen Brief mit krampfhafter Heftigkeit, in dem sie murmelte:

„Ich werde kommen, aber ich werde ein ganz anderes Gefolge als Freude in Dein Haus mitbringen, Du scheinheiliger Pedant. Es ist, als wollte er sich an meiner Niederlage erlaben. Auch dieser hochmüthige Finne muß dadurch niedergedrückt werden, daß er erfährt, wie genau man die Flecken in seiner Familiengeschichte kennt."

Der Doktor erschien jetzt. Das Gesicht des schlauen Polen verrieth einen gewissen Grad von Ungeduld. Das Erste was er sagte, war:

„Gräfin, was fällt Ihnen ein, daß Sie nach mir schicken, während ich verreist sein soll?"

„Ich konnte nicht anders. Da sehen Sie her!"

Natalie reichte ihm den Brief des Professors.

„Ah, schon so frühe?" murmelte Wagner. „Das geht über meine Berechnung. Ich glaubte nicht, daß die Widerwärtigkeiten, die im Wege standen, so bald beseitigt werden könnten." Der Doktor warf sich in einen Emma, indem er seine gewöhnliche feine Höflichkeit gänzlich vergaß.

„Er wird sehr glücklich werden, nicht wahr?" sagte Natalie.

„Beneidenswürdig!" antwortete der Doktor; „dieses Weib hat ein Herz wie Edelstein. Ich habe sie in bittersten Prüfungen beobachtet, und ich habe nie dieses schöne Gesicht sein zuversichtliches Gepräge verlieren, nie diesen stolzen Nacken sich beugen sehen. Sie hat die Tage der Widerwärtigkeit mit Seelenstärke und Muth ertragen, sie hat mit Kraft und Entschlossenheit in den Gang der Ereignisse eingegriffen. So lange ich ihr Freund war, hatte sie Vertrauen zu mir. Damals war ich selbst ein besserer Mensch. Sie besitzt eine wunderbare Macht über alle, mit denen sie in Berührung kommt; Sie könnte den Satan selbst fromm und bescheiden wie ein Lamm machen. Für Canitz gibt es keinen Schmerz, kein Leiden, so lange sie an seiner Seite steht; er wird sehr, sehr glücklich werden."

Der Doktor stützte den Kopf in seine Hand und murmelte: „Glücklich er, — der Sohn des Henkers der Meinigen!" Wagner richtete heftig seinen Kopf auf und fügte hinzu: „Nein, und müßte ich mich zu einem Verbrechen erniedrigen, so darf ein Canitz nicht glücklich werden."

Natalie hatte schweigend dagesessen, in der Erwartung, daß der Doktor noch Einiges hinzufügen würde, aber als dieß nicht geschah, sagte sie:

„Nun, Doktor, werden wir dasitzen und ganz bescheiden das Glück dieser Leute ansehen, ein Glück, das in den Ruinen unserer Pläne aufgeblüht ist?"

„Ich habe noch nie die infame Rolle eines Zuschauers gespielt, wenn Etwas mir unangenehm war. Nein, Gräfin, wer einen Zweck erreichen will, muß auch im Stande sein, Etwas dafür zu wagen. Wir wollen jetzt

sehen, ob Sie energisch genug sind, um diesen Grundsatz festhalten zu können."

„Sie können dessen versichert sein."

„Gut?" Der Doktor stand auf, um die Thüre zu schließen, aber in diesem Augenblick trat der Bediente ein und meldete:

„Lieutenant Aberney!"

In der nächsten Minute küßte Tage die Hand der Gräfin, indem er einige Worte von Erkenntlichkeit u. dgl. murmelte. Man konnte ihm leicht ansehen, daß ein verheerender Sturm über sein Inneres gezogen war. —

„Nun, Lieutenant Aberney, Sie werden sich wohl mit Baron Canitz versöhnt haben?" sagte der Doktor.

„Ja!" war alles, was Tage antwortete.

„Er verlobte sich mit Schuldfried," fiel die Gräfin ein. —

„Auch das ist wahr."

„Und Sie sind damit zufrieden?"

„Ich kann es nicht hindern."

„Was würden Sie sagen, Herr Lieutenant, wenn ich diese Vereinigung unmöglich machte?"

„Ich würde sagen, daß dieß nicht im Bereich der Möglichkeit liege."

„Aber wenn dennoch?" Die Gräfin sah ihn an.

„Sie sind sehr gütig, Gräfin, daß Sie mir fortwährend so viel Freundschaft zeigen und noch in der letzten Stunde meinen Muth aufrecht erhalten wollen; aber es ist zu spät. O! Sie ahnen nicht, wie unglücklich ich bin." Tage fuhr mit der Hand über die Stirne. „Wenn ich doch den Haß zu löschen vermöchte, den ich fortwährend gegen ihn hege! Aber das ist unmöglich."

„Das Klagen ziemt dem Manne nicht, sondern das Handeln. Wir wollen jetzt hören, was unser Doktor für Heilmittel gegen dieses Uebel da hat. Sagen Sie uns zuerst Ihren Vorschlag," fügte die Gräfin gegen Wagner gewendet hinzu.

* * *

Zwei Tage später war Professor Aberneys Wohnung festlich geordnet, um Gäste zu empfangen. Tante Sara, in einem neuen schwarzen Seidenkleid und mit einer nagelneuen Haube, trippelte durch die Zimmer, weinte von Zeit zu Zeit ein Bischen, und seufzte so tief, als hätte sie ein Begräbniß anzuordnen. So oft sie durch den Saal ging, warf sie einen betrübten Blick auf Tages Thüre und murmelte:

„Mein armer Junge! Wollte Gott, dieser schwere Tag wäre vorüber. Ich werde Schuldfried nie das Herzleid verzeihen, das sie ihm bereitet hat. Nein, nie werde ich vergessen, daß sie den Andern vorziehen konnte. Daran ist Viktor Schuld. Ja, so ist's. Er wollte nicht auf meine Warnungen hören." Jetzt wurde das Nastuch hervorgezogen, Sara trocknete ihre Augen und schluchzte ein wenig, aber als sie an die Nase ansetzte, fielen ihre Blicke auf die Lichter und Kronleuchter, und pumps! nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. „Herr, mein Gott und Schöpfer, wie Lotte die Lichter hineingesteckt hat! So viel ist gewiß wahr, daß man überall dabei sein muß, sonst geht es ganz närrisch zu." Sie nahm einen Stuhl, stellte sich auf ihre Zehen und brachte unter leisem Gebrumme über Unordnung, Unzuverlässigkeit u. dgl. das Vernachlässigte in Ordnung. Just als dieß geschehen war, trat der Professor aus seinem Kabinet und ging durch den Saal nach Tages Zimmer. Tante Sara vertrat ihm geradezu den Weg, und sagte mit einer Stimme, die von Verdruß und Schmerz zitterte:

„Wohin willst Du, lieber Viktor?"

„Zu Tage hinein," lautete die ruhige Antwort.

„Laß den Jungen in Ruhe!" fiel Sara heftig ein und stimmte eine ihrer Thränenmelodien an. „Ich sollte meinen, Du habest ihm die Last schwer genug gemacht. Das sage ich Dir, Viktor, ich hätte nie geglaubt, daß Du Dich so herzlos gegen Tage benehmen würdest, wie Du jetzt gethan hast; davon wie Du mich behandeltest, will ich gar nicht sprechen. Nun ergoß sich eine wahre Thränenfluth, während welcher Sara mit beweglicher Stimme und in sehr hohem Diskant fortfuhr: „Ich bin an schlechte Behandlung so gewöhnt, aber ich hatte mir vorgestellt, daß das Kind, welches Du angenommen, noch auf einige Zärtlichkeit rechnen könne. Der arme Tage, was hat er nicht ausstehen müssen, ohne daß ein freundliches Wort sein Leiden milderte?" Tante Sara mußte wieder mit dem Nastuch hervorrücken. „Und diese schändliche Verlobung, welche er auf Deinen Befehl anwohnen soll und..."

„Jetzt, Tante, könnte es genug sein," fiel Aberney kalt ein. „In einer halben Stunde kommen meine Gäste. Du wirst sie wohl nicht mit Thränen und Schluchzen empfangen wollen. Was Tage betrifft, so habe ich mir nur eines vorzuwerfen, nämlich meine allzu große Nachsicht gegen ihn. Wenn man sich wie er als ein Mensch ohne Ehre und Selbstbeherrschung benimmt, wenn man nichts Anderes als seine egoistischen Wünsche im Auge hat, so ist es Vaterpflicht, eigenen entarteten Sohn mit Gewalt auf die Gebote der Ehre hinzuleiten. Sprich mir nicht von Tage, sondern danke Gott, daß Du ihm zur Seite stehst, denn sonst hätte ich ihn vor allen seinen Kameraden für unwürdig erklärt, meinen Namen zu tragen."

„Um Gotteswillen, was sagst Du?" rief Sara, indem sie erschrocken zu dem Neffen aufschaute.

„Ich sage, daß nur die Rücksicht auf Dich mich abhielt, Tage nach Verdienst zu strafen. Ich glaube ihn jeder schlechten Handlung fähig."

Der Professor ging auf die Thüre zu, legte die Hand an's Schloß und fügte hinzu:

„Er ist das Gegentheil von Lothar Canitz; es gibt keine Art von Edelmuth, welche dieser nicht an meinem unwürdigen Adoptivsohn ausgeübt hätte, dessen einzige Antwort stets ein neuer Verrath an Ehre und Pflicht war."

Aberney öffnete die Thüre. Er fand Tage einige Schritte davon stehend, bleich, mit hochgehaltenem Kopfe. Aberney schloß die Thüre wieder und Tage sagte langsam:

„Also nur die Rücksicht auf Tante Sara hat Dich abgehalten, Deinen unwürdigen Adoptivsohn zu bestrafen, den Du jeder Schlechtigkeit fähig glaubst? Ich bin also so tief in Deiner Achtung gesunken, Papa?"

„Ja," antwortete der Professor.

„Du hältst mich für einen erbärmlichen Egoisten ohne Ehre und Glauben?

„Dein Benehmen war von dieser Art."

„Ich bin ein elender, schwacher Tropf, ohne allen moralischen Muth, ohne alle Selbstbeherrschung?"

„Das bist Du."

Fortsetzung folgt.

## Literarisches.

**Das neue Blatt 1873.** Nr. 13 ist soeben eingetroffen und enthält: „Nur kein Blaustrumpf." Novellette von E. Vely. — „Für die Ueberschwemmten an den Ostseeküsten." Prolog; geschrieben zu einem Concert für die Verunglückten in Schleswig-Holstein. Von O. Horn. — „Adolph von Wrede's Reise in Hadhramaut und seine Ehrenrettung durch Frhr. v. Maltzan und Werner Munzinger." Von H. O. — „Was die Sonne erzählt." Von F. H. — „Belladonna." Novelle von L. K. von Kohlenegg (Poly Henrion). — „Heitere Chronika." Von O. Bl. — „Für Haus und Heerd," „Allerlei": Algerien. — Die Taschenuhr Karls I. — „Räthsel." — Neue Weihnachtsbücherschau." — „Aerztlicher Briefkasten." — Correspondenz". — An Illustrationen folgende: Im kühlen Keller. — Was die Sonne erzählt. — Am Flusse. — Im Dachstübchen. — Herr Kater und Frau Kätzchen gehen auf den Nußberg. — Das Neue Blatt ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten für den mäßigen Preis von 15 Sgr. vierteljährlich.

## Verschiedenes.

— Aus Niederbayern, 13. Dez. In Pfeffenhausen brachen heute Nachts Räuber in die Postexpedition ein, überwältigten, knebelten und mißhandelten den Expeditor und nahmen mit, was sie an Geld fanden. Wahrscheinlich sind es dieselben, die vor zwei Tagen den Straßenraub zwischen Abensberg und Mainburg begangen haben.

Ein theurer Fuchsschwanz. Die Kosten der Fuchsjagden bei Pest belaufen sich bis jetzt auf 140,000 fl. Das bisherige Resultat war ein einziger Fuchs, dessen Schweif bekanntlich dem Erzherzog Wilhelm zugesprochen wurde. Es dürfte wohl der theuerste Fuchsschwanz in der Welt sein.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

**Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."**

**Nro. 115.** Mittwoch, 25. Dezember **1872.**

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Die Vergangenheit hat mich als solchen gezeigt." Tage fuhr mit seinen beiden Händen an seine Stirne und drückte seine Schläfe. „Ja, diese Hölle von Neid, Eifersucht, von wilden und zügellosen Wünschen, von brennender Liebe und verzehrenden Leidenschaften, Alles das hat mich wirklich in einen beklagenswerthen Menschen umgewandelt."

Er warf sich in einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Und gleichwohl," sagte Aberney mit Ernst, „warst Du der Gegenstand, an den meine Hoffnungen sich knüpften. Als ich am ersten Morgen, wo du unter meinem Dache schliefest, an Deinem Lager stand und Dein frisches, offenes Gesicht betrachtete, da erblickte ich in Dir die Freude meines Alters, seine Ehre und seinen Stolz. Ich gab Dir meinen Namen in der vollen Ueberzeugung, daß Du ihm Ehre machen würdest; aber man hat Unrecht, wenn man seine Hoffnung auf Adoptivkinder baut; sie halten selten, was sie versprechen."

Tage saß unbeweglich da. Es entstand eine längere Pause. Endlich erhob sich Tage und reichte mit tiefer Bewegung und einem demüthigen Ausdruck dem Vater die Hand.

„Papa, ich weiß, daß ich den Erwartungen, wozu Du berechtigst warst, schlecht entsprochen habe. Ich war ein williger Sklave meiner Leidenschaft, und zwar in dem Grad, daß ich mich schämen würde, wenn Du eine Ahnung davon hättest; aber das ist jetzt vorbei. O! ich werde den Eindruck nie vergessen, den Deine Aeußerungen gegen Tante Sara auf mich machten. Vergiß die Vergangenheit; die Zukunft soll sie sühnen!"

Der Professor ergriff schweigend des Sohnes Hand und drückte sie. Tage fuhr fort: „Die Umwälzung, die in meinem Schicksal stattgefunden, die gänzliche Vereitlung aller meiner Wünsche und Hoffnungen, die eine Folge davon war, hat mich meine eigene Schwäche und alle Elemente des Bösen, die sich in meinem Innern vorfinden, kennen gelehrt. Ich weiß jetzt, daß es mir, wenn ich hier bleibe und dem Glücke anwohne, das mein hätte sein können, wenn das Schicksal es gewollt hätte, niemals gelingen wird, Macht über meine schlimmeren Wünsche zu erhalten. Genug, ich muß fort, weit von hier — so daß nicht einmal meine Ohren von dem Klange der Namen getroffen werden, welche im Stande sind, böse Gedanken und Gefühle in meinem Innern zu erwecken."

„Dieß billige ich vollkommen. Was Du jetzt wünschest, wollte ich Dir vorschlagen. Du mußt jedoch vorher zeigen, daß Du ein Mann sein kannst, nachdem Du ein schwacher Sklave gewesen. Meine Achtung und mein Vertrauen zu Deinen bessern Vorsätzen werden lediglich davon abhängen, wie Du Dich während der Zeit, die Du noch hier bist, benimmst."

„Du sollst zufrieden sein, Papa."

„Der Kommandeur Z," sagte Tante Sara, indem sie die Thüre aufdrückte.

Eine Stunde später waren die Gäste versammelt. Sie bestanden aus Lothars Vorgesetzten und Kameraden, so wie einigen Familien, mit denen der Professor verwandt oder befreundet war. Nur Gräfin Natalie fehlte. Lothar und Schuldfried waren so schön, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Das Glück ist das beste Schönheitsmittel. Tage war bleich und still, zeigte aber eine Ruhe und Selbstbeherrschung, die Aberney im höchsten Grade überraschte und Sara dermaßen rührte, daß sie schnell hinausgehen und ein Bischen weinen mußte. Schuldfried lächelte so freundlich gegen Tage und sah ihn mit so herzlicher Güte und Milde an, daß er ihren Verlust nur noch tiefer zu empfinden meinte. Er schien sich in Lothars edles Gesicht zu

schauen; er wußte, daß der Anblick des Glückes, das darin stand, nur seinen Zorn wecken und ihn in den dunkeln Strom der Eifersucht zurückwerfen würde.

Die Gräfin Reinstein wurde angemeldet. Tage sprach eben mit Schuldfried. Sämmtliche Anwesenden wandten sich beim Klange dieses Namens um und blickten nach der Thüre.

Natalie trat ein. Sie war äußerst einnehmend. Gleich Schuldfried trug sie ein weißes Seidenkleid mit einer Garnitur von Blumen.

Ueber Lothars Züge flog eine dunkle Röthe des Verdrusses, als er sah, daß Natalia mit seiner Braut gleich gekleidet war. Der Professor begrüßte die Gräfin äußerst verbindlich, und Natalie erwiderte seinen Gruß mit heiterem Scherz. Sie war unwiderstehlich einnehmend.

Tages Blicke waren hartnäckig auf sie gerichtet. Die Wolke auf seiner Stirne lichtete sich. Sie liebte ihn, diese verführerische Frau, vor deren Liebreiz und Geist jeder seine Rauchopfer anzündete. Eine solche Gewißheit mußte die Macht haben, ein Lieutenantsherz zu trösten. Endlich, als der Augenblick günstig war, näherte er sich ihr.

„Sie sind heute Schuldfried ähnlicher als je," bemerkte er mit einem Blick der Bewunderung.

„Wenn es so ist, so sind meine Bemühungen geglückt; aber gleichwohl werden die Liebhaber Fridas sie nicht eine Stunde lang über mir vergessen. Natalie warf Tage einen höchst gefährlichen Blick zu.

„Gräfin, wenn es so ist, so liegt das Unglück nur darin, daß man Sie nicht zuerst gesehen hat. In diesem Fall hätte man Sie nicht über Schuldfried vergessen können."

Natalie betrachtete Tages Gesicht. Es war ernst, und es lag darin Etwas, was ihr sagte, daß er wirklich so dachte, wie er sprach. Natalie beugte sich näher zu ihm und flüsterte:

„Sie haben doch nicht vergessen?"

„Ich vergesse nie."

„Und heute Abend?"

„Bin ich auf meinem Posten."

„Gut."

Einige Herren näherten sich der Gräfin; man begann von ganz gleichgiltigen Dingen zu reden. Das Gespräch wurde ungemein lebhaft. Lieutenant Steen, der vor Kurzem in England gewesen, erzählte verschiedene merkwürdige Verbrechergeschichten. Natalie nöthigte Schuldfried neben ihr Platz zu nehmen. Der Professor befand sich auch in der Gruppe, welche die Gräfin umgab. Lothar stand hinter Schuldfrieds Stuhl.

„Während meines Aufenthaltes in Bremen," erzählte die Gräfin, „sah ich den Kopf einer sehr berüchtigten Giftmischerin, Namens Margreth Gottfried, fallen. Die Herrschaften werden wohl von ihr gehört haben?"

Die Frage wurde von den Meisten bejaht, und man erzählte von den merkwürdigen Schicksalen der berüchtigten Giftmischerin.

„Als ich vor einigen Jahren durch den mittleren Theil Schwedens reiste," fuhr Natalie fort, „erzählte man mir eine merkwürdige und traurige Geschichte, die sich vor einigen Jahrzehnten dort zugetragen hat. Sie war so betrübter Art, daß ich nie von einer Vergiftung hören kann, ohne mich daran zu erinnern."

„Es war also eine Vergiftungsgeschichte?" sagte Jemand im Kreise.

„Ja, auf eine gewisse Art." Jetzt erhob Natalie ihre Augen und heftete sie auf Lothar, der fortwährend an Schuldfrieds Stuhl gelehnt stand und folglich seinen Platz der Gräfin gegenüber hatte. Etwas in ihrem Gesichtsausdruck gab Lothar eine Ahnung, daß sie etwas Unangenehmes sagen würde. Natalie fuhr fort:

„In der Gegend soll ein junger und beliebter Landrichter gewesen sein, der sich nachdem er einige Jahre lang mit Ehren sein Amt verwaltet, erschoß."

„Und die Ursache?" fragte man.

„War höchst betrübt." Nataliens Blick wanderte jetzt von Lothar nach Schuldfried. „Es wurde entdeckt, daß die Frau des Landrichters, die Wittwe seines eigenen Bruders, ihren ersten Mann vergiftet hatte und . . ."

„Die Baronin Canitz!" meldete man.

Natalie verstummte schnell. Lothar fuhr zusammen, und Schuldfried, die bei Nataliens letzten Worten todtenblaß geworden, warf einen erschrockenen Blick auf Lothar.

„Die Baronin Canitz, wer ist sie?" fragte man flüsternd. Alle Blicke richteten sich mit gespanntem Interesse auf die Thüre. Der Professor war nebst Tante Sara, die sich mehreremale schneuzte, um ihre Contenance

zu behaupten und nicht weinen zu müssen, der Ankommenden entgegen geeilt.

Er führte eine stattliche ältere Dame ein, mit einem Aeußern, das noch Spuren von Schönheit verrieth, da die großen dunklen Augen einen eigenthümlichen Zug über das Gesicht verbreiteten. Jeder Zug verkündete ein Leben voll tiefer und bitterer Leiden.

„Meine Cousine, Frau Canitz," präsentirte der Professor, „die Mutter des Barons Canitz und auch meines Adoptivsohnes Tage Aberney, welchen sie gütigst mir zur Erziehung als eigener Sohn anvertraut hat."

Die Ueberraschung war allgemein. Auch Tage und Lothar waren erstaunt. Auf das Auftreten der Mutter waren sie ganz und gar nicht vorbereitet. Lothar und Schuldfried gingen zur Baronin vor.

„Meine Braut!" sagte Lothar. Die Stimme war aufgeregt und sein Blick ruhte zärtlich auf der Mutter.

Die Baronin umarmte Schuldfried und flüsterte:

„Gott segne Dich, meine Tochter!"

Tage war unbeweglich an einem Fenster stehen geblieben. Der Blick der Baronin suchte jedoch sogleich den jüngsten Sohn. Vielleicht fing Tage diesen Blick auf, vielleicht auch flüsterte Etwas in seinem Innern ihm zu, was seine Schuldigkeit war. Nach kurzem Zögern ging auch er zur Mutter vor. Tage war aufgeregt. Es war jetzt das Zweitemal in seinem Leben, daß er vor derjenigen stand, welcher er sein Leben zu verdanken hatte. Er vermochte kein Wort zu sagen, so überwältigt war er von tausend widerstreitenden Gefühlen. Er ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Als er das gebeugte Haupt wieder aufrichtete, umarmte ihn die Baronin, indem sie flüsterte:

„Gott segne Dich, mein geliebtes Kind!" Die Worte wurden von keinem Andern gehört, als von Demjenigen, an den sie gerichtet waren.

Fortsetzung folgt.

---

## Der Hilferuf vom Ostseestrand.

Der Hilferuf vom Ostseestrand
Wie hallt er laut im ganzen Land,
An allen Orten wieder;
Und überall, wohin er dringt,
Ein jeder gern sein Schärflein bringt
Dort für die Ostseebrüder.

Wer freut sich nicht, daß dies geschieht?
Man überall nur Liebe sieht;
Und daß auch nicht geschwunden
Die alte, deutsche Brüdertreu,
Die immer noch wird frisch und neu
Bei unserm Volk gefunden.

Auf, deutsches Volk, auf, setze fort
Dein Liebeswerk, von Ort zu Ort,
Und laß' dich d'ran nicht hindern!
Die Ostseebrüder sind es werth,
Daß Jeder ihrem Jammer wehrt,
Und hilft ihr Elend lindern.

Sind sie es doch, die's treu gemeint,
Als jüngstens noch der alte Feind
Dich richten wollt' zu Grunde.
Vor Allem denk' heut' Du daran,
Süddeutschland, was sie dir gethan
In deiner schwersten Stunde!

Denk' d'ran, wie sie mit Spieß und Speer,
Im Flug' geeilt vom Meere her,
Und haben's Schwert geschwungen!
Denk' d'ran, wie Alles sie gewagt,
Die sie wie Löwen unverzagt
Für Dich so heiß gerungen.

Süddeutsches Volk, vergiß dies nicht,
Auf, auf erfüll' nun deine Pflicht,
Laß deine Gaben fließen!
Fürwahr, du kannst nichts Schöneres thun,
Als daß du das vergeltest nun,
Was man dir längst erwießen;

Z. M.

Aus dem Sp. A.

---

## Verschiedenes.

— Ueber einen Mord bei Mainburg wird dem „Bayer. Kur." geschrieben: Jeden zweiten Mittwoch des Monats ist im Markte Mainburg ein viel besuchter Viehmarkt, wohin sich auch 4 Männer von Elsendorf, zwei Stunden unterhalb Mainburg, am 11. d. M.

auf den Weg machten. Bei Lindkirchen, 1 Stunde unterhalb Mainburg, gesellten sich zu ihnen 3 fremde Männer, jeder einen geladenen Zwilling über der Achsel tragend. Mit wenigen Worten verlangten die 3 Fremden von den Marktbesuchern ihr Geld, und da sie dieses nicht sogleich erhielten, so zogen die Räuber ihre Revolver und schossen zwei Männer nieder, welche sogleich ihren Geist aufgaben. Der dritte Mann verlegte sich auf's Bitten und reichte seinen Beutel mit Geld dar. Da aber die Räuber bemerkten, daß er auch noch eine Geldgurte um den Leib geschnallt habe, so gaben sie ihm mit einem Revolver einen furchtbaren Schlag in's Gesicht und entrissen ihm die Gurte mit dem Inhalte von 350 Gulden. Den vierten Mann, welcher nur einige Gulden bei sich hatte, ließen sie laufen. Und dieses geschah nicht etwa bei der Nacht, sondern am hellen Tage, um 8 Uhr Morgens mitten auf der sehr frequenten Landstraße zwischen Mainburg und Abensberg. Sodann entfernten sich die Räuber, indem sie noch ein halb Dutzend Freudenschüsse ertönen ließen.

— Im Canalischen Garten ging ein Prager Fischhändler mit seiner reizenden Tochter spazieren. Ein Stutzer, die Vorübergehenden durch die Lorgnette musternd, rief, als er die Schöne erblickte, in Ekstase überlaut! „O ihr Götter! welch' antiker Kopf!" und der Fischhändler, dieses auf sich beziehend, entgegnete zornig: „San Se selber dickkuppige Flegel."

## Literarisches.

**Das Neue Blatt 1873.** Nr. 14 ist soeben eingetroffen und enthält: „Moderne Vampyre." Novelle aus der Gegenwart. Von F. Hirsch. — „Das Kind mit zwei Köpfen." Entstehung und wissenschaftliche Bedeutung dieser Zwillings-Mißgeburt. Von Prof. Dr. Reclam. „Die Dichterin des Emslandes." Selbstcharakteristik der neuesten Mitarbeiterin des Neuen Blattes. — „Und das war der Humor davon!" Lose Blätter aus meinem Bretter-Welt-Tagebuch. Von R. Schmidt-Cabinets II. Sind „maurische Aerzte" waschecht? — „Damenfeuilleton": Gesellschaftliche Wahrnehmungen. — „Handel und Verkehr." — „Allerlei": Ein Schlittenfahrt ums Leben. — Aus den Bergen — Die jenaische Christnachtstragödie. — „Räthsel." — „Neue Bücherschau" — „Polytechnischer Briefkasten." „Correspondenz." — An Illustrationen folgende Schnadahüpferl in der Sennhütte — E. von Dinklage. — Eine Schlittfahrt ums Leben. — Das Neue Blatt ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten für den mäßigen Preis von 15 Sgr. vierteljährlich.

Soeben trifft von der Verlagshandlung der wöchentlich erscheinenden illustrirten Zeitschrift „Das Neue Blatt" die Mittheilung ein, daß den Abonnenten des 1873er Jahrgangs eine Ueberraschung in Gestalt einer großen Pracht-Stahlstich-Prämie bereitet werden soll. — Das Bild ist betitelt: „Bei der jungen Witwe" nach dem Gemälde von C. Lasch, gestochen von F. Vogel. Der Stich ist ganz neu, noch nie dem Kunsthandel zum Verkauf übergeben. Ueber die Vortrefflichkeit und großartige Wirkung des Bildes kann kein Zweifel mehr obwalten, da der Hamburger Kunst-Verein diesen Stahlstich zu seinem Vereinsblatt erwählt hat. Während der Ladenpreis des Stiches auf 5 Thaler pro Exemplar festgesetzt ist, sollen es die Abonnenten des Neuen Blattes für die geringfügige Nachzahlung von 5 Sgr. am Ende des 1873er Jahrgangs, das ist gegen Ende September, erhalten. — Man kann wohl sagen, daß mit so kleiner Nachzahlung kaum die Verpackungs- und Versendungsspesen gedeckt sind. Für etwa ungeduldige Liebhaber macht die Verlagshandlung auch noch die Offerte der sofortigen Lieferung des Stiches gegen Vorausbezahlung des Neuen Blattes bis einschließlich des vierten Quartals 1873 sowie Vergütung der kleinen Extragebühr von 5 Sgr. — Dergleichen Vorausbezahlungen des ganzen Jahrgangs, verbunden mit sofortiger Besorgung der Prämie, wird man gewiß ebenso, wie die Abonnements auf einzelne Quartale von allen Buchhandlungen und Bezugsquellen gern entgegengenommen, und vermittelt bekommen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

# Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 116. Sonntag, 29. Dezember 1872.

## Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Nachdem man sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, kam das Gespräch wieder in Gang. Tante Sara, die Baronin, und Schuldsried unterhielten sich zusammen. Natalie saß in ihren Stuhl zurückgelehnt und hörte mit zerstreuter Miene zu, was Lieutenant Steen und eine Dame sagten. Die Konversation war nicht besonders lebhaft. Der Professor ließ sich neben der Gräfin nieder

„Sie wurden," sagte Aberney verbindlich, „mitten in Ihrer Erzählung von dem jungen Richter unterbrochen. Das war Schade. Ich vermuthe, daß die Geschichte einen psychologischen Werth hatte, wie die meisten Verbrecherhistorien."

Bei diesen Worten Aberneys wandte sich Schuldsried heftig um, als hätte sie durch diese Bewegung fragen wollen, was ihm denn einfalle, daß er das Gespräch auf diesen Gegenstand zurückführe. Ob der Professor diese Bewegung beachtete oder nicht, ist ungewiß; genug, er fuhr fort:

„Kennen Sie den Namen des Landrichters?"

„Ich habe ihn gehört, aber vergessen," antwortete Natalie mit einer eigenthümlichen Betonung.

„Wirklich? Dann bin ich glücklicher: denn der Unglückliche, der sich erschoß, war mein Bruder, Madame Dorbinos Vater und der Schwager der Baronin Edith Canitz."

Natalie wurde dunkelroth.

„Die arme hinterlassene Wittwe, von welcher Sie sagten, daß sie ihren ersten Mann umgebracht habe, war, wie Frau Canitz, meine Cousine. Ihr erster Mann war ebenfalls mein Bruder. Sie dürften also, meine gnädige Gräfin, einsehen, daß ich besser als irgend Jemand die Ursachen des Todes meiner beiden Brüder kenne. Ich kann daher ganz dreist erklären, daß jede Anklage gegen meine verstorbene Schwägerin, als ob sie den Tod eines ihrer Männer verschuldet hätte, falsch ist. Es ist etwas gewagt, Jemand als schuldig anzunehmen, den das Gesetz unangetastet läßt. Man riskirt da immer, daß man sich zum Verbreiter eines unwahren Gerüchtes macht."

Natalie fühlte sich gedemüthigt, antwortete aber mit ihrem kindlichsten Lächeln:

„Sie haben Recht, bester Professor, und darum vergesse ich immer die Namen der Personen, die in den Ereignissen, welche ich erzähle, eine Rolle spielen. Dieß hat das Gute, daß man sich niemals kompromittirt."

„Eine liebenswürdige Gewohnheit, wie alle Ihre Gewohnheiten sind."

„Du alter Fuchs!" dachte Natalie. „Du heilst mit Schmeicheleien, damit ich nicht merken soll, daß Du mich gekratzt hast."

Man soupirte und endlich brach man auf.

Der Morgen kam wieder mit Leben und Bewegung. Tante Sara war früh aufgestanden, um nach dem Schmause wieder Alles in Ordnung zu bringen. Sie war eben beschäftigt, die Gläser und das Porzellan zu zählen, als des Professors Anders eintrat.

„Schon auf, Fräulein?", sagte Anders. „Wissen Sie das Unglück schon?"

„Welches Unglück?" fragte Sara.

„Das Unglück mit Madame Dorbino."

„Um Gotteswillen, was ist ihr geschehen?"

„Die Pferde sind mit dem Wagen, dem Kutscher und ihr scheu geworden und geradezu in den Strom gesprungen. Eklund, der hier aufwartete, kam so eben und erzählte die ganze Geschichte . . . . Herr Jesus, wie bleich Sie werden, Fräulein!"

„Viktor! Viktor!" schrie Sara aus vollem Halse und ergriff verzweiflungsvoll ihren Kopf. „Viktor! Viktor!"

Des Professors Thüre ging auf und er zeigte sich in seinen Schlafrock gehüllt an der Schwelle.

„Was gibts?“ fragte er.

Sara sprang auf ihn zu und rief verzweiflungsvoll:

„Schuldfried ist zu Tode gestürzt!“ Darauf fiel sie in Ohnmacht.

* * *

Als Lothars Bedienter am Morgen bei ihm eintrat, sagte er:

„Herr Baron, es ist gestern Abend ein Unglück geschehen.“

„Welches?“ fragte Lothar.

„Ich weiß nicht, ob ich wagen darf, es zu erzählen, aber Herr Baron, Sie werden wohl dennoch . . .“

Hier wurde der Bediente von Jemand unterbrochen, der heftig die Salonthüre aufriß; Lieutenant Steen trat hastig in Lothars Kabinet und rief mit aufgeregter Stimme:

„Canitz, welches gräßliche Ereigniß! Und noch an Deinem Verlobungstag!“

Lothar sprang auf.

„Von welchem Ereigniß sprichst Du?“

„Von dem Unglück, das Deine liebenswürdige Braut betroffen hat.“

„Schuldfried!“

„Die Pferde gingen mit ihr durch und . . .“

Lothar sprang an die Thüre, um hinauszustürzen; aber Steen ergriff ihn beim Arm und sagte:

„Wohin, mein armer Freund?“

„Zu ihr!“

„Canitz, nimm all Deinen Muth zu Hülfe und höre mich an: Sie ist sammt dem Wagen und den Pferden in den Strom gestürzt.“

„Das ist nicht wahr, es kann nicht sein!“ rief er verzweiflungsvoll. Er ergriff seinen Hut und eilte die Treppe hinunter. Einige Augenblicke darauf klingelte es heftig an Schuldfrieds Vorsaal. Anaise öffnete. Es war Lothar, der mit bleichen und bebenden Lippen fragte:

„Ist Madame zu Hause?“

„Nein, Madame ist heute Nacht nicht heimgekommen,“ lautete die Antwort.

„Nicht! Wo ist sie denn?“

„Ich weiß nicht; wir haben die ganze Nacht auf sie gewartet; vielleicht ist sie bei dem Professor.“

Lothar eilte weg. Nach einer Weile stürzte er in den Saal bei Aberney, wo er den Professor, der eben ausgehen wollte, beinahe umwarf.

„Schuldfried!“ stammelte Lothar voll Verzweiflung in Ton und Blick.

Der erste Blick auf Aberneys Gesicht war ihm eine genügende Antwort auf die Frage. Auch Tage war verschwunden.

Wir verlassen jetzt unsere von Kummer und Verzweiflung heimgesuchten Freunde, und wollen sehen, was bei Natalie nach ihrer Heimkehr von dem Verlobungsfeste vorfiel.

* * *

Als Natalie in ihr Boudoir trat, wich sie einen Schritt zurück und stieß einen schwachen Angstschrei aus. Im Halbdunkel der Sommernacht erkannte sie eine Mannsgestalt in das Sopha zurückgelehnt.

„Licht!“ rief die Gräfin.

Die Kammerjungfer eilte mit solchem herein. Jetzt erhob sich die Figur. Der Lichtschein fiel auf ihr Gesicht, und Natalie stammelte ganz bestürzt:

„Lieutenant Aberney, Sie hier!“

„Ja, wie Sie sehen, Gräfin.“ – Die Kammerjungfer stellte die Lichter auf den Tisch und verließ sogleich das Zimmer.

„Wie kamen Sie hieher und welche Veranlassung haben Sie, mich auf solche Art bloßzustellen?“ fragte Natalie.

„Die Veranlassung ist, daß ich heute Abend mit Ihnen sprechen will. Eben jetzt. Was ich zu sagen habe, duldet keine lauschenden Ohren, darum erlauben Sie, daß ich die Thüre schließe.“

„Ei, mein Herr, bedenken Sie doch, was Sie thun!“ rief Natalie. „Was werden meine Leute denken!“

„Was sie wollen. Ich muß unter vier Augen mit Ihnen sprechen.“

„Ist es Ihnen mißglückt, weil Sie hier sind?“

„Nein.“

„Aber mein Gott, wenn unser Plan nicht gescheitert ist, so begreife ich nicht . . .“

„Wie Sie mich hier finden können? Setzen Sie sich gefälligst, Gräfin, und versuchen Sie mich ruhig anzuhören.“ Er nöthigte Natalie sich zu setzen.

„Der von Ihnen und Dr. Wagner ent-

worfene Plan war ja folgender. Der Doktor sollte an dem Wagen, worin Schuldfried heimfuhr, auf den Bock sitzen, und statt sie in ihr Haus zu führen, sollte er nach Rosenvick fahren, wo ich sie erwartete. Die Idee war sinnreich und wohl ausgedacht; denn in der ganzen Welt hätte sich nicht ein einziges Wesen gefunden, das nicht am Morgen Schuldfried für eine treulose und verächtliche Frau gehalten hätte, die, um Baronin Canitz zu werden, ihre Kinderneigung aufgeopfert, gleichwohl aber eine verbrecherische Verbindung mit dem Jugendfreund unterhalten hätte. Wenn Lothar Canitz sie noch zehnmal glühender geliebt hätte, als wirklich der Fall ist, so hätte gleichwohl dieses Ereigniß ihn für immer von Schuldfried getrennt. Alle Schwüre und Betheuerungen hätten sie von dem erniedrigenden Makel, der auf ihre Ehre geworfen worden wäre, nicht rein waschen können. Es blieb ihr dann nur noch übrig, mir ihre Hand zu reichen und auf diese Art dem Skandal ein Ende zu machen. Der polnische Doktor hatte die Folgen seines Planes wohl berechnet, und das Ende wäre wahrscheinlich gewesen, daß Lothar sich eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte."

„Wohin wollen Sie mit allem dem kommen?" Natalie rieb ungeduldig ihr Nastuch zwischen ihren Händen.

„Sie sollen es sogleich erfahren, Gräfin. Als Sie und der Doktor mich in den Plan einweihten, Lothar und Schuldfried durch eine solche Bosheit zu trennen, hatten Sie keine Idee davon, daß wir beide Brüder sind. Sonst hätten Sie sicher die Unmöglichkeit eingesehen, daß ein Bruder, so feindselig er auch gesinnt sein mochte, sich einer solchen Verrätherei schuldig gemacht hätte."

„Aber, mein Herr, Sie stellen sich, als ob Sie unsern Plan, der nur die Erfüllung Ihrer Wünsche zum Zweck hatte, mit Begierde ergriffen," fiel die Gräfin heftig ein.

„Sehr wahr; aber wenn ich das nicht gethan hätte, so hätte der Doktor irgend eine andere Bosheit ausgedacht, vor welcher ich Schuldfried nicht schützen konnte — weil er mich nicht darein eingeweiht hätte."

„Sie haben sie also gewarnt?" Die Gräfin sprang auf. —

„Nein, ich habe etwas noch Besseres gethan, ich habe sie vor allen Verfolgungen sicher gestellt, bis wir Beide, Sie und ich, einander recht verstanden hätten."

„Ich glaube Sie zur Genüge verstanden zu haben," fiel Natalie ein und wollte das Zimmer verlassen.

„Bleiben Sie Natalie," sagte Tage bestimmt und faßte die junge Dame am Arm. „Sie haben mich nicht zu Ende gehört." Er sah auf seine Uhr. „Noch ist Wagner mit dem leeren Wagen nicht nach Rosenvik gekommen. Ehe er entdeckt, daß er bloß sich selbst mit einer Lustfahrt amüsirt hat, werden Sie einsehen, daß ich Sie und mich vor einer schlechten Handlung bewahrt habe. Sie werden mir dafür danken."

„Daran zweifle ich." Natalie setzte sich wieder.

„Haben Sie nicht tausendmal erklärt und auch schriftlich wiederholt, daß Sie nur mein Glück befördern wollen?"

„Allerdings," antwortete Natalie. Sie bedachte mit Beben, daß sie sich gänzlich in Tages Gewalt befand, daß das Spiel verloren war, und daß er, Tage, sie aufs Gräßlichste kompromittiren konnte, wenn er ihre Theilnahme an den Intriguen gegen Schuldfried bekannt machte. Natalie hatte sich in ihren eigenen Netzen gefangen.

„In diesem Fall haben Sie mein Glück in Ihren Händen. Mein Glück hat seinen Namen gewechselt, es heißt nicht mehr Schuldfried, sondern Natalie."

„Sie haben gleichwohl gesagt, daß Sie mit keiner andern als Schuldfried glücklich werden könnten," fiel Natalie ein.

„Oder mit Ihnen. Natalie, eine Weigerung von Ihnen würde mir jetzt Zweifel an Ihrer Aufrichtigkeit erregen, und dann . . ."

„Was würde dann geschehen?"

„Ich würde dann zu dem Glauben genöthigt daß Sie ein ränkesüchtiger und dämonischer Charakter wären, wie Wagner Sie geschildert hat.

„Der elende Pole hat mich verrathen," dachte Natalie. Die Gräfin sah augenblicklich ein, daß sie aus der Noth eine Tugend machen und ihre Freiheit opfern mußte, um ihre Ehre zu retten. Sie sagte daher:

„Glauben Sie lieber, daß ich die Schöpferin Ihres Glückes werden wolle. Gott gebe, daß das Geschenk meiner Hand den Verlust ersetzen

könne, den Sie erlitten haben." Sie reichte ihm die Hand.

(Schluß folgt)

## Verschiedenes.

Paris, 21. Dez. Vor den Schranken der 10. Abtheilung des Pariser Zuchtpolizeigerichts stand gestern ein beliebter Komiker des Vaudeville-Theaters, Victorin, unter der Anklage eines gemeinen Diebstahls. Am 8. November, gelegentlich einer Probe, ließ Frln. Dufreni, erste Liebhaberin, als ihr Stichwort sie auf die Bühne rief, auf einem Tisch hinter den Coulissen ein Ledertäschchen mit drei Hundertfrankenbillets liegen, welche, als sie zurückkam, aus dem Täschchen entschwunden waren. Der Angeklagte war allein hinter den Coulissen gewesen und hatte sich, als der Diebstahl entdeckt wurde, auffällig benommen. Man fand die Scheine in einem Winkel der zum Maschinenraum führenden Treppe und legte, um den Thäter zu entdecken, drei andere Papierchen an ihre Stelle. Nach der Vorstellung kam Viktorin, sah sich vorsichtig um und — wurde in demselben Momente von dem Oberfeuermann und dem Gasmeister ergriffen, als er die vermeintlichen Bankbillets zu sich steckte. Trotz lebhafter Fürbitten Seitens der Bestohlenen, des Direktors und seiner früheren Kollegen, wurde Viktorin — derselbe ist erst 20 Jahre alt und hatte eine Gage von 9000 Fr. bezogen, zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt.

New-York, 24. Dez. Auf der pennsylvanischen Eisenbahn hat ein Unglück stattgefunden; die Waggons geriethen in Brand und 19 Menschen blieben todt, 35 wurden verwundet.

Fast scheint es, als ob wir in diesem Jahre gar keinen Winter erhalten sollten und Mancher möchte ausrufen: So ein Jahr war doch noch nicht da! Ben Akiba hat aber mit seinem „Alles schon da gewesen" Recht, denn alle Chroniken erzählen uns von ähnlicher abnormer Wintertemperatur; so waren im Winter 1172 die Bäume neu belaubt und bauten sich die Vögel Nester, 1289 gab es gar keinen Winter und die Temperatur war so frühlingsmäßig zu Weihnachten, daß die jungen Mädchen sich zu diesem Feste mit Veilchen und anderen Frühlingsblumen schmückten, 1241 standen die Bäume im März, die Reben im April in Blüthe, im Mai gab es reife Kirschen, 1588 entfalteten die Gärten schon im Dezember und im Januar ihren vollen Blüthenschmuck, 1572 waren die Bäume im Februar grün, Vögel bauten Nester, 1588 ebenso, 1607, 1609, 1617 gab es fast gar keinen Winter; 1659 gab es weder Schnee noch Frost, 1722 war es im Januar so warm, daß man selbst in Norddeutschland nicht einzuheizen brauchte und schon im Februar sämmtliche Bäume blühten, und auch 1807 war fast gar kein Winter. Wird's heuer auch so werden?!

Thiers vergleicht sich mit einem Papagei, welcher sich mit dem Schnabel hält, bis er für seine Füße einen Ast findet. Wäre es nun nicht besser, nicht der Schnabel hielte Thiers, sondern — umgekehrt?

Die „Tribüne" erzählt folgenden gelungenen Wortwitz: „Ein würdiger Greis wurde vor einigen Tagen von einem übermüthigen Straßenjungen geneckt, so daß er endlich — da kein Schutzmann sichtbar war — zu einem Steinchen griff und dasselbe auf den Schlingel warf. „Sie, olles Säugethier!" ruft dieser zurück. Dem Alten ist diese naturgeschichtliche Klassifikation völlig neu und er verspricht daher dem Jungen Amnestie, wenn er ihm den dunkeln Sinn der Rede aufkläre. „Na", sagt der Bengel, „jewiß sind Sie 'n Säugethier, Sie werfen ja lebendige Jungen!"

— So eine Anekdote zusammenstoppeln, ist Etwas Leichtes," sagte ein alter Herr, auf seine Dose klopfend. „Hätte ich nur immer gute Einfälle, ich wollte der Welt schon zeigen, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin."

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

